



Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

F. M. Zahn, Missionsinspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Siebzehnter Band.

Gütersloh 1890.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Offene Thüren und viele Widersacher.

Vom Herausgeber.

> Ich werde aber zu Ephesus bleiben bis auf Pfingsten; denn mir ist eine große Thür aufgethan, die viele Frucht wirket und sind viele Widerwärtige da.
> 1 Kor. 16, 8 u. 9.

„Berufen zum Apostel,“ „ausgesondert von Mutterleibe durch Gnade,“ „unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi,“ wußte sich Paulus als „ein Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren,“ und hatte er es als das ihm von Gott übertragene „Amt“ erkannt, der „Apostel der Heiden“ zu sein. Die ganze heidnische Welt bildete also so zu sagen seine Missionsparochie. Bei der ungeheuren Größe dieses Arbeitsfeldes bedurfte es seitens des Apostels eines besonderen Maßes der Weisheit, um die rechten Missionswege zu gehen, an den rechten Orten Missionsstationen zu gründen und die rechten Zeitpunkte zum Verweilen wie zum Weitergehen zu erkennen. Wir wissen aus seinen Briefen wie aus der Apostelgeschichte, daß Paulus diese Weisheit von oben sich holte, und was für ein feines Gemerk er hatte für die Einsprache des heiligen Geistes, je nachdem derselbe wehrte oder vorwärts trieb, oder durch besondere Gesichte und Offenbarungen ihn leitete. Diese Sprache des heiligen Geistes erkannte er aber nicht nur in Führungen außerordentlicher Art, wie z. B. in dem Rufe des Mannes aus Macedonien zu Troas, sondern auch in gewöhnlichen Erlebnissen und Umständen, sofern sie mit seinem Missionsberuf in Zusammenhang standen. Ein Mann wie Paulus, der, „was er lebte, im Glauben des Sohnes Gottes lebte“ und mit Leib und Seele seinem missionarischen Berufe gehörte, vernahm aus allem, was ihm widerfuhr eine Antwort auf die Losungsfrage seines gesamten apostolischen Dienerlebens: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“

Länger als 2 Jahre hatte er bereits in Ephesus geweilt; es warteten seiner wichtige apostolische Aufgaben in Macedonien und Griechenland, in Syrien und Jerusalem; auch Rom und sogar Spanien standen auf seinem missionarischen Reiseprogramm. Speciell in Korinth sah man längst seinem Kommen entgegen und weil es bekannt war, wie er es verstand, „die Zeit auszukaufen,“ so wunderte man sich, daß er so lange in

Ephesus weilte. Auf diese ausgesprochene oder unausgesprochene Frage giebt der Apostel Antwort in den Versen, die an der Spitze dieser Betrachtung stehen, indem er sein so langes und noch länger auszudehnendes Verweilen in Ephesus rechtfertigt durch zwei Thatsachen: 1. durch die geöffneten Thüren, die ihm dort gegeben sind, und 2. durch die Menge der Widersacher, die der Ausbreitung des Evangelii entgegenarbeiten. Beides steht miteinander im engsten Zusammenhang: der fruchtreiche Eingang, den die apostolische Heilsverkündigung in und um Ephesus gefunden, ist der Grund für die mächtige Feindschaft, die wider dieselbe ausgebrochen ist, und die Absicht der „vielen Widerwärtigen" ist keine andre, als den siegreichen Lauf des Evangelii aufzuhalten. Beides ist daher auch dem Apostel göttliche Weisung: jetzt in Ephesus zu verweilen, damit er die gottgegebene Gelegenheit zur Sammlung und Befestigung christlicher Gemeinden gründlich ausnutze und dem Feinde wehre, das angefangene Werk zu zerstören oder Unkraut unter den Weizen zu säen.

„Mir ist eine große Thür aufgethan, die viele Frucht wirket." Wiederholt ist in der Schrift des Neuen Testaments speziell auch bei Paulus von „Thüren" die Rede, welche aufgethan werden müssen, soll es zu Frucht kommen. Vor allen spricht der Herr Jesus und zwar zu denen, welche Hirten sein sollen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin die Thür zu den Schafen" (Joh. 10, 7). Er selbst ist der Mittler auch zwischen den Hirten und den Schafen; ohne ihn können die Hirten weder Menschen fangen noch sie weiden; durch ihn allein kommen sie in die Herzen der Menschen. Wenn Paulus bezeugt: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten," und abermal: „Ich habe euch „Christum vor die Augen gemalt," so legt und führt er durch diese seine missionarische und pastorale Praxis nur das Wort Jesu aus: „Ich bin die Thür zu den Schafen." Jesum vor die Augen malen in Wort und Wandel — das ist der Weg in das Menschenherz, und der Pastor und der Missionar streicht in die Luft, der diesen Weg nicht geht.

An die Kolosser schreibt Paulus (4, 3): „Und betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thür des Worts aufthue, zu reden das Geheimnis Christi, . . auf daß ich dasselbe offenbare, wie ich soll reden." Also auch „das Wort" hat eine „Thür", die einem erst „aufgethan" werden muß, will man in sein Leben eindringen und das „Geheimnis Christi" sowohl selbst verstehen wie andern verständlich machen. Auch werden die Herzen erst brennend, wenn uns und durch uns andern die

Schrift „geöffnet" wird. Solange diese Thüröffnung nicht geschehen bei einem Pastor oder Missionar, so ist alle seine Predigt nur ein „Kräuseln an dem Abendgewölk und der Mond dahinter hat gute Ruhe."

Als Paulus von seiner ersten Missionsreise zurückkehrte, da verkündigte er der versammelten Antiochenischen Gemeinde: „wie viel Gott mit ihnen gethan und wie Er den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan" (act. 14, 27). Dieser charakteristische Ausdruck besagt nicht: „Gott hat uns viel gute Gelegenheit zur Predigt des Glaubens gegeben," und er wird auch nur unvollständig erklärt, wenn man ihn so auslegt: „Gott hat die Hindernisse des Glaubens aus dem Wege geräumt," sondern er deutet an, daß Gott viele Heiden, welche die Glaubensverkündigung hörten, eine solche Seite derselben hat verstehen und ergreifen lassen, die gerade für sie geeignet war, sie in den seligmachenden Jesusglauben wirklich hineinzuführen. Es giebt vielerlei Führungen und Erfahrungen, die zu einer Thür in den Glauben hinein werden. Die Predigt machts nicht immer allein; Gott wirkt mit durch allerlei Ereignisse und Erlebnisse, welche dem Glauben erst die Thür und der Predigt vom Glauben erst das Herz aufthun. Der Pastor und der Missionar ist ein armer Mann, der sich nicht dieser thüröffnenden Mitwirkung Gottes getrösten kann.

Wenn es nun an unsrer Stelle heißt: „Mir ist eine große Thür aufgethan," so streift die Bedeutung dieses Ausdrucks allerdings an die des eben besprochenen Wortes an, aber sie ist weit umfassender. Der Apostel will nämlich ein Doppeltes sagen, einmal: Gott hat mir die Wege gebahnt, daß ich mit der Predigt des Evangelii an eine große Menschenmenge herankommen kann, und sodann: er hat viele unter meinen Zuhörern empfänglich gemacht, daß sie die Predigt des Evangelii auch annehmen; mit andern Worten: Gott hat beides gegeben, Zugang und Eingang. Den geschichtlichen Nachweis hierfür liefert wenigstens teilweise die Apostelgeschichte 19 u. 20. Es sammelte sich nicht nur um die tägliche Predigt des Apostels eine große Zuhörerschar, und bildete sich nicht nur in Ephesus eine wohlorganisierte stattliche Gemeinde, sondern auch „alle, die in Asien wohnten, hörten das Wort des Herrn Jesu, beide: Juden und Griechen." Auf Grund dieser Thatsachen wird man es begreifen, daß der Apostel die ihm aufgethane Thür eine „große" nennt.

Aber er fügt noch eine zweite Bezeichnung hinzu. Luther übersetzt: „die viel Frucht wirket;" der griechische Ausdruck lautet: ἐνεργής. Eine „energische" Thür — das ist eine charakteristische Paulinische Breviloquenz. In der „großen" geöffneten Thür erblickte nämlich der Apostel eine ener-

gische göttliche Aufforderung zu energischer missionarischer Arbeit, und so wurde die ihm aufgethane Thür selbst wirkungskräftig, d. h. sie bewirkte beides: Anstrengung aller Kräfte und bedeutenden Erfolg. Man braucht wieder nur in der Apostelgeschichte nachzulesen, wie Paulus vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Ephesus an „dem Herrn gedienet mit aller Demut und mit vielen Thränen und Anfechtungen . . und gelehret öffentlich und sonderlich und bezeuget beiden, den Juden und Griechen, die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum . . und nicht abgelassen drei Jahre Tag und Nacht einen jeglichen mit Thränen zu ermahnen“ — und man wird begreifen, wie er die ihm geöffnete Thür als eine „energievolle“ bezeichnen konnte. Es liegt in dieser Bezeichnung zugleich eine große Demut: nicht der Kraftanstrengung, die er aufgewendet, sondern dem von Gott gegebenen Zugange in die Menschenkreise und die Menschenherzen schreibt der Apostel die erzielte große Wirkung zu.

Wäre Paulus noch in Zweifel darüber gewesen, ob die „große und wirkungskräftige Thür,“ die ihm in Ephesus „aufgethan“ worden war, ein göttlicher Ruf zum längeren Bleiben sei, so wurde dieser Zweifel völlig beseitigt durch die wachsende Zahl der Widersacher, welche auch alle Kräfte aufboten, um die um sich greifende christliche Bewegung zu unterdrücken. Wenn der Führer mitten in der Schlacht die Flucht ergreift, so verschafft das den Feinden mit ziemlicher Gewißheit den Sieg. Sollte die gottgegebene Gelegenheit in und um Ephesus wirklich zu einem Siege des Evangelii ausschlagen, so mußte Paulus jetzt bleiben und den Widersachern die Stirn bieten. Die jungen ephesinischen Christen waren für sich allein dazu weder gefestet noch weise genug; sie hätten den Mut verloren, wäre Paulus in diesem entscheidenden Zeitpunkte von ihnen gegangen. Unter Umständen kann allerdings die Feindschaft wider das Evangelium das Verlassen eines Missionspostens begründen; aber sie muß dann stets als ein göttlicher Ruf zum Ausharren betrachtet werden, wenn sie erstens die Folge einer christlichen Lebensbewegung ist, also im Zusammenhang mit einer „geöffneten Thür“ steht, und wenn zweitens bereits eine Herde da ist, die des Hirtenschutzes bedarf. Denn der Missionar soll kein „Mietling“ sein, der „fliehet und die Schafe verläßt,“ wenn „er siehet den Wolf kommen.“ Darum konnte Paulus später mit gutem Gewissen die ephesinischen Ältesten im Blick auf die kommenden „greulichen Wölfe, die der Herde nicht verschonen würden“ ermahnen: „seid wacker,“ weil er sie auch in dieser Beziehung auf das eigne Vorbild verweisen konnte.

Auch bezüglich der „vielen Widerwärtigen" geben die bereits genannten Kapitel der Apostelgeschichte ziemlichen Aufschluß. Zuerst waren es die Juden, welche „übel redeten von dem Wege vor der Menge" (act. 19, 9 u. 20, 19), dann die an ihrem aus dem Aberglauben und Götzendienst ihnen zufließenden mannigfaltigen Gewinn bedrohten Heiden, welche „eine nicht kleine Bewegung über diesem Wege" zustande brachten. Wie ernstlich der Kampf gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß der Apostel ihn einem Kampfe „mit wilden Tieren" vergleicht (1 Kor. 15, 32), und wie groß die Gefahr, wenn er schreibt: er „sei über die Maße und über Macht beschweret gewesen, also daß er sich auch des Lebens erweget habe" (2 Kor. 1, 8). Auch auf die christliche Gemeinde können die feindlichen Bestrebungen nicht ohne Einfluß geblieben sein, wie die in der Abschiedsrede an die ephesinischen Ältesten wiederholte Erwähnung der Thränen (act. 20, 19 u. 31) und die ebendaselbst ausgesprochene Befürchtung zeigt: „denn das weiß ich, daß nach meinem Abschiede unter euch kommen greuliche Wölfe, die der Herde nicht verschonen werden." Also Widersacher ringsum, von außen und innen, offene und verborgene, gewaltthätige und schleichende, zerstörerische und Unkraut säende — welch ein Ruf Gottes zum tapfern Widerstand und zur aushaltenden Treue für einen Mann, der „nicht den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht" besaß.

„Offene Thüren und viele Widerwärtige" — das ist die Überschrift auch über einen großen Teil der heutigen heidnischen Welt, sofern sie bereits Missionsgebiet geworden ist. Es ist weder meine Absicht, durch eine Weltumschau die Thatsache in ihrer Allgemeinheit zu beleuchten, daß der Entdeckungseifer, der Erfindungsgeist, der Welthandel, der Kolonialwettstreit der Gegenwart die außerchristliche Welt in einer Weise erschlossen hat, wie dies noch in keiner früheren Periode der Weltgeschichte der Fall gewesen, noch eine allgemeine Betrachtung darüber anzustellen, daß Gott „die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch gemacht hat, damit der König der Ehren einziehe," daß also die Periode der Weltöffnung, in der wir leben, wie mit allen Glocken eine Periode der Weltmission einläutet, welche zur energischsten Kraftentfaltung die gläubige Christenheit verpflichtet. Zu einer solchen Betrachtung wären wir ja vollberechtigt, nur hätten wir dann als Überschrift etwa das Wort wählen müssen: „Als die Zeit erfüllet war." Zur Wahl der diesjährigen Neujahrslosung leitete uns vielmehr eine Missionserfahrung, welche der des Paulus in Ephesus ganz speziell ähnlich ist.

Wie Paulus mit gutem Recht den Ehrennamen „des Apostels der Heiden" trug, so ist unsre Zeit vor andern die Periode der Weltmission, welche vollen Ernst zu machen hat mit dem Auftrage des Himmelreichs-königs: „gehet hin in alle Welt," „machet zu meinen Jüngern alle Völker." Aber auf diesem großen Missionsgebiete hat die göttliche Missionsoberleitung gewisse Arbeitsfelder vor andern deutlich gezeichnet, daß sie unsrer besonderen Treue und Kraft gerade jetzt bedürfen, und zwar darum, weil hier mehr als anderswo „eine große Thür aufgethan ist, die viel Frucht wirket, und viele Widerwärtige da sind." Wie in einer Schlacht ein weiser Feldherr vor allem auf diejenigen Punkte die Hauptverstärkung sendet, wo es sich zunächst um die Entscheidung handelt und der Feind seine Macht am wirkungsvollsten entfaltet, so müssen auch in dem Welteroberungskampfe, den die Mission zu führen hat, die entscheidungsvollsten und bedrängtesten Posten mit den zahlreichsten und besten Kräften besetzt werden. Die Größe der Aufgabe, welche die gegenwärtige Weltöffnung der christlichen Mission stellt, wirkt fast verwirrend, bringt in Gefahr, die Kräfte zu zersplittern und verleitet zu immer neuen Unternehmungen nicht selten auf Kosten solcher älteren Arbeitsgebiete, auf denen das Feld bereits reif wird zur Ernte. Neue Thüröffnungen sollen gewiß nicht unbeachtet gelassen werden, sondern ein Ansporn sein, unsre Anstrengungen zu vermehren; aber sie dürfen weder einer gewissen Missionsromantik Nahrung geben, die nur darauf aus ist, „etwas Neues zu sagen oder zu hören," noch die Treue gegen die älteren Arbeitsgebiete beeinträchtigen, noch mit der Weisheit in Widerspruch treten, die die vollste Krafteinsetzung da erfordert, wo augenblicklich die gottgegebenste Gelegenheit zu weittragenden Entscheidungen liegt.

Es ist, als ob augenblicklich Afrika wie die Kolonialkreise so auch die Missionskreise förmlich berauschte. Gewiß: der dunkle Weltteil öffnet sich; aber abgesehen davon, daß die Mehrung der Missionskräfte nicht auf einmal wie in zauberischer Weise erfolgt, so kann man auch nicht sagen, daß durch die afrikanischen Entdeckungen und Kolonialerwerbungen in dem vorhin entwickelten paulinischen Sinne des Worts bereits „eine große Thür aufgethan sei, die viele Frucht wirket." Und die mohammedanische und heidnische Feindschaft, welche uns in Afrika entgegensteht, gilt nicht dem Evangelio, sondern der europäischen Eroberungsmacht. Die großen Missionsentscheidungen fallen vorerst nicht in den neu entdeckten Gebieten speziell des centralen Afrikas, sondern auf älteren Arbeitsfeldern, wo der Zugang zu den Menschenmengen zugleich mit einem Eingang der Glaubenspredigt in die Menschenherzen verbunden ist, und der Feind einen Wider-

stand gegen das Evangelium organisiert. Hier, wo die Situation bereits zu einer Hauptschlacht drängt, sollten die Missionskräfte möglichst konzentriert werden.

Vor solch einer Situation stehen wir z. B. in Madagaskar, in Indien, in Japan. Was Madagaskar betrifft, so ist in der vorjährigen Missionsrundschau S. 530 ff. auf den bis heute nachwirkenden Schaden aufmerksam gemacht worden, welcher daraus entstand, daß in der Stunde der Entscheidung die dazu besonders berufene Londoner Missionsgesellschaft nicht mit einer verdreifachten europäischen Arbeiterschar in die weit geöffneten Thüren eintrat, sondern ihre Kraft zersplitterte durch eine neue Missionsunternehmung am Tanganyika, wo ihr bis heute noch keine Thüren geöffnet sind. Die Folge der ungenügenden Auskaufung der gottgegebenen Gelegenheit ist ein Stillstand, wenn nicht ein Rückgang der Evangelisierung, eine Unreife der Gemeinden und — eine wachsende römische Gegenmission.

In Indien tritt augenblicklich mehr der heidnischer- und mohammedanischerseits organisierte Widerstand wider das Christentum als der freie Zugang zu den Menschenherzen in den Vordergrund, wie die diesjährige Rundschau dies des weiteren ausführt. Aber daß sich dort jetzt neben dem Mohammedanismus das alte Heidentum zur energischen Gegenaktion aufrafft und daß die verschiedenen hinduistischen Reformversuche je länger je mehr an Einfluß verlieren, das ist eins der markantesten Zeichen von dem sieghaften Fortschritte der christlichen Mission. Nur einen ohnmächtigen Feind ignoriert man; rüstet man sich zum Kampfe, so ist das ein Beweis, daß man den Gegner zu fürchten beginnt. Täuscht nicht alles, so drängt in Indien die Situation, wenn auch noch nicht zur letzten großen, so doch zu einer Entscheidungsschlacht, obgleich die Christen der Zahl nach nur erst eine kleine Minorität ausmachen. Das ist aber, so anders wir ein wenig von göttlichen Leitungen verstehen, ein lauter Ruf an die in Indien thätigen Missionsgesellschaften, ihre Streitermacht rechtzeitig auf den Kriegsfuß zu setzen.

Es ist speziell eine indische Mission, welche gerade für uns Deutsche unter dem Gesichtspunkte unsrer diesjährigen Neujahrslosung Beachtung verdient: die Goßnersche Kolsmission. Was für offene Thüren vor Jahren hier gegeben waren, weiß jeder Missionsfreund. Auch heute sind diese Thüren noch nicht geschlossen, aber leider ist der Eingang, den sie gewährten, nur in sehr ungenügender Weise ausgenutzt worden. Wir wollen jetzt die gemachten Fehler und Versäumnisse nicht aufzählen; aber unbegreiflich bleibt es, daß die deutschen Missionsfreunde eine so einzig-

artige gottgegebene Gelegenheit nicht mit Paulinischer Energie „ausgekauft" haben. Die Folge ist neben andern Übeln — eine *große römische Gegenmission.* Vielleicht hat Gott diese „vielen Widerwärtigen" zugelassen, daß *sie* die deutschen Missionsfreunde zu kraftvollem Eintreten reizen, nachdem den „geöffneten Thüren" allein dies nicht gelungen ist. Der macedonische Hilfeschrei, der jetzt aus der deutschen Kolsmission in die Heimat herüber schallt: „sendet bald und sendet viel Verstärkung" muß, wenn anders ein *Verständnis für macedonische Rufe und Paulinische Beschlußfassungen bei uns vorhanden ist,* eine Bewegung in den deutschen Missionskreisen zur Kräftigung dieser Mission hervorrufen. Auch dürfte die Leitung derselben nicht ermüden, immer wieder und immer stärker an das christliche Gewissen zu appellieren, damit dasselbe sowohl in dem besondern Segen wie in der besonderen Bedrängnis der Kolsmission eine *göttliche* Aufforderung auch zur besonders energievollen Betreibung erkenne. Es ist gewißlich *nicht* nach dem Sinne Pauli, neue Unternehmungen ins Werk zu setzen, während man eine Mission mit so „aufgethanen Thüren" und so „vielen Widerwärtigen" unbegreiflicherweise fast dahinsiechen läßt. Man kann nur mit gutem Gewissen zu dem Neuen schreiten, wenn man zuvor dem Rufe in genügender Weise gehorcht hat, den Gott durch die *bereits* geöffneten Thüren an uns hat ergehen lassen.

Am *größten* ist die „aufgethane Thür", wenn nicht alles täuscht, zur Zeit in *Japan,* und auch an den „vielen Widerwärtigen" unter Heiden und leider auch europäischen Christen fehlt es nicht, welche dem Eingange des Christentums Hindernisse in den Weg legen. Hier ist der evangelischen Mission vielleicht die folgenschwerste Aufgabe in der Gegenwart gestellt. Es ist nicht unmöglich, daß es in Japan in absehbarer Zeit zu Massenbekehrungen kommt; jedenfalls sollten sich die hier arbeitenden evangelischen Missionen auf diese Eventualität einrichten, damit ihnen nicht wie der Londoner Missionsgesellschaft auf Madagaskar in der Entscheidungsstunde die Bewegung über den Kopf wachse. Von deutschen Gesellschaften ist hier nur der noch kleine allg. evang. protest. Missionsverein thätig. Wie es weise von der Goßnerschen Mission wäre, ihre *ganze* Kraft auf die Kols zu konzentrieren und die Arbeit am Ganges lieber an eine englische Gesellschaft abzutreten, so sollte auch dieser Verein sich nicht zersplittern durch eine Ausdehnung seiner Arbeit in China oder gar auf Neuguinea, sondern in Japan bleiben, wo die „offenen Thüren" ihm schon eine solche Fülle der Gelegenheit zur Wirksamkeit gewähren, daß sie die Leistungsfähigkeit seiner Kräfte übersteigt.

Die genannten Gebiete sind keineswegs die einzigen auf dem heutigen Missionsfelde, deren Situation der ephesinischen zur Zeit der Absendung des ersten Korintherbriefes ähnlich ist; sie sind nur gewählt, um an einigen besonders bekannten Beispielen zu zeigen, wie notwendig es ist, dem in der Überschrift enthaltenen Paulinischen Grundsatze auch in der gegenwärtigen Mission die ernsteste Nachachtung zu schenken. Es fehlt auch heute nicht an göttlichen Fingerzeigen für unsere missionarischen Operationen: möchte es nur auch an den geöffneten Augen nicht fehlen, wann und wo Gott vor „geöffnete Thüren" uns stellt!

Es liegt ein großer Trost für uns darin, daß das Aufthun der Thüren nicht unsere Sache ist. Denn „so spricht der Heilige und Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschließt, der zuschließt und niemand aufthut: siehe, Ich habe vor dir gegeben eine offene Thür." Aber das ist unsre Sache: zu achten auf die von Gott geöffneten Thüren, da einzutreten, wo Gott Zugang und Eingang „gegeben" hat, die Gelegenheiten auszukaufen, wann und wo es rauschen will. Gelobt sei er, daß diese Gelegenheiten sich mehren in unsern Tagen. Vermehrte Gelegenheiten sind aber nichts andres, als vermehrte göttliche Aufrufe zur vermehrten Missionsarbeit. Die Missionsbedürfnisse wachsen mit den vermehrten Missionsgelegenheiten, d. h. nicht bloß: wir brauchen größere Beiträge, sondern wesentlich wir brauchen mehr Arbeiter. Männer, Männer, Männer thun uns not, Männer voll frischen fröhlichen Jesusglaubens, von brennender Jesusliebe, von herzgewinnender Jesusähnlichkeit, Männer von weitem Gesichtskreis, von demütiger Selbsthingabe, auch von gründlicher theologischer Bildung, Männer Paulinischen Schlages, die reden und wirken „in Beweisung des Geistes und der Kraft." Und weil es das Majestätsrecht Gottes ist, solche Männer zu geben, wie es sein Majestätsrecht ist, Thüren aufzuthun, so ist es unsere Sache und wird immer dringender unser aller Aufgabe, zu beten und wieder zu beten: „Herr, sende Arbeiter in deine Ernte." Wck.

F. S. Arnot.

Von F. M. Zahn.

Es ist wohl auch ein Zeichen von der Zunahme des Missionslebens, daß neben den Missionaren, welche im Verbande älterer Missionsgesellschaften arbeiten, eine immer größere Anzahl von Freiwilligen als eine

Art Freischärler auf eigene Hand den Krieg führt, und daß, weil die Art der älteren Gesellschaften zu bureaukratisch, ihre Geleise zu ausgefahren scheinen, sich auch neue Gesellschaften bilden, die freiere Bewegung ihren Arbeitern gestatten wollen. Wer glaubt, daß Einheit wie Macht der Kirche darin beruht, daß sie einen himmlischen Herrn hat, dessen Blick das scheinbare Durcheinander beherrscht, dessen starke Hand auch die Willkür in seinen Dienst zwingt, der zweifelt nicht, daß beide, die Freischärler und die regulären Truppen zur Förderung seiner Sache dienen werden. Die Weisheit dieses Regenten ist groß genug, auch die Thorheit seiner Knechte zum Besten zu wenden.

Diesen evangelischen Glauben mißbraucht man aber, wenn man, weil alles zum Guten dienen muß, auch alles gut nennt, und wenn man, weil der göttliche Regent auch aus Thorheit, ja selbst aus der Sünde sich einen Triumph bereitet, nicht beide ernstlich zu vermeiden und zu bekämpfen sucht. Die freieren Bewegungen in der Mission sind jedenfalls ein Zeichen, daß die älteren Organisationen nicht allen genügen, und darum für diese wohl eine Mahnung zur Selbstprüfung. Andrerseits werden auch die Freiwilligen gut thun, sich zu fragen, ob nicht die Erfahrung der Regulären ihnen von Nutzen sein, und ob nicht bei einiger Selbstverleugnung etwas mehr von äußerem Zusammenhang in die Arbeit gebracht werden könnte. Eine brüderliche gegenseitige Kritik ist vielleicht etwas von dem Segen, welcher in der Freiheit der Bewegung, die in protestantischen Missionskreisen herrscht, liegen kann.

Einer dieser Freiwilligen, wie es scheint, auch der Gründer oder doch die Veranlassung einer neuen Missionsgesellschaft ist der in der Überschrift genannte F. S. Arnot. Wie die nachfolgenden Mitteilungen zeigen werden, ist er ein sehr würdiger Vertreter dieser auf eigene Hand vorgehenden Missionare. Ein Mann von aufrichtiger, ernster Frömmigkeit hat er jenen Missionstrieb, der eine christliche Tugend, aber auch eine besondere Gnadengabe ist. Gleich auf dem Schiff, das ihn von England führt, beginnt er seine Missionsarbeit unter seinen weißen Mitreisenden, denn er weiß, die „Herzen sind dieselben, wie auch die Hautfarbe sei.“ Auf dem Schiff, das ihn von der Kapstadt nach Port d'Urban bringt, sind es die schwarzen Passagiere, mit denen er anbindet. Auf den weiten Landreisen, die ihn dann von Natal nach dem Sambesi, von da nach der Westküste und dann wieder bis tief ins Innere Afrikas führen, benutzt er jede Gelegenheit, jede Stunde der Ruhe, wenn es auch nur ein einmaliges und mit stammelnder Zunge abgelegtes Zeugnis sein kann, von dem zu reden, des sein Herz voll ist. Mit diesem Missionseifer verbindet er die praktische

Klugheit, die den Schotten auszeichnet, die große Gabe, mit Menschen umgehen zu können und eine Umsicht, die um so bewundernswerter erscheint, als ihm in sehr jungen Jahren die außerordentlich schwierige Aufgabe wird, fast ganz allein ungebahnte Wege zu gehen. Dazu kommt, daß in den vorliegenden Zeugnissen, so wenig wir allen Urteilen beistimmen können, sich doch nichts von dem im Gewande geistlicher Armut auftretenden geistlichen Hochmut zeigt, welchen Einspänner zuweilen an den Tag legen.

Die Quelle, aus der wir schöpfen, ist Garenganze or seven years pioneer mission work in Central-Africa by Frederick Stanley Arnot, welches im Frühjahr 1889 erschien und schon mehrere Auflagen erlebte. Ein älteres Buch First year among the Barotse ist vergriffen, soll aber nach Aussage der Verleger in das größere Buch aufgenommen sein. Wie es scheint, giebt der Kreis von Freunden, welche Arnot unterstützen, auch eine kleine Zeitschrift heraus, „Echoes of Services," in welcher fortlaufende Nachrichten gegeben werden. Uns ist nur das obengenannte Buch bekannt. Die Herausgeber halten es für nötig, den „einfachen und schlichten Stil" des Buches damit zu entschuldigen, daß Arnot nicht Zeit gehabt habe, mehr zu geben, und daß Tagebücher, Briefe an seine Familie, besonders an seine Mutter, in demselben zur Verwendung kommen. Unsers Erachtens ist dieser einfache Ton ein Hauptreiz des Buches, das wohl verdiente, ins Deutsche übersetzt zu werden. Es ist sehr erbaulich. Was man beklagen muß, ist, daß so viele Verhältnisse im Dunkel bleiben, daß, wie es scheint, zuweilen das Tagebuch nach späteren Ereignissen verändert ist, und daß nicht genug von dem Prozeß der Selbstkorrektur, der ohne Zweifel in dieser Arbeit, wie in jeder Missionsarbeit vor sich geht, zu sehen ist. Einige Spuren sind bemerkbar, aber es wäre zu verwundern, wenn ihrer in den Papieren sich nicht mehr fänden. Das ist nämlich sehr lehrreich und unsers Erachtens auch sehr tröstlich, daß die Arbeiter durch die Arbeit lernen. Ältere Arbeiter können oft die jungen begeisterten Reformatoren schon nach kurzer Zeit begrüßen: Sie sind geworden wie unser einer. Dieser Triumph ist ihnen vielleicht zu gönnen; wichtiger ist aber, daß die alten wie die jungen Knechte im Dienste *erzogen* werden.

Fast gar nichts hört man aus dem Buche von der Gemeinschaft, aus der Arnot ausgegangen ist, und nur sehr wenig von seinen persönlichen Verhältnissen. Es bleibt im Dunkel, welcher Kirchengemeinschaft er angehört; ob er durch irgend eine kirchliche Legitimation das Recht zu taufen, das er ausübt, empfangen, oder ob er dies als christliches Natur-

recht in Anspruch nimmt; welcher Kreis von Freunden Arnot und seine ungenannten Gefährten und nachmals seine Gehilfen, die Engländer Swan und Scott und den Kanadier W. L. Faulknor aussandte oder unterstützte. Über Arnot selbst hört man, daß er von Glasgow stammt und in einer Familie aufgewachsen ist, in der ihm von Jugend auf Gottes Wort nahe gebracht wurde, wohl auch gelehrt ist, die Bibel als eine Hauptquelle der Erbauung und geistlicher Unterweisung zu benutzen. Noch „ganz ein Kind“ hörte er 1864 Livingstone in Hamilton reden und bekam den Antrieb, sich Afrika zu widmen. Wie es scheint, hat er sich für diesen Dienst in „der Schmiede, in der Schreinerwerkstätte und in medicinischen Vorlesungen“ vorgebildet. Von einer theologischen Vorbildung ist nichts gesagt und auch nichts bemerkbar, außer daß er die Bibel liest und eifrigst benutzt. Arnot hat offenbar nicht Zugang zu den Quellen; er benutzt die englische Bibel, behilft sich mit der revidierten Bibel und citiert auch einmal die deutsche Übersetzung. Ob er diese selbst einsehen konnte oder sie in seinen Hilfsquellen angeführt fand, ist nicht ersichtlich; jedenfalls citiert er selbst oder sein Gewährsmann sie falsch.[1]) Wir hoffen, einige Beispiele geben zu dürfen, welcher Schatz auch so die Bibel für ihn gewesen ist.

Das Buch ist voll von Zeugnissen, daß sich Arnot ohne eigenen Willen und ohne Plan von Gott leiten lassen wollte. Wie es scheint, hat Livingstones Rede ihm den Gedanken an Afrika, insbesondere an Central-Afrika, ans Herz gelegt. Aus einer gelegentlichen Bemerkung wird ersichtlich, daß er kurz vor seiner Abreise noch mit Interesse den Bericht über eine Reise gelesen hat, die Selous und Owen 1878 vom Sambesi aus nach Sitanda gemacht, ein Bericht, der im März 1881 in den Proceedings der R. Geogr. Soc. erschien. Ob er von Moffat noch andre Ratschläge empfing, als den Abschiedsgruß: „Haben Sie Geduld, Geduld, Geduld, und dann wirds Ihnen gelingen,“ erfahren wir nicht. Arnots Augen scheinen auf das Innere Afrikas gerichtet gewesen zu sein, als er am 11. Juli 1881 England verließ. Er kann damals nicht mehr als 27 Jahre alt gewesen sein.

In der Kapstadt angekommen, erfuhr er, daß er, um ins Innere zu kommen, am besten von Natal ausgehe und fuhr darum mit einem Küstendampfer nach Port d'Urban. Vier Schwarze, die nach Delagoa-

---

[1]) Es ist die Stelle Psalm 119, 14: Ich freue mich des Weges deiner Zeugnisse als über allerlei Reichtümer. Die englische Bibel hat „as much as in all riches“. Arnot versteht das „über“ so, daß die deutsche Übersetzung noch mehr sage und übersetzt: „above all riches.“ Der erbauliche Gedanke ist ja ganz richtig, aber das Beispiel zeigt, was man aus einer Übersetzung herausdeuten kann.

bai reisten, bestürmten ihn, doch zu ihnen zu kommen. „Weißer Mann bringen Branntwein nach Delagoabai," sagte ihr Führer, „aber weißer Mann bringen keine Kapelle nach Delagoabai." Dieser Ruf nach Hilfe bewegte Arnot, er verstand ihn aber nicht als einen Ruf Gottes nach Delagoabai, sondern „die einfachen Worte," so schreibt er, „kamen an mein Herz als ein Ruf Gottes, mich selbst viel völliger dem Dienste zu widmen, das Evangelium zu den entferntesten Gegenden zu tragen."

„Nichts geschieht zufällig," schreibt Arnot, als er am ersten Abend in Port d'Urban eine Predigt über Markus 10, 29. 30 hörte. Zufällig war es auch wohl nicht, daß in Natal sein Begleiter durch ärztlichen Rat veranlaßt wurde, heimzukehren. Den heimischen Freunden scheint es zweifelhaft gewesen zu sein, ob Arnot allein gelassen weiter gehen solle. Dieser dagegen ermutigt von den Freunden in Pietermaritzburg, wohin er sich begeben, beschloß allein weiterzugehen. Er hoffte auf einen Gehilfen, den man ihm nachsenden werde, doch wollte er „lieber jahrelang warten auf einen Mitarbeiter, als daß einer in der Eile zu ihm kommen sollte." Und er hat warten müssen; erst sieben Jahre später, am 16. Dez. 1888, durfte er seinen Mitarbeiter Swan begrüßen.

Ein andres Hindernis, das in Maritzburg ihn aufhielt, war, daß ein Krieg zwischen Engländern und Buren auszubrechen drohte. In solchem Falle war Arnot entschlossen, seine Dienste für ein Hospital anzubieten. Einstweilen arbeitete er unter den Kolonisten und rüstete sich auf seinen Missionsdienst, indem er benachbarte Missionsstationen besuchte und Reisevorbereitungen traf.

Der Krieg brach nicht aus, und am 19. Nov. 1881 trat Arnot von Maritzburg aus die Reise nach Schoschong an; sein nächstes Ziel war Potscheffstrom. Es war eine einsame Reise. Denn obwohl Arnot hoffte, vor dem Ende derselben seinen 16 Kaffern ein wenig von Jesus predigen zu können, war doch seine Zunge einstweilen gebunden. Er hatte sich aber nie so glücklich gefühlt. Wir lesen in seinem Tagebuch:

„Ich fühle, daß ich auf den Herrn angewiesen bin und sehne mich nach einem Kindessinn, daß ich willig sein möchte, blindlings voranzugehen, wenn er nur führt. Es ist süß, die Verheißung seiner Gegenwart zu haben, zu wissen, daß er gesagt hat: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Sein Nahesein sich zu vergegenwärtigen, sein „Fürchte dich nicht" zu hören in einer Zeit, wo man mit seinem Volke keinen sichtbaren Verkehr hat, ist eine unaussprechliche Freude und, wenn wir ein richtiges Urteil hätten, eine Lage, die man begehren und nicht fliehen sollte. — Die neun Reisetage bin ich von allem Verkehr abgeschnitten gewesen und konnte nur mit dem verkehren, dessen

Ohren immer für uns offen sind. Das hat meine Einsamkeit zu einer sehr köstlichen Zeit gemacht, und ich kann sagen, daß ich mich nie freier von aller Sorge und allen ängstlichen Gedanken fühlte, denn jetzt. Ich wundre mich, wie der Satan es fertig gebracht, mich so blind zu machen, daß nicht mein ganzes früheres Leben ein Danklied war. O wecket jedes Kind Gottes, das ihr findet, auf, unsern Gott mehr zu loben! Wir erkennen nicht genug, wieviel wir ihm stehlen mit 'unsern betrübten Herzen und unserm stumpfen, undankbaren Leben!"

Nach 34 Reisetagen erreichte Arnot Potschefstrom, wo er wieder anderthalb Monate verweilen mußte. Ob er in dieser Zeit den Berliner Missionar Köhler und seine Gemeinde von 500 Seelen gar nicht kennen gelernt hat? Erwähnt werden sie nicht. Dagegen lernte er einen wesleyanischen Missionar Webb kennen, bei dem er Sechuana studierte. Webb hätte Arnot gern bewogen, zu den Baralongs zu gehen, unter welchen er selbst gearbeitet. Aber da diese von den Buren aufgerieben, so konnte der Vorschlag Arnot nicht von dem Ziel abbringen, das er, wie es scheint, schon länger ins Auge gefaßt hat. Die Bataka, jenseits des Sambesi, wünschte er zu erreichen; gewiß war er noch nicht hierüber. „Ich kann ehrlich sagen," schreibt er, „ich hatte keinen eigenen Wunsch oder Willen in bezug auf meine Zukunft." „Ich fühle," heißt es daneben, „daß es vieler Gnade bedarf, um auf der Wacht dagegen zu sein, daß nicht mein eigener Wille aufkommt und mich in meine eigenen Wege führt, die nur in Kummer und Bitterkeit enden." Das gewiesene Ziel schienen ihm die Bataka, um so mehr, als er in dem nahen Klerksdorp den Reisenden Selous fand, dessen Bericht, wie schon erwähnt, ihm daheim so viel wert gewesen war. Dieser war jetzt in Afrika, um Sammlungen für britische und kontinentale Museen zu machen. Außer Livingstone war er der einzige Europäer, der die Bataka besucht hatte. Er konnte Arnot viel erzählen. Er berichtete ihm auch, daß die Jesuiten dort einen Versuch gemacht; der eine sei aber gestorben, wahrscheinlich vergiftet, der andre weggegangen. Dieselben beabsichtigten nicht nochmals hinzugehen, sondern würden zu den Barotse sich wenden. Und endlich lud Selous Arnot ein, mit ihm nach Schoschong zu gehen, und dahin ging denn nun die Reise.

In Schoschong, wo Arnot von Anfang März bis Anfang Juni 1882 bleiben mußte, fand er eine freundliche Aufnahme bei Missionar Hepburn von der Londoner Missionsgesellschaft. Die brüderliche Gemeinschaft wird ihm wohl gethan haben, denn er war im Dunkeln. Die Frage trieb ihn, wie er schrieb, „zum Herrn, ob es sein Wille sei, daß ich den Weg wieder zurückgehe, den ich gekommen. Zwei Monate lang war mir

verborgen, was mein nächster Schritt sein solle; aber jetzt ist es, wie ich denke, klar, daß ich vorwärts gehen muß."

Aus den nicht sehr klaren Mitteilungen geht hervor, daß er in dieser Ungewißheit vernünftig erwogen hat, daß er aus verschiedenen Gründen weder sich nach rechts wenden dürfe zu den Matebele, noch nach links zu einem Häuptling Silika, daß auch der Buschmänner in der Wüste zu wenig seien, um sich ihnen zu widmen, und daß es am besten sei, durch die Kalahariwüste nach dem Mababi zu gehen, von da sich nach Panda-ma-tenka zu wenden, wo er die Hilfe des dienstwilligen und erfahrenen Herrn Westbeech zu bekommen hoffte, um dann weiter zu den Bataka zu gelangen. Die Entscheidung wird wohl herbeigeführt haben, daß der Christ Tinka, des Bechuanenfürsten Khama Jäger, nach dem Mababi zu reisen gedachte, und daß Khama ihm Ochsen und Wagen gab und Basubia zu seiner Verfügung stellte. Mit dem Gedanken nach einem Besuch bei Moemba, dem Häuptlinge der Bataka, in vielleicht 8—9 Monaten zurückzukehren, um seinen erhofften Mitarbeiter zu holen, trat Arnot seine Reise an. „Khama," schreibt Arnot, „und seine Frau waren sehr freundlich. Er wünschte mir, daß Gott mit mir gehen, mich auf dem Wege behüten und in Frieden heimbringen möge. Seine Frau sagte mit Thränen: Möge Gott mit euch gehen und bei uns bleiben und mit Segen euch beschütten."

Wir können Arnot nicht mit gleicher Ausführlichkeit auf seinen nächsten Wegen hin und her folgen, so anziehend es auch ist, von seinen Fährlichkeiten durch schrecklichen Durst, durch schwere Krankheit, durch allerlei feindliche Menschen und von seinen wunderbaren Errettungen zu hören. Wir müssen uns begnügen, die Hauptzüge anzugeben aus der Zeit zwischen dem 6. Juni 1882, wo er Schoschong verließ und dem 19. Dezember d. J., wo er in Lealui, der Residenz Lewanikas, des Königs der Barotse, ankam. Sein erstes Ziel war der Mababi, wo er die Basubia fand, die sich vor den Matebele vom Sambesi hierher zurückgezogen. „Ein herrliches Missionsfeld hier," schreibt Arnot. Er aber wird zu den Bataka gezogen und hofft zunächst in Leshuma am Sambesi Herrn Westbeech zu treffen. Leshuma findet er fast verlassen und hört, daß Westbeech in Shesheke sei. So ist er genötigt, östlich nach Panda-ma-tenka zu gehen und die Hilfe eines holländischen Händlers, Herrn Blockley, zu suchen. Der Weg führte ihn nicht weit von den Viktoriafällen vorbei, aber „da weder meine Zeit noch mein Geld mir gehört," lesen wir, „fühlte ich mich nicht berechtigt, drei oder vier Tage zu meiner Reise hinzuzufügen, nur um etwas zu sehen." In Panda-ma-tenka hörte er,

daß der Sambesi für jeden weißen Mann verschlossen sei. Aber Blockley erzählte ihm so viel Gutes von den Bataka, daß sein Verlangen nur größer ward. Der Holländer riet ihm zugleich, zu dem Barotsekönig zu gehen und den um Erlaubnis zu bitten. Da das aber eine Reise von 30 Tagen nötig machte, so zögerte Arnot. „Ich konnte nur zu Gott schreien für diese Leute, daß er ihnen das Evangelium senden möge durch wen er wolle. Das Werk ist sein.“ Da teilt ihm Blockley mit, er selbst müsse gegen seinen Wunsch den Fluß hinauf, und bietet ihm seinen Wagen an. So kommt Arnot nach Leshuma, für Blockleys Diener geltend auch über den Sambesi — noch auf dem Wasser will der Bootsmann ihn zurückfahren, da er hört, er sei ein marute, ein Lehrer — und endlich nach Shesheke zu den Bataka, bei denen er auch Westbeech fand. Die Bataka sind freundlich, aber mißtrauisch. Sie sagen, Missionar Coillard sei bei ihnen gewesen, aber komme nicht wieder. Die Jesuiten seien da gewesen, aber sie kommen nicht wieder. Arnot verspricht ihnen zu bleiben, und sie erklären, daß sie ihn als Lehrer haben wollen. Doch das bedurfte der Genehmigung des Barotsekönigs, welchem die Bataka unterworfen sind, und es ward verabredet, daß Westbeech zum Könige gehen solle und diesen zu bestimmen versuche, Arnot von Leshuma mit seinen Booten abzuholen. Unterdessen wollte dieser noch einmal nach Panda-ma-tenka, um von da seine Sachen zu holen. Diese Reise hat ihm einen Monat und 24 Tage und beinahe sein Leben gekostet. Schon auf der Rückreise überfiel ihn das Fieber und bewußtlos lag er auf dem Boden, und seinem treuen Jungen hat er es zu verdanken, daß er nach Panda-ma-tenka zurückgebracht ward.

Es war eine einsame Zeit. Sieben Monate hatte er keine Nachricht irgend einer Art aus der Heimat; seit zwölf Monaten war ihm keine Zeitschrift zu Gesicht gekommen. Aus dieser Zeit stammt das Zeugnis:

„Ich hatte gedacht, daß ich in der Einsamkeit, fern von Streitereien und manchen andren üblen Einflüssen, zu einem geistlicheren und geweihteren Stand des inneren Lebens kommen würde. Aber ich habe gelernt, daß ich etwas wie einen Klotz mit mir herumschleppe, das die Gemeinschaft der Seele mit Gott verhindert, das ist das alte tote „ich selbst,“ welches in meiner Einsamkeit beim Mangel christlicher Gemeinschaft eine Neigung hat zu wachsen, statt abzunehmen. Doch alles in allem kann ich Gottes Gnade und Weisheit nur verherrlichen. — — Ich könnte leicht zu spät kommen für die Boote des Königs — aber alles wird zum Besten dienen. Gott verhüte, daß ich ein Wort in der Sache zu sagen haben sollte. — — Ich habe in der letzten Zeit darüber nachgedacht, daß unsre Unseligkeit zumeist daher kommt, daß wir Gottes Weisheit bezweifeln. Es scheint doch schrecklich zu sein, zu zweifeln an seiner Weisheit in der Leitung, Ordnung und Fügung aller Dinge.“

Arnot kam nicht zu spät. Er fand die Boote in Leshuma, die ihn nach Lealui brachten. Westbeechs weisen Rat, sich unterwegs „einen guten Namen“ zu machen, hat er gewiß hier wie überall auf seinen Reisen befolgt. Am 19. Dezember 1882 kam er in Lealui an. Wir bemerken gleich hier, daß Arnot zu den Bataka nicht zurückgekehrt ist und also dort nicht sein Arbeitsfeld gefunden hat. Noch einmal sind ihre Erwartungen getäuscht worden. Erst viel später erfährt man, daß er sein Versprechen den Bataka nicht halten konnte, weil der Barotsekönig es nicht erlaubte. Daß er ihn darum gebeten, wird nicht mitgeteilt.

Es schien fast, als ob das Land der Barotse den Reisenden festhalten wolle, und in der That außer in Garenganze, wo er zwei Jahre verweilte, ist er an keinem Orte so lange geblieben, wie hier, wo er 1 Jahr und 4½ Monate sich aufhielt. Allerdings gehen von dieser Zeit 4½ Monate auf eine dritte Reise nach Panda-ma-tenka, zu der er sich genötigt sah, weil seine Mittel zu Ende. Sie sollte eigentlich bis nach Schoschong gehen, aber da die Jahreszeit unpassend, kehrte er nach Lealui zurück. Im vorbeigehen bemerkt hat er bei dieser Reise sich frei gefühlt, die Viktoriafälle zu besuchen, obgleich die Tour diesmal sechs Tage kostete. Wichtiger ist es zu beachten, wie herzlich sein Empfang in Lealui war, als er zurückkehrte. Das Mißtrauen des ersten Anfangs war gewichen; der König gab ihm ein neues Haus; er sandte ihm acht Kinder, daß Arnot sie unterrichte. Eine alte Frau, Mamwia, die von einer Londoner Station her einige Bekanntschaft mit dem Evangelium hatte, ließ sich Gottes Wort vorlesen, es schien eine neue Zeit zu kommen. Es ist in Afrika und wohl bei allen Naturvölkern kaum etwas so nötig für den Missionar, als daß er Vertrauen gewinnt, und das gewinnt man nicht im vorbeilaufen. Jedes Jahr, das einem Missionar dort zu seiner Arbeitszeit hinzugegeben wird, ist ein Zuwachs an Macht über die Gemüter. Diesen Vorteil unnötigerweise preisgeben, heißt ein Kapital, das Gott gegeben, wegwerfen.

Es lohnte sich wohl, im Lande der Barotse zu bleiben. Es sei daran erinnert, daß die Makololo, die durch Livingstone bekannt und berühmt geworden sind, hier eine Herrschaft über Barotse wie Bataka aufgerichtet hatten. Zwar war ihre Herrschaft durch die Untüchtigkeit der Nachfolger Sebituanes zu Falle gekommen, aber die Barotse hatten die Stelle der Makololo eingenommen, und die Sprache der Makololo war im Thale der Barotse als eine Art lingua franca in Geltung geblieben. Wie weit dies in Wirklichkeit der Fall, wird wohl noch näherer Untersuchung bedürfen, und Arnot that gewiß wohl, nicht nur Sekololo,

sondern auch Serotse zu lernen. Aber wenn das Sekololo auch nur in geringerem Maße verstanden wird, so ist doch auch dies ein großer Vorteil, und statt von vielen Dorfhäuptlingen nur von einem Herrscher abzuhängen, vereinfacht die Arbeit. Sehr nötig hatte das Land auch das Licht des Evangeliums. Wenn man Arnot von den Menschenopfern, von dem Scheiterhaufen, von der Grausamkeit in der Behandlung der „Hunde" d. i. der Sklaven und Unterworfenen und von der Finsternis in allen geistlichen Dingen hört, so kann man nur wünschen, daß es bald Tag werde über dem Thale der Barotse.

Lewanika war zwar anfangs dagegen, daß Arnot von geistlichen Dingen zu ihm und andern rede, aber mit der Zeit gewann Arnot sein Vertrauen, und der König war sogar geneigt, auch Arnots „Brüder" willkommen zu heißen. So sehen wir ihn, der überall auch einen kurzen Aufenthalt zur Missionsarbeit benutzte, hier eine längere Zeit sich seinem Berufe widmen. „Außerdem, daß ich eine kleine Tagesschule habe," erzählt er, „und Zeit darauf verwende, mit den Leuten mich über göttliche Dinge zu unterhalten, war ich viel beschäftigt mit Doktorarbeit, mit Reparieren von Gewehren, und indem ich sie lehrte, zu nähen, Hemden zu machen u. s. w." Wir hören ihn denn auch gelegentlich seine Missionsregeln aussprechen, von denen einige sehr verständig sind, andere in der Erfahrung andrer Arbeiter als unzweckmäßig sich erwiesen haben. Da erst kürzlich der Kanonikus Taylor ein fakirähnliches Mönchsleben den Missionaren empfohlen, und der Afrikareisende Johnson darauf erwidert hat: Im Gegenteil; jeder Missionar müsse einen Ponywagen haben; das sei der Triumphwagen, auf welchem der Missionar des 19. Jahrhunderts unter den unkultivierten Völkern erscheinen müsse, ist es von Interesse, Arnots Meinung zu hören. Nachdem er erzählt, wie sein Besitz die Gier der Leute geweckt und ihn zu dem Entschluß getrieben, möglichst wenig europäische Waren zu haben und mit einheimischer Kost sich zu ernähren, schreibt er:

„Es war für den armen Mann, der an der Thür des Tempels saß, sehr gut, daß Petrus weder Silber noch Gold hatte; ebensogut ist es für diese Afrikaner, wenn der, welcher ihnen den einen kostbaren Schatz bringen will, nicht belastet ist mit dem, was im Vergleich mit dem Schatz doch nur Trödel und Flitter ist, was nur dazu dient, ihre Augen blind zu machen für bessere und himmlische Sachen. Viele in Südafrika betonen, daß ein Missionar, der zu den „rohen" Völkern geht, in der Verkleidung eines großen Mannes, mit einem großen Gefolge von Dienern und einer Fülle von Gütern kommen sollte. Dann, so hat man mich versichert, bekommt er eine Stellung unter dem Stamm, und man hört auf ihn. Doch das ist ein verhängnis-

voller Irrtum und weit entfernt vom göttlichen Vorbild. Unter solchen Umständen mag der Heide leicht bewogen werden, an den Mann und an seine Güter zu glauben und in der Hoffnung, seine äußere Lage zu verbessern, ein Bekenntnis zum Christentum ablegen, ohne irgend etwas von dem sanften und demütigen Jesus gesehen zu haben und zu wissen."

Wir möchten die Wahrheit in dieser Bemerkung nicht abschwächen und wollen auch nicht vorgreifen, aber im vorbeigehen fragen wir: Gilt dasselbe nicht auch, wenn der Missionar den Leib kuriert, die Gewehre verbessert und Nähen zc. lehrt? Ist das nicht auch Flitter und Tand? Ist das richtige nicht, daß der Missionar sich weder als großer Mann noch als armer Mann verkleidet, sondern so kommt wie ein Europäer, dem die Hauptsache, die Predigt des Evangeliums, wirklich die Hauptsache ist?

Unbedingtere Zustimmung wird es finden, wenn Arnot seine Arbeit in der Überzeugung führte, daß nur Gottes Macht das Heidentum bewältigen könne. Dagegen scheint es doch nicht ohne Bedenken, wie er diese Macht durch sein Gebet zur Hilfe rief. Er erzählt:

„König Lewanika ist lange krank gewesen, obgleich er es mit allen seinen Doktoren versucht hat. Einer seiner Vornehmen, der den Ehrentitel: „des Königs Matte" führt, bat mich zu kommen und Seine Majestät zu sehen. Ich sagte, ich glaube nicht viel für ihn thun zu können, aber wenn ich es nicht könne, so könne es Gott. Ich bat ihn, zum Könige zurückzukehren; ich würde ihm folgen, was ich auch that, indem ich ernstlich um des Herren Segen für das Mittel bat. Am nächsten Morgen war der König im stande, einer großen Ratsversammlung beizuwohnen und sah ganz wohl aus. Verschiedene Älteste kamen mir zu gratulieren wegen der Kur. Wenn ich ihnen aber sagte, es sei Gott gewesen und nicht ein Mensch, der des Königs Gesundheit wiederhergestellt, so schüttelten sie ernst ihr Haupt."

Auffallender ist eine andre Geschichte, die auf der Reise nach Panda-ma-tenka sich zutrug. Arnot war in Shesheke Gast eines gewissen Ratau, der in großer Not sich befand. Kürzlich hatte Ratau ein Pferd, das er für den König holen sollte, verloren; darauf einige Güter und jetzt hatte er einen dritten Verlust. Im Auftrag des Königs hatte er nämlich einen kostbaren Hund gekauft, dieser aber war ihm entlaufen und schien unrettbar verloren. Arnot erzählt:

„Ratau war ganz niedergeschlagen; wenn dieser Hund nicht wiederkäme, könne er sich nur das Leben nehmen. Er kam zu mir in großer Bedrängnis. Ich versuchte ihn zu beruhigen, aber er erwiderte, es sei alles umsonst; nie würde er den Hund wieder sehen. Der Gedanke faßte mich, daß das eine Gelegenheit sei, die Macht Gottes zu beweisen, von der ich zwei Abende vorher zu ihm geredet. Ich betete stille zu Gott und bekam die Zuversicht, Ratau zu sagen, der Hund werde wieder zurückkommen. Nein, nein, sagt er,

nein, nein und ging bald weg. Etwa eine Stunde später kam der Hund zurück. Einige Männer, die Feuerholz geschlagen, hatten ihn gefunden und zurückgebracht. Der arme Ratau konnte nicht genug Worte finden, um mir zu danken und seinen Glauben an die Realität meines Gottes auszusprechen. Die Nachricht lief durch das ganze Land, daß des Lehrers Gott des Königs Hund zurückgesandt. Der Hund muß gerade zu der Zeit gefangen sein, als ich den Herrn darum bat. Ein lebhaftes Interesse entstand. Ratau sagte heute abend, daß er und seine Weiber wünschten, daß ich mit allem Volk am hellen Tage eine Versammlung abhalte; sie alle wollten gern hören. Wir hören, sagt er, wie ihr abends singt und betet, aber wir wünschen, daß ihr mit uns noch mehr am Tage redet."

Es ist eine zu zarte Sache um das Gebetsleben, als daß man es gerne kritisieren möchte; doch können wir nicht verschweigen, daß diese Geschichte sehr ernste Bedenken weckt und unsers Erachtens nicht nach Analogie dessen ist, was die heil. Schrift von den ersten Zeugen des christlichen Glaubens und ihren Thaten berichtet.

Auch dieses Thal der Barotse ist nicht die bleibende Arbeitsstätte Arnots geworden. Außer den politischen Unruhen, die ihn vor allem fortrieben, war es die Ungesundheit der Gegend, welche ihn abhielt wiederzukommen, obgleich Lewanika beim Abschied ihn darum bat, und obgleich die evangelischen französischen Missionare, die bekanntlich dort arbeiten wollten, einigermaßen auf ihn gerechnet hatten. In einigen Briefen, die dem Buche beigegeben, spricht Coillard zwar seine Freude aus, daß Arnot ein andres Feld gefunden, aber schreibt auch:

„Ich bedaure, daß Sie die Barotse verlassen mußten und kann in Wahrheit sagen, daß ich Ihrer immer in meinen Gebeten gedenke. Was Sie auch thun werden, seien Sie unsrer herzlichen Teilnahme versichert und wenn Sie hierher kommen, so denken Sie daran, daß Sie als einer von des Meisters eigenen Dienern kommen, die wir achten und lieben. Wir stehen an demselben Werk und haben denselben Herrn." „Ich bin betrübt," heißt es in einem späteren Briefe, „daß Sie für uns hoffnungslos verloren sind, und ich glaube, wir hätten nebeneinander arbeiten können, ohne uns auf die Füße zu treten."

In der That war es in Barotse sehr ungesund; in Lealui am Sambesi, wie in der Sommerresidenz Amafura, die in einer Sumpfgegend liegt, hat Arnot viel gelitten; Dysenterie, Augenkrankheiten, Fieber suchten ihn heim. Vom 19. Dezember 1882 bis zum 15. März 1883 wird aus dem Tagebuch nichts mitgeteilt; die Lücke ist wahrscheinlich von Krankheit ausgefüllt. Allein es war auch kaum irgend etwas von dem geschehen, was einem europäischen Boten des Evangeliums in ungesunder Gegend das Leben ermöglicht. Und ist denn Ungesundheit eine Weisung Gottes,

in eine sonst geöffnete Gegend nicht einzutreten? Coillard und seine Gefährten haben nicht so geurteilt.

Die äußere Weisung, die Barotse zu verlassen, kam durch den portugiesischen Händler Senhor Porto, der im Januar 1884 erschien und Arnot einlud, mit nach Bihe zu reisen. Am 8. Mai trat Arnot diese weite Reise an, aus der wir nur einige wenige Züge erwähnen. Wie immer, so hat auch diesmal Arnot gepredigt nach Möglichkeit und mehr als an einem Orte offene Thüren gefunden. Die ersten willigen Hörer waren die Batuki. „Ich sagte ihnen, daß ich, obgleich ich jetzt gehe, so Gott wolle, wiederkommen werde. . . . Ich hoffe zu Gott, daß diese beiden Männer (die sich besonders empfänglich zeigten) in der That von dem lebendigen Wasser getrunken haben, was den Menschen, der davon trinkt, nicht wieder dürsten läßt.“ Es ist wohl später hinzugesetzt, wenn es weiter heißt: „Bis jetzt war ich noch nicht imstande, mein Versprechen zu erfüllen, aber ich würde in der That sehr froh sein, es zu erfüllen.“ Auch bei den Balojashe fand er freundliche Aufnahme des Wortes und sagte ihnen, er werde wiederkommen. „Sie haben keine Idee von Monaten, wird erzählt, so zeigte ich ihnen mit meiner Hand, wie hoch das Getreide über der Erde sein werde, wenn sie nach mir ausschauen könnten.“ Wenn die Balojashe dies gethan, so sind sie getäuscht worden; weder sie, noch die Batuki, noch einer dieser Stämme, unter denen, wie Arnot bezeugt, „eine offene Thür für einen Boten des Friedens“ sich findet, haben diesen Boten wiedergesehen.

Weit ins Innere und nach dem Westen hin finden sich Spuren von der Kunde des Evangeliums, die protestantische Missionare vom Süden her in den Erdteil hineintragen. Dagegen wie Arnot sich dem Westen nähert, begegnet ihm nie eine Spur davon, daß auch von Westen her, von dem alten Sitz römisch-katholischer Mission Funken ins Land geflogen seien. Jenseits des Kwanza bemerkt Arnot zum erstenmal eine Veränderung im Äußeren. „Jedermann ist ordentlich gekleidet . . . die Häuser sind viereckig und gut gebaut, mit Thüren, die in Angeln gehen und im Lande gearbeitete, eiserne Schlösser haben. Ihre Gärten sind groß, gut bearbeitet und sauber gepflügt, ganz wie unsre Felder daheim. Aber die Leute sind in trauriger Weise dem Trunk und der Unsittlichkeit ergeben. . . .“ Von der christlichen Religion in diesem Lande, in Bihe, schreibt er: „Den größeren Teil des 17. und 18. Jahrhunderts waren die ganze Westküste entlang und auch ein wenig ins Innere hinein viele römisch-katholische Missionare thätig; aber die einzig übrigen Spuren von ihnen und ihrem Werk sind ein paar „christliche Reliquien“, die zu dem

Haufen der einheimischen Zaubermittel hinzugekommen sind und hier und da ein hölzernes Kreuz am Kopf eines heidnischen Grabes, welches sich wohl verträgt mit phantastischen heidnischen Bildern und Symbolen, die daneben stehen. Mancherlei Gedanken kommen einem in den Sinn, wenn der Blick auf dieses Bild der Verwirrung fällt."

Wie von Gott gesandt kam Arnot in Bailundu an. Die Missionare vom American Board dort waren nämlich von den Eingebornen vertrieben, ihr Haus geplündert, weil ein Senhor B. den Leuten eingeredet, dieselben seien gekommen, das Königreich zu zerstören; in den Blechbüchsen, die Konserven enthielten, seien die nötigen Zaubermittel. Arnot konnte diese Verleumdung aufdecken; Senhor B. mußte gestehen, daß er gelogen und hatte dafür die zeitgemäße Entschuldigung: „Ich glaubte, es seien Juden und nicht christliche Missionare." Die Amerikaner durften zurückkehren und werden sich gefreut haben, ihren Dank abzustatten, indem sie Arnot die lang entbehrte Gemeinschaft mit christlichen Brüdern gewährten.

Am 14. Juli 1884 war Arnot in Belmonte, dem Wohnsitz Senhor Portos, in Bihe angekommen, und am 2. Juni 1885 sehen wir ihn von Westen nach Osten sich zurückwenden, sein Angesicht einem neuen Ziele zugewandt. Von diesem Aufenthalt im Westen wird uns nicht viel berichtet; ein Zeitraum von zwei Monaten wird ganz mit Stillschweigen übergangen. Zweimal ist er in Benguela an der Küste gewesen. Er hat sich für die Reise ausgerüstet. Dazu gehörte auch, daß er die Bailundusprache erlernte. Für uns das Wichtigste ist aber, daß ihm in dieser Zeit ein neues Ziel der Wanderschaft aufgeht. Hier erst hören wir die Gründe, welche ihn glauben lassen, daß Gott ihn nicht zu den Bataka, nicht zu den Barotse, nicht zu den Bakuti, nicht zu den Balojashe sende, und daß Garenganze bei den Arabern Katanga, oder wie die Eingebornen es nennen Sanga, das Reich des Msidi, weit im Innern, von Gott ihm zugewiesen sei. Wann zuerst Arnot von diesem Lande gehört, wissen wir nicht. Hier trifft er Leute aus jenem innerafrikanischen Reiche; er besucht Msidis Schwager und hört, daß der kluge Herrscher wünscht, weiße Männer aus dem Westen möchten zu ihm kommen. Er hatte nämlich mit dem Osten durch die arabischen Händler Verbindung, allein um von ihnen unabhängig zu sein, suchte er auch einen Weg nach dem Westen. Er wünscht natürlich Händler, und Arnot hat ihm ja eine köstliche Perle zu bringen und entschließt sich nach Erwägung der Umstände zu Msidi zu ziehen. Ob er dort bleibt oder nur einen Besuch machen wird, weiß er noch nicht.

„Es wird mir," lesen wir, „immer mehr klar, daß es vieler christlichen

Diplomatie bedarf, um in Afrika ein Missionswerk zu gründen und zu erhalten. Die Leute sind keine arme, mit etwas Intelligenz versehene Affen; und dies habe ich erfahren, so begierig sie nach Geschenken sind, sie lassen sich nicht mit Geld kaufen. — Wenn ich auch nur als Besucher komme, so hindert das nicht, daß ich nicht ein oder zwei Jahre da bleibe. Es bedarf aller dieser Zeit in Afrika, ehe die Leute den Mut bekommen zu sagen, daß sie euch kennen."

Gerade so viel Zeit, als hierzu ihm nötig schien, zwei Jahre lang ist die längste Zeit, die Arnot vergönnt war, an einem Orte in Afrika zu bleiben und zwar in Msidis Reich, dem er jetzt sich zuwandte. Wir müssen es uns versagen, von seiner Reise, die in 8½ Monaten ihn nach Garenganze brachte, weitere Mitteilungen zu machen, so erbaulich, verständig und lehrreich auch viele Worte sind, die Arnot in dieser Zeit niedergeschrieben hat. Wir müssen uns darauf beschränken, noch einiges zu sagen über den Aufenthalt in Garenganze, der vom Februar 1886 bis Februar 1888 gedauert hat.

Garenganze-Katanga-Sanga ist im Norden von den Seen Lupemba und Moero, im Süden von der Wasserscheide zwischen Sambesi und Kongo, im Osten vom Luapula, im Westen vom Lualaba begrenzt und im wesentlichen das Werk seines gegenwärtigen Herrschers Msidi. Derselbe kam unter dem vorigen Herrscher aus dem Reiche des bekannten Mirambo nach Garenganze; der Vorteil, den seine Flinten gegen die Speere der Eingebornen gewährten, sicherte ihm eine Stellung und erwarb ihm die Nachfolge im Reiche, das durch seine Eroberungskriege bedeutend an Ausdehnung gewann. Es ist eines jener politischen Gebilde, die in Afrika schnell aufwachsen und solange es währt, immerhin gegen die sonstigen Verhältnisse eine Verbesserung zu sein scheinen. Auch Msidis strenges und selbst grausames Regiment kann insofern eine Rechtfertigung finden, als er Ordnung schaffte und hielt. Seine Kriege waren im Grunde aber doch nur Eroberungskriege und Raubkriege; die Beute waren Sklaven, und Arnot hat viel Ergreifendes zu erzählen von dem Elend, welches diese Kriege bringen. Im vorbeigehen dürfen wir wohl erinnern, daß außer Arnot nur der Portugiese Senhor Ivens und die Deutschen Dr. Böhm und Paul Reichard Msidi haben kennen lernen. Die beiden letzteren haben sich für berechtigt gehalten, den Msidi in diesen seinen Kriegszügen zu unterstützen, um ihrerseits geographische Ziele zu erreichen. Dr. Böhm ist dort gestorben, P. Reichard, einer jener Afrikareisenden, deren Unglück und Ungeschick es ist, viel Blut zu vergießen, hat später vor Msidi fliehen müssen. Es ist sehr zu bedauern, daß Männer, wie Paul Reichard, die in Afrika ihre Erforschungen nur mit Blutvergießen durchführen

können, in der Heimat als Ratgeber auftreten dürfen, wie man Afrikaner, Freie und Sklaven, behandeln soll.

Man kann ergrimmen über die leichtfertigen Reden, welche Sklavenhandel und Sklaverei beschönigen, wenn man solche Schilderungen liest, wie sie Arnot giebt. Auch sonst war die Finsternis groß genug in Msidis Reich. Aber es war doch Ordnung da; das Land war wohl bebaut und reich bevölkert. Von der Hauptstadt, dem Mukurru bis zum Lufirafluß, auf einem Weg von zwei Stunden, zählte Arnot 43 Dörfer, alle ziemlich groß, und ringsum fand er alles Land bebaut. Manche weise und gerechte Maßregeln hatte Msidi getroffen. Auch sollte das Land gesund sein. Zwar hat Arnot in der ersten Zeit viel gelitten; es finden sich jene verdächtigen Pausen im Tagebuch. Wenn er später seine Gesundheit rühmt, so hinkt doch das aber nach: Nur Rheumatismus plagt mich. Als nach zwei Jahren Ablösung kam, fand man ihn freilich „in der That bei guter Gesundheit", aber doch nötig, daß er daheim einen Arzt konsultiere, da er immer von Zeit zu Zeit an der Milz leide. Doch Arnot schrieb das alles den früheren Zeiten zu und vielleicht mit Recht. Es mag wohl so gesund dort sein, wie es im Innern Afrikas zur Zeit sein kann, und gesunder als in der Niederung des Sambesi. Was die Sprache anbetrifft, so bediente sich Arnot zuerst meistens des Umbunda, doch war es nötig zu den drei oder vier afrikanischen Sprachen, die oder richtiger an denen er bisher gelernt, noch neue zu lernen, die Seyeksprache, wie Arnot sie nennt, und die Lubasprachen.

An das Lernen und an die Predigt machte sich denn auch Arnot. Selbstverständlich konnte von großen Erfolgen nicht die Rede sein. Die beiden Taufen, die er vollzog, geschahen an jungen Leuten, die ihm nach Garenganza gefolgt waren, und bei denen Arnot eine wirkliche innere Bewegung und Änderung zu erkennen glaubte. Man möchte gern erfahren, wie sich diese Erstlinge bewähren. Für das Volk im Lande war noch Vorbereitungszeit, und von Msidi ungehindert, vielmehr vielfach unterstützt betrieb Arnot sein Werk, so wie wir ihn schon kennen lernten, mit Gebet, mit Eifer und vieler Weisheit. Man kann nicht zweifeln, daß die bei jeder guten Gelegenheit ausgestreuten Samenkörner nicht verloren sein werden.

Eines war schwer, die Einsamkeit, die auch keine briefliche Botschaft erleichtert. Wir haben schon früher einmal erwähnt, wie lange Arnot ohne Briefe blieb. Zu einer späteren Zeit, in Sheshеke, war dann auch einmal eine Masse Briefe, 43 an der Zahl, die sich angehäuft, angekommen. Die für seine Freunde unerwartete Reise nach Benguela aber

hatte ihn wieder für lange Zeit der Briefe beraubt. Im Januar 1887 bemerkt er, daß seine letzten Briefe aus der Heimat vom November 1885 datieren, und erst am 14. Dezember 1887 bekommt er neuere Briefe.

Mit diesen Briefen kam Nachricht, daß zwei Gehilfen für ihn nahen, und zwei Tage später konnte er Herrn Swan, der seinem Gefährten Faulknor vorangeeilt war, begrüßen. Schon im Juni 1886 war Herr Swan, nachdem er in Lissabon etwas Portugiesisch gelernt, in Benguela angekommen, begleitet von Herrn Scott. Während sie in Bailundu auf nähere Nachricht warteten, stellte es sich heraus, daß Scotts Gesundheit der Arbeit nicht gewachsen sei. Dafür trat W. L. Faulknor ein. Zweiundeinhalb Jahr nach seiner Ankunft in Benguela begrüßte Swan in Garenganze Arnot. Die Reise von Bihe dorthin hatte 3 Monate 9 Tage gedauert. Ende Februar 1888 brach Arnot auf zur Heimreise und erreichte ebenfalls in 3 Monaten und einigen Tagen Bihe. Den 18. September 1888 war er in London, und schon im März 1889, also nach halbjähriger Pause, stand Arnot bereit, mit vier Gehilfen auf das Arbeitsfeld in Garenganze zurückzukehren.

Hoffentlich hat unsre magere Übersicht den Eindruck hervorgerufen, daß hier ein lehrreiches Stück Leben eines aufrichtig frommen, missionseifrigen und nicht gewöhnlich begabten Mannes vorliegt. Wir bedauern, daß die, welche Vorreden zu lesen pflegen, zu dem Buche durch eine Vorrede kommen, die zwei Freunde ihm vorausgeschickt haben. Die Mitteilungen Arnots selbst erwecken an mehr als einer Stelle Widerspruch und auch ernstliche Bedenken, aber erst die Vorrede erregt den Verdacht, daß doch vielleicht ein tieferer Schaden und eine unheilvolle Unklarheit vorhanden sein möchten. Die Freunde nämlich, die Herren H. Groves und J. L. Maclean, meinen es zwar auch gut und sagen auch einiges Gute. Aber gerade das, was sie sagen wollen und was alle Arbeiter in Gottes Sache immer bereit sein sollen, sich sagen zu lassen, bringen sie so verkehrt vor, daß es auf bedenkliche Irrtümer schließen läßt. Da diese Irrtümer von nicht wenigen, besonders englischen Missionsfreunden geteilt werden, sind wohl einige Worte erlaubt.

Diese beiden Kritiker behaupten, daß in dem ausgedehnten Missionswerk so viel Schwachheit sei, weil man das „göttliche Muster“ verlassen habe. Dies finden sie zunächst in Matth. 10, wenn sie auch anerkennen, daß diese Missionare zu Israel gesandt waren, und die Instruktion nur nach dem „Geist“ zu interpretieren sei. Aber warum besteht man darauf, eine Instruktion auf Heidenmissionare anzuwenden, die gleich mit den

Worten beginnt: Gehet **nicht** auf der Heidenstraße, und deren charakteristische Züge sich gerade daraus erklären, daß sie Missionaren unter einem Volke gilt, das seit Jahrhunderten auf diese Stunde vorbereitet war?

Wie aus dem Zusammenhang ersichtlich, ist es den Freunden besonders um V. 9 u. 10 zu thun: Ihr sollt nicht Gold . . . auch keine Tasche haben. Warum stellt man denn nicht das Wort des Herrn daneben, welches zeigt, daß weder dem Buchstaben noch dem Geiste nach diese Instruktion heute noch gilt, das Wort Luk. 22, 35—36, wo der Herr zeigt, wie bisher es nach Matth. 10, 9 u. 10 gegangen, um anzukündigen, daß es hinfort nicht mehr so sein werde. „Aber jetzt, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desselbigen gleichen auch die Tasche."

Aber es sei, daß dem Geiste nach die Vorschrift für Judenmissionare, welche von den Juden leben sollen, da sie als Arbeiter ihrer Speise wert sind, auch für die Heidenmissionare noch gilt, was ist denn der Geist dieser Mahnung? Für seine Reise nach Leshuma rüstete sich Arnot aus mit Folgendem: 70 Pfd. Weizenmehl, 3 Säcke von je 35 Pfd. Nahrung für seine Leute; 40 Pfd. getrocknetes Fleisch, eine Kiste mit Thee, Kakao, Lichter ꝛc. 50 Pfd., 2 Seemannssäcke mit Perlen, Kleidern, Kattun u. s. w. Buchstäblich ist das gewiß nicht ohne Beutel noch Tasche; ist es dem Geiste nach der Instruktion entsprechend? Wir glauben, daß Arnot auf diese Vorräte nicht sein Vertrauen setzte. Aber wenn diese stattliche Liste nicht gegen den Geist ist, wieviel Pfund sind denn vorschriftswidrig? Soll nicht ein Missionar heute, so gut wie einst Paulus, danach ringen, daß Christus ihn mächtig mache zu allem, nicht nur niedrig zu sein, zu hungern, Mangel zu leiden, sondern auch hoch zu sein, satt zu sein und Überfluß zu haben? Das letztere ist das Schwerere, aber es ist wie das erste eine Aufgabe, die Christus stellt und zu lösen hilft.

Wie das Wort, so sei das Beispiel Jesu von der Mission vergessen. „Seine Hilfsmittel," so werden wir belehrt, „kamen von oben und nicht von unten, von Gott und nicht von Menschen, vom Geiste Gottes und nicht von Mitteln und Geld." Das sind ganz verkehrte Antithesen. Die Geschichte Jesu widerspricht ihnen auch. Die Doketen haben so sein Leben in Schein aufgelöst. Der Teufel hat ihn versucht, es so zu gestalten. Aber der Heiland wußte, daß er zwar nicht vom Brote allein, aber doch auch vom Brote leben sollte. Wir wissen, daß seine Jünger Brot besorgten, daß sie eine Kasse hatten, einmal waren 200 Denare darin (Joh. 6, 7). Das Leben unsers Heilandes ist ein Leben im Fleische gewesen,

und so soll auch das seiner Jünger sein. Er ist nicht gekommen, sie instand zu setzen, Mittel und Geld und alle Hilfsquellen, die Gott hier auf Erden giebt, zu mißachten, sondern nur, wenn ihrer wenige sind, darum nicht zu verzagen, und wenn ihrer viele sind, dem reichen Geber zu danken und im Geiste sie zu gebrauchen.

Wie der Herr, so haben es auch die Apostel gehalten, behauptet die Vorrede. Und da ist es wieder vornehmlich der Punkt: Mittel und Geld, welcher sie beschäftigt. „Geld," heißt es, „welches heutzutage die wichtigste Sache zu sein scheint, wird in dem Evangelisationswerk der ersten Tage kaum erwähnt." Es ist erstaunlich, wie ein Bibelleser so etwas sagen kann. Um Geld handelt es sich bei der ersten großen Versündigung in der christlichen Kirche (Apg. 5); Geldsachen sind die Veranlassung für die erste Fortentwicklung des Amtes (Apg. 6, 1 ff.). Die letzten Erscheinungen aus der judenchristlichen Gemeinde treten vor uns als solche, welche die Tugend der Freigebigkeit ziert (Apg. 9, 36). Daß die Heidenchristen die Wohlthätigkeit gegen die Judenchristen nicht vergäßen, das ist eine der wenigen Verpflichtungen, die ihnen bei sonst völliger Freiheit auferlegt werden (Gal. 2, 10). Und kommt man zu den biblischen Berichten von der Missionsthätigkeit unter den Heiden, so wimmelt es von Zeugnissen, wie wichtig die Geldfrage damals war, wie viel über Gebrauch und Mißbrauch geredet werden mußte. Es wäre eine interessante Monographie und würde ein lebhaftes Bild aus den ältesten Missionsgemeinden geben, wenn einer einmal die Kollekte des Paulus behandeln wollte.[1]) Ganze Kapitel hat er dieser Sammlung gewidmet. Fürwahr, es giebt heute viele Missionsarbeiter, die viel mehr reden und schreiben müssen, als uns von Paulus aufbewahrt ist, die aber lange nicht so oft und viel von Geldsachen reden wie er. Nicht diese Sache kaum berühren, lernt man von ihm, sondern vielmehr sie so behandeln, daß auch das schmutzige Geld mit den tiefsten Quellen christlichen Lebens in Verbindung gebracht und so ein makelloses Opfer wird. Mitten in der Rede von diesen Geldgeschichten spricht er von der Gnade unsers Herrn Jesu Christi, der, ob er wohl reich, doch arm ward um unsertwillen; nach allen diesen Bitten, doch die Gaben keinen Geiz sein zu lassen, kommt der Lobpreis: Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe! Das biblische Christentum ist kein mönchisches, scheingeistiges Leben; es lehrt Gottes Wege und Mittel weder mißachten, noch mißbrauchen, sondern im Geiste recht gebrauchen.

[1]) Steht bereits auf dem Wunschzettel der Redaktion.

Wir bedauern, wie bemerkt, diese Vorrede, weil sie dem Buche von Arnot einen, wie wir hoffen, falschen Hintergrund giebt. Einige Spuren desselben Irrtums finden sich allerdings auch hier. So glauben wir, daß die Stellung zum Gebet oder der Gebrauch desselben, von dem wir zwei Beispiele anführten, etwas dahin neigen. Wir wollen aber nur einen Punkt hervorheben.

Unter den von uns gegebenen Auszügen sind einige — das Buch enthielt ihrer noch mehr — wo wir Arnot eifrig bemüht sehen, Gottes Willen zu erkennen und danach seinen äußeren Lebensweg zu bestimmen. Niemand wird sie ohne Segen lesen, und ich meine auch, ohne diesen jungen Arbeiter darüber lieb zu gewinnen. Diese Frage: können wir und wie können wir auch für die äußere Lebensführung und den Gang der Reichsarbeit den Willen Gottes erkennen, ist viel zu schwierig, um sie hier in Kürze zu erörtern. Es ist auch dabei meines Erachtens ein anonymes Etwas, das man niemanden weg- oder andemonstrieren kann. Ich möchte mir nur erlauben, zu bemerken, daß in der Erwägung, ob dies oder jenes Gottes Wille ist, doch auch die Beachtung der äußeren Umstände, die Berechnung unzweifelhafter Thatsachen ein wichtiges Wort zu sagen haben. Wenn heutzutage ein Knecht Gottes von Berlin nach Paris gehen will, wird er schwerlich im Gebet Gott um Licht bitten, ob er zu Fuß oder mit Eisenbahn gehen solle; er wird die Eisenbahn als gegeben ansehen und Gott bitten, mit ihm zu sein, wenn er sie benutzt. Herr Arnot, als er mit dem Dampfer Dublin Castle von London nach Kapstadt fuhr, wird schwerlich geforscht haben, ob nicht Gott einen andern Weg für ihn habe, oder auch nur, ob er ein Segelschiff gebrauchen sollte. Er sah den Weg, den er nahm, als den gewiesenen an. Ich möchte daraus schließen, daß man als einen allgemein anerkannten Satz annehmen darf: *Für gewöhnlich will Gott, daß wir die gewöhnlichen Wege, die sich dem nachdenkenden, überlegenden Menschen zunächst darbieten, auch benutzen.*

Arnot scheint dessen gewiß geworden zu sein, daß er das Evangelium zu den *entferntesten Teilen* bringen soll, und indem er an mehreren offenen Thüren vorbeiging, ist er dann auch wirklich nach Garenganze gekommen, monateweit — wenn man dieses Maß für lokale Entfernungen gebrauchen darf — entfernt von dem nächsten Bruder. Wenn der reiche Mann an dem Lazarus, der vor seiner Thür lag, vorbeigestürzt wäre, um in der Stadt Arme und Kranke aufzusuchen, so würde man dies für sehr auffallend gehalten und nicht so leicht ihm geglaubt haben, wenn er sich auf eine besondere Weisung Gottes berufen

ätte. An zahlreichen Stellen in der Welt und auch in Afrika kann Arnot Heiden finden, ehe er nach Garenganze kommt; es scheint ungewöhnlich, daß der Herr ihn heißt, an allen denen vorbeizugehen, um bei Msidi zu bleiben.

Das Gewöhnliche, die Nächsten nicht zu vernachlässigen, scheint aber nicht nur natürlich, sondern auch vorteilhaft. Unser Buch hat den Untertitel: Sieben Jahre Pionier-Missionsarbeit in Central-Afrika. Allein, wie wir sahen, sind die meisten dieser Jahre auf Reisen zugebracht. Von den 7 Jahren und 2 Monaten sind 5 Jahre und 2 Monate auf Reisen zugebracht, oder wenn wir den Aufenthalt im Barotsethal als Arbeitszeit rechnen, 3 Jahre 1 Monat auf stehende Arbeit, 4 Jahr 1 Monat auf Reisen. Die Reise von Bihe nach Garenganze nimmt, nachdem sie ein paar Mal gemacht, immer noch 3—4 Monate weg. Warum soll man so viel Zeit auf Reisen verwenden, wenn man die Arbeit so viel näher haben kann?

Diese weite Entfernung macht eine Gemeinschaft mit den christlichen Brüdern fast unmöglich. Monate, Jahre vergehen, ehe ein schriftliches oder mündliches Wort zu dem vereinsamten Arbeiter kommt, ehe Hilfen an Mitteln und Menschen ihn erreichen. Die christliche Gemeinschaft ist kein Luxus, sondern ein gottgeordnetes Mittel der Erziehung und Stärkung der Knechte Gottes. Warum sollte man die Arbeiter schwächen, indem man sie in eine Stellung versetzt, wo sie diese Hilfe nur wenig genießen können?

Diese beiden Erwägungen gehen zunächst den Arbeiter an, die dritte bezieht sich auf die, an denen er arbeitet. Mit Bedauern nur kann man sehen, daß heutzutage so viele das einzige Mittel, das den christlichen Sendboten gegeben ist, das Evangelium für nicht ausreichend halten, und daher darauf sinnen, es durch eigene Zuthaten leistungsfähig zu machen. Ihr Unglaube erwächst aus der richtigen Beobachtung, daß der Missionar mit dem Evangelium nicht nur einen einzelnen, sondern eine Welt anzugreifen hat, die in ihren mannigfachen politischen, socialen, sittlichen, religiösen Beziehungen gegen die Wahrheit befestigt ist. Da scheint das Wort eine zu vereinzelte Wirkung auszuüben. Allein das Wort findet nicht nur einen einzelnen, sondern zu dem ersten den zweiten und dritten; es entsteht eine christliche Gemeinschaft, die das legitime Kampfmittel gegen die heidnische Gemeinschaft ist. Je größer diese Gemeinschaft wird, desto größer das Kapital, mit dem die Mission arbeitet. Jede Missionsgesellschaft, die eine zweite Station gründet, die eine gedeihende Nachbarmission hat, erfährt, daß die erste die zweite, der Nachbar die eigene Arbeit mit-

trägt. Es scheint mir, daß man diese Macht heute verkennt, wenn man in Afrika so viele feste Lager auflöst und den großen Krieg in fast lauter Tirailleurgefechten führt. Ein taktischer Fehlgriff ist das besonders in einem Lande, wie ich schon kürzlich einmal in dieser Zeitschrift aussprach, wo man mit dem Islam zu thun hat, der durch seine kompakten Massen wirkt, in einem Lande, das intellektuell, moralisch, religiös so wenig aufs Christentum vorbereitet ist, wie Afrika, wo alles geistliche Kapital, wo die Werkzeuge, mit denen man arbeitet, z. B. an den meisten Orten die Schrift, erst geschaffen werden müssen. Was natürlich ist, scheint da auch verständig zu sein. Warum sollte man einige hundert Meilen von den nächsten einheimischen Truppen entfernt den Krieg führen und nicht vielmehr Schulter an Schulter vorrücken in ein stark befestigtes Feindesland?

Wenn Herr Arnot plaidiert, daß ihm, wie dem Paulus, ein Gesicht in der Nacht geworden sei, das ihn nach Garenganze rief, so diskutieren wir nicht mehr. Sagt er dagegen nur, ich habe Gott gebeten und er hat mich hingeleitet, so wagen wir zu behaupten, daß er, wenn ihm die obigen Erwägungen so klar gewesen wären, wie seine Fahrt von London nach dem Kap, nicht an den nächsten Gelegenheiten vorbeigegangen wäre. Und diese Erwägungen wären ihm klar und gegenwärtig gewesen, wenn er und seine Freunde schon in der Arbeit gestanden hätten. Vielleicht sagt er, das ist, wie wenn man von jemand erwartet, daß er schwimmen könne, ehe er ins Wasser gegangen. Die Arbeitserfahrung konnte erst in der Arbeit gelernt werden. Das führt uns noch auf eine andre Frage. Die Erfahrung konnte er allerdings nicht gemacht haben, aber *andre* hatten sie für ihn gemacht. Warum konnte er sich ihrer nicht bedienen, mit andern Worten: warum nicht *in loserer oder engerer Verbindung mit einer der vielen bestehenden Gesellschaften in die Arbeit eintreten?* Ist es in der That so, daß Gott ihn angewiesen hat, allein zu gehen und eine neue Gesellschaft zu gründen?

Natürlich ist es nicht, und für gewöhnlich pflegen wir anzunehmen, daß Gott uns an das Nächstliegende und Einfachste weist. Auch hier scheint, was natürlich ist, zugleich das Vorteilhafteste. Wenn eine der bestehenden Missionsgesellschaften einen Vorstoß gemacht hätte, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach Zeit, Geld und was das wichtigste ist persönliche Kraft gespart haben. Sie würde vermutlich keinen Rekruten wie Arnot, zu dem Dienst verwendet haben, so hoch begabt dieser auch sein mag; sie würde es vermieden haben, daß dieser Arbeiter herumtasten an fünf oder sechs afrikanischen Sprachen herumlernte. Es ist sehr anerkennenswert, daß Arnot nie zaudert, der Sprache des Ortes, wo

lebt, zu Leibe zu gehen, und ich will auch gerne glauben, daß wenn ein Missionar erst einmal eine afrikanische Sprache gründlich gelernt hat, er leicht noch einige andre derselben Familie hinzulernt; aber ich befürchte, daß ein junger Missionar, der alle paar Monate an eine andre Sprache kommt, keine so beherrschen wird, daß er das Größte, was Menschenzunge aussagen kann, in der rechten Weise zu verkündigen vermag. Und so könnte man fortgehen und die auf der Hand liegenden Vorteile des Anschlusses an eine Gesellschaft beschreiben. Aber was wir bemerkten, genügt, um zu sagen, wenn Arnot und seine Freunde dies eingesehen, so würden sie nicht vorgegangen sein. Wie Arnot meinte, keine Erlaubnis zu haben, des Herren Geld und Zeit an einen Besuch der Viktoriafälle zu verwenden, so würde er dann nicht des Herren Geld, Zeit und Kraft für ein Lehrgeld hingegeben haben, das andere schon bezahlt hatten. In der Vorrede heißt es: „Damals (zur Apostelzeit) gab es keine fein ausgearbeiteten Pläne, sondern sie bekamen ihre Direktion vom Herrn." Bei aller aufrichtigen Hochachtung erlaube ich mir, anzunehmen, daß Pläne, von Livingstone stammende Pläne, vorgefaßte Meinungen sehr viel damit zu thun gehabt haben, wenn die Weisung Gottes so verstanden wurde, daß man das Einfachste und Nächste übersah.

Im Eingang haben wir gesagt, daß, wie wir glauben, auch unsre Fehler — und ein Fehler scheint uns dies Vorgehen — von Gott zum Besten gewandt werden. Wir gehen noch weiter und sagen, es wäre sehr schade, wenn die Möglichkeit solcher Fehler und was damit zusammenhängt, solcher Männer wie Arnot nicht mehr vorhanden wäre. Die älteren Gesellschaften können die Kritik, welche in dem Vorgehen solcher Männer wie Arnot liegt, nicht entbehren. Hier und da hört man schon Fanatiker des rationellen Missionsbetriebes das Wort nehmen; um das Gleichgewicht zu halten, dürfen die Fanatiker der nicht reflektierenden, oft nicht einmal nachdenkenden Begeisterung nicht aussterben. Es giebt viele Knechte Gottes, denen es schwer wird, die, wie Menschennaturen nun einmal sind, vielleicht an ihrer Kraft verlieren würden, wenn sie als Reguläre arbeiten müßten. Wäre es nicht möglich, in loserem Verbande mit den Gesellschaften solche Männer zur Arbeit zu bringen? Vieles von den Nachteilen fiele dann weg. Nach den Äußerungen von Coillard schien es wohl möglich, daß Arnot im Barotsereich mit den französischen Missionaren gearbeitet hätte. Das wäre sehr schön gewesen. Die englische kirchliche Missionsgesellschaft hat einem jungen Freiwilligen, dessen Sinn nach dem Central-Sudan steht, erlaubt, in „unabhängiger Verbindung" mit der Gesellschaft auf ihrer Station Kipo Hill am Niger zu arbeiten und G. W. Brooke, wie der

Mann heißt, ist mit einem Gehilfen E. Shaw im letzten Jahre
gezogen. Ist das nicht ein gutes Beispiel für die Gesellschaften wi
die jungen Männer, damit Geld, Zeit und edle Kraft der Begeis
der Mission nicht ganz verloren gehe, aber auch nicht unnützlich verb
werde?

Mikronesien und die Mission daselbst.[1])

Von G. Kurze.

9. Die Mission auf den Gilbertinseln.

Die erste Insel im Gilbertarchipel, auf welcher die mikron
Mission Fuß faßte, war die ungefähr 3000 Einwohner zählende L
Apaiang; schon im Juli 1855 verbrachte der Missionsarzt P
zusammen mit dem hawaiischen Missionsgehilfen Kanoa, welche an
der von dem missionsfreundlichen Kapitän Handy befehligten Bark „E
die Fahrt nach Kusaie machten, ein paar Wochen auf der genannten
wo sie trotz des herrschenden Kriegszustandes von seiten mehrerer H
linge freundlich aufgenommen wurden; auch die Frauen Pierson's
Kanoa's hatten sich einer sehr rücksichtsvollen Behandlung seitens der
geborenen zu erfreuen. Es war Pierson vergönnt, zu wiederholten M
den Insulanern in ihrem großen Versammlungshause — Maneap —
Evangelium zu predigen, wobei ihm Handy getreulich Dolmetscherd
leistete. Der von den Eingebornen Pierson gegenüber geäußerte W
daß sich Missionare auf Apaiang niederlassen möchten, konnte freilic
zwei Jahre später verwirklicht werden, als der „Morgenstern" im Nove
1857 den Missionar Bingham und die hawaiischen Missionsgehilfen K
Mahoe, Stoa und Hina dort landete. Sie wurden von Dr. Pierso
den Insulanern eingeführt, deren König Tintemauwa den Neuankömml
Schutz und Unterstützung zusagte. Rasch erhoben sich unter der Be
der Eingebornen auf dem für die Missionsniederlassung ausersehenen
— mitten zwischen der Inselhauptstadt Koinawa und dem Orte T
teba — zwei Häuser, zu denen man das Material teils von Honolulu,
von Kusaie mitgebracht hatte; denn auf Apaiang mit seiner dürf
Vegetation war nicht einmal Brennholz, geschweige denn Bauholz zu h
waren doch auch die Missionare in bezug auf Lebensmittel auf das
wiesen, was ihnen der „Morgenstern" brachte, da auf der Insel nur K
Pandanus und eine Arumart gediehen. Kaum hatten sich die Missio

---

[1]) Fortsetzung von A. M.-Z. 1889. S. 506.

familien in ihrer neuen Heimat ein wenig eingerichtet, als sie im Februar 1858 durch einen Überfall einer Kriegerschar von der benachbarten Insel Tarawa in ernstliche Gefahr gerieten. Die Bevölkerung Tarawa's war nämlich in zwei Parteien geteilt, von denen die eine den Bewohnern von Apaiang feindlich gesinnt war und einen Beutezug nach letzterer Insel zur Ausführung brachte. Eine stattliche Flotte von 100 Kähnen landete die Tarawaner auf dem Südende von Apaiang, wo sie indes von den schnell herbeigeeilten Insulanern nach blutigem Kampfe — 100 Tote bedeckten die Walstatt — aufgerieben wurden; unter den Erschlagenen waren die beiderseitigen Könige. Tintemauwa's Nachfolger Kaiiea stellte sich ebenfalls freundlich zu den Missionaren, welche bald nach jener Schlacht auch den zweiten König von Tarawa kennen lernten, der mit seinen Anhängern nach Apaiang kam, um Kaiiea zum Siege zu beglückwünschen. Seit Juni 1858 begann Bingham allsonntäglich im geräumigen Maneap von Koinawa vor einer Anzahl Eingeborener Gottesdienst zu halten, in welchem er besonders die zehn Gebote behandelte; von den hawaiischen Gehilfen machte Kanoa die meisten Fortschritte in der Erlernung der Gilbertsprache. Als Bingham im Herbste desselben Jahres von einer Konferenzreise nach Kusaie zurückkehrte, fand er leider, daß inzwischen die Trunksucht die Insulaner in ihre Fesseln geschlagen hatte; fremde Besucher hatten das Brauen von Toddy — Palmschnaps — eingeführt und damit den Grund zu unsäglichem Jammer gelegt; denn nun wollten die Streitigkeiten unter den trunkenen Eingeborenen kein Ende nehmen, und tödliche Verwundungen im Rausche waren ein alltägliches Ereignis. Ein Glück war es, daß der König Kaiiea infolge des übermäßigen Toddygenusses im Frühjahr 1859 erkrankte; denn nun kam er zur Besinnung und erließ hinfort ein strenges Verbot gegen das Toddybrauen. Bald danach — am 8. Mai 1859 — hatten die Missionare die Freude in Koinawa eine Kapelle, das erste christliche Gotteshaus im Gilbertarchipel, einweihen zu können; die ungefähr 50 Kirchgänger, die sich an den Sonntagvormittagen darin einfanden, bildeten zunächst freilich eine nicht eben andächtige Gemeinde; pfeifend, lachend und spielend machten sie es sich in der Kapelle bequem und es währte lange, ehe die Eingeborenen im Gotteshause eines sittsamen, ruhigen Verhaltens sich befleißigten. An die Vormittagspredigt, welche Bingham, Kanoa und Mahoe abwechselnd übernahmen, schloß sich die Sonntagsschule an, während an den Nachmittagen Mahoe und Noa in dem großen Dorfe Aonobuaka und Bingham und Kanoa in dem Orte Ewena Gottesdienst abhielten. Denkwürdig ward den Missionaren der 20. Juni 1859; in nächtlicher Stunde stürzten nämlich die Einwohner von Koinawa unter

dem Gesange „Es giebt nur einen Gott, Jehovah!" den mitten im Orte stehenden, der obersten Gottheit der Gilbertinsulaner — dem Tabuarike — geweihten Stein um und warfen ihn ins Meer. Seit dem Herbst 1858 unternahm Bingham, begleitet von dem einen oder andern seiner Gehilfen, Ausflüge nach Tarawa und den benachbarten Inseln Maiana und Marakai; auf diesen Touren bewährte sich besonders das Walboot, der „Friedensstern", ein Geschenk amerikanischer Missionsfreunde, welches der „Morgenstern" im September 1860 nach Apaiang brachte. Ein Jahr nach der Einweihung der Kapelle wurde in Koinawa auch das erste Schulhaus seiner Bestimmung übergeben, in welchem ungefähr 50 Schüler zunächst Lesen und Schreiben lernen sollten. Der König, welcher übrigens regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchte, interessierte sich sehr für die Schule und gehörte nebst seiner Gemahlin Nei Kaobunang zu den ersten, welche Lesen lernten. Von Bedeutung für Kirche und Schule war es, daß Bingham den Eingeborenen eine Übersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes und einzelner Kirchenlieder in die Hand geben konnte. Das Osterfest 1861 erhielt eine besondere Weihe durch die Taufe der beiden Erstlinge von Apaiang; es waren dies ein Mann, Namens Tenakao, der seit zwei Jahren regelmäßig die Kirche besucht hatte, und ein Jüngling Joseph, der bei seinen hervorragenden geistigen Anlagen Bingham bei dessen Übersetzungsarbeiten gute Dienste leisten konnte; leider erwiesen sich beide als nicht gefestigt genug in der christlichen Wahrheit; denn ein Jahr später sanken sie auf längere Zeit wieder ins Heidentum zurück. Ein Trost war es für die Missionare, daß das Königspaar sich immer mehr zu Christo hingezogen fühlte; der König entließ seine drei Nebenfrauen und ordnete an, daß der Sonntag von seinen Unterthanen heilig gehalten werde; infolge dessen waren sowohl die sonntäglichen Gottesdienste als auch die Mittwochsbetstunden sehr besucht. Auch entstanden zu Anfang d. J. 1862 drei neue Schulen in Koinawa, Ewena und Aonobuaka. Um dieselbe Zeit beendete Bingham die Übersetzung der Evangelien des Markus und Lukas und der Apostelgeschichte, während seine Frau an einer Sammlung biblischer Geschichten des A. T. arbeitete. Ein Beweis für die christenfreundliche Gesinnung der Königin Nei Kaobunang war es, daß dieselbe im Sommer 1862 bei der Geburt eines Sohnes die Vornahme der üblichen heidnischen Ceremonien untersagte. Um dieselbe Zeit traten auch zwei neue hawaiische Missionsgehilfen Kapali und Aumai auf Apaiang in die Arbeit ein, wogegen der treue Kanoa, dessen Gesundheit gebrochen war, mit seiner Familie sich zur Rückkehr nach Honolulu gezwungen sah. Im Sommer 1863 that die Königin endlich den entscheidenden Schritt und

ließ sich taufen; ihrem Beispiele folgte einige Jahre später der König nebst seiner Schwester. Um auf die heranwachsende weibliche Jugend mehr Einfluß zu gewinnen, errichtete Frau Bingham zusammen mit einer Hawaiierin eine Mädchenschule, welche gleich im Anfange von 20 Schülerinnen besucht wurde.

Als im J. 1865 der „Morgenstern" und mit ihm die erwartete Zufuhr von Lebensmitteln ausblieb, erkrankte Bingham infolge der erlittenen Entbehrungen und mußte zeitweilig zur Erholung nach Amerika zurückkehren; während seiner Abwesenheit ruhte die Missionsarbeit in den Händen der hawaiischen Gehilfen. Nach seiner Gesundung kommandierte Bingham einige Zeit den „Morgenstern" und widmete sich danach Übersetzungsarbeiten in Honolulu; inzwischen kehrte er auch im J. 1868 vorübergehend nach Apaiang zurück, wo sich in der Zwischenzeit eine Christengemeinde von 28 Seelen gesammelt hatte. Der König Abraham Kaiiea hatte Anfang 1868 unter Zustimmung seines Volkes eine von christlichem Geiste durchdrungene Gesetzessammlung veröffentlicht, gegen welches Vorgehen ein paar widerspenstige Häuptlinge auf Apaiang und dem benachbarten Tarawa rebellierten. Um diesen Widerstand leichter zu brechen, schloß Abraham ein Bündnis mit dem König Kourapi von Tarawa. Aber während er mit seinen Getreuen zur Aufrechterhaltung der Autorität Kourapi's nach Tarawa übersetzte, benutzten die Aufrührer seine Abwesenheit, um auf Apaiang zu sengen und zu brennen. In dem sich nun entspinnenden, zweijährigen Bürgerkriege gerieten die Missionare in die höchste Lebensgefahr; der Hawaier Mahoe erhielt eine schwere Schußwunde in die Schulter, die ihn für Lebenszeit zum Krüppel machte; die Wohnungen der Missionare, darunter auch das zu einem Missionsseminar bestimmte Gebäude, wurden niedergerissen; die von Bingham gepflanzten Fruchtbäume fielen unter den Beilhieben der Eingeborenen; ja sogar das Grab seines Kindes wurde geschändet und dessen Gebeine zerstreut. Erst 1870 konnte König Abraham aus seinem Exil auf Tarawa nach Apaiang zurückkehren; zur Herbeiführung friedlicherer Zustände trug nicht wenig das in jenem Jahre erfolgende Erscheinen des amerikanischen Kriegsschiffes „Jamestown" bei, dessen Kapitän Truxton die Häuptlinge durch einen Vertrag zur Ruhe verpflichtete und diejenigen Insulaner, welche sich an Mahoe und dem Missionseigentum vergriffen hatten, mit einer Buße von 10 Tonnen Kokosöl belegte. Als Bingham im Sommer 1870 einen kurzen Besuch auf der Insel machte, konnte er acht Eingeborene aus einer Anzahl von 50 Taufbewerbern taufen und zwei Diakonen — darunter den König — zu ihrem Amte einsegnen; die Schule in Koinawa war von 60 Kindern besucht, und in der Sonn-

tagsschule hatten die Hawaiier 70 Zöglinge um sich gesammelt. Auf längere Zeit kehrte Bingham im Sommer 1873, nachdem er zuvor in Honolulu den Druck des N. T. in der Gilbertsprache beendet hatte, nach Apaiang zurück; diesmal fand er leider auf's neue die Furie des Bürgerkrieges entfesselt, in den wiederum auch Tarawa mit verwickelt war, und im Gefolge des Krieges richtete die Trunksucht furchtbare Verheerungen unter der wetterwendischen Inselbevölkerung an; König Abraham war gestorben, und sein junger Nachfolger beteiligte sich, obwohl er sich zu den Taufbewerbern rechnete, ebenfalls an den Branntweinorgien, bis er sich im Frühjahr 1874 aus diesem Treiben aufraffte und sich Mühe gab, der Trunksucht durch ein strenges Verbot zu steuern. Kurz darauf erhielt Bingham in dem Amerikaner Taylor einen Mitarbeiter, mit dem zusammen er ein Missionsinstitut für den Gilbertarchipel einrichtete, welches zunächst von 20 Zöglingen beiderlei Geschlechts besucht wurde. Der König selbst baute eine Schule in Koinawa, an welcher ein christliches Ehepaar von Apaiang, Paul und Sara, Unterricht gab; eine Christin, welche früher von Frau Bingham unterrichtet worden war, begann aus eigenem Antriebe in ihrem Heimatsorte eine kleine Schule einzurichten. Die Zahl der erwachsenen Glieder der Christengemeinde betrug gegen Ende 1874 41; der Gottesdienst wurde durchschnittlich von 150 Kirchgängern, die Sonntagsschule von 100 Insulanern besucht. Der Erstling der Apaianger Christen, Tenakao, welcher nach seinem Fall reumütig wieder auf den rechten Weg zurückgekehrt war, bewies die Aufrichtigkeit seiner Umkehr dadurch, daß er an den Sonntagnachmittagen regelmäßig durch die Koinawa benachbarten Dörfer die Runde machte, um seinen Landsleuten das Bibelwort zu bringen. Ein erfreuliches Zeichen beginnender Selbständigkeit war es auch, daß die Christen sich eine Quartalsteuer — von 1 Schale Kokosöl — auferlegten, um zu den Kosten der Schule das Ihre beizutragen. Leider mußte im Sommer 1875 Bingham seiner Gesundheit halber Apaiang verlassen, und ein Jahr später sah sich auch Taylor aus der gleichen Veranlassung zum Weggange gezwungen; beider Stelle wurde nun von dem hawaiischen Missionar Laleo eingenommen, dem zur Unterstützung noch 3 Gilbertkatechisten, Zöglinge des Missionsinstitutes, beigegeben wurden. Inzwischen wuchs die Christengemeinde, so daß sie im Sommer 1876 64 Erwachsene — darunter den Oberhäuptling Kabunare mit seiner Familie — und im folgenden Jahre 108 Erwachsene zählte; unter den 50 Täuflingen des Jahres 1877 war auch der König, welcher fortab den Namen Isaak Kaiiea II. führte. Die friedlichen Zustände, welche die Befolgung der von Kaiiea I. gegebenen Gesetze gezeitigt hatte, erlitten im Sommer 1878 leider eine empfindliche

Störung durch einen auf Tarawa ausgebrochenen Krieg, in welchen Apaiang verwickelt wurde; anfangs wurde die Missionsarbeit dadurch nicht geschädigt; denn die Zahl der erwachsenen Christen stieg auf 138, und während Laleo auf der Station 30 Sonntagsschüler um sich sammelte, leitete der Gilbertkatechist Takea in Aonobuaka eine Schule mit 40 Zöglingen und sein Genosse Namoko eine solche in Awainano mit 20 Kindern; in letzterem Orte wurde außerdem eine Kapelle gebaut. Aber schon im folgenden Jahre — 1879 — trat der befürchtete Rückschlag ein; das Königspaar wurde lau in der Erfüllung seiner christlichen Pflichten; ja der König nahm das gegen die Trunksucht erlassene heilsame Gesetz zurück, sodaß ein Teil der besseren Elemente die Insel verließ und sich als Arbeiter auf den Zuckerplantagen Hawaii's verdingte. Auch die Schülerzahl schmolz rasch zusammen. Da kam zur rechten Stunde Verstärkung in der Person der Missionare Taylor, Walkup und Maunaloa, welche im J. 1880 auf Apaiang landeten und alsbald das Missionsinstitut wieder ins Leben riefen, welches Ende d. J. bereits von 14 jungen Männern — darunter waren neun verheiratet — besucht wurde. Eine im Frühjahr 1881 eintretende erweckungsartige Bewegung, welche die Zahl der Taufbewerber momentan auf 400 anschwellen ließ, erwies sich zumeist als ein Strohfeuer; neue Kriegsunruhen lenkten das Interesse des Volkes von dem Evangelium ab und Walkup hielt es 1882 — in welchem Jahre Taylor und Maunaloa nach Honolulu zurückkehrten — für geraten, das Missionsinstitut für die Gilbertinseln nach Kusaie zu verlegen, wohin er ebenfalls übersiedelte. Laleo, welcher nun wieder allein auf seinem einsamen Posten war, erlebte 1883 eine neue Bewegung zu Gunsten des Christentums; denn er konnte 72 Eingeborene taufen, und die Zahl der erwachsenen Christen stieg auf 165. In den letzten Jahren hat die Christengemeinde keinen wesentlichen Zuwachs erfahren; Ende 1887 waren die Tarawaner wieder auf Apaiang eingefallen und hatten in den Pflanzungen der Insulaner arge Verwüstungen angerichtet. Als Walkup Anfang 1888 auf seiner jährlichen Inspektionsreise durch den Gilbertarchipel Apaiang besuchte, vermochte er die gelandeten Krieger zu dem Versprechen, nach Tarawa zurückzukehren. An Laleo's Stelle ist seit Ende 1887 ein anderer Hawaiier, Lutera, mit der Leitung der Gemeinde betraut worden.

Nach Tarawa, welches i. J. 1858 über 3700 auf 33 Dörfer verteilte Einwohner zählte, kam die Botschaft des Evangelii zuerst im Oktober d. J. von Apaiang aus durch Bingham und Kanoa, welche damals eine Woche lang unter den Insulanern verweilten. Diese Reisen wurden gelegentlich wiederholt und führten im J. 1860 zur Gründung der Station Tapiang, welche mit den beiden Hawaiiern Mahoe und Haina besetzt wurde. Daneben kam

auch Bingham noch manchmal von Apaiang herüber; so predigte er im April 1863 auf einer 20tägigen Tour das Evangelium in 50 Dörfern der Insel vor c. 1500 Eingeborenen. Als im August 1865 ein Delegierter der hawaiischen Missionsgesellschaft mit dem „Morgenstern" Tarawa besuchte, fand er hier bereits zwei Kapellen und zwei Schulhäuser erbaut, welche letztere freilich nur von 10—15 Kindern besucht wurden; der König setzte eine Ehre darein, dem fremden Besucher seine Lesefertigkeit zeigen zu können. Vorher — unter Apaiang — ist bereits erwähnt worden, wie im Jahre 1868 König Kaüea von Apaiang dem König Kourapi von Tarawa zu Hilfe eilte, um einen Aufruhr zu dämpfen, und wie der erstere sich gezwungen sah, ein paar Jahre auf Tarawa zu verweilen. Im Sommer 1870 konnte Missionar Bingham 8 Tarawaner, darunter den König Kourapi, taufen. Als dann am Ende des folgenden Jahres Kriegsunruhen auf der Insel ausbrachen, mußten die beiden Hawaiier ihre Arbeit leider unterbrechen und nach Apaiang zurückkehren. Später nahm Haina die Arbeit wieder auf, welche besonders im J. 1877 reiche Früchte brachte, sodaß damals die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder auf 65 stieg; in der die Kräfte eines Einzelnen übersteigenden Arbeit wurde Haina durch zwei seiner Kinder und vier Gilbertlehrer — zwei davon Schüler des Missionsinstitutes — unterstützt. Seit 1878 hat die Missionsarbeit durch die fast fortwährenden Kriegsunruhen und die dadurch bedingte zeitweilige Entfernung des Missionars und seiner Gehilfen einen argen Rückgang erfahren; zählte doch im J. 1883 die Gemeinde nur noch 20 Glieder, König David Kourapi war im August 1878 in einer blutigen Schlacht gefallen; sein Kopf ward von den Feinden abgeschnitten und seine Zähne wurden zu einem Halsschmuck verwandt; von den an seiner Seite gefallenen Christen wurde einer aufgefressen. Den Besiegten — der christlichen Partei — wurde ihr Land abgenommen, sodaß eine ganze Anzahl es vorzog, auszuwandern. Neue Streitigkeiten entstanden, als i. J. 1885 ein Sohn des gefallenen Königs aus Honolulu heimkehrte und Anspruch auf den inzwischen anderweitig besetzten Thron machte. Seitdem Haina im Sommer 1886 auf der Überfahrt nach Marakei in den Wellen des Meeres seinen Tod gefunden hat, führen ein paar Gilbertkatechisten die Missionsarbeit kümmerlich weiter.

Auch für die Insel **Marakei** war Apaiang zunächst das Missionscentrum; denn von hier unternahm Missionar Bingham mit seinem Gehilfen Kanoa im November 1860 eine Fahrt nach Marakei, wo er seitens des Königs eine freundliche Aufnahme fand und zum Bleiben eingeladen wurde; in vier Tagen predigte er in allen Inseldörfern vor mehr als 1000 Eingeborenen, welche sich, trotz einzelner durch die herrschende Trunksucht hervorgerufener Störungen, als willige Hörer zeigten. Es währte freilich noch elf Jahre, ehe es Bingham möglich ward, ein paar Gilbertkatechisten auf Marakei zu stationieren; ihre Arbeit blieb nicht ungesegnet, sodaß Bingham bei einem Besuche 1873 die sechs Erstlinge taufen und ein schmuckes Kirchlein einweihen konnte. Besonders rasch wuchs die Gemeinde an in den Jahren 1876—1879, während welcher Zeit ein hawaiischer Missionar Kanoho auf der Insel wirkte und 218 erwachsene Christen sammelte. Die Insulaner besuchten die Gottesdienste und Betstunden sehr fleißig; die jungen Christen hielten Hausandacht und opferten willig

Kokosöl zum Besten der Mission. Als aber 1879 Kanoho seiner kranken Frau wegen auf drei Jahre die Stätte seiner Wirksamkeit verlassen mußte, und Kriegsunruhen die Aufmerksamkeit der Insulaner von Kirche und Schule ablenkten, ging die Gemeinde trotz der Bemühungen des Gilbertkatechisten Kabure, welcher Kanoho's Stelle vertrat, beträchtlich zurück. Nach Kanoho's Rückkehr hatte es den Anschein, als ob die christliche Partei einen neuen Anlauf nehmen wollte — wenigstens baten mehrere Reuige um Wiederaufnahme und 14 Neugetaufte schlossen sich an die Gemeinde an — aber der Schein trog; es war wie ein giftiger Meltau auf die erst so fröhlich sprossende Saat gefallen. So oft Missionar Walkup in den letzten Jahren von Kusaie aus die Insel besuchte, nahm er nur entmutigende Eindrücke mit hinweg; der Gottesdienst und die Schule waren schwach besucht; das früher so rege Verlangen nach der heiligen Schrift war erloschen, und für die Mission wurde entweder nur spärlich oder gar nicht geopfert.

Diejenige Gilbertinsel, welche zuerst mit der Mission in freilich nur flüchtige Berührung kam, war **Butaritari**, welches zusammen mit dem benachbarten **Makin** ein Inselreich von ungefähr 2500 Bewohnern bildet. Hier ging im Sommer 1852 das erste mikronesische Missionsschiff, die „Caroline“, vor Anker; aber der junge König Kaiiea zeigte damals keine Lust, die Missionare zum Bleiben einzuladen, weil er in ihnen Gegner der Vielweiberei sah. Seine Gesinnung hatte sich indes bereits zu Gunsten der Mission geändert, als 3 Jahre später Pierson und Kanoa mit der „Bella“ Butaritari berührten; damals herrschte Trunkenheit und Kampf auf der Insel; innerhalb der kurzen Zeit von 5 Monaten hatten sich 16 Eingeborene im Delirium das Leben genommen. Jedoch kam das Jahr 1865 heran, ehe sich die ersten Missionare — es waren die Hawaiier Kanoa und Maka — auf Butaritari niederließen. Der zuerst freundlich gesinnte König vernachlässigte, unter dem Einflusse des Trunkes, bald die Missionare und ließ sich ein Jahr nach ihrer Ankunft, als der hawaiische Schuner „Pfeil“ Vorräte für die letzteren landete, dazu hinreißen, ohne allen Grund 2 Matrosen vom Schiff zu töten, während sein Halbbruder einen dritten Matrosen ermordete. Die Missionare wurden zwar von dem König nicht angegriffen; aber auf den Rat seines Bruders hin hielten sie es doch für geboten, sich einige Zeit auf die Marschallinsel Ebon zurückzuziehen. Als sie gegen Ende 1867 von dort wieder nach Butaritari zurückkehrten, entschuldigte der König sein Verbrechen als im Rausche geschehen und begünstigte fortan das Toddybrauen nicht mehr. Während der Abwesenheit der beiden Hawaiier hatten übrigens ihre Schüler, welche das Lesen konnten, andere darin unterrichtet, sodaß zu Anfang 1868 200 Eingeborene dessen mächtig waren. Die Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes mehrten sich allmählich; namentlich kam eine Missionskollekte von

9—12 Gallonen Kokosöl zusammen. Auch der König zeigte vorübergehend Interesse am Lernen. Bei der zunehmenden Zahl von Lesekundigen fanden die aus der Missionspresse hervorgegangenen Bücher einen raschen Absatz. Die Erstlinge, zu denen der jüngere Bruder des Königs und seine Frau gehörten, wurden im J. 1868 getauft, und bereits im folgenden Jahre zählte die junge Christengemeinde 18 erwachsene Glieder. Von Bedeutung war es auch, daß Missionar Maka eine Mädchenkostschule errichtete, in welche auch Zöglinge von andern Inseln, so z. B. die Tochter des Königs Abraham Kaiiea von Apaiang, Aufnahme fanden. Als Missionar Doane um Neujahr 1875 mit dem „Morgenstern" Butaritari anlief, fand er zu seiner Freude, daß Kanoa's und Maka's treue Arbeit die Sache des Evangeliums auf der Insel tüchtig gefördert hatte; 6 Gotteshäuser erhoben sich auf den einzelnen Inseln der Lagune, in denen sich die Gemeinde von 130 Erwachsenen zusammen mit zahlreichen Taufbewerbern fleißig einfand; die Schulen waren zwar klein, aber dafür sehr regelmäßig besucht. Kanoa und Maka teilten nunmehr die Arbeit auf Butaritari und Makin derart unter sich, daß ersterer die Südhälfte von Butaritari und letzterer Nord-Butaritari samt Makin übernahm.

In Süd-Butaritari ging in den Jahren 1877—1880 die Missionsarbeit infolge der nach der Einfuhr von fremden Spirituosen eingerissenen Trunksucht sehr zurück; auch Nonteitei, ein Diakon der Gemeinde und Bruder des Königs, der vorher durch seine Freigebigkeit den Bau einer Kirche ermöglicht hatte, verfiel eine Zeit lang diesem Laster; welch fürchterliche Ausdehnung die Trunksucht gewann, mag die eine Thatsache lehren, daß der König mit einigen Genossen im Laufe eines Monats nicht weniger als 500 Gallonen Branntwein vertilgte! Da trat mit dem Jahre 1880 eine Wendung zum Bessern ein; viele Abtrünnige kehrten reuig zur Gemeinde zurück; die Kirchen füllten sich wieder und die christliche Literatur fand willige Abnehmer. Nonteitei, der inzwischen König geworden war, erließ auf den Rat des Kapitäns eines englischen Kriegsschiffes ein Gesetz gegen den Import und Gebrauch von Spirituosen, entließ seine Nebenfrauen und fand sich seit 1883, begleitet von seiner 30 Mann starken Leibgarde, regelmäßig im Sonntagsgottesdienste ein; nach seinem Tode ward 1885 sein jüngerer Bruder, ein Christ, zum König erwählt, der seinen ganzen Einfluß aufbietet, um seinem Inselreiche Ruhe und Frieden zu erhalten.

Was die Missionsarbeit auf Nord-Butaritari und Makin anlangt, welche Missionar Maka von seiner auf Butaritari gelegenen Station Kuma aus betreibt, so hatte derselbe die Freude, daß im J. 1878

viele Abgefallene sich der Gemeinde wieder anschlossen; die Sonntagsgottesdienste und Betstunden wurden gut besucht und für die Mission kam ein reichliches Opfer — 80 Mark in Geld und 60 Gallonen Kokosöl — ein. Statt der von einem Orkan hinweggefegten Kirche wurde mit Hilfe zweier samoanischer Maurer ein solides Gotteshaus aus Stein erbaut. Die Schulen dagegen waren schwach besucht; am meisten interessierten sich die Schüler für das Rechnen, weil sie darin ein Mittel sahen, die Händler bei ihren Geschäften zu kontrollieren. Einen Gehilfen erhielt Maka 1882 in der Person des Gilbertkatechisten Kaure, welcher 2 Jahre hindurch hauptsächlich auf Makin mit Erfolg wirkte und später von seinem Landsmann Kabane ersetzt wurde. Missionar Walkup fand auf seinen Inspektionsreisen in den letzten Jahren das kirchliche Leben in Nord-Butaritari etwas zurückgegangen, während auf Makin der Stand der Missionsarbeit bessere Aussichten bot. Die letzte vollständige Statistik — vom Jahre 1883 — wies für ganz Butaritari und Makin 9 Kirchen und 483 erwachsene Christen auf.

Die Insel Maiana wurde zum ersten Male im Herbst 1860 von einem Glaubensboten aufgesucht; um jene Zeit reiste nämlich Missionar Bingham von Apaiang aus dahin und verkündigte 4 Tage hindurch in allen Dorfschaften der Insel die Botschaft von Christo vor ungefähr 2000 Eingeborenen. Obwohl ihn der alte König zum Bleiben nötigte und Terabangaki, der berühmte Oberpriester des Tabuariki, freundlich mit dem Missionar verkehrte, so zogen ihn doch notwendigere Pflichten wieder nach Apaiang zurück, und erst 11 Jahre später konnte er dem hawaiischen Missionar Lono Maiana als Arbeitsfeld überweisen; vor Lono hatte übrigens ein christliches Ehepaar von Apaiang, Paul und Sara, auf eigene Hand nicht ohne Segen auf Maiana missioniert. Im J. 1873 fand Bingham 14 Taufbewerber vor und, wenn auch eine Weile Maiana sich als ein recht unfruchtbarer Boden erwies, so gab es doch im J. 1877 immerhin neben 47 Schulen 11 erwachsene Christen und 22 Taufbewerber, welche sich in 3 Kapellen zum Gottesdienste versammelten. Bei einem um jene Zeit ausbrechenden Kriege machte Lono, dessen Wohnung zwischen den kämpfenden Parteien lag und von Kugeln durchlöchert wurde, den Vermittler; schließlich erfocht die christliche Partei unter dem Häuptling Abraham Peru den Sieg. Als 1881 Lono auf längere Zeit nach Honolulu zur Erholung ging, trat der Gilbertkatechist Takea für ihn ein, während dessen Wirksamkeit sich die Gemeinde um 46 Neugetaufte mehrte; daneben fand Lono bei seiner Rückkehr noch 40—50 Taufbewerber vor. Es muß indes die Gemeinde zum größten Teil aus bloßen Namenchristen bestanden haben; denn im J. 1887 folgte die Mehrzahl der Gemeindeglieder den Lockungen ihrer heidnischen Landsleute, an den alten mit dem Götzendienst verknüpften Tänzen teilzunehmen, sodaß schließlich nur noch 10 Insulaner dem Evangelium treu blieben. Auch die Schule hat sich unter diesen Umständen aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur=Bericht.

1. **Handmann**: „Der Kampf der Geister in Indien. Eine missionsgeschichtliche Studie zur Beleuchtung der religiösen Entwicklung Indiens in der neusten Zeit.“ In den Zeitfragen des christl. Volkslebens, Heft 103. Heilbronn 1889, Gebr. Henninger. 1,20 Mk. — Das ist bei aller ihrer Kürze eine missionsgeschichtliche Monographie im größern Stil als die hergebrachte Methode sie zu liefern pflegt. Sie giebt nämlich keine Beschreibung von Land und Leuten, keine einzelnen Bekehrungsgeschichten u. s. w., sondern stellt die große geistige Bewegung dar, welche die christliche Mission in Indien hervorgerufen, zeigt die Gärungen, welche infolge der Einmengung des Sauerteigs des Evangeliums in die heidnische Mehlmasse hier mehr dort weniger bereits das gesamte indische Volksleben ergreifen, läßt einen Einblick thun in die innere Arbeit der Mission an der Volksseele und in die Kämpfe um die höchsten Güter des Lebens, welche diese Arbeit wissentlich und unwissentlich hervorruft. Und diesen Einblick giebt die Schrift in übersichtlicher Klarheit und mit gesundem Urteil. Sie beginnt mit einer kurzen Einleitung, welche auf Grund der Zeugnisse kompetenter Autoritäten die Bedeutung der christlichen Mission für Indien überhaupt ins rechte Licht stellt und orientiert dann über die Streitkräfte, speziell über die Schulen,[1]) die literarischen Leistungen, die Arbeit der Frauen 2c. Ein dritter Abschnitt charakterisiert dann im allgemeinen den sich vollziehenden Umschwung, ein vierter: den ersten Irrweg, die Zweifelsucht, ein fünfter die sociale Reform. Im 6. Kapitel wird die Frage aufgeworfen: Welche Religion soll an die Stelle des Hinduismus treten? Drei Wege seien eingeschlagen: a) der des Kompromisses, der darauf hinausgeht, das Christentum mit dem Heidentum zu verschmelzen, das ist der Weg der Brahma Samadsch (Kap. 7); b) der einer Überbietung des Christentums, das ist der Weg des Spiritismus oder Theosophismus (Kap. 8) und c) der der Wiederbelebung des erstorbenen Hinduismus, das ist der Weg der heidnischen Gegenmission (Kap. 9 und 10). Mit einem ebenso nüchternen wie glaubensgewissen Ausblick in die Zukunft (die Aussichten der christlichen Mission in Indien, Kap. 11) und einigen beachtenswerten Wünschen für den ferneren Missionsbetrieb in Indien (Kap. 12: Schluß) schließt die inhaltsvolle und lehrreiche Schrift, der wir viele Leser wünschen.

2. **Bohner**: „Im Lande des Fetischs. Ein Lebensbild als Spiegel afrikanischen Volkslebens.“ Basel, Missionsbuchhandlung. 1890. 2 Mk. — Das ist auch ein Buch, wie es nur ein Missionar schreiben kann, der wie der Verf. über ein Vierteljahrhundert im Lande gewesen. Schon 1881 und 1886 hat das Ev. Miss. Mag. unter dem Titel: La Lomo, der Fetischprophet den Inhalt des vorliegenden Buches im wesentlichen veröffentlicht; aber es ist ein ganz ander Ding, wenn man so ein Lebensbild als einheitliches Ganzes vor

[1]) Daß die Schrift über die katholische Missionsstatistik, speziell über das prozentualische Verhältnis der katholischen Schulthätigkeit keine Angaben enthält, haben wir als einen Mangel empfunden. Um der Vergleichung willen waren diese Angaben unentbehrlich. Wir gedenken bei andrer Gelegenheit sie nachzuholen.

sich hat und hinter einander lesen kann. Es ist ein wahrhaft grauenhaftes Bild, ebenso von gemeinstem Betrug wie von dümmstem Aberglauben, welches auf Grund des wirklichen Lebens die Feder Bohners uns zeichnet. Auf der einen Seite die gewissenlosesten, die armen Eingebornen ausbeutenden Fetischmänner, welche unsern Zorn erregen, auf der andern Seite das bornierte in Zaubereifurcht geknechtete Volk, das unser Mitleid hervorruft — hüben wie drüben förmliche Berge von Hindernissen für das Verständnis dessen, was die Mission will. Man muß an der Hand eines so kundigen Führers Blicke in die Finsternis des Heidentums gethan haben, um einen Begriff zu bekommen von der Größe der Schwierigkeiten, welche die Mission zu überwinden hat. Wir empfehlen daher die Lektüre dieses unterrichtenden Buches aufs angelegentlichste allen, welchen es darum zu thun ist, das Heidentum speziell der afrikanischen Fetischanbeter kennen zu lernen. Hier können sie es sehen, wie es leibt und lebt.

3. **Missionstraktate:**

a) Stursberg, Missionsinspektor in Neukirchen: „Buija Dubassa, der Gallahäuptling", und „Dado, der Gallaknabe" — beides frisch und flott geschriebene Lebensbilder aus der ostafrikanischen Mission.

b) Baseler Missionshaus: „Karl Stocking, ein Prediger aus den Soldaten für die Soldaten" und „Paul Karunagaran, der Einsiedler von Purambra" — beide hübsche Erzählungen aus der Mission in Indien.

4. **Pfau:** „Normen für die Seelsorge aus Joh. 4, 1—42." Leipzig, 1889. Wallmann. — Das ist eine allerliebste Arbeit, mit welcher der Anfang zur Erfüllung eines von uns längst gehegten Wunsches gemacht wird (A. M.-Z. 1885, 448) und die sich würdig anreiht den verschiedenen in der Ev. K. Z. 1884, Nr. 38, 39, 41—43 veröffentlichten Studien des Verf. über „Homiletische Grundsätze aus den Reden Jesu: 1. Der Redestil, 2. Die Zuhörer Jesu." Was uns hier an der vorliegenden Arbeit besonders interessiert, das ist die polemische Auseinandersetzung mit Steinmeyer, der in Abrede stellt, daß Jesus der Samariterin gegenüber als „Seelsorger" gehandelt und der das Gespräch lediglich unter dem missionarischen Gesichtspunkte betrachtet wissen will. Gewiß ist dieser Gesichtspunkt von großer Bedeutung; aber es giebt doch auch eine missionarische Seelsorge, die gewisse Grundnormen mit der spezifisch pastoralen gemein hat. Und insofern behält Pfau gegen den so oft in seiner Exegese künstelnden verdienten Steinmeyer unbedingt recht, daß jeder Seelsorger, sei er Missionar oder Pastor für sein Handeln an dem vorbildlichen Verkehr Jesu mit der Samariterin maßgebende Normen findet. Der feine Humor, mit welchem der Verf. die „Abschachtelung" der praktisch-theologischen Schematisierungen und Begriffe ironisiert, ist ebenso erquicklich, wie seine spätere praktisch-theologische Auslegung. Wenn er dem von Steinmeyer einseitig geltend gemachten missionarischen Gesichtspunkte nicht voll gerecht wird, so liegt das in seinem Thema, welches die spezifische Missionsbetrachtung des in Rede stehenden Gesprächs ausschließt. Wir hoffen dies bei einer andern Gelegenheit nachzuholen. Indem wir dem Pfauschen Essay noch viele Nachfolger ähnlicher Art wünschen, empfehlen wir ihn der sorgsamen Lektüre aller zur Seelsorge Berufenen daheim und draußen. Wck.

5. **Wiesener:** „Die Geschichte der christlichen Kirche in Pommern zur Wendenzeit.“ Berlin, 1889. Wiegandt u. Grieben. 5 Mk. — Dies ist ein auf ungemeinem Fleiße ruhendes Werk, und wir glauben dem Verf. gern, wenn er versichert, daß es die Frucht jahrelanger Studien sei. Schon früher hat die Geschichte der Kirche in Pommern ihre Bearbeiter gefunden; Daniel Kramers großes pommersches Kirchenchronikon, ein starker Foliant, der 1628 erschien, ist jetzt selbstverständlich veraltet, soweit es nicht selbst wieder Quellenschrift ist; in neuerer Zeit sind die Geschichtsfreunde des nordöstlichen Deutschlands immer und immer wieder mit Vorliebe zu jener interessantesten Periode der Geschichte ihrer Heimat zurückgekehrt, da aus dem wendischen und heidnischen Lande ein deutsches und christliches wurde. Aber die zusammenfassenden Geschichtsdarstellungen eines Ludwig Giesebrecht, Barthold u. a. sind jetzt bereits durch die Quellenforschung der letzten Jahrzehnte überholt. Denn die neuste Zeit hat sich hauptsächlich mit Erforschung, Sammlung und Sichtung der Quellen beschäftigt; es darf nur an die Monumenta Germaniae erinnert werden. Man kann wohl sagen, daß wir jetzt wieder so weit sind, auf Grund dieser Vorarbeiten an eine zusammenhängende, mit Fleisch und Blut umkleidete Erzählung des Geschehenen zu gehen. Ein sehr dankenswerter Versuch derart ist die Wiesenersche Arbeit.

An einigen Punkten müssen wir freilich den Ergebnissen seiner Forschung widersprechen. Das Land Verania (oder Vcrania nach richtiger Lesart), zu welchem Otto von Bamberg von Usedom aus missionierend ausziehen wollte, können wir nach wiederholter Prüfung der betreffenden Darstellungen nicht für Rügen, sondern nur für das Ukerland halten; noch weniger sind wir imstande, uns unter den „Ruthenen“, welche nach Herbord die Stettiner wegen ihres Übertritts zum Christentum mit Krieg überzogen, die Bewohner der russischen Ostseeprovinzen (!) vorzustellen; es können unter diesem Namen nur die Ranen, die Bewohner der Insel Rügen, verborgen sein. Einigen Kirchengebäuden giebt Wiesener offenbar ein zu hohes Alter, das die Bauformen und die Erwägung der kulturgeschichtlichen Entwicklung anzunehmen nicht gestatten. Daß wir in der Sakristei des Kamminer Doms den Altar vor uns haben, welchen Otto von Bamberg selbst geweiht hat („vielleicht“, sagt Wiesener zwar auch nur), daran ist gar nicht zu denken. Otto baute, bei der Kürze der Zeit, (und da er Bauleute, welche mit Steinbau Bescheid wußten, nicht zur Hand hatte) nur leicht aufgeführte Holzkirchen, wie uns ausdrücklich berichtet wird. Doch diese kleinen Ausstellungen sollen uns die Freude an dem Buche nicht verderben und der Anerkennung keinen Eintrag thun.

Was uns aber das Recht giebt, das Buch in dieser Zeitschrift zu besprechen und es den Freunden der Missionsgeschichte zu empfehlen, ist der Umstand, daß uns hier eben im wesentlichen Missionsgeschichte geboten wird, ja man kann sagen, daß das ganze Buch von Anfang bis zu Ende nichts anderes ist, als ein Stück mittelalterlicher Missionsgeschichte. Mit dem Zeitpunkt, da Pommern ein christliches und ein überwiegend deutsches Land geworden ist (erstes Viertel des 13. Jahrh.) schließt Wiesener seine Darstellung ab.

Die jetzige Provinz Pommern gehörte in katholischer Zeit drei bischöflichen Sprengeln an: der größte Teil stand unter dem Krummstabe des Kamminer

schofs, des eigentlichen Landesbischofs, Neuvorpommern bis zum Rykfluß be-
uptete der Bischof von Schwerin; Rügen endlich fiel durch die Eroberung
Insel durch die Dänen im J. 1168 dem Bistum Roeskilde auf Seeland
Jeder dieser drei Teile hat seinen großen Heidenbekehrer gehabt, der in
höflicher Gewalt lehrte, taufte und einrichtete: Otto von Bamberg, Berno
Schwerin und Absalom von Roeskilde. Ihre Missionsweise war insofern
e gleiche, als sie auf der mittelalterlichen Frömmigkeit ruhte und jeder von
nen den Rückhalt an einem mächtigen Eroberer hatte, der das unterworfene
nd aus politischen Gründen zum Christentum bekehrt haben wollte, Otto
n Bamberg nämlich an dem Polenherzog Boleslav Krywousty, Berno von
hwerin an Heinrich dem Löwen und Absalom von Roeskilde an dem König
aldemar von Dänemark. Andrerseits aber waren diese drei Missionare doch
n sehr verschiedener Art. Otto von Bamberg, einer der angesehensten Reichs-
rsten seiner Zeit, bringt den armen Wenden an dem fernen Ostseestrande
ch reiche Geschenke mit und entfaltet den ganzen äußeren Glanz eines Kirchen-
rsten, um damit Eindruck zu machen und für die neue Religion zu ge-
nnen; seine Gelehrsamkeit war wohl nicht bedeutend, dagegen besaß er ge-
andte Umgangsformen, praktischen Blick, populäre Beredsamkeit und vor
lem ein von Liebe glühendes Herz; er war ein Mann des Friedens, der
erkthätigen Barmherzigkeit; den Kriegen zu steuern, Gefangene loszukaufen
nd loszubitten ist seine Freude. Absalom dagegen kann als der ausgepräg-
ste Typus derjenigen Species von Geistlichen bezeichnet werden, wie sie zu-
al das zwölfte Jahrhundert hervorgebracht hat, die jeden Augenblick bereit
nd, die Ritterrüstung über das Priesterkleid zu streifen und den Oberbefehl
nes Heeres zu übernehmen. Wie Christian von Mainz lange Zeit als
riedrich Barbarossas Truppenkommandant in Italien stand, so war Absalom
r Groß-Admiral der dänischen Flotte, der die Ranen nach dem Fall der
empelfeste Arkona durch geschicktes Manövrieren in wenigen Tagen zu völliger
nterwerfung bringt, der schonungslos sengend und brennend das Wendenland
rchzieht, um die Fürsten desselben zu Vasallen seines Königs zu machen, der
kritischen Lagen, wo alle verzagen, guten Rat weiß. Dabei ist er streng
gen sich selbst und seinen Klerus, ein unbeugsamer Gregorianer, ein eifriger
lissionar. Berno war ein Cisterzienser, den Heinrich der Löwe mit richtigem
lick sich für den Schweriner Bischofsstuhl ersehen hatte; mit unverdrossener
eharrlichkeit unterzog er sich der ihm gestellten Aufgabe, in seiner zum größ-
n Teil noch heidnischen Diözese das Wort vom Kreuz zu predigen, Schläge,
chmach und Spott nicht scheuend; unserer evangelischen Weise möchte er von
n dreien am nächsten stehen.

Wiesener schildert uns nicht bloß die grundlegende Thätigkeit der eigent-
hen Missionsperiode, sondern führt die Darstellung etwas weiter fort bis zu
m Punkte hin, wo man die Christianisierung von Volk und Land für ab-
schlossen betrachten kann. Wir hören auch von der Arbeit der Prämonstra-
nser und Cisterzienser, von der Gliederung der Hierarchie, dem Bau der ersten
irchen, der parochialen Einteilung. Diese Kapitel sind besonders lesenswert.

Wenn man nun fragt, was wir aus der Betrachtung der mittelalterlichen
Missionsthätigkeit für die evangelische Mission der Gegenwart lernen können,

so muß leider geantwortet werden, daß dies im Vergleich zu dem, was die Mission des apostolischen Zeitalters uns bietet, im ganzen wenig ist. „Die mittelalterliche Kirche krankte an tiefen Schäden und nur ein korrumpiertes Christentum ist dem neu bekehrten Wendenlande von vornherein gebracht worden. Mehr als dieselbe in sich trug, konnte sie eben auch nicht geben.“ Diese tiefen Schäden mußten natürlich in der Missionsmethode sich zeigen. Nach einer Unterweisung von einigen Tagen beginnt Otto die Taufe von tausenden; Absalom läßt sogleich nach der Einnahme der rügenschen Burgen die Bewohner der Insel zur Taufe treiben, denn die Annahme des Christentums war eine der Kapitulationsbedingungen. Auch Berno war in dem Belagerungsheer vor Arkona. Sehr bezeichnend ist die auf Ottos Befehl geschehene Zusammenstellung derjenigen Weisungen, welche er auf seiner ersten Missionsreise seinen Neubekehrten gegeben hatte. Sie beginnt mit der Einschärfung des Fastens am Freitage. Es ist das ins Gesetz verwandelte Evangelium, oder wenigstens ein mit gesetzlichen Bestimmungen durchsetztes Evangelium. Dennoch war es das Christentum, das diese Männer dem unterworfenen Volke brachten. Es hat die letzten Tage des untergehenden Volksgeschlechts der Wenden mit seinem Glanz verklärt und den Boden geschaffen, auf dem 400 Jahre später evangelische Landeskirchen sich aufbauten.

Altefähr. Kasten.

Die Missionsrundschau folgt in der nächsten Nummer.

George Maxwell Gordon,
der Pilger-Missionar des Pandschab.[1])

Von E. Wallroth.

Am 10. August 1839 wurde dem englischen Flottenkapitän James Edward Gordon, Parlamentsmitglied für den Marktflecken Dundalk, als zweiter Sohn George Maxwell geboren. Des Vaters zunehmende Kränklichkeit bedingte ein ruhiges Leben zu Hadlow in Kent. Der ältere Sohn wurde Offizier; George ererbte vom Vater seine Begeisterung für die Ausbreitung des Protestantismus; hatte doch der Kapitän als Evangelist Irland durchzogen und stets für die Sache des Gottesreiches ein warmes Herz sich bewahrt. George Maxwell besuchte zuerst die Privatschule des Landpastoren Henry Moule zu Fordington, dessen Söhne in China Missionare wurden; 1857 zog er auf das Trinity College in Cambridge, um hier die Studien fortzusetzen. Da starb seine einzige, liebliche, zwei Jahre jüngere Schwester Barbara im achtzehnten Lebensjahr, eine ihm eng verbundene, liebe Gefährtin. Wie eine dunkle Wolke hüllte ihn dies schmerzliche Ereignis ein; kurz darauf ging seine Mutter heim, der Vater aber, nun allein und immer noch sehr kränklich zog nach London. Das Andenken an die beiden geliebten Verstorbenen, das kindlich-fromme Versprechen seiner sterbenden Schwester, ihm ein Schutzengel bleiben zu wollen, gaben seiner Lebensansicht einen ernsten Hintergrund und bewahrten ihn vor mancher Sünde. Im Jahre 1861 wurde er Baccalaureus und 1862 ordinierter Hilfspfarrer zu Beddington nahe bei London, wo er durch seinen Vorgesetzten Marsh viele Anregung empfing. Denn letzterer war ein ruhiger, gläubiger, fester Christ und führte Gordon nebst einem andern jungen Geistlichen Thomas Valpy French, dem späteren Bischof von Lahor, in den praktischen Kirchendienst trefflichst ein. Gordon konnte nun seinen im nahen London wohnenden Vater öfters besuchen, ihm manche Liebe erweisen, nach wenigen Monaten aber mußte er ihn in Hadlow zur letzten Ruhe bestatten. Durch seinen Amtsbruder French, welcher in Vorderindien

---

[1]) Auf Grund von: G. M. Gordon, a history of his life and work. (London. II. edit. 1889) by Arthur Lewis C. M. S. Missionary. Doch ist dieser Gordon nicht zu verwechseln mit dem 1887 verstorbenen A. Gordon, dem Gründer der amerikanisch-presbyterian. Mission in Sialkot (Pandschab), noch mit dem bekannten 1885 getöteten General Gordon in Chartum, noch dem Missionar Gordon in Uganda, noch mit dem Sendboten gleichen Namens in der Südsee. Der Name Gordon ist eben sehr verbreitet in England. —

einige Zeit lang missioniert hatte, erhielt er viel Anregung zum Missionsdienst und manche Unterhaltung führte beide jungen Geistlichen im Geiste nach diesem Lande.

Eine Reise nach der Schweiz und Oberitalien unterbrach den Pfarrdienst, gab aber neuen Antrieb zu weiteren, größeren Plänen. Auf seiner Pfarre war er ein warmer Freund der Armen und gab gern aus eigenen Mitteln und reichlich den Dürftigen. In einem Dörfchen richtete er mit einem andern jungen Geistlichen, Henry O'Rocke, für junge Leute eine Abendschule ein, wobei seine Geduld, seine gesunde, frische, ja witzige Lebensanschauung ihm trefflich zu statten kam. Auf der Kanzel zeigte Gordon in glaubenstreuen, sorgfältig ausgearbeiteten, freien, frischen Predigten das alleinige Heil in Christo. Als Dr. Marsh 1864 gestorben war, machte er eine Reise nach dem Heiligen Lande, war entzückt, die heiligen Orte und die Gegenden zu besuchen, wo der Herr und seine Jünger gelebt hatten; von Jerusalem ging's nach dem Libanon und Ägypten, wo der Winter am Nil verlebt und im Frühling 1865 die Sinaihalbinsel durchforscht wurde; zurück reiste er über Athen und Rom.

In London trat Gordon in den harten aber nicht erfolglosen Dienst eines Stadtpfarrers, welcher aber mehr der eines Stadtmissionars unter den Bewohnern eines armen Distriktes war; neue Anregung zum Missionsdienst fand er hier durch den Angestellten der Stadtmission: James E. Parker und durch H. T. Lumsden, langjährigen Anwalt der Church Miss. Society. Seelsorge, helfende Arbeit unter der armen Bevölkerung, Besuche in Siechen- und Armenhäusern, auch oft nicht ungefährliche Besuche der Wirtshäuser gaben genug zu thun. Eines Sonnabends nachts wurde er bei solchem seelsorgerischen Besuch von einem katholischen Irländer, welcher wilder als ein indischer Tiger war, an der Kehle gepackt und zu Boden geschleudert. Auch richtete er für die Kinder armer Fabrikarbeiter Spiel- und andere Erholungsstunden, ja selbst Bäder ein. Dabei that er vieles, fast das Meiste, aus eigenen Mitteln und ließ die linke Hand nicht wissen, was die rechte gab. Auch besuchte und beförderte er manche andere Versammlung, so z. B. die „Mothers Meetings" in dem St. Thomas Kirchspiel u. s. w., war überhaupt ein treuer Arbeiter und Streiter unterm Kreuz Christi.

Doch die Missionsanregungen in Beddington, des dortigen Pastors Dr. Marsh Sammlungen für die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, spätere reife Erwägungen brachten Gordons Entschluß, Heidenmissionar zu werden, zur Ausführung. Im Sommer 1866 stellte er sich der genannten Gesellschaft als honorary worker, sich selbsterhaltender Arbeiter, zur Verfügung und im Herbst jenes Jahres reiste er nach Vorderindien, zunächst nach Ceylon ab. Auf dieser schönen Insel erkrankte er schwer am Fieber, genas und machte sich sodann an die Erlernung der fremden Sprache, an das Studium der Eingebornen, ihrer Sitten und Gebräuche. Seit Frühling 1867 lebte er in der Nähe von Madras, damals noch mit allerlei notwendigen Bequemlichkeiten, wie Zelt, Pferd u. dergl. ausgerüstet. Aber neue schwere Fieberanfälle nötigten ihn zu einem Klimawechsel; so fuhr er

nach Australien und lebte seit September einige Monate in Melbourne. Hier hielt er eines Tages auf Einladung eines bekannten Geistlichen eine Missionsansprache in der Schule zu Prince's Bridge; sein lebhafter anschaulicher Vortrag, erläutert durch eine Karte Indiens, erweckte bei den Kindern solche Missionsliebe, daß er eine Missionskasse einrichten und reichliche Beiträge sammeln konnte. Eine jährliche Summe von gut 240000 Mark ist aus diesem kleinen Anfang erwachsen.

Nach Indien zurückgekehrt, nahm er die Erlernung der Tamilsprache mit neuem Eifer auf, nicht in hergebrachter, grammatikalischer Weise, sondern mit einigen längeren Sätzen anfangend. So sollte ohne viele sprachliche Reflexion die fremde Sprache gewissermaßen „auf natürlichem Wege" vermittelt werden.

Als Gordon unter seinem Zelt bei Madras mit der Verkündigung des Evangeliums sich den heidnischen Eingebornen nahte, machte er dieselben Erfahrungen, wie sie schon manchen Sendboten begegnet sind. Die Heiden verspotteten die Bekehrten und wiesen aufs Geld als das beste Bekehrungsmittel hin. Oder sie begegneten dem Vorwurf des Missionars, hölzerne und steinerne Götzenbilder anzubeten, mit den Worten: „Was wir verehren, ist nicht Holz und Stein, sondern das Götzenbild stellt nur den Gott dar." Oder sie verglichen ihre vielen Götter mit den Beamten der englischen Königin, welche von dieser als dem Haupte gesandt seien, so habe auch der höchste Gott den Wischnu, Siwa u. s. w. angestellt.

Im Jahre 1868 zog er südwärts nach Tinnewelli und unterstützte einen dort beabsichtigten Kirchenbau. Inmitten des Heidentums erscheint ihm das Christentum nur desto köstlicher, aber auch die gebildeten und ungebildeten Verächter desselben, ob nun in Europa oder in Indien, als desto verantwortlicher. Auch hier tönten ihm bekannte Einwürfe seitens der Hindu entgegen: z. B. die christliche Religion ist die Religion der Reichen, unsere die der Armen, und wenn Gordon derartiges hörte, hätte er gerne Zelt, Pferd, bessere Kleidung und Nahrung fortgegeben, um den Eingebornen als einfacher, armer Mann das Heil zu verkündigen. Doch schon die Gesundheit erforderte derartige europäische, notwendige Bequemlichkeiten. Im Auge des Indiers erscheint selbst ein einfacher, ja armer Europäer noch als ein „Fürst" und an dieser Kluft zwischen dem weißen Europäer und dem braunen Hindu hat mancher Missionar klagend gestanden.

Bald darauf wandte sich Gordon nordwärts und fuhr von Madras mit einem Dampfer nach Kakinada zur Telugumission, von hier zu den Reisfeldern des Godaweryflusses, nach Ellur und andern Missionsstationen; überall trat ihm der Gegensatz zwischen den heidnischen Bewohnern und

den christlich gewordenen Hindu recht deutlich vor Augen. Nach Madra zurückgekehrt, versuchte er selbst den Heiden zu predigen, ihnen gegenüb sich in der Geduld zu üben, klagte nicht so sehr die Lässigkeit der Ei geborenen, als vielmehr seine eigene an; in schöner Aufrichtigkeit u Nüchternheit wies er alle jene überschwenglichen Vergleiche zwischen d Missionsarbeit und den himmelan ragenden Palmen oder mit dem Ba anenbaum zurück, welcher seine Zweige immer wieder in die Erde se und so neue Bäume erzeugt. Auch bespöttelte er jene zahlenprahlerisch Berichte: so und so viel Predigten sind gehalten, so und so viel Dörf und Kranke besucht u. a. m. Ihm ist die Missionssache zu ernst, zu hoc um prunkend sie zu verherrlichen und ihre Arbeiter zu beloben.

Im Herbst 1869 machte er mit seinem Freunde und Arbeitsgenossi Fenn wiederum eine Missionsreise, diesmal nach der gegenüber liegenden Sü küste, nach Trawankor zu den Malayalam, wo er in Kottayam die Mission druckerei und Buchbinderei bewunderte, welche so feine, hübsche und billig Bibeln auch in der Landessprache, sowie andere religiöse Bücher hervorbring Der Weg führte sie auch nach der Landeshauptstadt Trewandrum, wo sie de Radschah besuchten und von ihm freundlich aufgenommen wurden. Nachdem Gordon hier auf Wunsch seines Bischofs noch in den Klassen des Militär waisenhauses geprüft und die höhere indische Töchterschule der Miß Blandfor besucht hatte, wurde die südlichste Missionsstation Indiens Nagercoil erreich und von hier das Kap Komorin bestiegen; dann ging's zurück nach Madras. — Im Winter 1869—70 war Gordons Gesundheit recht gefährdet, so daß sein fernerer Aufenthalt in Indien ihm sehr fraglich erschien. Gerade jetzt er hielt er vom Bischof von Sydney das Anerbieten, der erste Bischof der neu gegründeten Diöcese zu Rockhampton im nördlichen Queensland zu werden. Vieles schien dafür zu sprechen; dennoch lehnte er dies ehrende Angebot ab und wollte lieber Heidenmissionar in Indien bleiben. Zur Kräftigung seiner Gesundheit machte er eine Heimreise über Hongkong und S. Francisco.

2.

Nach dem Pandschab.

In der Heimat blieb Gordon nur kurze Zeit und vereinbarte si bald mit dem Ausschuß der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft, ih von T. A. French zu Lahor im Pandschab geleitete Mission zu verstärke Da hierfür die Kenntnis der persischen Sprache sehr wichtig war, nah er im Herbst 1871 bei seiner Abreise von England in Begleitung d Missionars Robert Bruce den Weg durch Persien.

Hier wütete damals eine furchtbare Hungersnot, welche durch den streng Winter 1871 und 1872 noch gesteigert wurde. Bietet das Reisen in Pers schon an sich mannigfache Schwierigkeiten und Gefahren, so war dies in je rauhen Jahreszeit auf dem persischen Hochland inmitten der großen Hungers

doppelt der Fall. Nach einem kurzen Aufenthalt in Teheran ging die Reise im Januar 1872 nach Ispahan; nachts mußten sie oft in erbärmlichen Wegehäusern ohne genügenden Schutz gegen Kälte und Schnee rasten. So viel wie möglich halfen sie unterwegs den armen hungernden Bewohnern und konnten doch nur einigen derselben Erquickung und Lebensmittel verabreichen. Auf dem Kohrudgebirge beim Kohrud-Paß wurde das Hungerelend und die Winternot noch größer; wahre Jammergestalten mit schlotternden Beinen nahten sich den Reisenden, deren persönliche Sicherheit oft genug gefährdet war. Herzzerreißende Vorgänge geschahen, Kinder und Eltern lagen erfroren und verhungert auf dem Erdboden, eine Mutter saß klagend am Leichnam des Kindleins. Die Regierung that fast nichts zur Linderung der Not; erst englische Zeitungen mußten die öffentliche Meinung dagegen anrufen; übrigens trägt auch der mohammedanische Fatalismus zu dieser Gleichgiltigkeit das Seine bei. Mit Hilfe guter Freunde und verschiedener Wohlthäter konnten Gordon und Bruce zu Dschulfa, nahe bei Ispahan, Nahrung und Kleidung verteilen, mußten allerdings oft mit Gewalt sich den Weg durch die umherdrängenden Bettler bahnen.[1])

Um ungestörter die persische Sprache zu erlernen, zog Gordon nach Schiras, wo er auch viel zur Linderung der Drangsal beitragen konnte, denn der neue Statthalter wollte nicht dem Beispiele seines eben verstorbenen Vorgängers folgen und durch eine Besteuerung der Reichen die dürftigsten Armen speisen. Gordon bewohnte dasselbe Haus, welches der bekannte Henry Martyn vor 60 Jahren innegehabt und worin er die Bibel übersetzt hatte. Für Perser, Juden, Armenier wurde nun mit Hilfe der Engländer, Indier und Deutschen gesorgt; hatte doch ein deutscher Prediger allein 30000 Mk. gesammelt; viel that der reiche Wohlthäter seiner jüdischen Glaubensgenossen, Sir Moses Montefiore, obgleich manches Geld unterwegs in den Taschen der treulosen persischen Beamten blieb. Wohl neigte sich das Herz einzelner Perser zum Evangelium, aber strenge Staatsgesetze, eifersüchtige, fanatische Strafen seitens der Mullah hinderten fast jedesmal ein offenes Bekennen des Glaubens. Mit der besseren Jahreszeit nahm die Hungersnot ab, und die arme Bevölkerung atmete auf; Gordon blieb nun den Sommer über in Persien, zunächst in Schiras, besuchte unter andern einen zwanzigjährigen Sohn des persischen Königs, Statthalter einer Provinz. Doch machte dies auf den Prinzen keinen großen Eindruck; nur bat er Gordon, über ihn in einer Zeitung zu berichten. Das persische Räuberwesen suchte der Fürst mit dem Bemerken zu entschuldigen: „Persien ist nicht das einzige Land, wo Diebe sind; ich glaube, daß in London Ihnen die Taschen mannigmal bestohlen oder Ihre Uhr Ihnen geraubt wird.“



Am 12. August verließ Gordon Ispahan und zog mit einer Handelskarawane über Hamadan, das alte Ekbatana, nach Bagdad; leider wurde ihm unterwegs sein Gepäck geraubt. Auch Babylon ward besucht und in seinen Trümmern die Bestätigung des Wortes Jerem. 51, 37 f. gefunden; ebenfalls wurde der Birs Nimrud, der Steintrümmerhaufe des babylonischen Turms, besichtigt. Die ganze Gegend, so voll alter biblischer Erzählungen, Erinnerungen, vom Garten Eden bis zu den hängenden Gärten und dem Tempel des Bel

[1]) Näheres über die damaligen Zustände Persiens nach Gordons Beschreibung findet sich Evg. Miss.-Mag. 1873, 10—17.

war eine Predigt über die Hinfälligkeit alles Menschlichen. Mit diesen ernsten, großartigen Eindrücken betrat Gordon in Basra am Tigris das Dampfboot nach Bombay, wo er am 17. November 1872 anlangte.

Im Pandschab liegt, jetzt als Knotenpunkt dreier Eisenbahnen, die alte Hauptstadt Lahor und nahe einem ihrer Thore wurde 1869 durch den Missionar T. A. French in dem sogenannten Maha Singh (=Garten) die St. John's Divinity School, Predigerschule für die Heranbildung eingeborener Pastoren gegründet.[1])

Hier wirkte seit 1873 lernend und lehrend zwei Jahre lang Gordon, fand natürlich alles anders, als in Südindien, das Klima, die Sprache, Bevölkerung, Landschaft. Sein Tamil nützte ihm nichts und so mußte er von den dortigen hauptsächlich herrschenden Sprachen des Pandschab: Hindi, Pandschab und Hindustani letzteres mit Unterstützung des Kollegen French und unter Zuhilfenahme des Persischen bewältigen. Wie in Südindien reiste er auch hier von Dorf zu Dorf, mit dem Zelt und vom Maultier begleitet. Aber immer mehr machte er sich von der europäischen Lebensweise los; er und French wollten nicht englische Gentlemen, sondern vielmehr indische Lehrer und Fakire sein. Die Hindu gewannen Vertrauen zu Leuten, welche schon in Sprache und Kleidung ihnen näher traten. French bemühte sich, in dem Lahor-Predigerseminar wirklich praktische Lehrer und Prediger heranzubilden, welche nicht verenglischt, sondern als christliche Hindu zu ihren Landsleuten reden sollten. Wie Gordon in der äußeren Kleidung möglichst den indisch-volkstümlichen Geist schonen wollte, so sollte nach seiner Meinung nicht der gotische, abendländische, sondern der morgenländische, arabische Stil beim Kirchbau bevorzugt werden. In Wirklichkeit ist auch die Kapelle jenes Divinity College zu Lahor nach seinem Plan, mit seinem Gelde durch Missionar H. U. Weitbrecht unter starker Berücksichtigung des Hufeisenbogens erbaut worden.

Die schöne Eintracht zwischen der englisch-kirchlichen und der amerikanisch-presbyterianischen Missionsarbeit war in Lahor um so notwendiger, da dicht neben der Missionskapelle ein mohammedanischer Wahabit, bald darauf ein Hindu, dann ein Brahmane die Umstehenden den Missionaren zu entziehen suchte.

Als French, Vorsteher der Schule, auf zwei Jahre nach England reisen mußte, versuchte Gordon dadurch auf eine Volkskirche hinzuarbeiten, daß er mit einigen der Anstaltsschüler als Evangelisten im Lande herumzog. Dies war der Anfang seines englisch-indischen Fakirlebens, welches im

[1]) Vgl. das Bild Gordons, Frenchs und eingeborner Zöglinge im Calwer Miss.-Bl. 1888, S. 61.

März 1874 begann; er wanderte von nun an zu Fuß, oft nicht einmal von einem Diener begleitet. Scherzhaft meinte er Jesaia Worte 52, 7: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen", müsse wahr bleiben und dürfe nicht statt Füße „Hufe" enthalten. Da er hauptsächlich am Dschihlam- (Jhilam oder Jhelum) Fluß, einem der fünf Ströme, seine Wanderungen machte, so nannte er dies die „Dschihlam-Wanderung," welche die nicht unbedeutenden Städte Pind Dadan Khan, sowie Bhera, Schahpur und Jhang berührte.

Als French nach seiner Rückkehr von England zum ersten Bischof von Lahor ernannt worden war, schlug Gordon seinen Wohnsitz in Pind Dadan Khan auf, welches 150 englische Meilen nordöstlich von Lahor am erwähnten Himalayafluß Dschihlam gelegen unter einem englischen Beamten fast nur mit Eingebornen bevölkert ist. Hindu, Sikh und Mohammedaner sind hier bunt mit einander vermischt; aber der Hindu schämt sich, vor dem Mohammedaner seinen Götzendienst auszuüben, er ist mehr Wedantist oder Pantheist. Die Gegend zeigt nicht die schönen Tamarinden oder Mangobäume Südindiens; der nur selten fallende Regen, der mit Salpeter durchzogene ausgedörrte Boden erschwert das Reisen, aber in jedem Ort ist das Gasthaus „dara" für jeden Reisenden offen, wenn auch Schmutz einem den Aufenthalt oft verleidet. Mitten in jedem Dorf, jeder Stadt gelegen, bot solch dara dem Missionar treffliche Gelegenheit, mit den verschiedenen dort verkehrenden Leuten Gespräche anzuknüpfen. Einen andern Versammlungsort bildet in jeder Ortschaft der masjid, bei welchem die Landleute zusammenkommen, um nach der Tagesarbeit Füße und Hände zu waschen zur würdigen Verrichtung des Abendgebetes. Auch hier suchte Gordon oft die Eingebornen auf und begann mit ihnen seine religiösen Fragen. Auch in einem, nicht fern im Salzgebirge gelegenen Heiligtume, dem Katakschi, welches von vielen Hindu besucht wurde, konnte er unter den dortigen Pilgern manche suchende Seele mit Gottes Wort erleuchten und in Dschilam einen Hindusoldaten taufen.

Während Gordon das Hindustani bald fertig verstehen konnte, ging's mit der Erlernung der Pandschabsprache langsamer. Auch bemerkte er den großen Unterschied zwischen den persischen und indischen Mohammedanern; denn während letztere vom Kastenwesen recht sehr beeinflußt sind, ist dies bei den ersteren nicht der Fall. Die Kaste aber übt bekanntlich aufs ganze übrige Glaubens- und Staatsleben einen großen Einfluß aus. Es war interessant zu bemerken, daß gleichwie in Südindien auch hier das fünfte Kapitel des Matthäusevangeliums den Leuten sehr gefiel und sie fesselte. Die Schönheit der Seligpreisungen übte nebst dem Gleichnis vom verlorenen Sohn und der Geschichte des Todes Jesu eine große Anziehung aus. Aber zum Übertritt kam's bei nur wenigen Mohammedanern; anfangs z. B. erweckte ein Jüngling viel Hoffnungen, später aber, durch die Härte und Wut seiner Umgebung erschreckt, verleugnete er den Herrn

Jesum. Ein Lehrer nahm das Gotteswort an, mußte aber viel in seinem Dorfe von den Hausgenossen, dem Dorfschulzen und andern leiden; da war dann Treue und Standhaftigkeit schwer.

Im Jahre 1875 mietete sich Gordon für 21 Mark jährlich nahe bei Pind Dadan Khan einen alten Festungsturm, welcher jetzt Eigentum dieser Mission geworden ist. Da hauste er in dem unteren Geschoß, während oben die Vögel als lustige Mieter wohnten und ihn am frühen Morgen zur rechten Zeit weckten. Hier fand Gordon das, was für sein Werk so notwendig war, Ruhe des Gebets in stiller Einsamkeit. Unter einem nahen Baum versammelte er seine wenigen Zuhörer: Hindu, Mohammedaner, Fakire und erläuterte ihnen das Heiligeschriftwort. Vom Dache des massiven, vieleckigen Turmes sah er weit in die Umgegend hinaus; dort lag die Stadt Pind Dadan Khan, da floß der Dschihlam, nordwärts erhoben sich die Salzberge, südlich gesehen breitete sich die Ebene bis zur Pandschabniederung aus. Von diesem „Turm Eder" aus machte er seine Predigtreisen, des Abends oft nicht wissend, wo er sein Haupt niederlegen sollte. Beim milden Mondlicht wanderte er in kühler Nachtstunde auf Gebirgspfaden nach den umliegenden Orten und Städten. Bei solchen Wegereisen kamen ihm viele Schriftworte ins Gedächtnis und viele Gebräuche Palästinas wiederholten sich hier in indischer Sitte. Nicht als Europäer, sondern als Indier durchzog er die Dörfer und predigte das Gottesreich. Leider nahm die Krankheit seines treuen Schülers und Begleiters Andreas, eines eingeborenen Helfers zu; 1875 starb derselbe an der Schwindsucht. Er war ein Mann weniger Worte, aber treuer Werke; ein frommer, eifriger Christ und Bekenner. Als er am St. Andreastage auf seinem Lager das hl. Abendmahl empfing und von Gordon auf den St. Andreas und dessen Wanderleben aufmerksam gemacht, auch von seinem Lehrer durch die Bemerkung erquickt worden war: er sei dem Andreas nachgefolgt, antwortete er: „Ach, unser Werk ist armselig genug und wir verdienen nichts; aber welches wunderbare Wort ist jenes in der Offenbarung (2, 10): Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. O, daß ich diese Krone erhalten möge!" Am 9. Dezember wurde er beerdigt, der eingeborne Christ Jakob, der eingeborne christliche Schullehrer von Bhawa und der Zolleinnehmer von Khewra waren nebst Gordon von allen umwohnenden Heiden und Mohammedanern die ganze Trauerbegleitung; aber das Grab dieses Andreas redet doch die Auferstehungssprache Jesu!

Zu Anfang des Jahres 1876 erhielt Gordon den Besuch des Bischofs von Kalkutta, welcher auf der von dort so weit entfernten Missionsstation Pind Dadan Khan drei eingeborne Schüler konfirmierte. Nach der Abreise des Bischofs machte sich Gordon wieder auf, um, in der einen Hand die Bibel, in der andern Chinin, die nahen und ferneren Dörfer zu besuchen und mit seinem Heilmittel den Beschwörungsformeln und den Koranspruchstreifen zuvorzukommen. In den Monaten August und September besuchte er nicht weniger als etwa 80 Dörfer des Salzgebirges und nur eine spartanische, einfache Lebensweise, strenge Mäßigkeit, fortwährende

Zufußgehen ließen ihn unter Gottes Hilfe so viel ausrichten. Mit Bedauern berechnete er, daß zur staatlichen Verwaltung dieser Bezirke viele Beamte und Offiziere gebraucht würden, daß aber zur Christianisierung dieser Gegenden nur ein Mann auf einen ganzen Stab von Beamten käme und daß ein Missionar ein Gebiet besorgen müsse so groß wie Lincoln, York und Newcastle (oder wie von Lübeck bis Schleswig und Hadersleben) zusammen.

Da die Wiederkunft Jesu bei Hindu und Mohammedanern bekannt ist, bei den erstgenannten als Nekalank, die zehnte sündlose Inkarnation, bei den letzteren als Iman Mahdi, der kommende Befreier, so konnte Gordon häufig an diesen eschatologischen Gedanken anknüpfen.

Als ein mohammedanischer Offizier dies hörte, rief er aus: „Wenn er kommt, will ich meinen Turban ihm zu Füßen legen." Ja, der dortige Muselmann bewahrt unter seinen Überlieferungen einen Satz: „Mal Mahdiyo illa Isabni Mariyama, d. h. es giebt keinen Mahdi, außer Jesus, den Sohn Mariens." Im März 1876 traf er in Dschang (Jhang) einen mohammedanischen Schullehrer Namens Ali Muhammed, welcher viele religiöse Bücher gelesen hatte, und einen Sufi-Fakir Namens Chiragh Schah, welcher zur philosophisch-mystischen Sekte gehörte. Im Laufe der Unterredung sagte er: „Wir alle sind Wanderer, hier ist nicht unser Heim, warum sollten wir den Dingen dieser Welt leidenschaftlich anhangen? Wer ist da unser Führer? Wahrlich, Gottes Geist. Das Herz des Menschen ist unrein, es muß gereinigt werden; der Gottesgeist ist der Besen, um es zu fegen. Einmal ging jemand an den See und fand ein Kästchen voll Edelsteine; unkundig des Wertes setzte er sich und begann nach nahen Vögeln mit diesen Steinen zu werfen. Einen behielt er, nahm ihn mit nach Hause. Ein Freund erblickte ihn und wies den Finder damit zum Goldschmied, welcher dafür eine große Summe gab. O, warum habe ich die andern Edelsteine weggeworfen? rief jener nun traurig aus. So handeln wir, tändeln mit unsern Lebensgaben, kennen nicht ihren Wert, bis sie weg sind. Oder ist nicht der menschliche Geist dem Eisen gleich, über welches der Rost gekommen und unser Ebenbild Gottes in uns entstellt hat? Ja, ich bin ein größerer Sünder, als Satan; dieser diente Gott 150000 Jahre hindurch gläubig, wurde aber um eines Ungehorsams willen verdammt, während ich mein ganzes Leben hindurch gesündiget habe." —

Weithin führten Gordon die Predigtreisen, selbst über den Indus nach Dera Ghazi Khan und nach dem nahen südwestlich gelegenen Choti, wo der Baludsch-Häuptling wohnte. Hier besuchte er eine Schule, in welcher 60 Knaben gerade beschäftigt waren, hindustanische Knittelverse zu lernen, um so die englischen Hauptstädte mit deren Erzeugnissen sich einzuprägen. Nachdem er hier gewirkt, überschritt er die Grenze und kam nach Zeradan von einer Sicherheitswache jenes Häuptlings begleitet. Alle diese langen Reisen legte er zu Fuß zurück. In Dera Ghazi Khan —

(Dera heißt camp oder Feld, Lager und bildet die Vorsilben vieler indischer Städtenamen) — hatte der Oberst Reynell Taylor 1861 als Beamter des dortigen Bezirks 20 000 Mark der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft angeboten, wenn sie eine Station hier gründen wolle; sein Wunsch war, auch nördlich und südlich von dieser Stadt Missionsplätze anzulegen, um so den Wasiri und den anderen Männern des Pathangebirges und den jährlich durchziehenden Kaufleuten Mittelasiens das Evangelium zu vermitteln. So begann damals hier das Werk.

Westlich von Dera Ghazi Khan liegt Baludschistan mit seiner interessanten Bevölkerung, unter welcher Gordon ebenfalls die Mission anfing. Diesen Bewohnern ist ein gewisser jüdischer Gesichtsausdruck unverkennbar eigen; nach gewöhnlicher Annahme sind sie Mohammedaner und zwar Sunniten, bekennen aber selbst, daß sie Nachfolger des Hazrat Musa d. h. Moses seien und behaupten, von den Arabern abzustammen. In dem milden, oft schönen Gebirgsland der Suliman-Kette zwischen kahlen Hügeln und wasserlosen Ebenen wohnt dies Volk unter Häuptlingen in gegenseitiger Feindschaft und häufigem Kampf unter einander. Bei ihnen heißt es wirklich „Auge um Auge“ und „Zahn um Zahn“, „Blut für Blut“, öfters selbst um geringfügige Gegenstände. Nicht nur religiös, sondern auch nach Sitte und Geistesart betrachtet, sind die Baludschen von den Hindu verschieden. Eine ihrer Sitten ist, daß man beim Begegnen fragt: Giebt's etwas Neues? An diese Frage wußte Gordon anzuknüpfen, wenn er in Zaradan oder sonst unter diesem Volke war. Auch glaubte er diesem kriegerischen, wilden, lebhaften Volke am besten mit äußerem Segen des Christentums nahe zu kommen und beschloß, eine ärztliche Mission zu gründen, gab auch zu diesem Zweck der kirchlichen Missionsgesellschaft 20 000 Mark. Im Jahre 1878 kamen als Mitarbeiter Dr. And. Jukes und Arthur Lewis (Verfasser des Lebens des G. M. Gordon) herbei. Das Jahr 1877 verlebte Gordon zu Pind Dadan Khan und stand dem Missionspaar Nugent helfend zur Seite; nahe dem uns bekannten Wachtturm hatte er einen Bangelow erbaut und dabei ein Gärtchen und eine kleine Schule hergestellt.

3.
In Afghanistan.

Während der Jahre 1878 bis 1880 wurde zwischen England und dem Emir Schir Ali Khan von Afghanistan jener elende Krieg geführt, welcher sich eigentlich um die asiatische Weltherrschaft Englands und Rußlands drehte. Als freiwilliger Feldgeistlicher schloß sich Gordon dem englischen Heere an und gesellte sich im Herbst 1878 zu der Streitmacht des Generals Biddulph. Er hatte besonders Baludschistan im Auge, um hier Gottes Wort zu verkündigen. Der Heerweg führt auch zunächst durch diese Landschaft Baludschistans, welche westlich vom Indus (Sind) und südlich von Afghanistan gelegen, eine vielfach zusammengesetzte Bevölkerung

hat. Letztere treibt mehr Schafzucht als Ackerbau, denn die gebirgige Gegend mit nur zur Regenzeit wasserreichen Flüssen bietet wenig zur Landwirtschaft geeigneten Boden. Die Flüsse erreichen nicht den Indus oder das Meer, sondern werden vom sandigen Boden aufgesogen. Der heißeste Landstrich dehnt sich zwischen dem Indus und dem Suliman-Gebirge bis zum Bolan-Paß aus. Gordon berührte nun hauptsächlich die Volksstämme der Mari, Bugti und Brahui.

Am 9. Oktober 1878 brach er von Radschampur am Sind südlich von Dera Ghazi Khan auf, um dem Heere nach Keta (Quetta) zu folgen. Von den vielen Kamelen starben während des Feldzuges über 50 000, weil sie nicht an das Klima Baludschistans gewöhnt waren. Der Marsch gestaltete sich beschwerlich und ging quer durch die flache, sandige Ebene Thal. Von einem Baludschenführer begleitet, zog Gordon durch unbetretene Dschungel, dann wieder durch große Sandebenen. Während ihrer Unterredung fragte der Baludsche, ob die Engländer auch so uneins unter sich wären, wie die Baludschen. Ja, sagte Gordon, in früheren Zeiten machten wir's wie ihr mit euren Fehden und Kämpfen zwischen den Mari, Bugti, Brahui u. a. Auch wir waren in verschiedene, einander feindliche Stämme geteilt: Kelten, Sachsen, Angeln, aber nachdem fremde Missionare uns besucht und Gottes Wort gepredigt hatten, wurden wir ein geeinigtes Volk. Ich wollte, erwiderte der Baludsche, daß wir auch so würden.

Am 13. Oktober, eines Sonntags, wurde bei 100 Grad Hitze im großen Zelt Gottesdienst gehalten und am folgenden Tage der Marsch fortgesetzt. Seit Radschampur hatte man trotz der zurückgelegten 80 englischen Meilen noch kein größeres Dorf angetroffen. Köstlich war's, wenn unterwegs ein frischer Quell sich zeigte, um Menschen und Vieh zu erquicken. Gordon marschierte möglichst des Abends und Nachts, um der großen Tageshitze zu entgehen. Einmal fanden sie eine Eule am Wege; da sagten die beiden führenden Baludschen: „Still, laßt hören, was der Vogel sagen wird." Denn auf dem Marsch ist der Eulenruf ihnen, wie auch andern Völkern, ein Wahrsagerzeichen.

Wenn der Marsch durch die wüste Ebene dahinging, teils auf Kamelen, Pferden oder zu Fuß gemacht, wurde Gordon unwillkürlich an Israels Wüstenzug erinnert und versucht, den anwesenden Mohammedanern und Indern von Moses und dem Herrn zu erzählen oder an einem Wüstenquell vom Wasser des Lebens zu berichten. An einem Orte wollten die Baludschen, daß ihr Lehrer mit dem Missionar nach Keta ziehen solle, damit er von ihm gelehrt, wieder lehre. Aber der alte maulvi schüttelte den Kopf, nahm jedoch eine Bibel an.

Allmählich näherte man sich dem Bolan-Paß, jenem langgestreckten aufwärts und wieder abwärts führenden Hohlweg durch die Gebirge auf der Grenze zwischen Baludschistan und Afghanistan bei Keta. Die Hitze auf der großen Ebene östlich vom Suliman Gebirge wurde immer größer, kein Baum, kein Schatten, kein lebendiges Wesen, nur eine versengte, verbrannte Ebene von Hügeln umringt. Im Anfang des Bolan-Passes[1]) sind die Hügel zu

[1]) Eine Abbildung des Bolanpasses ist im Calw. Miss.-Bl. 1880, 70; 1885, 44.

beiden Seiten niedrig, in der Mitte des Hohlweges windet sich in vielen Krümmungen der Bolanfluß dahin. Wegen der spitzen Kiesel band sich Gordon nach Eingebornensitte Sandalen unter die Füße und so ging's im halb ausgetrockneten Flußbette als dem einzigen Pfade weiter. Allmählich wurden die Seitenfelsen höher und das Flußthal enger; der Gipfel des Passes ist nur 7000 Fuß über der See, der Anstieg ist allmählich. Am letzten Oktober war die Paßhöhe erreicht, und großartiger als zuvor war der Anblick des oberen Bolan, wo sogar einige dickstämmige Olivenbäume wuchsen. Hier ist die Ketahochebene mit einem teilweis unterirdisch laufenden Quell. In Keta machte sich aber im schroffen Gegensatz zur vorhergehenden Hitze die Novemberkälte empfindlich geltend und erforderte warme, dicke Kleidung. Die eingeborne Bevölkerung hatte ihre Dörfer verlassen und mit den Herden die wärmeren Ebenen aufgesucht. Frost und Kälte waren nun schlimmere Feinde als die Afghanen; zehn Regimenter mit 6000 Mann lagen in Keta und die meisten Soldaten hatten wegen unzureichender Kleidung vielfach unter der herben Witterung zu leiden. Auch die Zugtiere, Kamele, Ochsen hatten nicht genug Futter; wenn die Führer es an der gehörigen Aufsicht fehlen ließen und die Kamele des Nachts nicht mit Decken schützten, so war am andern Morgen manches Tier gestorben. Trotz starker Erkältung predigte Gordon in Keta über Petri Fischzug und schrieb am 14. November nach Hause: „Betet für mich, daß mir unter Eingebornen und Landsleuten eine offene Thür gegeben werde.“

Nach Verlauf eines Monats ging's weiter nordwestlich der Festung Kandahar zu; die Kälte war grimmig, die Verwundeten litten sehr darunter; endlich setzte sich nach Ankunft des Generals Biddulph der Heereszug in Bewegung. In den Dörfern, durch welche man kam, sprachen die Leute Puschtu, verstanden aber auch Persisch, welches in diesen Gegenden als allgemeine Verkehrssprache vorherrscht. Am 10. Dezember war der Khodschak-Paß und am Weihnachtstag seine Höhe (7500 Fuß) erreicht. Der Pfad wurde so schmal, daß nur ein Kamel zur Zeit gehen konnte und so steil, daß die Kanonen nur unter größten Anstrengungen der Soldaten hinaufgezogen werden mußten. Den 7. Januar kam die Nachricht an: „Alles ist vorbei, Kandahar hat sich ergeben.“ Nach all den überstandenen Mühen dieses Marsches erschien die nunmehrige rasche Beendigung des Kampfes den Soldaten, welche mit den Afghanen noch nicht gefochten hatten, sehr unlieb. Bald lag Kandahar selbst vor den Augen des heranziehenden Heeres in einer mit schroffen Felsenhügeln umgebenen Ebene und bot einen hübschen Anblick dar. Am Wege standen ängstliche Mohammedaner mit unterwürfigen Mienen; die Hindu hingegen mit dem roten Turban und den Festgewändern zeigten eine unverhohlene Freude und grüßten stürmisch ihre Glaubensgenossen im englischen Heere. Am 8. Januar 1879 zog Gordon mit dem Heere in die Festung ein.

Diese letztere ist wegen schlechter Drainage und böser Gerüche von den vielen Begräbnisplätzen ungesund, hat zwei langgedehnte Bazare und als beachtenswertes Baudenkmal das von den Mohammedanern hoch verehrte Grab des Achmed Schah, Gründers der Dourany-Dynastie, des Erbauers des dritten gegenwärtigen Kandahar, nachdem der Perserkönig Nadir Schah die erste Stadt zerstört und wieder aufgebaut hatte. In der Stadtbevölkerung macht sich der

jüdische Typus mit der gebogenen und der mongolische mit der platten Nase bemerkbar. Nach Ankunft der Engländer war das Volk so aufgeregt und fanatisch, daß Mitte Januar der Lieutenant Willis auf offener Straße erschossen wurde.

Im Februar desselben Jahres begab sich Gordon mit dem abziehenden Heeresteil nach dem Pandschab zurück, konnte aber zuvor und während der Reise manches persische Evangelium austeilen. Auf seine Bitte hin übernahm auch ein christlicher Offizier das Werk, derartige persische und afghanische Neue Testamente zu verteilen. [1])

Das Jahr 1879 verlebte Gordon meistens in Dera Ghazi Khan am Indus, wo er schon früher gewirkt hatte. Als neue englisch-kirchliche Missionare waren Ende 1878 Arth. Lewis und Jukes angekommen, der eine nach Peschawer, der andere nach Amritsar. Beide zogen nun zu Gordon und richteten sich mit ihm nahe der Stadt in dem Granatbaumgarten eines Baludschenhäuptlinges ein, nahmen selbst Axt und Schaufel zur Hand und richteten ein altes Gemäuer zum Wohnhaus her. Jeden Abend predigte Gordon auf dem Bazar, wohin ihn seine Mitarbeiter, welche die Urdusprache erlernten, begleiteten. Wohl hörte das umstehende Volk aufmerksam zu; ein Hindu, Ingenieur dem Berufe nach, schien sich dem Christentum hinzuneigen, aber die meisten hatten doch unüberwindlichen Argwohn und blieben ihren Göttern. oder dem Mohammedanismus treu.

Im Juni besuchte Gordon die uns bekannte Stadt Pind Dadan Khan, während die beiden andern Missionare sich nach dem Fort Munro im Sulimangebirge begaben. Auch brachte er dem Stamme der Khetran, welche westlich von Dera Ghazi Khan nahe diesem Gebirge wohnten, das Gotteswort und erfreute sich an diesem spartanischen Volk. — Im Herbst wurde eine Fahrt den Indus hinab unter Begleitung des Bischofs von Lahor und der beiden Mitarbeiter zu dem Mazaristamm gemacht, welcher südwärts unter einem mächtigen Häuptling in Rojhan wohnt. Hier fanden sie freundlichste Aufnahme und viel Entgegenkommen, aber dennoch zog es den unruhigen[2]) Gordon nach Afghanistan zurück; auch hoffte er durch einen Ortswechsel die sehr angegriffene Gesundheit zu kräftigen. Der Bischof von Lahor forderte ihn auf, mit nach Kandahar zu reisen, wo jener als Bischof die Soldatenlager besuchen wollte. Am 23. Januar 1880 verließen beide Geistlichen Mulla; unterwegs fand Gordon vieles im Vergleich mit 1878 sehr verbessert vor; von Jacobabad bis Sibi konnten sie die neue aus militärischen Gründen angelegte Eisenbahn benutzen und über den Bolan-Paß giengs auf der vom General Phayre erbauten Straße. Wenn auch diesmal nicht wie früher hunderte von sterbenden oder gefallenen Kamelen am Wege lagen, denn diese wurden nicht mehr gebraucht, so sah man erfrorene Ochsen samt ihren Treibern; denn die Kälte des Fe-

---

[1]) Vgl. darüber weiteres im Calw. Miss.-Bl. 1880, 69.

[2]) S. 326 heißts von ihm: likened by his friends to a comet.

bruar war hier oben groß. — In Keta wurde gerastet, der Bischof hielt Soldatengottesdienst ab. Im Pischinthal durch einen Schneefall aufgehalten, fanden sie eine den Engländern freundliche Bevölkerung vor und sahen die augenscheinlichen Wohlthaten einer guten englischen Regierung an diesen Gebirgsstämmen. „Mit Staunen kann man die Äußerungen gewisser Redner der Gladstoneschen Schule lesen; jene würden hier an Ort und Stelle viel zu lernen haben,“ schrieb Gordon.

In Kandahar blieb der Bischof nur bis zum 1. März und ließ dann Gordon allein. Dieser hörte eines Tages zur großen Freude durch einen in Schiras bekannten Pastor, daß das damals von Gordon angelegte Waisenhaus guten Fortgang hätte. Täglich las er in persischer und afghanischer Sprache mit einem Munschi der Stadt die Bibel und hielt wöchentliche hindustanische Gottesdienste für die eingebornen christlichen Soldaten. Viel hatten die Soldaten von den fanatischen Ghazi zu leiden, welche es sich zum Verdienst rechnen, einen möglichst hoch gestellten Christen zu ermorden und selbst ein gefangener und zum Tode verurteilter Ghazi bedauert nur, nicht mehr Ungläubige umgebracht zu haben. Von einem mohammedanischen Priester aufgehetzt, hatten sie sich verschiedentlich an einzeln gehenden Soldaten vergriffen, wie überhaupt die Stimmung der Bevölkerung Kandahars sehr erregt war. Deshalb war es dem Gordon ausdrücklich verboten, unvorsichtigerweise seine Gänge zu weit auszudehnen. Treue Unterstützung fand Gordon an dem christlich gesinnten General Phayre, welcher aber leider bald nach Keta versetzt wurde, um die bedrohte und von Bösewichtern gefährdete Verbindung zwischen dieser Stadt und Kandahar aufrecht zu erhalten. Trotz der Entfernung suchte der Missionar mit den Freunden der Pandschabgegend stete Verbindung zu erhalten; ein Geistlicher im Soldatenlager unterstützte ihn, so daß er die Gottesdienste in dem Fort verrichten und die Bibelstunden nebst den Theeabenden abhalten konnte. Mit einzelnen Afghanen wurden Unterredungen angeknüpft und persische wie afghanische Bibeln verteilt. Leider nahm ein neuer Offizier, welcher für religiöse Dinge wenig Sinn hatte, den Bet-Raum in recht rücksichtsloser Weise zu einer anderen Verwendung weg.

Die Unsicherheit nahm in Kandahar zu, der Fanatismus wuchs und die afghanischen Zustände erschienen dem Gordon wie die Kanaans zur Zeit der Richter. (Richt. 5, 6. 7.) Um so mehr freute er sich über die guten Nachrichten, welche seine Freunde aus Dera Ghazi Khan am Indus ihm schickten. Er selbst wollte nun ein Krankenhaus für die Baludschen auf eigene Kosten erbauen lassen und hatte deshalb schon allerlei Verabredungen brieflich erledigt. Da kam alles anders. Der englische Feldzug gegen Afghanistan führte zur Schlacht zwischen dem Ayub Khan und den

ländern bei Maiwand, 40 englische Meilen von Kandahar entfernt; einer demütigenden Niederlage erreichte das zerstreute Heer die Festung dahar. Am Morgen des 16. August desselben Jahres 1880 machte englische Besatzung einen Ausfall auf das nahe Dorf Dehi Khwaja, einige feindliche Kanonen genommen werden sollten. Gordon ging nicht sondern war im Hospital innerhalb der Festungswälle geblieben, um die hereingebrachten Verwundeten zu empfangen. Nach einiger Zeit ab er sich nach dem Kabulthor zu gleichem Zweck, da hier mehrere wundete in einem ziyarrat oder Tempelchen etwa 2 bis 300 Ellen dem Thore liegen sollten. Er ließ eine Bahre nebst Trägern kommen ging mit ihnen unter heftigem Feuer nach jenem Platze hin; dort ekommen, fand er nicht die Gesuchten, hörte aber, daß sie 30 Ellen terhin lägen. Ein Offizier riet ab, dahin zu gehen, weil das feindliche er zu heftig wäre. Aber vergebens. Gordon war eben im Begriff, auf den Weg zu machen, da traf ihn eine Kugel, welche durchs Hand- nk in die Seite ging; auf der für andere bestimmten Bahre wurde er um 7 Uhr morgens ins Hospital getragen. Hier sagte er: „Ich bin ht so schwer verwundet, wie andere, welche nicht den Trost, wie ich en." Bald darauf erkannte er, daß er nicht länger leben würde, blieb r durchaus ruhig und gefaßt. Dann und wann fragte ihn der andere istliche A. G. Kane, ob er etwas wünsche; doch gab er nur für seine ener allerlei Anweisungen. Bereit zum Sterben entschlief er denselben g nachmittags 3½ Uhr, tief betrauert von allen Offizieren und Sol- ten. Noch am selbigen Abend wurde er mit andern gefallenen Soldaten rdigt. Als diese Todesnachricht England erreichte, waren seine Be- nnten schmerzlich betrübt; Gordons selbstverleugnendes Leben, nur dem enst anderer geweiht, seine große Uneigennützigkeit — hatte er doch nie n der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft Gehalt angenommen und r von eigenen Mitteln gelebt — seine einfache, schlichte, harte, kärgliche bensart gewann ihm viele Herzen.[1]) Bezeichnend war, als er an der renze Baludschistans einen Sprachlehrer (Munschi) haben wollte, er ihn otz einer angebotenen großen Geldsumme nicht erhalten konnte, weil jener widerte: „Ich liebe Sahib Gordon und fürchte, daß ich von ihm zum hristentum bekehrt werde."

Gordons Verdienste bleiben; er hat die Mission im Salzgebirge, aludschistan und Afghanistan begonnen; hat zu Lahor die Kapelle er- chtet und in seinem Testamente fand es sich, daß er die Hälfte seines

[1]) Vgl. Calw. Miss.-Bl. 1881, 6 f. Allg. Miss.-Ztschr. 1881, 84; Beibl. 32.

Vermögens der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft vermacht hatte.[1]) Wie sein Leben der Ausbreitung des Gottesreiches ganz gewidmet war, wie er in freiwilliger Entsagung und Armut für den Herrn arbeitete, so betete er täglich innigst zu Gott. Ich glaube, das Gebet war in den heißen Ebenen des Fünfstromlandes, in den Thälern Baludschistans zwischen Kandahars Mauern sein Schatten, seine Zuflucht, seine Burg. So schrieb er am 17. Februar 1879 von Kandahar nach London: „Davids Rede ist in solchen Zeiten meine: Psalm 91, 2. „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe." „Bete und arbeite" war sein Sinnspruch und seine Mitarbeiter haben diese Kraft an ihm gespürt, mochte er zur Bazarpredigt oder in ein Dorf gehen, mochte er auf langen Wegen ermüdet oder durch schwierige Hindernisse aufgehalten sein. Mit Recht sagt der unter Gordon in der Dschihlam-Mission arbeitende C. P. C. Nugent von ihm: Sein Leben sei ein Bild zu jenen Worten des Common Prayer vom 20. Sonntag nach Trinitatis, „damit wir bereit, beides an Leib und Seele, liebevoll das ausrichten, was du gethan haben willst, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen." —

Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

9. Die Mission auf den Gilbertinseln.

(Schluß.)

Eine der berüchtigtsten Inseln im Gilbertarchipel war vormals Apamama. Als im Sommer 1855 Dr. Pierson und sein Gehilfe Kanoa die Insel berührten, welche, wie die benachbarten Lagunen Kuria und Aranuka, unter dem eisernen Scepter des Königs Baiteke und seines Sohnes Binoka standen, vernahmen sie, daß der erstere in den Jahren vorher nicht weniger als 19 weiße Händler hatte töten lassen. Ein

[1]) Und doch kann man sich eines gewissen unbefriedigenden, ja wehmütigen Eindrucks nicht erwehren, wenn man das Leben dieses herrlichen, glaubensstarken, selbstverleugnungsvollen, missionsbegeisterten Mannes liest. Wieviel fruchtbarer hätte es werden können, wenn es in seiner Missionsarbeit konzentrierter gewesen wäre. Aber dieser häufige Wechsel des Arbeitsfeldes, diese im Grunde doch nur oberflächliche Erlernung immer neuer Sprachen u. s. w. mußte den Segen beschränken, der von einem so frommen Manne sonst in Strömen hätte ausgehen müssen. Man wird oft an Arnot erinnert. Beide: seltene Männer von brennendstem Eifer und der selbstlosesten Hingabe; aber ihr unruhiges Wanderleben macht ihre Wirksamkeit kometenartig. D. H.

Gutes hatte übrigens sein strenges Regiment; alles Toddybrauen und der unsittliche Verkehr der Frauen mit den Seeleuten war bei schwerer Strafe verboten. Von einer Niederlassung der Missionare wollte der alte König nichts wissen; das gemeine Volk würde durch die Predigt derselben zum Range der Häuptlinge erhoben und ihm selber werde man später bloß noch eine Frau gestatten. Erst als im Herbst 1873 Bingham mit dem „Morgenstern" die Insel anlief, gaben Vater und Sohn die Erlaubnis zur Niederlassung eines Missionars auf Apamama; dagegen ward den Bewohnern von Kuria und Aranuka die gleiche Begünstigung versagt; wollten sie lernen, so sollten die dortigen Insulaner — wie Binoka erklärte — nach Apamama kommen. Wenige Wochen darauf landete der Gilbertkatechist Moses Kanoaro mit seiner Frau; er fand einen leichten Eingang beim Volke und hatte bald eine von 100 Zöglingen besuchte Schule im Gange. Der König, welcher ebenfalls sich unterrichten ließ, war leider sehr eifersüchtig auf die Fortschritte seiner Unterthanen. Es charakterisiert so recht sein despotisches Regiment, daß er einem Insulaner, welcher in der Schule bessere Fortschritte als er selbst machte, den Kopf abschneiden ließ! Das Schreiben verbot der König eine Zeit lang völlig, weil es ihm selbst zu schwer fiel. Daß unter solchen Umständen von einem wohlthätigen Einflusse der Schule nicht groß die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Dagegen blieb die Predigt des göttlichen Wortes, welche der Katechist auf seinen Wanderungen und an 3 bestimmten Predigtplätzen regelmäßig betrieb, nicht ohne Segen. König Binoka, der inzwischen an die Stelle seines verstorbenen Vaters getreten war, gebot bei Strafe die Heilighaltung des Sonntags, und als im Sommer 1880 der Missionar Taylor von Apaiang aus Apamama besuchte, konnte er nach einer Tag und Nacht währenden Prüfung der Taufbewerber 71 Erstlinge taufen und gleichzeitig 2 Diakonen zum Dienst an der jungen Gemeinde berufen; auch in den folgenden Jahren fanden zahlreiche Taufen statt; so konnte Missionar Walkup z. B. i. J. 1885 372 Insulanern das Taufsakrament spenden; im ganzen wurden in den 6 Jahren von 1880—1885 610 Eingeborene getauft. In dieser Zeit der Erntearbeit erhielt Kanoaro eine erwünschte Hilfe in dem Gilbertkatechisten Teraoi. Auch König Binoka meldete sich 1881 als Taufbewerber und entließ seine 34 Frauen bis auf eine. Trotzdem er seine Unterthanen ermahnte, die Kirche und Sonntagsschule fleißig zu besuchen, machte er selbst indes für seine Person keinen Ernst mit dem Christwerden; vielmehr hat er vor einigen Jahren sich der Vielweiberei wieder zugewandt. Ja, im Herbst 1887 führte er die alten heidnischen Tänze wieder ein, und viele Christen

ließen sich durch Furcht vor drohender Gewaltthätigkeit zur Teilnahme daran bewegen. Als während eines solchen Tanzfestes die treugebliebenen Christen eine Betstunde abhielten, schoß der König in seiner Wut auf einen der Kirchgänger. Ein Teil der Christen ist seitdem auf benachbarte Inseln geflohen, und von der großen Gemeinde ist gegenwärtig nur ein kleines Häuflein in der Prüfung bewährter Jünger übrig. Die Nachbareilande Kuria und Aranuka sind infolge des Despotismus des Königs von allen Inseln des Gilbertarchipels die einzigen, auf denen das Evangelium nicht verkündet werden darf.

Auf der Insel Tapiteuea, welche eine zahlreiche, von mehreren gleichberechtigten Häuptlingen regierte Bevölkerung — 1869: 6200 E.; 1878: 4538 E. — ernährt, landete Bingham im Herbst 1868 die beiden hawaiischen Missionare Kapu und Laleo mit ihren Familien, nachdem er selbst ein Jahr vorher der Insel einen flüchtigen Besuch abgestattet; doch hatte sein kurzer Aufenthalt genügt, um einen Teil der Insulaner, welche damals zuerst das Wort Gottes vernahmen, zur Beseitigung ihrer heiligen Steine und zur Abschaffung des Toddybrauens zu bewegen; und kaum hatten die beiden Hawaiier ein paar Wochen in den 12 gewaltig großen Festhäusern der Eingeborenen, welche zunächst die Stelle von Kirchen vertreten mußten, gepredigt, als die Insulaner in ihrer Gesamtheit dem Götzendienst — im Oktober 1868 beseitigten sie nicht weniger als 320 Götzensteine — den Rücken kehrten und wenigstens äußerlich Jehovah anbeteten. Das Tabu kam außer Brauch, und unter einem früher heilig gehaltenen und unnahbaren gewaltigen Tamanibaum — von 35 Fuß Stammesumfang — versammelte sich am Neujahrstage 1869 eine Schar von 3000 Eingeborenen, um der Predigt des Evangelii zu lauschen. Im J. 1870 hatten Kapu und Laleo in 4 Schulen bereits die große Anzahl von 1850 Schülern gesammelt, von denen 1300 lesen konnten; 2 Kirchen waren im Bau begriffen; monatlich opferten die Eingeborenen zum Besten der Mission 51 Gallonen Kokosöl. Auch nach außen hin machte sich der Einfluß des Evangeliums durch das Verbot der Branntweineinfuhr und durch die Unterdrückung der unzüchtigen Hulatanzfeste geltend. Als die Missionare Snow und Bingham im nächsten Jahre die Insel besuchten, fanden sie nicht bloß zahlreiche willige Hörer des göttlichen Wortes, sondern auch ein Häuflein Taufbewerber vor; indes verschoben sie die Taufe noch auf ausdrückliche Bitte der beiden Hawaiier, welche die Lauterkeit der Taufbewerber einer längeren Prüfung unterzogen sehen wollten. Erst im J. 1875 entstand daher eine kleine Christengemeinde von 5 Getauften, welche innerhalb der nächsten beiden Jahre auf 79 Erwachsene anwuchs;

die Kirchen wurden damals von 8—900 Eingeborenen besucht; in die Sonntagsschulen gingen 300 Zöglinge. Doane, welcher im J. 1879 mit dem „Morgenstern" die Insel besuchte, zählte im ganzen auf Apamama 573 Christen, von denen auf Kapu's Station 331 und auf Nalimu's Bezirk — letzterer war seit 1872 an Laleo's Stelle getreten — 242 entfielen. Die Arbeit auf den Missionsstationen war folgendermaßen eingeteilt: an den ersten vier Tagen der Woche hielten die Missionare Schule; am Freitag war Betstunde, vornehmlich für die Frauen; am Sonnabend wurde gefischt und das Essen gleich für den Sonntag mit zugerichtet; am Sonntag selbst aber predigten in Kirche und Sonntagsschule die Hawaiier das Evangelium vor 1—2000 Eingeborenen. Leider brach im Juni 1879 ein Kampf zwischen zwei feindlichen Parteien auf der Insel aus, der den Charakter eines Religionskrieges annahm und viele Insulaner bewog, sich als Plantagenarbeiter nach Hawaii, Samoa und dem Witi-Archipel zu verdingen. Nach wiederhergestelltem Frieden konnte Kapu Ende 1879 und Anfang 1880 eine große Anzahl Insulaner — zusammen 308 — taufen. Um den Ausbruch neuer Unruhen zu erschweren, kamen die Eingeborenen um jene Zeit überein, den größten Teil ihrer Waffen — 79 Flinten, 300 Schwerter, viele Speere und Rüstungen — zu zerstören und die Einfuhr von Waffen und Spirituosen den Händlern zu untersagen; auch sollte fortab jeder Mord mit der Todesstrafe und Körperverletzung mit Bußen geahndet werden; sogar die Entheiligung des Sonntags ward unter Strafe gestellt. Der Friede währte aber nicht lange; denn leider ließ sich Nalimu von fleischlichem Eifer dazu fortreißen, eine Schwertmission zu predigen, indem auf sein Betreiben die christliche Partei über die Heiden herfiel und in blutiger Schlacht mehrere hundert derselben erschlug; Kapu hatte nicht den Mut gehabt, Nalimu's Plane energisch entgegenzutreten. Selbstverständlich zog die Hawaiische Missionsgesellschaft die Schuldigen zur Verantwortung und infolge dessen stand die Christengemeinde 1½ Jahr verwaist da, während welcher Zeit der Gottesdienst übrigens aufrecht erhalten wurde und die Missionsgaben — 4000 Pfd. Kokosfaserstoff in einem Jahr — reichlich flossen. Im J. 1883 durfte Kapu in Begleitung von 2 Gilbertkatechisten wieder nach Tapiteuea zurückkehren, und als 2 Jahre später seine Gesundheit ihn zur Aufgabe der Missionsarbeit nötigte, trat der Hawaiier Kaaia, welcher vorher auf den Marschallinseln eine Zeit lang thätig gewesen war, an seine Stelle und seit 1886 wirkt noch neben ihm ein ordinierter Gilbertinsulaner Paaluhi. Als Missionar Walkup im Herbst 1887 die Missionsstationen auf Tapiteuea revidierte, fand er, daß sich die Reihen der Gemeinde durch

Abfall vieler Christen sehr gelichtet hatten; die heidnische Partei hatte das Toddybrauen wieder eingeführt und sann auf einen Rachekrieg.

Auf der Insel Nonouti ließen sich unter Bingham's Geleit, welcher bereits 1867 mit dem „Morgenstern“ hier gelandet war, im Dezember 1871 zwei hawaiische Missionare nieder; leider war ihnen der „Federprophet“ Tanako zuvorgekommen; auf diesen Mann hatten bei einem früheren Aufenthalte in Apia die von den dortigen katholischen Missionaren in bekannter pompöser Weise in Scene gesetzten Prozessionen einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß er aus diesen Erinnerungen und seinem heidnischen Aberglauben sich eine Mischreligion bildete. Gemäß derselben verkündigte er, daß Jehovah Gott und er selbst sein Prophet sei; neben Liedern zu Ehren Jesu duldete er die alten heidnischen Gesänge und Tänze; der Schwerpunkt der neuen Religion, die eine ganze Anzahl begeisterter Anhänger fand, ruhte aber in Prozessionen, bei welchen man ein mit Vogelfedern geschmücktes Kreuz, dem Wunderheilungen zugeschrieben wurden, umhertrug. Die Opfer, welche vor dem Kreuze niedergelegt wurden, gehörten dem Propheten. Gegenüber den Anhängern des Propheten, den sogenannten „Federleuten“ sammelte sich nun um die hawaiischen Missionare eine dem Christentum geneigte Partei, das „Büchervolk“. Leider stand die Station in den Jahren 1877—1881 wegen Mangels an Arbeitskräften verwaist; dann begann der Gilbertkatechist Tibive die Arbeit aufs neue und erzielte besonders in der von jung und alt besuchten Schule erfreuliche Erfolge; auch konnten 1883 die 4 Erstlinge von Nonouti getauft werden. Daß die Verhältnisse auf der Insel damals noch sehr unsicher waren, beweist der Umstand, daß noch mehrere Fälle von Menschenfresserei vorkamen. Im J. 1883 überfiel der König von Apamama die Insel und unterjochte die Eingeborenen; ein Teil derselben wurde getötet und der andere in die Sklaverei verkauft; glücklicherweise besuchte bald danach ein englisches Kriegsschiff jene Gewässer und brachte den Überrest der nach Apamama weggeführten Bevölkerung auf die Heimatinsel zurück. Die hierauf eintretende Ruhe benutzten die beiden Gilbertkatechisten — seit 1884 war noch ein zweiter, Namens Teu, angekommen — zu erneuter eifriger Arbeit, so daß Missionar Walkup bei seinem Besuche im J. 1885 178 Insulaner taufen konnte; derselbe fand zugleich bei der Bevölkerung großes Interesse für die Schule und christliche Literatur; als Walkup 2 Jahre später wiederkehrte, war die Missionsarbeit infolge der Kränklichkeit der Katechisten etwas ins Stocken geraten; doch wurden hier soviel Bücher, wie auf keiner anderen Insel des Gilbertarchipels, von den Eingeborenen gekauft. Leider haben sich seit Sommer 1888 von Apia aus katholische

Maristenmissionare hier niedergelassen und um ihrem Auftreten den beliebten soliden Hintergrund zu geben, alsbald ein französisches Kriegsschiff requiriert. Da sie bereits von 1000 Katholiken auf der Insel reden — eine übrigens bei den katholischen Missionsberichterstattern sehr beliebte runde Zahl —, so scheint es, als ob die Patres den „Federpropheten" samt seinen Anhängern als gute Katholiken reklamiert haben.

In den letzten Jahren sind auch die beiden westwärts vom eigentlichen Gilbertarchipel gelegenen Inseln Banaba (Ozean J.) und Nauru (Pleasant J.), deren Bewohner fast dieselbe Sprache wie die Gilbert-Insulaner reden, als Arbeitsfelder von der mikronesischen Mission in Angriff genommen worden. Auf Banaba landete Missionar Walkup im Sommer 1885 einen Gilbertkatechisten, welcher das Vertrauen der nur ein paar hundert Seelen zählenden Bevölkerung rasch gewann. Die Insulaner haben bereits eine Kirche gebaut und seit Ende 1888 hat sich auch eine Christengemeinde von ungefähr 100 Gliedern gebildet. Die Insel Nauru, welche politisch zum deutschen Schutzgebiete der Marschallinseln gehört und deren 1000 Seelen zählende Bevölkerung in 12 einander befehdende Stämme zerspalten ist, hat seit 1887 in dem Gilbertinsulaner Timoteo einen Missionsarbeiter, welchem seit kurzem noch 3 Katechisten zur Unterstützung gesandt worden sind. Zu den vielen Streitigkeiten trägt das Unwesen des Toddybrauens und die vordem durch gewissenlose Händler vermittelte übermäßige Waffeneinfuhr das Meiste bei. Wurden doch bei der im J. 1888 durch den deutschen Kommissar Dr. Sonnenschein vorgenommenen Entwaffnung der Eingeborenen nicht weniger als 765 Gewehre, darunter 274 gute Hinterlader, ferner 109 Pistolen und 1 Revolver abgeliefert.

Wir haben in unserer Übersicht über die Gilbertmission bisher noch nicht der 5 südlichsten Inseln des Archipels, Nukunau, Peru, Onoatoa, Tamana und Arorae gedacht, auf welchen meist samoanische Missionare im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft thätig sind. Von Süden her, von den bereits christianisierten Ellice-Inseln aus nach Norden fortschreitend, ist letztere eigentlich wider ihren Willen in das Arbeitsgebiet der hawaiisch-amerikanischen Mission eingedrungen; als dann später die Londoner Gesellschaft ihre Missionsstationen auf jenen 5 Inseln an die Amerikaner abtreten wollte, verzichteten letztere auf die Übernahme, jedenfalls weil es mißlich gewesen wäre, die besser ausgebildeten Samoa-Lehrer den hawaiischen Missionsarbeitern unterzuordnen; so wird denn noch heutigestags dieser Zweig der Gilbertmission von Samoa aus versehen.

Der Begründer der Londoner Mission auf den südlichen Gilbertinseln war der Missionar Whitmee, welcher mit dem Missionsschiff „John Williams“ von der Ellice-Insel Nui aus, wo eine Kolonie Gilbertinsulaner lebte und von wo er zwei derselben und den dortigen ihrer Sprache kundigen Samoalehrer Kirisome mit auf die Reise nahm, zunächst die Insel Arorae anlief. Da man auf den südlichen Gilbertinseln damals sehr von sogenannten Arbeiterschiffen zu leiden gehabt hatte, durch welche viele Insulaner mit List und Gewalt als Plantagenarbeiter fortgeschleppt worden waren, so war es kein Wunder, daß die Insulaner zunächst den „John Williams“ auch für ein „Stehl-Mann-Schiff“ hielten und mit Waffengewalt eine Landung verhindern wollten. Als sie indes von Kirisome und ihren beiden christlichen Landsleuten erfuhren, daß sie ein „Gotteswort-Schiff“ vor sich hätten, verwandelte sich rasch die Furcht in Freude; denn zu den Eingeborenen war schon eine dunkle Kunde von dem wohlthätigen Einflusse gedrungen, welchen die hawaiisch-amerikanischen Missionare auf den nördlichen Gilbertinseln ausübten. Sicherlich trug die Hoffnung, nun Schutz gegen die Piraten zu gewinnen, viel dazu bei, daß der Samoalehrer, den Whitmee hier zurückließ, eine sehr freundliche Aufnahme fand. Auf den übrigen 3 Inseln, welche Whitmee 1870 besuchte, auf Onoatoa, Tamana und Peru — Nukunau wurde erst 1871 besetzt — wiederholte sich genau dieselbe Scene; nach anfänglich drohenden Feindseligkeiten erregte überall die Niederlassung der Samoalehrer große Freude. Wenige Jahre vergingen, und mit den rohen, in Streit und Gesetzlosigkeit dahinlebenden Eingeborenen ging infolge des heilsamen Einflusses der Samoalehrer eine wunderbare Umwandlung vor sich; besonders war das Jahr 1875 durch zahlreiche Übertritte zum Christentum ausgezeichnet; die Wirksamkeit der Missionsarbeiter wurde weniger durch die Opposition der heidnischen Partei, als durch die infolge anhaltender Dürre wiederkehrenden Hungersnöte gehemmt. Im J. 1876 wurden die Samoa- und Ellice-Lehrer, welche die 5 Inseln besetzt hielten, weil sie in der Arbeit sich bewährt hatten, von Missionar Turner ordiniert. Wir geben nun noch ein paar Notizen über die Entwicklung der Missionsarbeit auf den einzelnen Inseln.

Der von Whitmee 1870 auf Arorae gelandete Samoaner Laleifotu ließ sich im Dorfe Maiaki nieder und konnte bereits 4 Monate darauf berichten, daß die Dorfbewohner alle ihre Steingötzen zertrümmert oder ins Meer gestürzt hatten; 1874 hatte der Missionar 30 und im Jahre darauf bereits 320 Eingeborene im Taufunterrichte; letztere hatten um die Missionsstation herum ein neues Dorf angelegt und dasselbe mit einem

Palissadenzaune gegen ihre von nächtlichen Orgien betrunken heimkehrenden heidnischen Landsleute verwahrt; sie selbst gaben den Genuß von Spirituosen und die unsittlichen Tanzfeste auf und benutzten dafür ihre Freizeit zum Bau einer steinernen Kapelle. Am 15. März 1876 widerfuhr dem inzwischen in die dortige Arbeit eingetretenen Samoaner Naivalika die Freude, daß auf seine zu Herzen dringende Mahnung hin, der Rest der heidnischen Partei — 280 — sich entschloß, in der christlichen Lehre sich unterweisen zu lassen; zum Zeichen, daß es ihnen mit diesem Entschluß ernst sei, zerstörten sie ihre Götzen, begruben die bisher hochgehaltenen Schädel ihrer Vorfahren und bauten mit dem Gebälk des niedergerissenen Götzentempels eine Wohnung für Naivalika. Nur zwei von jenen Insulanern, ein sog. „Regenmacher" und „Seepriester", denen die Annahme des Christentumes nicht die erwarteten Vorteile — reichlichen Regen und zahlreiche Fische — brachte, fielen mit ihrem Anhange — im ganzen 30 — wieder ins Heidentum zurück. Wie vorsichtig die Missionsarbeiter mit der Spendung der Taufe gegenüber den vielen Taufbewerbern verfuhren, geht daraus hervor, daß erst im Juli 1877 eine Christengemeinde von 20 Gliedern ins Leben trat. Die Bevölkerung der Insel hatte sich übrigens von 1876 zu 1877 infolge drohender Hungersnot um 280 Seelen vermindert; 211 davon waren nach den Witiinseln und nach Samoa ausgewandert. Über die spätere Entwicklung der Christengemeinde auf Arorae fehlen in den Berichten nähere Angaben; nur soviel scheint daraus hervorzugehen, daß im wesentlichen gegenwärtig die ganze Bevölkerung christianisiert ist.

Auf Peru arbeitete in den Jahren 1870—1874 Elisaia, wohl der hervorragendste unter den Samoamissionaren, und neben ihm noch 3 Missionsgehilfen; nach wenig Jahren nahm bereits ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung an den Sonntags und Mittwochs regelmäßig stattfindenden Gottesdiensten teil; die Schulen wurden von jung und alt besucht; an Stelle der früheren Anarchie walteten jetzt überall Älteste ihres Amtes und ein jedes Dorf hatte sein Rathaus, in welchem die gemeinsamen Angelegenheiten nach bestimmten Gesetzen entschieden wurden. Als 1874 Elisaia seine Dienste für das damals unbesetzte Tamana anbot, ließen ihn die Eingeborenen nur nach großem Widerstreben ziehen, so lieb war er ihnen geworden; an seine Stelle trat der Samoaner Naisili. Im selben Jahre taufte Missionar Turner die 32 Erstlinge von Peru. Auch diese Insel litt zeitweilig schwer unter Dürre und Hungersnot; 1877 erlagen nicht weniger als 250 Insulaner den ausgestandenen Entbehrungen; viele wanderten aus, und die Bevölkerung ging auf 2000 Seelen herab.

Trotzdem war die Zahl der Christen auf 144 Erwachsene gestiegen und als Missionar Phillips 1881 die Insel besuchte, konnte er die frohe Kunde mit hinwegnehmen, daß auf Peru kein Heide mehr vorhanden war.

Auf Onoatoa verrichtete 1870 die Anfangsarbeit der Samoaner Sumeo; später traten Simona und Tuiteke an seine Stelle; hier war anfänglich der Boden härter als auf den andern Inseln; Unruhen und Streitigkeiten wollten kein Ende nehmen, und die Heiden bekümmerten sich wenig um die Predigt der Missionare, bis im Jahre 1881 das Wunder der Wiedergeburt eines ganzen Volkes geschah. Alle Heiden traten in den Taufunterricht ein; Ruhe und Frieden trat an die Stelle der vormaligen Gesetzeslosigkeit und gegenwärtig ist auch Onoatoa ein christliches Eiland; seit jenem Jahre bringen die Insulaner den Gehalt für ihre Missionare auf und steuern willig zur Missionskollekte bei (1881 die große Summe von 5413 Mark). Daß es kein Scheinchristentum ist, geht aus der Äußerung eines auf Onoatoa lebenden Händlers hervor, er könne wochenlang verreisen und in seinem Hause, bei offener Thür, Geld frei liegen lassen; Niemand von den Eingeborenen werde sich daran vergreifen.

Die Bewohner von Tamana, auf welcher Insel die beiden Evangelisten Samuelu und Sakaio sich niederließen, hatten anfänglich auch viel über Widerstreit von Seite der Heiden und über geringe Empfänglichkeit der Insulaner für das Evangelium zu klagen. Eine Zeitlang stand die Insel verwaist und erst seit Übersiedelung Elesaia's hierher fing es an, sich in den Totengebeinen zu regen; vielleicht machte auch das Elend, welches eine Hungersnot und Epidemien 1877 im Gefolge hatten, die trotzigen Herzen mürbe; in jenem Jahre ging die 1700 Seelen zählende Bevölkerung auf 250 zurück, welche letztere nunmehr willig das Evangelium annahmen; der Kirchenbesuch ward ein guter und die Schulkinder lernten mit großem Eifer. Dabei brachten die Insulaner das Gehalt Elesaia's — 400 Mark — auf und trugen gern das Ihre zur Missionskollekte bei, z. B. im J. 1880 außer Palmfaserhüten und Matten 582 Mark in Geld. Als 1881 der Missionar Philipps Tamana besuchte, fand er, daß infolge der mit dem Christentum unter den Insulanern eingezogenen Arbeitsfreudigkeit die ganze Insel ein viel fruchtbareres, schöneres Aussehen als früher gewonnen hatte; während ehemals nämlich die Vegetation sich auf Kokospalmen und Pandanusbäume beschränkte, gediehen jetzt unter den fleißigen Händen der christlichen Eingeborenen Pflanzungen von Brotfruchtbäumen, Bananen, Ananas u. s. w. Der „Rat der Alten", in dessen Händen die Gesetzgebung lag und unter dessen 24 Mitgliedern auch ein deutscher Händler, ein wohlgesinnter, missionsfreundlicher Mann

war, sorgt für gute Befolgung der Gesetze und führte u. a. auch obligatorischen Schulbesuch für die Jugend ein. Ein gutes Zeichen für Hirt und Herde ist es sicherlich auch, daß sich 1882 unaufgefordert zwei nicht eben für die Mission schwärmende Kapitäne öffentlich in geradezu enthusiastischer Weise über die Tüchtigkeit des dortigen Missionars und die guten Resultate seiner Arbeit aussprachen.

Unter dem Schutze zweier heidnischer Priester ließen sich im J. 1871 auf Nukunau die beiden Samoaner Lemuelo und Lilo nieder; indes die Opposition der Eingeborenen war zu groß, so daß ihnen das Bleiben verleidet war; erst 1875 wurde die Arbeit aufs neue wieder in Angriff genommen und zwar wirkte hier der vortreffliche Elesaia ein paar Jahre; auch ihm gewährten in schwerer Zeit — 100 Eingeborene verhungerten 1877 — jene beiden Priester getreulich Schutz vor den Gewaltthätigkeiten der Heiden; seit Juli 1876 entstanden zwei Christengemeinden, die eine mit 10 Gliedern in Nukunau, Elisaia's Wohnplatze, die andere mit vier Christen in Lungata, der Station seines Mitarbeiters Josia. Obgleich bald darauf 6 davon wieder ins Heidentum zurückfielen, so gab es doch im nächsten Jahre bereits 21 Christen auf Nukunau. Als Missionar Philipps 1881 auf einer Rundreise mit dem „John Williams" die Insel berührte, fand er, daß die Hälfte der Bevölkerung das Christentum angenommen hatte, je ein Viertel waren Heiden und Anhänger der „Federreligion", die von Nonouti aus auch hier Verbreitung gefunden hatte, umsomehr, als ein Händler den Mummenschanz unter seine besondere Protektion nahm. Im Sommer 1888 haben die auf Nonouti eingedrungenen Maristenpatres sich von einem französischen Kriegsschiff hierher übersetzen lassen, um die hiesigen „Federleute" ebenfalls für Rom in Beschlag zu nehmen; in der That, die römische Kirche hat einen guten Magen.

Eine einigermaßen verläßliche Statistik über den gegenwärtigen Stand der Mission auf den Gilbertinseln können wir leider nicht bieten, da einerseits die amerikanischen Berichte genaue Zahlenangaben über die nördlichen Inseln vermissen lassen, und andrerseits die Londoner Missionsgesellschaft in ihren Jahresberichten die Statistik über die fünf südlichen Gilbertinseln mit der über die Ellice- und Tokelaugruppe zusammenfaßt. Beim Rückblick auf die Missionsarbeit im Gilbertarchipel stellt sich uns die Entwicklung derselben auf den Stationen der Londoner Gesellschaft als wesentlich günstiger dar im Vergleich mit den von der hawaiisch-amerikanischen Mission besetzten Inseln. Wenn auch auf letzteren die Schuld an der unsicheren, zwischen raschem Fortgange und schweren Rückschlägen sich hin und her bewegenden Gestaltung der Missionsarbeit zum Teil mit in

dem wankelmütigen Charakter der dortigen Bevölkerung zu suchen sein mag, so können wir uns doch der Befürchtung nicht erwehren, daß die hawaiischen und Gilbert-Missionsarbeiter, in deren Händen die Evangelisation der nördlichen Inseln liegt und die bisher jedes Jahr nur ganz flüchtig von dem Vorsteher des Gilbertmissionsinstitutes in Kusaie besucht werden konnten, im Vergleich zu ihren Samoaner Kollegen im südlichen Teile des Archipels nicht die genügende Ausbildung und Reife haben, um eine gesund fundamentierte Missionsarbeit zu treiben. Seitdem nun vollends Rom festen Fuß auf 2 Inseln gefaßt hat, halten wir es für eine Lebensfrage für die dortige evangelische Mission, daß sobald als möglich sich ein amerikanischer Missionar wieder mitten im Archipel niederläßt und ihm ein Schuner zur Verfügung gestellt wird, um jahraus jahrein die eingeborenen Arbeiter auf den einzelnen Inseln fleißig kontrollieren und der römischen Propaganda energisch die Spitze bieten zu können. Das Missionsinstitut in Kusaie würde natürlich daneben die Kräfte eines oder zweier Missionare völlig beanspruchen. Die Indienststellung je eines Segelschuners für die Gilbert- und die Marschallmission — siehe den nächsten Abschnitt — würde auch den weiteren Vorteil haben, daß der bei dem Wachstum der mikronesischen Mission kaum noch genügende Missionsdampfer „Morgenstern" fortab ausschließlich der Karolinenmission, die immer weiter von ihrer Ostgrenze — Kusaie — aus westwärts sich erstreckt, dienen kann.

Neustes aus und über Uganda.

Endlich sind umfangreiche Briefsendungen, deren letzte vom 2. September datiert ist, von den aus Uganda vertriebenen bzw. den im Süden des Viktoria Nyanza stationierten englischen Missionaren über die weiteren Vorgänge in Uganda eingetroffen und im Ch. M. Intelligencer (1890, 17—40) veröffentlicht worden. Bei dem lebhaften Interesse, welches auch die deutschen Missionsfreunde an dieser romantischen und an ungeahnten Zwischenfällen reichen Gedulds- und Kreuzmission nehmen, geht es durchaus nicht an, die Mitteilung der neusten Uganda betreffenden Ereignisse bis zur nächsten afrikanischen Rundschau hinauszuschieben.

Zunächst eine Bemerkung bezüglich der geographischen Situation. Die augenblicklich auf vier Mann reduzierten Arbeiter der Ch. M. S. in der Ugandamission befinden sich sämtlich am Südufer des Sees, in der Landschaft Usambiro. Die andre, im Südosten des Spekegolfs gelegene englische Station, Nasa, scheint wegen der bedenklichen Haltung

er Mohammedaner vorläufig haben aufgegeben werden zu müssen. Nicht weit nördlich von den evangelischen Missionaren, gleichfalls in Usambiro und dem an diese Landschaft grenzenden Ukumbi, haben sich die französischen (katholischen) Missionare konzentriert, im ganzen ihrer 16 (vergl. die Karte Int. 39). Behufs der allgemeinen geschichtlichen Orientierung siehe Allg. Miss.-Ztschr. 1889, 178. 1887, 13. 1886, Beibl. S. 1.

Der entthronte Muanga, der gleichfalls über den See nach dem Süden geflohen und von einem mohammedanischen Häuptling dort mehrere Monate als Gefangener festgehalten worden war, begab sich nach der Wiedererlangung seiner Freiheit mit 30 (bzw. 50) Waganda, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, zu den römischen Priestern auf ihre Station Kamoga in Ukumbi, wo er für lange Zeit eine Zufluchtsstätte fand. „Wenn er — schreibt Msgr. Livinhac — doch nun auch endlich Gottes Erbarmungen erkennen und die Religion umfassen möchte, die er in seiner Verblendung so grausam verfolgt hat, und die nunmehr seine einzige Hoffnung geworden ist“ (Kath. Miss. 90, 20). Vorausgreifend notieren wir, daß nach den Zeitungsnachrichten der grausame Christenmörder und charakterlose Tyrann von den katholischen Priestern wirklich bald getauft worden ist, noch ehe er zur Wiedererlangung seiner Krone begleitet von den verbannten Waganda sich auf dem Nyanza einschiffte!!

Seinem Nachfolger Kiwewa ist es schlecht gegangen. Da er sich standhaft weigerte, die mohammedanische Beschneidung an sich vollziehen zu lassen und sogar zwei arabische Fanatiker mit eigner Hand tötete, so setzten ihn die arabisch gesinnten Häuptlinge ab und vergifteten ihn, nachdem sie ihn auf der Flucht gefangen genommen. Mit ihm wurden viele angesehene Männer, alte Häuptlinge, gestürzt, die zum Teil, um ihr Leben zu retten, in benachbarte Länder, besonders nach Busagala (am Nordwestufer des Sees) flohen, wo der König Ntale von Nkole ihnen wie den bereits früher aus Uganda verwiesenen Christen Aufnahme gewährte. In einem der Briefe, welche die englischen Missionare von verschiedenen ihrer Gemeindeglieder aus Busagala erhielten, wird die Zahl der Wagandachristen, die sich dort gesammelt, auf tausend angegeben. Vermutlich soll das aber nur heißen: es seien dort gegen tausend den Christen freundlich gesinnte Waganda, oder solche, die mit den Christen zu leiden hätten; denn auf tausend kann sich die Zahl der Getauften beider Missionen nicht belaufen; es sei denn, daß die katholischen Missionare in der letzten Zeit prüfungslos Massen getauft hätten. Aber man sieht aus einer solchen Notiz, wie in einer religions*politischen* Verfolgungszeit die Begriffe sich verwirren und Leute als Christen, gar als

Märtyrer gelten, die rein aus politischen Motiven in die Bewegung mit hineingezogen sind. Ob die angeblich 100 Waganda, welche sich bei den französischen Priestern in Ukumbi mit oder nach Muanga eingestellt, lauter katholische Christen gewesen, ist uns auch sehr fraglich; freilich möglich wäre es, wenn — wie verlautet — selbst ein Mensch wie Muanga so schnell getauft worden ist.[1])

Zum Nachfolger des unglücklichen Kiwewa wurde ein andrer königlicher Prinz, Kalema (andre schreiben: Karema) erwählt, der sich von den mohammedanischen Arabern zu ihrem willenlosen Werkzeuge machen, beschneiden und die Beschneidung aller seiner Unterthanen befehlen ließ. Die Härte, mit welcher bei allen Regierungsmaßregeln dieses neuen Herrschers verfahren wurde, entfremdete ihm von vornherein die Sympathien des Volkes, so daß die Flucht aus dem Lande immer größere Dimensionen annahm, und die beständig wachsende Zahl der Flüchtlinge in Busagala den Plan zu fassen begann, einen Kriegszug nach Uganda zu organisieren, um den gehaßten Kalema mit seinem mohammedanischen Anhange zu stürzen und einen andern Prinzen zum Könige zu machen, ja selbst den Muanga wieder auf den Thron zu setzen, wenn er Religionsfreiheit zu gewähren verspräche. Die evangelischen Christen sandten dieserhalb Boten und Briefe an die englischen Missionare nach Usambiro, sie um ihren Rat in dieser Angelegenheit zu bitten, während mit den katholischen Priestern und dem bei ihnen weilenden Muanga, wie es scheint, schon vorher Verhandlungen angeknüpft und dieselben bereits so weit gediehen waren, daß eine Deputation den Exkönig holen sollte. Als Kalema hiervon Kunde erhalten, sandte er sofort ein Heer gegen die Baziba, einen von ihm abhängigen, etwa in der Mitte des westlichen Seeufers wohnenden Stamm, weil diese auf ihren Booten die betreffenden Gesandten zu den Missionaren geführt. Die sämtlichen in Busagala weilenden Christen bzw.

---

[1]) In einem Briefe des Msgr. Livinhac vom 2. Mai 1889, der in dem Organ des katholischen Afrikavereins: „Gott will es" (90, 14) mitgeteilt wird, sollen es nur „30 Pagen" gewesen sein. — Dies Blatt kam mir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in die Hände. Sehr gut unterrichtet scheint es nicht zu sein. Auf derselben Seite findet sich die Bemerkung: „Eine auswärtige Antisklaverei-Revue berichtete neulich den Unsinn, christliche Pagen hätten den König (Muanga) abgesetzt, während es in Wirklichkeit seine arabische Leibgarde war." Nun, diesen „Unsinn" haben die evangelischen wie die katholischen Missionare berichtet! Man sieht, es wird bereits Geschichte gemacht. Die Katholiken haben jetzt den Muanga auf ihrer Seite und unterstützen ihn mit Leuten und Waffen, um ihn wieder in Besitz der Herrschaft zu bringen, so muß es jetzt so dargestellt werden, als ob die Christen auch früher nicht gegen sondern für ihn gewesen wären!

aganda flüchtlinge vereinigten sich mit den Baziba, schlugen Kalemas eer, rückten gegen seine Hauptstadt vor, besiegten an der Westgrenze des ndes ein zweites ihnen entgegengeschicktes größeres Heer Kalemas und hmen drei der fanatischsten Christenfeinde und Urheber der Christen-rfolgungen, unter ihnen den Mörder des Bischofs Hannington und jenen :aber gefangen, der die Briefe von der Küste wiederholt falsch übersetzt tte. Sie wurden sämtlich lebendig verbrannt. Aber die Sieger kauften ren Sieg nicht aus; sie hatten in dieser Schlacht ihren Anführer, einen tholischen Christen, verloren, und das hatte sie so entmutigt, daß sie ch Busagala zurückkehrten.

Unterdes war Muanga mit seinem Gefolge Anfang Mai am nord-:ftlichen Ufer des Sees angelangt und zwar auf einem Boote, das em früheren Laienmissionar der Church Miss. Soc., dem jetzigen Händler tokes gehörte. Wie wir bereits vernommen, hatten die evang. Waganda-:isten ihre Missionare in Usambiro um Rat gefragt bezüglich ihrer Teil-hme an einer kriegerischen Aktion gegen Kalema bzw. für Muanga. ach reiflicher Überlegung hatten diese entschieden davon abgeraten, nicht oß wegen der Gefährlichkeit des Unternehmens und der Unberechenbarkeit nes Charakters wie des Muanga, sondern weil dieser Kriegszug ein eligionskrieg zu werden drohe, ein Kreuzzug gegen die Mohammedaner n den Besitz der Macht und weil das Reich Christi doch kein Reich von eser Welt sei. Missionar Mackay hatte von diesem Rate dem Msgr. ivinhac genaue Mitteilung gemacht, freilich ohne eine Ahnung zu haben on den Kämpfen, die sich mittlerweile bereits abgespielt und von den Verhandlungen, die im katholischen Lager bereits stattgefunden. Der fran-zösische Prälat lehnte daher eine gemeinschaftliche Stellung zu der be-treffenden Frage ab und schrieb dem englischen Missionar, daß er in dem mit Muanga unternommenen Kriegszuge der Christen nicht einen Religions-krieg, sondern nur den Versuch erblicken könne, einen Usurpator zu stürzen und den rechtmäßigen König wieder auf den Thron zu setzen. Auch an Stokes hatte Mackay geschrieben, was er den Christen geraten und die Bitte an ihn gerichtet, nicht mit Muanga gemeinschaftliche Sache zu machen; aber der betreffende Brief kam erst an, als Stokes mit dem Muanga und dessen Anhange in seinem Boote bereits abgefahren war, mit Waffen und Munition seitens der französischen Priester wohl ver-sehen. Nun war das Boot des Mr. Stokes mit Muanga früher da, als die über Land beförderten Briefe Mackays, und die evangelischen Christen von Busagala, die Stokes Boot für das Missionsboot hielten, glaubten zuversichtlich, daß wie die katholischen so auch die evangelischen

Missionare den Kriegszug mit und für Muanga billigten, und waren nicht wenig überrascht, als die bald darauf eintreffenden Boten Briefe brachten, die das Gegenteil enthielten. Wie die Sachen lagen, konnten die evangelischen Christen jetzt nicht wohl zurück und so vereinigten sie sich mit Muanga.

Kalema, der durch die bisher erlittenen Niederlagen ebenso erzürnt wie um seine Herrschaft besorgt geworden war, ließ *die sämtlichen königlichen Prinzen und Prinzessinnen*, die er der Sicherheit wegen in seiner Hauptstadt gefangen hielt, *unter ihnen seine eignen Kinder, lebendig verbrennen*, damit niemand übrig sei, der an seiner Statt zum König gemacht werden könne. Daß Muanga bereits auf dem Wege nach der Hauptstadt, wußte er damals noch nicht. Man sieht, es ist unter diesen Despoten einer so grausam wie der andre. Nach dieser unmenschlichen und — da Muanga noch lebte — vergeblichen Schandthat schickte Kalema ein neues wohlbewaffnetes Heer gegen die nach mehreren tausenden zählenden Anhänger des Exkönigs, und dieses mal siegten seine Scharen. Muanga, von nur einem Teile der Christen begleitet, floh mit Hilfe des Bootes von Stokes auf die in der Nordwestecke des Sees gelegenen Sesse-Inseln, wo er mächtigen Beistand fand. Die Bewohner dieser Inseln, lauter Fischer, sind nämlich als fanatische Heiden, Verehrer der Lubari-Gottheit, Todfeinde der augenblicklich in Uganda mächtigen Mohammedaner; sie boten daher dem Muanga ihre Bundesgenossenschaft an, die um so wertvoller sein mußte, als die Sesseleute im Besitz fast sämtlicher Bote sich befinden, die den See befahren. Mit ihrer Hilfe wurde also Muanga Herr auf dem See und in die Lage gesetzt, die ganze Nordküste anzugreifen. Auf der kleinen Insel Bulinguye in der Murchisonbai, gegenüber seiner früheren Residenz Munyonyo (auf dem Festlande) nahm er Standquartier, weitere Zuzüge abwartend, bevor er das neu gegen ihn ausgesandte Heer angreifen wollte.

Zu dieser Zeit, wo für ihn alles auf dem Spiele stand, ließ er durch einen katholischen Christen folgenden Brief an Mackay schreiben, in welchem er dringend um die Unterstützung desselben bittet:

„Ich sende Dir und Herr Gordon viele Grüße. Nach diesen Grüßen bitte ich Dich, mir zu helfen. Denke nicht mehr an die vergangenen Dinge. Wir befinden uns jetzt in einer elenden Lage, aber wenn ihr, meine Väter, willig seid, zu kommen und mir mein Reich wieder einnehmen helft, so sollt ihr Freiheit haben, zu thun, was ihr wollt. Früher kannte ich Gott nicht, aber jetzt kenne ich die Religion Jesu Christi. Bedenke, wie Karema alle meine Brüder und Schwestern getötet hat; er

hat auch meine Kinder getötet und jetzt sind bloß noch zwei Prinzen übrig (er und ich). Herr Mackay, hilf mir; ich habe keine Kraft, aber wenn du mit mir bist, werde ich stark sein. Herr, denke nicht, wenn du Muanga in Uganda wieder einsetzest, daß er wieder so bös werden wird wie früher. Wenn du findest, daß ich wieder bös werde, dann magst du mich vom Throne stoßen. Aber ich habe meine früheren Wege aufgegeben und wünsche jetzt nur, Deinem Rate zu folgen.“ Zugleich mit diesem Briefe ließ Muanga mündlich die Bitte aussprechen, die englischen Missionare möchten selbst zu ihm kommen, um die zahlreichen Christen zu unterrichten, die sich in seiner Umgebung befänden, eine Bitte, die er auch an die französischen Patres richtete.

Zu gleicher Zeit wandte sich der Exkönig an eine unbekannte europäische Expedition, von welcher das Gerücht meldete, daß sie in **Busoga** (am Nordostende des Sees) angekommen sei, mit der Bitte, ihm zur Wiedereroberung von Uganda Hilfe zu leisten. Wer diese Europäer gewesen und was sie auf das Schreiben Muangas geantwortet, ist bis zur Stunde nicht bekannt. Möglicherweise hat das Gerücht die Busoga-Expedition mit der Stanley-Emin-Expedition, die um dieselbe Zeit den See im Westen umging und Anfang September 1889 in Usambiro mit 750 Mann bei Missionar Mackay 10 Tage rastete, verwechselt. Beiläufig bemerkt, ist es sehr merkwürdig, daß Stanley in seinen bisherigen Briefen der Ugandamissionare wie der gesamten schwierigen dortigen Situation mit keinem Worte gedenkt! Ob ihm, da er in so kritischer Stunde an Ort und Stelle war, nicht der Gedanke kam, in die Situation einzugreifen, zumal doch in ihm die dortige Mission ihren Anreger hat? Mackay vermutet in der Busoga-Expedition eine Avantgarde der britischen ostafrikanischen Gesellschaft und an **diese** verweist er den Muanga, wenn er von Engländern Hilfe begehre; die Mission dürfe sich in solche kriegerischen Händel nicht einlassen. Dagegen hat er die beiden Missionare Gordon und Walker zu Muanga bezw. den evangelischen Christen in seinem Lager geschickt, damit dieselben an ihnen Hirten hätten event. auch einen Halt gegenüber den römischen Verführungskünsten, da bereits französische Priester nach dem Aufenthaltsorte Muangas abgegangen waren.

Neuere Nachrichten, ob Muanga oder Kalema zum Angriff übergegangen und wer von beiden Sieger geworden, fehlen. Die Situation ist die kritischste, die man sich denken kann. Auch wenn Muanga als Sieger in seine alte Hauptstadt einziehen sollte, so ist für die evangelische Mission wenig Hoffnung. Die ihn zur Zeit beherrschenden Katholiken

werden dann ihren evangelischen Kollegen schon zeigen, was Religion freiheit ist. Es ist ein trauriges Verhängnis, daß die Sache der chri lichen Mission bzw. der christlichen Religion gerade in dem despotisch Uganda in so verwirrender Weise mit politischen Händeln vermengt wo den ist. Wir wollen uns für jetzt aller Reflexionen über diesen b trübenden Wirrwarr und erst recht der Zukunftsblicke enthalten; aber da können wir nicht unterlassen, unsre Leser zu bitten, dieser so bedrängten verwirrten, aus einer Prüfung in die andre geführten Ugandamission i ihren Gebeten speziell zu gedenken. Wck.

Eine Bitte der Mission an die Vertreter der wissen- schaftlichen Theologie.

In seinem lesenswerten Buche: „Der Kampf der Geister in Indien" (vgl. Jan.-Lit.-B.) schreibt Miss. Handmann: „Wir haben noch keine fü Missionare unter den Heiden dienliche Apologie des Christentums, no keine auf die letzten Gründe zurückgehende Widerlegung des Brahmanismu oder Buddhismus. Wer diesem Mangel abhelfen würde, der würde de Mission einen großen Dienst leisten." Nun glauben wir zwar nicht, daß di Studierstuben-Theologie imstande sein wird, für den eigentlichen *praktische Missionsbedarf* geeignete Apologien des Christentums gegenübe dem Brahmanismus, Buddhismus, Mohammedanismus u. s. w. zu liefern das werden immer nur wissenschaftlich gebildete *Missionare* vermögen die die betreffenden Religionen nicht bloß aus Büchern, sondern aus de *Leben* ihrer Bekenner auf Grund eines vieljährigen Verkehrs mit ihne kennen. Kein heimatlicher Professor hätte z. B. ein apologetisches We gegen den Mohammedanismus liefern können, wie die berühmte „Wag der Wahrheit" (Mizar ul Hack) von Pfander. Aber *das* kann di Studierstuben-Theologie: den vielbeschäftigten Missionaren den *Stein bruch* zugänglich machen, aus welchem sie ihr Material entnehmen un für den praktischen Bedarf zurichten können: also die nichtchristlichen Re ligionen, speciell diejenigen unter ihnen, welche eine religiöse Literatur besitze quellenmäßig durchforschen, wissenschaftlich darstellen, auf ihren Wahrheit gehalt prüfen, mit dem Christentum vergleichen und das Christentum ihne gegenüber als die Wahrheit erweisen. Es fehlt uns ja allerdings heutzuta nicht an religionsgeschichtlicher Literatur; aber dieselbe leidet fast dur gehends an einer *Idealisierung* der nichtchristlichen Religionen, die zu Teil so weit geht, daß sie zu einer Apologie dieser Religionen gegenüb dem Christentum wird und den Bekennern derselben als Waffe *gegen*

Mission dient. Selbst Max Müller bekennt von sich, daß er den Tadel verdiene, zu einseitig das Schöne der heidnischen Religionen des Ostens hervorgehoben und das viele Thörichte, Abscheuliche, Ekelhafte und Abstoßende, das sie enthalten, weggelassen zu haben. Und es giebt Gelehrte der modernen Religionswissenschaft bezw. Orientalisten, welche mit der Idealisierung der nichtchristlichen Religionen eine starke Voreingenommenheit gegen den christlichen Glauben verbinden, um nicht mehr zu sagen. Kurz, wir brauchen eine religionsgeschichtliche Literatur nicht bloß vom christlichen Standpunkte aus, sondern auch in theologischer Bearbeitung.

Es sind ganz neue, wahrlich großartige Aufgaben, welche in dieser Beziehung die Mission an die Theologie stellt. Bis heute hat sich dieselbe mit den nichtchristlichen Religionen verhältnismäßig noch sehr wenig beschäftigt, vielleicht darum, weil eine praktische Nötigung dazu noch nicht vorlag; aber nachdem die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an weltgeschichtlicher Bedeutung wachsende christliche Mission mit allen nichtchristlichen Religionen in Kampf geraten und in Indien, China, Japan u. s. w. das Christentum mit dem Brahmanismus, Mohammedanismus, Buddhismus, Konfucianismus um den Sieg ringt, da muß die christliche Theologie zu einem Zeughaus werden, welches den Kämpfern auf dem Schlachtfelde die nötigen Streitwaffen liefert.

Die orientalistischen Philologen haben vielfach vorgearbeitet; es wird Zeit, daß die Theologen die theologische Arbeit in Angriff nehmen, welche so gut wie noch völlig ungethan ist. Es sind große religiöse Probleme, welche die theologische Auseinandersetzung mit den genannten Religionen speziell an die christliche Apologetik stellt, und die dieser Wissenschaft eine ganz neue Bedeutung und Gestaltung geben werden. Wieviel Zeit und Kraft wird von unsern deutschen Theologen nicht nur mit kritischer Kleinarbeit, man möchte versucht sein zu sagen vergeudet, sondern auch auf die so und sovielte Durchforschung alter in ihren Grundzügen wirklich erledigter geschichtlicher, dogmengeschichtlicher und dergl. Fragen verwendet, welche weit besser und fruchtbarer angelegt wäre, wenn sie den Bedürfnissen der Gegenwart, auch den eminenten praktischen Aufgaben gewidmet würde, welche die heutige Weltmission an die Theologie stellt. Besonders die kritische Kleinarbeit, aber auch die immer wiederholte Bearbeitung alter Partien der geschichtlichen und theoretischen Theologie bringt mit dem Streben nach Originalität die große Versuchung zu wissenschaftlicher Künstelei, Haarspalterei und Hypothesenjägerei mit sich, die zu einer wirklichen Gefahr für die Gesundheit der theologischen Wissenschaft zu werden droht. Die theologische Wissenschaft bedarf frischen Blutes;

wie die Mission eine segensreiche Rückwirkung auf das heimatliche kirchliche Leben geübt hat, so ist sie auch berufen, der theologischen Wissenschaft einen ähnlichen Dienst zu leisten. Die Theologie erfrischt und bereichert sich selbst, wenn sie ihrerseits durch eine wissenschaftliche, speciell apologetische Beschäftigung mit den nichtchristlichen Religionen der Gegenwart in den Kampf mit eintritt, den die Mission praktisch mit diesen Religionen führt. Besonders für junge Theologen, die nach selbständiger Bearbeitung bisher unbebauter Gebiete ausschauen, kann es unseres Erachtens kaum eine größere und dankbarere Aufgabe geben, als die missionarische Apologetik, d. h. die wissenschaftliche Widerlegung des Brahmanismus, Buddhismus, Mohammedanismus, Konfucianismus. Mehr hierüber ein andermal; jetzt ging es uns nur darum, die Anregung, welche zu dieser Arbeit Handmanns Büchlein gegeben, unsrerseits eindringlich zu unterstützen. Warneck.

Missionsrundschau.

III. Asien.

Vom Herausgeber.

Indien. Die beiden Erscheinungen, auf welche schon unsere vorjährige Rundschau die Aufmerksamkeit in besonderer Weise richtete: daß die Vermehrung der Christen sich zu verlangsamen scheint, und daß das alte Heidentum wie der Mohammedanismus sich zu einer kräftigen Gegenaktion aufrafft — diese beiden Erscheinungen scheinen auch heute noch die indische Situation zu beherrschen.

„Es ist in Indien, wenigstens in dem Teile, der mir bekannt ist — berichtet der Baseler Missionsinspektor Öhler nach der Rückkehr von seiner indischen Visitationsreise, Heidenb. 1889, 68 — weithin ein Gefühl verbreitet, daß man nicht recht vorwärts komme. Daß die Gemeinden nach außen nicht recht wachsen, kann man ja mit Augen sehen und mit Händen greifen. Überall sind es verhältnismäßig wenig Heidentaufen. Auf unserm Missionsgebiet haben wir nur eine Station, mit der es etwas rasch vorwärts geht, Udapi. Während die Übertritte zur Zeit verhältnismäßig selten sind, sieht man das Heidentum sich aufraffen, um dem Christentum zu begegnen." Dieses Urteil des Baseler Visitators bezieht sich allerdings zunächst nur auf die Südwestspitze der ungeheuren indischen Halbinsel, aber — Ausnahmen abgerechnet — scheint es auf einen größern Teil Südindiens wenn nicht noch darüber hinaus zuzutreffen. Von verschiedenen Seiten wird bereits darauf vorbereitet, daß der im Jahre 1891 wieder stattfindende zehnjährige Missions-Census einen verhältnismäßig geringeren Fortschritt, sofern dieser in Zahlen darstellbar, aufweisen werde als der von 1881. Desgleichen scheint die hiermit im innerlichen Zusammenhang stehende Klage über Lauheit in den christlichen Gemeinden ziemlich verbreitet zu sein. „Missionare in christlichen Gemeinden — heißt es im Ev. M.-M. 1889, 490 — können sich der Depression, des Gefühles der Entmutigung und Ermattung fast nicht erwehren. Wir können aber keinen Erntesegen aus der Heidenwelt erwarten, so lange die christlichen Gemeinden

abschreckendes Bild und oft Karikaturen von christlichen Persönlichkeiten
zen. Es fehlt ja im einzelnen an treuen Christen nicht; aber die Gemeinden
solche wirken noch nicht einladend auf ihre heidnische Umgebung. Mit
cht sagte jüngst das Christian College: Eine der Hauptschwierigkeiten,
dem Missionar zu schaffen machen, ist nicht, wie er sein Arbeitsfeld durch
Taufe ausdehnen, sondern wie er den christlichen Geist unter denen, welche
bereits als Christi Jünger bekennen, lebendig erhalten kann. Mehr und
hr finde ich, daß die Hauptsache und jedenfalls die Hauptnot *nach* der
ufe einsetzt; kein Wunder, daß es eine besondere Freude ist, wenn man
zen kann: es regt sich hier und da in den Christengemeinden.“ Ähnlich ist
ß der Eindruck, den Inspektor Öhler gehabt hat. „Die Stadtgemeinden in
ldmahratta haben in solchen, die von Hunger getrieben zu den Missionaren
nen und sich durch das Christwerden vor dem Hungertod retteten, schlechte
emente in großer Zahl bekommen. Sie haben der Mission ihre Kaste zum
pfer gebracht und glauben darum billig Versorgung durch die Mission er=
rten zu dürfen, wie sie ja auch nur um der Versorgung willen Christen
worden waren. Wenn man wieder einmal bei einem ähnlichen Notstand
fen müßte, so dürfte man die Unterstützten erst nachdem die Not vorüber
angen, zu einer Entscheidung veranlassen. Im allgemeinen ist [illegible] sagen,
ß in Indien die ganze Gemeindebildung auf einer unnatürlichen Basis ruht.
e Gemeinden bestehen aus zusammengelaufenem oder zusammengebrachtem
lk, aus Leuten, die aus ihren natürlichen Verhältnissen herausgerissen sind
. Vielleicht ist die Gemeindeleitung die schwerste Arbeit in Indien. Sie
Missionaren aus der Hand zu nehmen und in die Hände der Eingeborenen
legen, scheint mir bedenklich.“ (Als Manuskript gedruckter Bericht S. 42).
an wird sich auch hier vor Generalisierungen sehr hüten müssen, aber
hlers nüchternes Urteil dürfte auf einen großen Teil der indischen christlichen
meinden passen, besonders auf diejenigen, die sich infolge von sog. Massen=
kehrungen gebildet haben. Von anderen Missionsgebieten kommen übrigens
nz ähnliche Klagen über das Erkalten der ersten Liebe, über Zuchtlosigkeit
r zweiten Christengeneration u. s. w., so daß man unter dem Eindrucke
ht: die gegenwärtige Mission sei bereits in eine Art nachapostolisches Zeit=
ter eingetreten, und das nicht bloß rücksichtlich des christlichen Gemeindelebens;
er und da vielleicht auch der Missionare! Es ist bekannt, daß z. B. die
hurch M. S. auf mehrere ihrer Missionsgebiete speziell auch in Indien sog.
Wintermissionen gesandt hat und fort und fort sendet, d. h. besonders be=
nadigte Erweckungsprediger aus der Heimat, um das geistliche Leben der
iden=christlichen Gemeinden zu heben. So erfreulich das ist, so charakteristisch
eibt es doch für den religiösen Zustand in vielen Missionsgemeinden. Wir
nnen daher dem Baseler Missionsinspektor auch nur zustimmen, wenn er die
dische Situation *noch nicht für reif* hält für eine *größere* Selbständig=
it weder der eingeborenen Gemeinden noch der eingeborenen Pastoren —
bstverständlich immer einzelne Ausnahmen abgerechnet. Gott sei Dank! fehlt
gerade auch in Indien nicht an vielen einzelnen exemplarischen Christen,
ch unter den eingeborenen Mitarbeitern, aber den Gemeinden als solchen
d im ganzen mangelt noch die christliche Reife.

Aber ich wiederhole: hüten wir uns vor Generalisierungen. Es ist gar

nicht unmöglich, daß der Missionscensus von 1891 in seiner Gesamtzahl einen überraschenden Fortschritt zeigt, während auf einer Reihe von Einzelgebieten in den letzten Jahren die statistische Vorwärtsbewegung nur in einem sehr langsamen Tempo stattgefunden hat. Auf andern Gebieten ist der Zuwachs desto größer; so z. B. auf dem Telugugebiete. Die amerikanischen Baptisten haben im Jahre 1888 hier 2849 erwachsene Heiden getauft, so daß die Gesamtzahl ihrer dortigen members jetzt 30659 beträgt, während c. 150000 als christliche Anhänger unter ihrer geistlichen Pflege stehen. (Bapt. M.-Mag. 1889, 309. 452). Auch aus ihrer Karenen- bzw. Barma-Mission haben dieselben Baptisten pro 1888 eine Vermehrung von über 2000 durch Taufen erwachsener Heiden zu melden (ebend. 310). Noch mehr als hier sind im Teluguland der Mission die Thüren weit aufgethan und es ist beweglich zu hören, wie von dort her der macedonische Ruf wieder und immer wieder ertönt: sendet Arbeiter, mehr Arbeiter; die Ernte ist groß, die geringe Zahl der Arbeiter vermag nicht, sie einzubringen. — Auch die Church Miss. Soc. kann auf ihrem Telugugebiete nicht gerade über eine Verlangsamung der Vermehrung ihrer Christen durch Taufen klagen; so bedeutende Zahlen, wie die baptistische Statistik hat sie freilich nicht aufzuweisen, dafür aber eine erfreuliche Stätigkeit in gesunder Aufwärtsbewegung. Die nachstehende Tabelle (Int. 1889, 629), die ich der sorgfältigen Prüfung der Leser empfehle, enthält eine sehr beredte Zahlenpredigt.

Am 31. Dez. des Jahres	Christliche Anhänger.	Kommunikanten.	Getaufte Erwachsene.	Getaufte Kinder.	Summa der Getauften.	Kirchliche Beiträge.
1849	65	19	3	4	7	—
1859	177	45	5	25	30	—
1869	1726	207	30	36	66	—
1879	3998	696	42	146	188	2158 Mk.
1880	4724	670	112	172	284	2294 „
1881	5504	802	274	308	582	2524 „
1882	6020	846	264	335	599	3304 „
1883	6221	895	89	205	294	4540 „
1884	6724	990	340	435	775	5688 „
1885	7541	1011	262	513	775	5172 „
1886	7843	1043	330	414	744	5824 „
1887	8324	1270	319	490	809	6292 „
1888	8755	1345	321	490	811	7838 „

Auch die Marathi-Mission des Am. Board weist für das letzte Jahrzehnt (1878—1888) einen erfreulichen Fortschritt auf, wie die folgende, keines Kommentars bedürfende Tabelle anschaulich darstellt. (Miss. Her. 1889, 274):

	1878	1888	Prozentsatz des Fortschritts.
Zahl der Gemeinden	23	33	43%
„ „ Kommunikanten	1127	1988	76%
„ „ Getauften	2005	3278	63%
Beiträge	2660 Mk.	8766 Mk.	228%
Zahl der Schulen	48	125	160%
„ „ Schüler	827	3151	281%
„ „ Sonntagsschulen	10	103	930%
„ „ Sonntagsschüler	725	4005	452%

Es liegen uns nicht von allen indischen Missionsgebieten ähnliche Tabellen vor.[1]) Jedenfalls würde man sehr irren, wenn man auf Grund des augenblicklich auf einigen Gebieten weniger befriedigenden Zahlenerfolgs einen Schluß machen wollte auf den Stand der gesamten indischen Mission oder gar auf einen verminderten Einfluß der christlichen Mission in Indien überhaupt. Handmann in seiner Broschüre: „Der Kampf der Geister in Indien" (vergl. Jan.-Lit.-B.) hat völlig recht, wenn er schreibt, „daß Heidenmission mehr umfaßt als nur Bekehrung und Taufe von Heiden; daß die Arbeit der Mission sich vollzieht im Innersten des Herzens des Einzelnen wie der Volksseele, daß sie besonders in ihrem Anfangsstadium ihren Einfluß und ihre Kraft in dem das ganze heidnische Volksleben bewegenden großen Kampf um die höchsten Güter des Lebens entfaltet und darin am klarsten und reinsten offenbart, welcher Kampf zugleich als Vorzeichen des gewissen Sieges der Wahrheit ist. Diese Seite der Mission, ihre innerlichste und geistigste Natur, tritt bei keinem heidnischen Volke der Gegenwart so deutlich hervor als bei dem tief innerlich angelegten die Religiosität über alles stellenden Indern." Und Direktor Hardeland bestätigt das, wenn er sagt (70. Jahresb. der ev. luth. M. zu Leipzig, S. 17 f.): „Es wiederholt sich auf unserem ostindischen Missionsgebiet in seiner Weise, was wir in der ältesten christlichen Mission sehen: so lange die Zahl der Christen klein und unbedeutend war, achtete man ihrer nicht, und die Schwielen an den Händen der Verwandten des Herrn, die man als Thronprätendenten verdächtigt hatte, überzeugten jenen römischen Kaiser, daß von dieser Seite für seinen Thron keine Gefahr vorhanden sei. Aber als die Kirche sich ausbreitete und Macht gewann, da fing das römische Heidentum an, gegen dieselbe aufzutreten mit Verfolgungen, die immer heftiger wurden, bis daß „der Galiläer" gesiegt hatte und vor dem Geisteshauche des Evangeliums das Heidentum Roms zusammenbrach. An diese Kämpfe der ältesten Kirche werden wir erinnert, wenn wir den Zustand der heutigen Mission in Indien ins Auge fassen. Die Heiden, welche sich anfangs wenig um die Mission kümmerten, fangen jetzt an einzusehen, daß von ihr eine Gefahr droht, der gegenüber es sich schwer ankämpfen läßt. Ein angesehener Brahmine in Madrás sagte noch vor kurzem zu einem unserer Missionare: „Daß eine Zersetzung im Heidentum vor sich geht, ist gewiß. Wir wissen nur noch nicht, was für eine Religion wir annehmen sollen." Und in allerlei Flugschriften, die von diesen Leuten jetzt verbreitet werden, kann man mehr als einmal das Bekenntnis hören: „Wenn wir uns nicht aufraffen, sind wir verloren! Wacht auf, es ist die höchste Zeit; sonst werden unsere heidnischen Tempel noch alle zu christlichen Gotteshäusern!" Deshalb haben sie in der letzten Zeit angefangen, sich des Evangeliums mit Bewußtsein und Kraft zu erwehren, so viel es in ihrem Vermögen steht. Diese Bewegung soll uns, wie uns Simeons Weissagung zeigt, nicht wunder nehmen oder irren. Es muß so gehen, es wird so bleiben bis ans Ende. Und daß es jetzt auch in Indien so geht, ist wahrlich kein Zeichen, daß Jesus zurückweicht, sondern ein Zeichen, daß er vorangeht und seine Siegesfahne schwingt!"

[1]) Auch die nordindische Konferenz der amerikanischen bischöflichen Methodisten berichtet von 1952 Taufen im Jahre 1888, 520 mehr als im Vorjahre (Miss. Rev. 1889 549). 1864 zähte diese Konferenz 209; 1874: 1343; 1884 c. 5000; 1888: 7944 members (Miss. Her. 1889, 255).

Ich verweise zur allgemeinen Orientierung über diesen „Geisterkampf" auf die angeführte Handmann'sche Broschüre und füge den bereits in der vorjährigen Rundschau gemachten Mitteilungen nur noch folgendes hinzu. Zunächst ist zu konstatieren, daß die besonders liberalerseits in Europa so sehr überschätzten indisch-religiösen Reformversuche, welche in der Brahma Samadsch sich konzentrierten, immer kläglicheres Fiasko machen. Schon in den letzten Jahren des bekannten Keschab Tschander Sen war der „neue Heilsweg" in viel mystischen Unsinn und allerlei ceremonielle Narrenspossen geraten, so daß die nüchterneren unter seinen nicht eben zahlreichen Anhängern bereits bedenklich die Köpfe schüttelten; aber als nun gar für den verstorbenen Sen göttliche Verehrung in Anspruch genommen wurde, da begann der Prozeß der Auflösung. Im Jahre 1864 zählte man in ganz Indien 173 Gemeinschaften der verschiedenen Zweige der Brahma Samadsch mit im ganzen 1500 wirklichen Mitgliedern und 8000 Anhängern; heut ist diese Zahl auf c. 500 männliche Glieder — 1147 Anhänger, darunter 453 Weiber und selbst Kinder — zusammengeschmolzen und ihr Einfluß auf die Menge der Gebildeten in beständiger Abnahme begriffen. Kürzlich ist sogar das Hauptorgan dieser Reformbewegung, der von Mr. Mozoowdar, dem Nachfolger Tschander Sens, redigierte Interpreter eingegangen. (Church Miss. Rep. 1888/1889, 77 Int. 1888, 294. 1889, 204 ff. Miss. Her. 1889, 521). Die Reformbewegung der Brahma Samadsch, dieses „Kindes einer Heirat zwischen Christentum und dem arischen Hinduglauben," wie Tschander Sen sie einmal bezeichnete, ist nun 65 Jahr alt, aber die großen Erwartungen, welche ihre Anhänger in Indien und ihre Bewunderer in Europa auf sie setzten, hat sie wenig erfüllt. Der Intelligencer bezeichnet sie treffend als einen bloßen Mondschein; eine wirklich belebende Wirkung konnte viel weniger von ihr ausgehen als einst von dem Neuplatonismus. Und zwar darum nicht, weil bei allem edlen Idealismus, der die Führer beseelte, die innere Kraft, der Ernst der Selbstopferung, die Mannhaftigkeit, der Wahrheitssinn, der Überzeugungsmut fehlte. Die Brahma Samadsch war wesentlich eine rhetorische Bewegung, untermischt mit viel Eitelkeit; das Luthersche: „Ich kann nicht anders" war ihren Vertretern ein unverständlicher Klang. So ist weder für den Hinduismus noch für das Christentum aus dieser theoretischen Religionsmischung bzw. Religionsvermittlung viel herausgekommen. Manchem einzelnen Aufrichtigen ist sie wohl eine „Thür des Glaubens" geworden, als Ganzes aber hat sie die Hindu dem Evangelio nicht näher gebracht, schon darum nicht, weil ihr das „Kreuz" ein „Ärgernis und eine Thorheit" geblieben ist. Dagegen hat sie zu der Belebung des heidnischen Hinduismus, auf die wir gleich kommen werden, nicht unwesentlich beigetragen.

Von größerer Bedeutung als die verschiedenen Zweige der Brahma Samadsch ist heute für Indien die besonders im Pandschab und den Nordwestprovinzen weit verbreitete Arya Samadsch. Während die Brahma Samadsch das Christentum hinduisieren bzw. den Hinduismus christianisieren wollte, lehnt die Arya Samadsch jede Einführung christlicher Elemente in die „arische" Religion ab, sie will hinduistisch orthodox sein und den Hinduismus auf Grund seiner eignen Religionsquellen, der Weden und Puranas, reformieren bzw. idealisieren, aber den groben Götzendienst, die mit der westlichen Wissenschaft

in Widerspruch stehenden Absurditäten und selbst die Kaste beseitigen, ein Streben, auf welches freilich z. B. die Gründung von Kuh-Gesellschaften und dergl. eine arge Ironie ist (Church at h. and abr. Vol. 5, 464. 5, 296. 421. Int. 1888, 294. 1889, 467. Ev. Miss.-Mag. 1889, 489.). Auch diese seit c. 15 Jahren bestehende Reformbewegung, deren Urheber der Pandit Dya Nand Saraswati, und die noch nicht zu einer religiösen Körperschaft konstituiert, darum auch im offiziellen Census noch nicht aufgeführt ist, ihre Anhänger aber zumal unter der Jugend nach tausenden zählen soll, hat es gleichfalls wesentlich mit den gebildeten Klassen Indiens zu thun. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß sie nichts anderes als ein Rausch sein kann, der bald vorübergeht, denn die ideale Wedenreligion, welche ihre Führer behaupten, ist nur ein Traum. „So wenig der Ganges zum Himalaya zurückkehrt, so wenig können die heutigen Hindu zur Einfachheit der alten Arier zurückkehren.“ Aber augenblicklich ist diese Bewegung eine ernstliche Hemmung der christlichen Mission; sie hat den Haß gegen Christus und seine Religion sehr verschärft. Desto erfreulicher ist es zu hören, daß einzelnen aufrichtigen Wahrheitsuchern auch die Arya Samadsch eine Brücke zum Christentum geworden ist.

Der idealste und geistig bedeutendste Vertreter dieser „arischen Religion“ ist der energische und begabte Brahmane **Bahadur Raghunatha Rao**, früher Minister des Staates Indore, jetzt englischer Unteramtmann in Madras. Vergl. über ihn Handmann a. a. O. S. 47—56. Aber auch seine rastlosen Versuche, aus den widerspruchsvollen Schastras eine dem Bedürfnis der gebildeten Klassen des modernen Indiens genügende einheitliche Hindureligion herzustellen und derselben in einem allgemeinen Grundbekenntnis oder Lehrbuch Ausdruck zu geben, **müssen** an der Unmöglichkeit der Sache scheitern. Rao will nur „die Quintessenz all des Guten, welches in den indischen Religionsbüchern enthalten“ sei, zusammenstellen; aber dieser moderne arische Glaube, so sehr er auch als Hinduorthodoxie sich ausgiebt, ist im Grunde doch wieder nur ein **Eklektizismus**; er nimmt die höchsten Gedanken aus anderen Religionen und liest sie in die indischen Religionsbücher hinein. Dennoch hat diese „arische“ Reformbewegung ein praktisches Resultat aufzuweisen, nämlich die Gründung von zwei höheren Lehranstalten, hinduistischer Nationalgymnasien, im ausgesprochenen Gegensatz zu den christlichen colleges, in Madras und in Lahore. Das National-Kolleg in Madras, das infolge der A. M.-Z. 1888, S. 557 geschilderten Revolte[1]) der Schüler des christiancollege, der großen freikirchl.-schottischen Missionsschule, geplant wurde, ist am 14. Januar 1889 in Gegenwart vieler vornehmer Hindu feierlich eingeweiht worden, wobei der götzendienerischen Sitte große Zugeständnisse gemacht werden mußten, ein bedenkliches Zeichen der Ohnmacht und Halbheit dieser Reformer. Zuerst wurde das Schulhaus durch Sprengung heiligen Wassers gereinigt, dann wurden die

---

[1]) Ähnliches ereignete sich auch nicht lange darauf in Bangalur, als ein junges 18jähriges Mädchen, welches Unterricht von den Zenana-Missionarinnen empfangen hatte, die Taufe begehrte. Die heidnischen Honoratioren der Stadt beschlossen, hinfort keine Zenanalehrerin mehr in ihre Häuser zu lassen, und errichteten im Gegensatz zu den Mädchenschulen der Zenanamission eine neue Hindumädchenschule. (Ev. luth. M.-Bl. 1889, 324).

Götter Ganesa und Saraswati unter Absingung von Wedenversen angebetet und das Bild der Saraswati, der Göttin der Gelehrsamkeit, in der großen Schulhalle aufgehängt. Nach einigen Ansprachen in der Sanskrit- und englischen Sprache schloß die Feier mit dreifachen Jubelrufen zu Ehren der Götter Brahma, Wischnu und Siva sowie der — Kaiserin Viktoria. Die Schule ist mit 200 Schülern eröffnet worden, ob sie Bestand haben wird, muß die Zukunft lehren; vorläufig ist die Schwierigkeit der Beschaffung eines hinduistischen Religions-Lehrbuches noch nicht gelöst. Ob das Vedic college in Lahore bereits eröffnet, ist uns unbekannt.

Einen großen Schritt weiter als diese den Hinduismus idealisierenden Reformer gehen die auf die Massen gerichteten Bestrebungen zur Belebung des vulgären Heidentums, die überall mit den heftigsten Angriffen auf das Christentum, oft den gemeinsten Schmähungen desselben und mit Verfolgungen der Christen verbunden sind. Nicht bloß im Süden, von allen Seiten kommt die Kunde, daß zu diesem Zwecke massenhafte Flugschriften unter dem Volke verbreitet, Reiseprediger ausgesandt, die christlichen Schulen verdächtigt, die Zenanabesuche verhindert, auf den heidnischen Festen die Massen fanatisiert und die götzendienerischen Orte und Gebräuche neu aufgeputzt werden, das alles mehr oder weniger in Verbindung mit einem politischen Oppositionsgeiste bezw. einer nationalen Selbständigkeitsbewegung. Wie die idealistischen Reformer den europäischen gelehrten Schwärmern für die altindische Literatur ihre Hauptwaffen entlehnen, so dient als Zeughaus für die vulgäre Bekämpfung des Christentums die europäische, besonders die englische, aber auch die deutsche Unglaubens-Literatur, nur daß die ihr entnommenen Pfeile in Indien in ein noch ätzenderes Gift getaucht werden. (Int. 1889, 468. Free Ch. Rep. 20 Ch. M. S. Rep. 134. 144. Lond. M. S. Rep. 1881. 83. 85. 88. 90. Wesl. M. S. Rep. 1860. 62. 68. Ind. Ev. Rev. 1889, 511. Church at h. and abr. vol. 6, 148. Ev. M. M. 1889, 122. 483. 486). Ein humoristischer Zug in dieser heidnischen Reaktionsbewegung ist die Klage der unwissenden und faulen Mönche von Madura, daß man auch sie in ihrer beschaulichen Ruhe störe, indem man von ihnen verlange, sie sollten gleich den christlichen Missionaren unter das Volk gehen und predigen, was doch nun einmal gegen ihre Gewohnheit sei (Miss. Her. 1889, 540).

Eine ähnliche antichristliche Bewegung wie unter den Hindu greift auch unter den Mohammedanern immer mehr um sich. Unter der Führung des liberalen Sir Sayad Ahmad von Aligarh fand kürzlich in Lahore ein Kongreß statt, auf welchem der sog. Neo-Mohammedanismus vertreten war, welcher nicht bloß eine sociale Reform beabsichtigt, sondern den Islam in ähnlicher Weise von seinen Absurditäten reinigen will, wie die verschiedenen Samadsche es mit dem Hinduismus anstreben (Ch. at h. and abr. vol. 5, 463 f.). Daß es dem Mohammedanismus aber auch an direkten Demonstrationen gegen das Christentum nicht fehlt, beweist ein kürzlich in Pandschab erschienenes Manifest, welches unter Hinweis auf die beständig wachsende Macht der christlichen Mission die Anhänger des Propheten vor der ihrem Glauben dadurch drohenden Gefahr aufs ernsteste warnen zu müssen glaubt. Besonders die Zenanamission wird in diesem Manifest als gefährlich geschildert

und mit der Warnung vor den christlichen Missionarinnen die Aufforderung verbunden, doch selbst für die Erziehung und Bildung ihrer Töchter und Frauen zu sorgen. Zudem wird ein autoritatives Gutachten über den Besuch mohammedanischer Frauen seitens christlicher Missionarinnen von den Maulvies (Doktoren) des Islam erbracht, welches den mohammedanischen Vätern und Männern strikte verbietet, zu solchem Besuche ihre Erlaubnis zu geben (Int. 1889, 748). Ja, es existiert eine besondere Gesellschaft für die Verbreitung und Verteidigung des Islam (Anjuman — i — Islámiya), deren Führer durch öffentliche Vorträge zu wirken suchen. Auf Grund sorgfältigster Nachforschungen wird aber behauptet, daß Bekehrungen zum Islam so gut wie gar nicht vorkämen (Ch. M. S. Rep. 1888—89, S. 116 f.).

Es ist selbstverständlich, daß diese mannigfaltigen heidnischen und islamitischen Reaktionen eine vermehrte Rührigkeit seitens der christlichen Mission zur Folge haben. Wenn Inspektor Öhler die Beobachtung gemacht hat, daß die eigentliche Heidenpredigt nicht genügend gepflegt werde (Bericht 33), so scheint das doch nur bei einzelnen, besonders deutschen Missionen der Fall zu sein; die englischen Berichte sind im ganzen ziemlich voll von Beschreibungen missionarischer Predigtreisen, Besuchen heidnischer Götzenfeste u. dergl. und die Ch. M. S. hat erst jüngst den Beschluß gefaßt, der spezifischen Heidenpredigt die ausgedehnteste Pflege zu widmen Rep. 71. cf. London Rep. 75 f. 80 u. f. f. Ganz besondere Aufmerksamkeit scheint öffentlichen Vorträgen teils allgemein religiöser teils christlich apologetischer Art namentlich in den größeren Städten gewidmet zu werden.

Die gebildeten heidnischen Kreise sind der missionarischen Predigt so gut wie unerreichbar, so sucht man gerade an sie durch öffentliche lectures heranzukommen, in welchen die großen religiösen Streitfragen meist vor einem zahlreichen Publikum diskutiert werden. Es wird nicht gemeldet, daß diese wesentlich apologetischen Vorträge viel direkte Bekehrungen bewirkten, aber sie helfen Vorurteile bekämpfen, Klärung bereiten und — die Angeregten in Verbindung mit den Missionaren bringen, zum Studium der Schrift und auch zum Besuch des christlichen Gottesdienstes sie willig machen. So erzählt z. B. der Christ gewordene Direktor einer indischen Regierungsschule, Raman Pillay, daß eine Reihe von lectures über das Leben Jesu für ihn der Anfang des Glaubensweges geworden sei (Lond. Rep. 98). Desgleichen ist die literarische Thätigkeit der Missionare infolge der gegnerischen Anstrengungen bedeutend gesteigert worden (Free Ch. Rep. 16. Ch. M. S. Rep. 111.).

Als eine missionarische Pionierarbeit gewinnt besonders auf den vorgeschobensten Posten des indischen Nordens die ärztliche Mission eine wachsende Bedeutung. Um die Notwendigkeit wie den Segen dieser Thätigkeit zu veranschaulichen, gedenken wir den interessanten Bericht der Kaschmir medical mission über das Jahr 1888 (Int. 1889, 555) demnächst in Übersetzung zu bringen.

Wie uns schon das oben erwähnte mohammedanische Manifest gemeldet, gewinnt die Kenntnis des Christentums einen immer breiteren Eingang auch in die indische Frauenwelt sowohl durch die Zenanamission wie durch die jährlich wachsende Zahl der christlichen Mädchenschulen. Allein die Church M. S. unterhielt im Jahre 1888 106 europäische und 149 eingeborene

Zenanalehrerinnen sowie 139 Bibelfrauen, die in c. 3000 Häusern Zutritt hatten (Miss. Rev. 1889, 254). Und verhältnismäßig ebenso ausgedehnt ist die Zenanamission der übrigen englischen Miss.-Gesellschaften z. B. (Lond. Rep. 1860. 70. 90. Wesl. Rep. 1870. Free Ch. Rep. 18). Der deutsche Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande läßt seine Arbeiterinnen, deren er z. Z. 9 in Indien unterhält, im Anschluß an englische Miss.-Gesellschaften bezw. Missionare ihr Werk treiben. Es liegt in der Natur dieser Arbeit, welche es auf die geistige Weckung der indischen Frauenwelt aus Unwissenheit, Lethargie und heidnischer Bigotterie abgesehen hat, daß man in ihr zunächst eine Saat auf Hoffnung erblicken muß; denn da den indischen Frauen und Mädchen ihre völlige Abhängigkeit den selbständigen Übertritt zum Christentum nicht gestattet, so ist die Zahl der durch den Zenanabesuch bewirkten Taufen bis heut eine ziemlich geringe. Großer Erfolg ist es schon, wenn die Frauen nicht mehr ihre Männer oder Söhne zurückhalten, falls diese zur Annahme des christlichen Glaubens bereit sind, noch größerer, wenn sie diesem Schritte der Männer folgen.

Wie seitens der indobritischen Regierung, so bildet auch seitens der evangelischen Mission gerade in der letzten Zeit die Schule einen Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Nicht als ob die Pflege derselben bis jetzt etwa vernachlässigt worden wäre! Nach dem letzten Missionscensus unterhielt die evangelische Mission im Jahre 1881 in Indien und Ceylon 4175 Schulen mit zusammen 234 759 Schülern und Schülerinnen. Man schätzt ohne Zweifel zu niedrig, wenn man annimmt, daß 1888 diese Zahlen auf 4500 bzw. 275 000 gewachsen sind. Angenommen, daß die Gesamtzahl der evangelischen Heidenchristen Indiens mit Ceylon von 528 590 im Jahre 1881 auf c. 62000 im Jahre 1888 gestiegen, so kämen im Durchschnitt auf 1000 evangelische Christen 440 Schulbesucher. Wie bedeutend dieser Prozentsatz ist, erhellt aus einem Vergleich mit der römischen Mission. Nach den von der Propaganda herausgegebenen, also offiziellen Missiones Catholicae hatte dieselbe in ganz Indien und Ceylon im Jahre 1888: 1280 Schulen mit 70318 Schülern! Nun gab es nach derselben Quelle 1888: 976 943 katholische Christen[1]) in Indien und Ceylon; es kamen also auf 1000 Katholiken — — 71 Schüler, d. h. die Schulthätigkeit der evangelischen Mission übertrifft in Indien die der römischen um mehr als das **Sechsfache!!** Dieses Verhältnis ist charakteristisch für die beiderseitigen Bemühungen um die geistige Hebung nicht nur der Völker Indiens, sondern wohl der Völker überhaupt, denn es wird im großen und ganzen auf andern Missionsgebieten, ja selbst den europäischen Kirchengebieten ähnlich stehen. Wir konstatieren diese statistische Thatsache, weil die ultramontane Dreistigkeit nicht aufhört, der mit den Missionsthatsachen wenig bekannten gebildeten und ungebildeten Welt vorzureden, die römische Mission übertreffe in ihren Leistungen auch in ihrer auf die Bildung der nicht christlichen Völker gerichteten Thätigkeit die evangelische weit; ja weil sie selbst im deutschen Reichstage unwidersprochen die Unwahrheit zu proklamieren

[1]) Ohne die c. 300 000 unter portug. Patronat stehenden älteren Katholiken. — Hoffentlich dauert es so sehr lange nicht mehr, bis in Indien die evangelische Mission die katholische auch in der Zahl der Heidenchristen ein- und überholt hat.

wagte: „Die englische Regierung verdanke es ganz besonders dem Jesuitenorden, daß sie in Indien diejenigen Erfolge gehabt, welche ihr zu teil geworden sind, und daß sie diejenige Festigkeit gewonnen, welche sie jetzt behauptet.“ Doch das nur beiläufig.

Also auch bis jetzt war die Schulthätigkeit der evangelischen Mission in Indien eine bedeutende und zwar sowohl auf dem Gebiete des höheren wie des niederen Schulwesens. Nun hat bekanntlich die indobritische Regierung vor c. vier Jahren eine umfangreiche Untersuchung über ihr gesamtes Schulwesen anstellen lassen, deren Ergebnis zwei Mängel konstatierte: 1. daß sie viel zu wenig Pflege der Volksschule widme und 2. daß ihre höheren Schulen wesentlich infolge ihrer prinzipiellen Religionslosigkeit einen demoralisierenden Einfluß ausüben. Auf Grund dieser Erkenntnis erließ der Vicekönig die offizielle Erklärung: man wünsche eine Vermehrung der nicht staatlichen — aber staatlicherseits mit einem Zuschuß unterstützten — Schulen, speziell der Missionsschulen, in denen der religiöse Unterricht einen „hervorragenden Platz einnimmt“; „dies sei der einzige Weg, auf welchem das schwierige Problem einer christlichen Erziehung am besten gelöst werden könne“ (A.M.-Z. 1888, 557. Ind. Ev. Rev. 1889, 50.[1]) 252). Es verdient alle Anerkennung, daß die indobritische Regierung statt in tötender Prinzipienreiterei auf ihren Schein: der Konfessionslosigkeit der Staatsschule in einem Lande wie Indien zu bestehen, um der öffentlichen Moralität willen, die private Religionsschule begünstigt und speziell die Missionen einladet, ihre Schulthätigkeit möglichst auszudehnen. Täuscht nicht alles, so ist diese Anregung auch weithin in Missionskreisen auf fruchtbaren Boden gefallen, z. B. bei der London M. S. (Rep. 1889, 52 ff.), bei der Ch. M. S. (Rep. 1889, 72. Int. 1889, 32. 215.[2]) 282) und steht eine Vermehrung der missionarischen Schulthätigkeit in Aussicht. Eine große Gefahr bei derselben besteht darin, daß man dann aus Mangel an geeigneten Kräften ungenügend qualifizierte Lehrer anstellt, was den missionierenden Einfluß der Schule nahezu illusorisch macht. „Die Frage über das Heidenschulwesen“, bemerkt Inspektor Öhler in seinem Berichte S. 38, „kommt schließlich darauf hinaus, ob man imstande ist, es so zu gestalten, daß die Schüler durch Persönlichkeit und Unterricht der Lehrer einen Eindruck von der Wahrheit und Kraft des Christentums bekommen.“ Die Bedenken, welche man vielfach gegen die höheren schottischen Missionsschulen hegt, unter denen beiläufig bemerkt, das größte, das Christian College in Madras, c. 1700 Schüler hat, bestehen weniger darin, daß man auf die weltlichen Wissensfächer und die Reife für akademische Grade ein zu großes Gewicht legt als darin, daß gewisse Unterrichtsgegenstände in den Händen heidnischer Lehrer liegen. Aber vielleicht noch schlimmer als heidnische Lehrer[3]) im Kollegium einer

[1]) Der ganze Artikel (p. 36—51): Education in India ist bemerkenswert. Er enthält das Ergebnis einer seitens eines australischen Schulmanns vorgenommenen ausgedehnten Visitation des gesamten indischen Regierungsschulwesens und ist voll der lehrreichsten Thatsachen.

[2]) Gleichfalls ein sehr wertvoller Artikel: On educational missions von einem praktisch erfahrenen Missionar, der in überzeugender Weise das Vorurteil widerlegt, als ob die unterrichtliche Thätigkeit einen untergeordneten Platz im Ganzen des Missionsbetriebs einnehme.

[3]) Es kommen merkwürdige Sachen vor. So berichten die Wesleyaner aus dem

Missionsschule sind namenchristliche, die weder pädagogisch, noch christlich durchgebildet sind.

Aber wo soll man die christlich gereiften und geweihten Persönlichkeiten in Menge herkriegen? Wir sehen, es läuft immer wieder alles auf die eigentlich centrale Missionsbitte hinaus: „Herr, sende du Arbeiter in deine Ernte."

Es sei diesmal der Rundschau genug über Indien mit diesen mehr vogelperspektivischen Blicken. Die Einzelarbeit, Einzelfortschritte, Einzelbekehrungen u. s. w. bleiben der nächsten Rundschau vorbehalten. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß seitens des Vorstands der Goßnerschen Kolsmission zwei bedeutungsvolle Schriftstücke, das eine an den Gouverneur von Bengalen, das andere an den Vicekönig von Indien, abgesandt worden sind, um die genannten Behörden zu veranlassen, zur Lösung der so brennenden sozialen Frage in Chotia Nagpur das ihre zu thun! Das erste Schriftstück handelt von dem Nationallaster der Kols, der Trunksucht, und bringt bestimmte Maßregeln in Vorschlag, wie dasselbe polizeilicherseits wenigstens eingeschränkt werden könne. Das zweite behandelt die unsern Lesern ja einigermaßen bekannte (A. M.-Z. 1889, 257) sehr komplizierte Landfrage, macht die Regierung mit dem wirklichen Stande der Dinge genau bekannt und giebt dann 15 positive, klare, besonnene Ratschläge, wie der sozialen Not und der sozialistischen Aufhetzung in der Hauptsache wenigstens gewehrt werden könne. Das Schriftchen (An inquiry into the causes of the landquestion in Chutia Nagpur Proper and an attempt to devise means for its solution) ist ein schönes Zeichen von der ebenso mutigen wie taktvollen, intelligenten wie sich beschränkenden Anteilnahme der Mission an den sozialen Fragen der Völker, denen sie das Evangelium verkündigt. Gott segne es, daß es auch ausrichte, was die Mission beabsichtigt.

Endlich sei noch des Todes eines Mannes gedacht, dem wie wenig anderen indischen Missionaren nicht nur eine lange, sondern auch eine überaus fruchtreiche Arbeitszeit vergönnt gewesen ist, nämlich des über ½ Jahrhundert im Dienste der Church M. S. gestandenen Bischofs Sargent von Tinnewelly, der am 12. Okt. 1889 heimgegangen ist. 1835 war er in den Missionsdienst getreten und 1877 Missionsbischof geworden, nachdem er von 1852 an Direktor eines Seminars zur Heranbildung eingeborener Geistlicher gewesen. Während seiner Dienstzeit war die Zahl der eingebornen Tinnewellychristen, die zur Church M. S. gehörten, von 8693 auf 56287, die Zahl der eingebornen Geistlichen von 1 auf 68 gewachsen. (Ähnlich gesegnet war sein im Dienste der Ausbreitungsgesellschaft stehender gleichfalls zum Missionsbischof avancierter Jugendfreund Culdwell, während dessen gleichfalls über 50jähriger Dienstzeit die Zahl der zu dieser Gesellschaft gehörenden Tinnewellychristen von 4000 auf 40000 gestiegen war, A. M.-Z. 1888, 559, so daß also heut die beiden englischen kirchlichen M.-GG. in Tinnewelly etwa 100000 Christen zählen). Sargent war einer der gründlichsten Kenner nicht bloß der eingebornen Sprachen (Tamil und Telugu) sondern der Eingebornen selbst,

Mysoredistrikt, daß ein heidnischer Lehrer außerhalb der Schulzeit seinen Sohn privatim im Christentum unterrichtet und seine Erlaubnis zur Taufe desselben gegeben habe, ohne selbst zum Christentum überzutreten. (Wesl. Rep. 1889, 69).

rer Sitten, ihrer ganzen Denk- und Lebensweise, dazu ein gereifter Christ ll Weisheit und Liebe, Nüchternheit und Begeisterung, so daß es schwer lten wird, einen Nachfolger zu finden, der die durch seinen Tod entstandene ücke ausfüllen wird (Int. 1889, 731. 1890, 50).

Literatur-Bericht.

1. **J. Teilhard de Chardin,** La Guinée Supérieur et ses Missions, étude géographique, sociale et religieuse des contrées évangélisées par les missionaires de la Société des Missions Africaines de Lyon. Tours, 1889. Mit einer Einleitung, die besonders auf die neuerdings wieder brennende Sklaven-Frage bezug nimmt, beginnt der Verfasser seine umfangreiche Monographie über Ober-Guinea. Er beschreibt dies Gebiet geographisch, ethnologisch, nach den Sitten und Gebräuchen, sowie den politischen und religiösen Verhältnissen der Eingeborenen in 5 Kapiteln. Man kann nicht sagen, daß er alles, oder auch nur das wichtigste literarische Material über dies Gebiet genügend benutzt habe. So z. B. scheint ihm Cust's Werk über die afrikanischen Sprachen nicht bekannt zu sein. Sein Buch hatte auch weniger einen wissenschaftlichen, sondern vielmehr den praktischen Zweck, unter den französischen Katholiken Interesse und Mitarbeit für die Afrikanische Missionsgesellschaft in Lyon zu gewinnen. Es ist uns interessant bei dieser Gelegenheit einmal eingehendere Mitteilungen über eine katholische Missionsgesellschaft zu erhalten. Das ausgedehnte vorletzte Kapitel berichtet über die Geschichte jener Gesellschaft und ihre Arbeiten, das letzte zeigt ausführlich ihre Organisation.

Die im Titel genannte Gesellschaft wurde 1856 von dem eifrigen Mfgr. de Marion-Brufillac gegründet, der nach zwölfjähriger Arbeit in Indien sich zur Thätigkeit auf einem noch schwierigeren Missionsfelde berufen fühlte. Er wählte Westafrika und ließ sich von Pio IX. für die neue Mission autorisieren. Sein „Kreuzzug" durch Frankreich gründete die Gesellschaft, deren Arbeit mit einem Seminar in Lyon begann. Sobald in demselben einige Missionare vorbereitet waren, ging der Stifter selbst, als apostolischer Vikar nach Sierra Leone, wo er mit seinen Begleitern nach kurzer Thätigkeit einer Epidemie erlag (1859). Dies Gebiet wurde von der Gesellschaft aufgegeben; dagegen wurde ihr das 1860 gegründete apostol. Vikariat von Benin anvertraut. P. Borghero errichtete die Station zu Weida und machte seine bekannte Reise nach Agbome. Nach dem Bericht über die letztere schien es, als wenn Dahome bald für die kathol. Kirche gewonnen sein würde. Aber selbst Weida mußten die Missionare verlassen und wurden erst unter den neueren politischen Konstellationen 1884 wieder zugelassen. Porto novo wurde 1864, Lagos 1868, Abeokuta 1880, Elmina 1881, Lokodscha 1884 und Oyo 1887 besetzt. Der Verfasser übergeht es natürlich, daß auf allen diesen Plätzen, schon vor Eintritt der katholischen, evangelische Mission getrieben wurde und zwar auf einigen seit langer Zeit und mit ausgedehntem Erfolge. Eine Anerkennung der letzteren dürfen wir in solch einem Werke nicht erwarten. Dennoch hat der Verfasser indirekt für ihre Erfolge Zeugnis gegeben, indem er betont, daß der Fetischismus durch das Eindringen sehr eifrig verbreiteter neuer Religionen in Verfall gerate. Er will sicherlich die protestantische

Mission (les efforts de nos frères séparés) nicht mit dem Islam zusammenwerfen. „Dennoch muß man die Anwesenheit ihrer Missionare unter den Schwarzen beklagen. Freilich könnte der von der Reform bewahrte Teil der Wahrheit die Civilisation der Eingebornen befördern und in gewissem Maße ihren sittlichen Zustand verbessern; aber diese falsche Religion könnte ihnen nicht das Leben der Seele mitteilen, noch sie des ewigen Heils gewiß machen, des Ziels aller wohlgeordneten Civilisation in dieser Welt. Die Predigt des Evangeliums durch die Häresie könnte den Schwarzen selbst auf den Weg der Wahrheit nicht bringen. Protestantisiert würde er wahrscheinlich gegen den Katholicismus widerspenstiger sein, als der schwarze Fetischist, und so würde ihnen das halbe Licht verderblicher werden, als die Finsternis." (S. 178 f.) Über die völlige Verkehrtheit dieser Auslassungen, (an deren Spitze übrigens einiges Wohlwollen, wie wir es sonst bei unsern katholischen Kritikern nicht gewohnt sind, ausgedrückt ist), brauchen wir nichts weiter hinzuzufügen.

Sodann wird die „protestantische Propaganda" noch einmal unter den Hindernissen der katholischen Mission neben dem Islam erwähnt. „Besonders in Guinea bedroht sie unsre entstehenden Stationen." Die 170 protestantischen Stationen, mit denen das Land übersäet ist, sollen immer gegen die kathol. einen erbitterten Krieg führen, wobei man sich auf „die bösen Leidenschaften der Schwarzen" stütze, um den ungerechten Haß zu verbreiten. Dafür wird der bekannte Marshall als Gewährsmann angeführt.

Wäre ein Katholik noch eines einigermaßen unparteiischen Urteils über evangelische Mission fähig, so hätte der Verfasser Vorstehendes wenigstens limitieren müssen, als er gleich darauf berichtete, daß lange vor der Ankunft der kathol. Missionare die evangelischen sich dort zahlreich niedergelassen hatten. Aber so verblendet sind jene in römischen Banden gefangene Männer, daß sie solch ein freches Eindringen in ein fremdes Arbeitsfeld in keiner Weise beanstanden, und sogar jeden Widerstand der rechtmäßigen Besitzer als einen ungerechten Krieg verurteilen. Weshalb waren denn nicht katholische Missionare auf dem Plan, ehe die evangelischen kamen? Oder weshalb gingen jene nicht auf ihr schnöde verlassenes altes Arbeitsfeld, auf dem man große Scharen schwarzer Christen ins bare Heidentum hatte zurücksinken lassen? Es ist sehr bezeichnend, daß auch dort, in Kongo, die katholische Mission erst wieder eingetreten ist, nachdem die evangelische ihr zuvorgekommen war. Indem der Verfasser „cette priorité" beklagend eingesteht, wird er aus dem Lobredner der katholischen Mission ihr Richter.

Dasselbe gilt von dem zweiten Hindernis seitens der evangel. Mission, das er anführt, nämlich die Überlegenheit ihrer Mittel, „die erdrückend" (écrasante) ist. Er wärmt den alten Vorwurf des großen Komforts und gewinnbringenden Handelsbetriebes wieder auf, den jeder, der mit den Verhältnissen vertraut ist, als eine niedrige Verleumdung kennt. Selbst dem hochachtbaren, schlichten alten Bischof Crowther wird Wohlleben nebst kaufmännischen Spekulationen vorgeworfen. Das sind solche „accusations les plus fausses" wie sie der Verfasser wenige Zeilen zuvor den Vertretern der evangel. Mission gegen die kathol. angedichtet hatte. — Es werden sodann die 900000 fr., welche die Nigermission jährlich koste (in Wirklichkeit 1888: 150760 fr.) mit sauersüßer Miene erwähnt und der Verfasser entschließt sich

zu dem Bekenntnis: „Man muß zugeben, daß sich die protestantischen Missionsgesellschaften viel freigebiger zeigen als die katholischen." Aber mit all' dem Gelde, behauptet er, werde nichts ausgerichtet. Die „Clergymen" seien wenig anspruchsvoll in bezug auf Qualität ihrer Bekehrten. „Die Schwarzen kommen in Menge und lassen sich einschreiben; man erteilt ihnen (aber auch nicht immer) eine Art Taufe, und siehe da — dann sind sie Christen. Von den Geboten Gottes wird kaum Erwähnung gethan." (S. 218.) Solche Behauptungen zeugen von der niedrigsten Bosheit gegenüber der treuen jahrelangen hingebenden Arbeit, mit der die evangelischen Katechumenen fast durchgehends auf die Taufe vorbereitet werden; während jene leichtfertige Aufnahme nach einer ganz kurzen Vorbereitung gerade bei katholischen Missionaren oft vorkommt, wie aus ihren eigenen Berichten zu ersehen ist.

Alle diese Äußerungen des Mr. Teilhard zeigen jenen Standpunkt, dem der Blick für das Rechte und Wahre in vollster Verblendung abhanden gekommen ist. Denselben ergiebt das letzte Kapitel des besprochenen Buches, das von der Mitgliedschaft der Gesellschaft handelt. Gewöhnliche Mitglieder (Affiliés) sind diejenigen, welche irgend ein Almosen für die Zwecke der Gesellschaft geben. Die, welche ein jährliches Opfer von 20 fr. versprechen, sind Protecteurs, und endlich solche, welche 1000 fr. geben, sind Fondateurs. Die Namen der letzteren werden auf eine Marmortafel graviert, und nach dem Tode jedes einzelnen werden 50 Messen für die Ruhe seiner Seele gelesen. „Als Entgelt können wir den Mitgliedern nichts Irdisches gewähren; aber was wir haben, geben wir." Sie haben teil 1. an dem Verdienst der Arbeiten und Werke der Mission — 2. an der Fürbitte der bekehrten Neger — 3. an den Gebeten, die täglich für die Wohlthäter gethan werden — 4. an einer Messe, welche jeden Freitag für die verstorbenen Mitglieder celebriert wird — 5. an einem feierlichen Gottesdienst, der jährlich am Freitag nach dem Totenfeste für die verstorbenen Mitglieder und ihre Eltern gehalten wird.

Der „Heilige Stuhl" hat durch Reskript vom 26. Febr. 1865 die Gesellschaft mit kostbaren Ablässen bereichert, nämlich 1. für den Tag der Aufnahme in dieselbe, 2. am Feste der heil. Dornenkrone, 3. am Feste der Kreuzeserhöhung. (Bedingungen: Beichten, Kommunizieren, eine Kirche besuchen und dort nach den Intentionen des „Souverain-Pontife" beten.) 4. in der Todesstunde. (Bedingung: Von Herzen, und wenn man es kann, mit dem Munde den heil. Namen Jesu anrufen.) Ein Ablaß für 60 Tage endlich wird jedesmal gewährt, wenn ein Mitglied ein gutes Werk zur Förderung der afrikanischen Missionen thut. Unter diese Bestimmungen hat der Erzbischof von Lyon sein „Exequatur" gesetzt.

Nach diesen außerordentlichen Anerbietungen sollte man meinen, die Gesellschaft müßte sich eines massenhaften Zudranges von Mitgliedern erfreuen, und über reiche Geldmittel verfügen. Die oben erwähnten Klagen beweisen aber, daß alle Ablässe und Seelenmessen nicht die Zugkraft haben, wie sie in der evangelischen Missionsgemeinde zu tage tritt in der dankbaren Liebe derer, die ohne Verdienst, allein aus Gnaden gerecht und der ewigen Seligkeit gewiß geworden sind. Möchte der Verfasser — und alle aufrichtigen Katholiken — in diesem Lichte einmal die von ihm mit bekümmertem Herzen gemachte Zu-

sammenstellung der evangel. und kathol. Missionsbeiträge[1]) betrachten. M
sollte meinen, dadurch müßten ihm die Augen aufgehen über die Irrwege, a
denen Rom mit seinen Menschensatzungen seine Anhänger gängelt[2]).

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Gesellschaft außer dem Mission
hause mit dem Seminar in Lyon noch eine Vorschule zu Clermont-Ferran
mit 100 Zöglingen hat. Daselbst ist auch ein Noviziat der Afrik. Mission
Brüder. Infolge des französischen Kulturkampfes wurden 1880 alle Lehr
der Schule vertrieben. Obgleich sich die letztere noch halten ließ, hat ma
doch durch Erwerbung eines alten spanischen Klosters für sie einen Zuflucht
ort auf spanischem Grund und Boden verschafft. Bis jetzt werden do
spanische Kinder unterrichtet. Endlich ist auch 1876 ein apostolisches Kolle
zu Cork in Irland gegründet, das 30 Zöglinge zählt, obgleich es für di
doppelte Zahl Platz hat. Ebendaselbst sowie auch in Lyon besteht ein Novi
ziat für Afrikanische Missionsschwestern. Endlich besitzt die Gesellschaft ei
Rekonvalescentenhaus zu Nizza. — Auf Wunsch des Papstes hat die Gesel
schaft, von ihrem ursprünglichen Plane abweichend, auch ein paar Statione
in Unterägypten (Tantah und Zagazig) gestiftet.

Das besprochene Buch ist mit einer Reihe — meist bekannter — Hol
schnitte ausgestattet, unter denen sich das Portrait des Stifters der Gesel
schaft auszeichnet, ein trotz des stattlichen Vollbarts fast mädchenhaftes Antli
das man nicht ohne Teilnahme für die irre geleiteten Missionsfreunde in d
römischen Kirche betrachten wird. R. Gr.

2. **„Jahrbuch der sächsischen[3]) Missionskonferenz für das Jah
1890."** Leipzig, Vereinshausbuchhandlung. 1 M. Dieses geschickt redigierte u
in seinen meisten — von einer ganzen Reihe von Autoren verfaßten — Artike
frisch geschriebene Jahrbuch hat folgenden Inhalt: Vorstand der sächsischen Mission
konferenz. — Missionskalender. — Die wachsende Feindschaft der Heiden Indie
wider die Predigt vom Kreuz. — Die tamulischen Landprediger der evang.-lut
Mission in Indien. (Mit Bild.) — Statistisches. — Entwürfe von Mission
stunden nach den Zeiten des Kirchenjahres a) Advent, das Julfest der alt
Germanen. b) Weihnachten, (Luk. 2, 10—14.). c) Passionszeit, Uganda. (Psal
8.). d) Osterzeit, Japan. e) Indien im Lichte des Pfingstfestes. (Jesaia 4
3—6.). f) Für den Schluß des Kirchenjahres. Der Heiden und der Christ
Sterben. (Hebr. 9, 27.). g) Johann Philipp Fabricius. (Ps. 73, 24
h) Zum zehnten Sonntag nach Trinitatis. Die Evangelisation unter Isra
im Lichte des Reiches Gottes. — Einige Randbemerkungen zum letzten Jahre
bericht des evang.-luth. Sächs. Hauptmissionsvereins. — Missionsliteratu
A. Die im vergangenen Jahre neuerschienene Literatur über die Heidenmissio
I. Aus unserer Mission. II. Über die Mission im allgemeinen. — B. D
Schriften des Institutum Judaicum zu Leipzig. — Kassenbericht. — M
teilungen. — Verzeichnis der Mitglieder der sächsischen Missionskonferenz. -
Die wichtigsten Missions-Adressen innerhalb Deutschlands. Wd.

---

[1]) Die Angabe (S. 218) 150 Millionen: 7 Mill. fr. enthält eine starke Üb
treibung. 44 Mill. : 6 Mill. fr. dürfte dem wirklichen Verhältnisse am nächsten komm

[2]) Wir wollen übrigens nicht verschweigen, daß wir in dem vorliegenden Bu
nichts von der Mariolatrie, die sonst in den kathol. Missionen eine bedeutende St
einzunehmen pflegt, gefunden haben.

[3]) d. h. der im Königreich Sachsen bestehenden.

Mikronesien und die Mission daselbst.

Von G. Kurze.

11. Die Mission im Marshallarchipel.

Der eigentliche Bahnbrecher der Marshallmission war der Missionsarzt Dr. Pierson, welcher im Sommer 1855 zusammen mit dem hawaiischen Missionar Kanoa die Inseln Ailinglaplap, Ebon und Namerik besuchte. Auf ersterer machte er die Bekanntschaft des Königs oder Oberhäuptlings Kaibuke — derselbe beanspruchte die Herrschaft über die Ralikinseln, den westlichen Teil des Archipels —, welcher die Niederlassung von Missionaren wünschte und denselben seinen Schutz verhieß. Von Bedeutung für später war es, daß Pierson dem König den Gefallen erzeigen konnte, seine Schwester Nemaira und deren Gefolge an Bord des Schiffes mit nach Ebon und Namerik zu nehmen, wo dieselbe aus Dankbarkeit den beiden Missionarsfamilien wieder zu einer freundlichen Aufnahme verhalf. Indes konnte damals weder Pierson, noch Kanoa auf einer der Inseln sich niederlassen, da sie zunächst nach Kusaie bestimmt waren. Aber auch dort fügte es sich so, daß Dr. Pierson vorbereitende Arbeit zu Gunsten der Marshallmission thun konnte, indem er sich schiffbrüchiger Marshallinsulaner, welche nach Kusaie — siehe näheres unter „Die Mission auf Kusaie" — verschlagen worden waren, annahm und denselben zur Rückkehr in ihre Heimat verhalf. Als daher Pierson zusammen mit dem Missionar Doane an Bord des „Morgenstern" im November 1857 vor Ebon erschien, war er hier kein Fremder mehr, sondern die in 17 Kähnen ihm entgegenfahrenden Eingeborenen, welche ihren guten Freund wiedererkannten, riefen jubelnd um die Wette: „Doktor, Missionar!" Jedoch auch diesmal mußten sie sich wenigstens noch einen Monat gedulden, während dessen Pierson seinen Kollegen Bingham auf der Gilbertinsel Apaiang einführte, ehe die beiden, Pierson und Doane, ihren Wohnsitz für einige Zeit auf Ebon aufschlugen.

Wir geben im folgenden zunächst einen Überblick über die Missionsthätigkeit auf Ebon. Dieselbe begann unter günstigen Verhältnissen. König Kaibuke, welcher mit einer Anzahl von Häuptlingen damals gerade auf Ebon — der relativ fruchtbarsten Insel des Archipels und darum als Residenz bevorzugt — anwesend war, hielt sein Wort getreulich, und auf sein Geheiß wurden von der dienstwilligen Bevölkerung alsbald zwei Häuser für die Missionare errichtet. Gleich von Anfang an benutzte

Pierson die von ihm auf Kusaie erworbene Kenntnis der Marshalli
um in seinem Hause allsonntäglich vor einer dasselbe füllenden Men
predigen, während Doanes Zeit durch das Sprachstudium in Anj
genommen war. Auch von außen her erfuhren die Missionare unerwa
Unterstützung, indem ihnen im Januar 1858 zwei missionsfreundl
Kapitäne Haustiere und verschiedene Gerätschaften zum Geschenke macht
War Piersons ärztliche Thätigkeit bei den Eingeborenen naturgemäß a
meisten geschätzt, so übte doch auch seine Predigt allmählich einen wo
thätigen Einfluß aus; die Zahl der Kirchgänger stieg schnell von 40 a
100; am Sonntage ruhte auf Kaibukes Anordnung die Arbeit und de
Handel, und der heidnische Gebrauch, daß nach dem Tode eines Häupt
lings sechs Tage lang jegliche Arbeit eingestellt werden mußte, kam i
Wegfall. Als Anfang 1879 eine Tochter Kaibukes starb, unterließ man
stillschweigend die üblichen heidnischen Ceremonien; denn „Jehovah habe e
verboten". Bald darnach ward auch die erste Kirche erbaut, in welcher
sich abwechselnd 50—250 Insulaner sonntäglich einfanden; daneben kam
eine Sonntagsschule und eine von 20 Zöglingen besuchte Werktagsschule
in Gang; für die Schüler und Kirchgänger wurden seitens der Missionare
eine Fibel und eine Liedersammlung gedruckt. Als um jene Zeit die alle
fünf bis sechs Jahr wiederkehrende, als größtes religiöses Fest bei den
Marshallinsulanern geltende Beschneidungsfeier bevorstand, feierten die
Eingeborenen das Fest nicht auf Ebon, sondern ihrer 800 segelten nach
der Insel Jaluit, um es dort zu begehen, weil sie in ihrer Naivität an-
nahmen, daß außer Ebon keine andere Insel Jehovah angehöre, somit also
in Jaluit die heidnischen Gebräuche ungestraft vorgenommen werden könnten.
Ein Vorteil und ein Nachteil zugleich war für die Missionare die große
Wanderlust der Marshallinsulaner, die man mit Fug und Recht als
„Wassernomaden" bezeichnen kann; zu hunderten zogen die Eingeborenen
mit ihren Häuptlingen besuchsweise auf kürzere oder längere Zeit von
Insel zu Insel, so daß die Missionare auf keinen festen Stock von Zu-
hörern und Schülern rechnen konnten; dafür hatten sie aber an den
Umherziehenden eine Art Evangelisten, die eine, natürlich sehr unvoll-
kommene Kunde von dem Evangelium auch auf die entferntesten Inseln
des Archipels mitbrachten.

Leider trat in der Person der Missionsarbeiter nur allzubald ein
Wechsel ein, indem Dr. Pierson krankheitshalber 1859 nach Honolulu
zurückkehren mußte; der an seiner Stelle eintretende Dr. Gulick von Ponape
sah sich nach einjährigem Aufenthalte auf Ebon leider aus gleicher Ursache
zum Weggange gezwungen. So ruhte denn die Hauptarbeit nunmehr au

Schultern Doanes, welchem es gelang 1860 auf der zur Ebonlagune
en den Riffinsel Toko eine zweite Predigtstation einzurichten, deren
Kirche von 50—75 Eingeborenen besucht wurde. Auch der Besuch
Schule auf der Hauptstation war ein leidlicher; nicht nur, daß die
—60 Schüler einen großen Lerneifer zeigten, sondern auch in ihrer Frei-
wirkten sie bei den übrigen Kindern für die Schule, indem sie Buch-
ben und Wörter zur Nachahmung in den Sand zeichneten. Zu gleicher
Zeit versammelten sich zwölf Insulaner zum vorbereitenden Unterricht auf
die Taufe um Doane und eine eingeborene Dienerin der Missionarsfamilie
verkündigte aus eigenem Antriebe nach ihrer schlichten Weise 25—30
Frauen, welche sich Sonntags Nachmittags im Boothause zusammenfanden,
das Evangelium. Doane selbst hielt Sonntags zwei Gottesdienste, an
welche sich eine Sonntagsschule für 60 Teilnehmer anschloß, während der
Doane zur Unterstützung zugesandte Hawaiier Aea im Kahne 2—3 andere
Inseln in der Lagune besuchte, um daselbst zu predigen. Auch konnte
amals den Eingeborenen die vom Missionar selbst auf einer kleinen
Presse hergestellte erste Hälfte des Matthäusevangeliums in die Hände
egeben werden; die übrigen Evangelien kamen in den folgenden Jahren
inzu. Ein fühlbarer Nachteil für die Mission war es, daß seit 1860
ändler und Matrosen, die vorher aus Furcht Ebon sorgfältig gemieden
atten, die Insel besuchten oder zum längeren Aufenthalte sich dort nieder-
eßen und böse Krankheiten unter den Eingeborenen einbürgerten. Eine
freuliche Ausnahme bildete unter jenen Händlern ein Deutscher, Adolf
apelle aus Braunschweig, welcher sich seit 1864 auf Ebon ansässig machte
nd die Eingeborenen die Bereitung von Kopra lehrte. Derselbe hat
icht nur öfters seine Schiffe den Missionaren zu Reisen im Archipel
nentgeltlich zur Verfügung gestellt, sondern zeitweise auch direkt die
Missionsarbeit — durch Halten von Sonntagsschule u. s. w. — unter-
tützt; die Vertreter der andern deutschen Handelsgesellschaften, welche sich
eitdem im Marshallarchipel ansässig gemacht haben, sind leider nichts
weniger als missionsfreundlich.

Seit 1863 trat an Doanes Stelle, welcher nach Ponape übersiedelte,
Missionar Snow, welcher von Ebon aus sein bisheriges Arbeitsfeld Kusaie
och mit versah. Demselben war es vergönnt, im September 1863 zehn
Insulaner zu taufen; jedes Jahr brachte neuen Zugang zur Christengemeinde,
daß dieselbe von 33 Erwachsenen im Jahre 1864 auf 164 im Jahre
877 stieg; besonders zahlreich — 109 — waren die Taufen im Jahre
873. König Kaibuke, welcher im allgemeinen die Mission stets begünstigt
atte, war als Heide im Jahre 1863 am Typhus gestorben. Obgleich Snow
nd Aea es sich angelegen sein ließen, einige ihrer begabtesten Schüler zu Hilfs-

lehrern heranzubilden, so reichten ihre Kräfte doch kaum für die von Jahr zu Jahr wachsende Arbeit aus; es ward daher den beiden 1871 Missionar Whitney zu Hilfe gesandt. Sonntags fanden vier Gottesdienste statt, an den Mittwoch-Abenden Betstunde, am Donnerstag Nachmittag Frauenversammlung, am Donnerstag Abend Besprechung mit den Lehrern; am Freitag Abend Bibelstunde und daneben wurde an fünf Wochentagen regelmäßig von 9—12 Uhr Schule gehalten. Für letztere nahm das Interesse seit 1872 beträchtlich zu; außer der Hauptschule, welche von 60—65 Schülern besucht wurde und in deren Oberklasse ca. 15 Eingeborene eine höhere Ausbildung zu Lehrern und Katechisten empfingen, waren noch vier Nebenschulen eingerichtet worden. Die vorhandenen Schulbücher fanden bei den Insulanern reißenden Absatz; ja aus der Missionspresse, welche seit 1873 von einem hierher verschlagenen schottischen Seemann bedient wurde, ging sogar eine Vierteljahrszeitschrift für die lesekundigen Ebonesen hervor. Die Gottesdienste auf der Hauptstation Rube wurden von 200—250, auf Toko von 120—150, auf Eneluk von 60—80, und auf Mej von 50 Zuhörern besucht. Im Jahr 1878 war die Zahl der Gemeindeglieder wieder etwas — auf 140 Erwachsene — herabgesunken, teils infolge eines zwischen heidnischen Häuptlingen auf Ebon und Jaluit ausgebrochenen Krieges, teils infolge von zahlreichen Vergehen gegen das sechste Gebot, um derentwillen in einem Jahre 20 Christen, darunter 3 Häuptlinge ausgeschlossen werden mußten. Der seit 1877 an Snows Stelle getretene Missionsarzt Pease und Missionar Whitney siedelten im Herbst 1879 mit dem Marshallmissionsinstitut, welches damals 26 Zöglinge zählte, nach Kusaie über, und ein eingeborener Missionar, Laniing, wurde nun bis 1880 mit der Leitung der Gemeinde betraut; ihm folgte im Amte der Marshallinsulaner Hiram, dessen Thätigkeit reich gesegnet war; besonders seit 1883 machte die christliche Bewegung auf Ebon große Fortschritte; viele Taufen fanden statt, darunter die des Oberhäuptlings Letokwa; Ausgeschlossene baten reuig um Wiederaufnahme; zahlreiche Taufbewerber drängten sich zum Unterricht, und fast alle jungen Leute auf Ebon besuchten die Schulen. Daneben brachte die EbonesER Gemeinde nicht nur alle Kosten für Kirchen und Schulen selbst auf, sondern förderte auch die Missionsarbeit auf den übrigen Marshallinseln durch reichliche Kollekten.

Eine vorübergehende Störung kam über die Christengemeinde, als im Oktober 1885 Kapitän Rötger, Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes „Nautilus“, von Ebon, wie von den übrigen Marshallinseln für Deutschland Besitz ergriff, und die dortige Christengemeinde mit einer Geldstrafe von 2000 Mark belegte, da dieselbe mit zwei deutschen Händlern, welche das von den Insulanern gegen den Import von Spirituosen erlassene Verbot übertraten, den Handelsverkehr abgebrochen hatte. Dieser in missionsfreundlichen Kreisen schmerzlich berührende Vorgang war nur dadurch möglich geworden, daß Kapitän Rötger auf die Beschwerden der interessierten Vertreter zweier deutscher Firmen, des Kaufmanns Hernsheim — der zugleich als deutscher Konsul fungierte — und eines Herrn Weber jun. — Südsee-Handels- und Plantagengesellschaft — zu einseitiges

[G]ewicht legte, ohne eine eigene selbständige Kenntnis der Verhältnisse zu [h]aben und den Eingeborenen wie ihrem Missionar genügende Gelegenheit [z]ur Klarstellung derselben wie zu ihrer Verteidigung zu geben.[1])

1886 zählte die Ebonefer Christengemeinde ungefähr 600 Getaufte, [d]arunter 221 Abendmahlsgenossen, welche in 5 Kirchen auf den einzelnen Riffinseln der Lagune ihre Gottesdienste feierten, außer 3 Wochentagsschulen [b]estanden noch 3 von 450 Zöglingen besuchte Sonntagsschulen. Viele Verbreitung unter den Ebonesen hat das Ende 1885 in der Marshallsprache von Dr. Pease herausgegebene N. T. gefunden. Inzwischen sind dem kränklichen Hiram als Gehilfen der Katechist Leilero — einer der besten Zöglinge des Marshallmissionsinstitutes — und der eingeborene Diakon Lomjanor beigegeben worden. Zu letzterem Institut und zu der Mädchenkostschule, welche für die Marshallbevölkerung in Kusaie eingerichtet worden ist, herrscht unter den Ebonesen ziemlicher Andrang. Während des Jahres 1887 hat leider die Evangelisation der noch übrigen heidnischen Insulaner — ca. 200 — keine Fortschritte gemacht. Trotzdem bleibt Ebon einer der lichtesten Punkte im ganzen Marshallarchipel.

Die Insel Jaluit, welche seit 1885 als Regierungssitz des deutschen Kommissars und als Centrale deutscher Handelsfirmen eine hervorragende Bedeutung im Archipel gewonnen hat, wurde das erste Mal im Dezember 1858 von dem „Morgenstern" angelaufen, bei welcher Gelegenheit Missionar Doane an zwei Sonntagen vor 50—100 aufmerksam zuhörenden Insulanern predigte. Zwölf Jahre später verweilte der Hawaiier Kapali kurze Zeit auf der Insel; nach ihm kam ein christlicher Ebonese, Moses Lakaijaj, mit seiner Frau nach Jaluit und gewann durch seinen christlichen Wandel und seine unermüdliche Predigt dem Evangelium manchen Anhänger unter den Häuptlingen und dem Volke; die eigentliche Gemeindegründung erfolgte aber erst im November 1872 durch die Taufe von 10 Erwachsenen, welche es sich alsbald angelegen sein ließen, trotz ihrer Armut eine Missionskollekte — im ersten Jahre Korallen im Werte von 20 Mark — der Hawaiischen Missionsgesellschaft zu übersenden. Als dann im März 1873 Whitney von Ebon aus die Insel besuchte, konnte er nicht nur eine vom Häuptling Lebon erbaute Kirche einweihen, sondern auch aufs neue acht Taufen vollziehen. In den Jahren 1874—1879 arbeitete der Hawaiische Missionar Kapali wieder auf Jaluit, wo gegen

---

[1]) Bekanntlich führte die Mitteilung über diese Vorgänge in der A. M.-Z. 1886, 475 zu einer Klage der Kaiserl. Admiralität gegen den Verfasser des qu. Artikels und den Herausgeber der Zeitschrift. Seitens des Gerichts wurde der Beweis der Wahrheit bezügl. der Mitteilung über die Vorgänge auf Ebon als geführt anerkannt. — Die betreff. Verhandlungen sind als Manuskript gedruckt und stehen bei dem Herausgeber jedem zu Diensten, der sich für diese Sache interessiert.

Ende 1875 die Christengemeinde bereits aus 74 Erwachsenen bestand. Indes fehlte es daneben auch nicht an äußeren und inneren Hemmnissen; im Herbst 1875 fegte ein Orkan über die Insel und hatte eine Hungersnot im Gefolge und in den folgenden Jahren minderte sich die Christengemeinde infolge von Unzuchtssünden und eingerissener Trunksucht von 86 auf 74 Erwachsene. Nach Kapalis Weggange siedelte auf ein Jahr der Marshallmissionar Jeremias Lakomnir von Mille nach Jaluit über; darnach blieb drei Jahre lang die Insel leider unbesetzt, bis von 1884 an der Marshallmissionar Laniing zusammen mit dem eingeborenen Lehrer Laijarki den verwaisten Posten übernahm; infolge des vonseiten fremder Händler ausgehenden verderblichen Einflusses war damals die Gemeinde auf 40 Erwachsene herabgesunken. Um so erfreulicher war der Aufschwung, den nunmehr die Missionsarbeit nahm; denn 1886 fanden sich in den 8 Kirchen der Lagune gegen 700 regelmäßige Kirchgänger ein; die Gemeinde zählte 128 Erwachsene und die Stationsschule wurde von 70 Zöglingen besucht. Daneben meldeten sich auch viele jüngere Leute zur Aufnahme in die Schulanstalten in Kusaie. Leider ließ sich der bis dahin so bewährte Laniing im Jahre 1887 nach dem Tode seiner Frau eine schwere Verfehlung zu schulden kommen; die Christengemeinde blieb trotzdem fest, da Laijarki die Arbeit in Kirche und Schule alsbald auf seine Schultern nahm, bis 1888 Jeremias Lakomnir, dessen Frau eine Jaluiterin ist, aufs neue von Mille nach Jaluit übersiedelte, um Laniings Stelle einzunehmen.

Auf der schwachbevölkerten — unter 400 Einwohner — Insel Namerik begannen 1864 die beiden Hawaiier Kapali und Kaelemakule die Missionsarbeit, die anfänglich von den Häuptlingen mit ungünstigen Augen angesehen wurde, so daß die beiden ihren Aufenthalt auf der Kopraſtation zweier amerikanischer Händler nehmen mußten; aber es gelang mit Gottes Hilfe der treuen Arbeit Kaelemakules — Kapali war 1865 nach Ebon übergesiedelt — gar bald einen Umschwung in der Gesinnung der Eingeborenen herbeizuführen, denn bereits das Jahr 1868 sah die Gründung einer Christengemeinde von 20 Erwachsenen, welche ihre Opferwilligkeit für die Mission alsbald durch eine Gabe von 89 Gallonen Kokosöl bewiesen; daneben kauften sie auch noch für 126 Gallonen Öl Bücher. Mitten aus seiner hoffnungsvollen Arbeit in Kirche und Schule wurde der übereifrige Missionar im Jahre 1870 durch den Tod gerissen. Nach ihm wirkte an der stetig wachsenden Gemeinde — 1873 um 42 Glieder — der Hawaiier Kaaia, und, als dieser nach Arno versetzt wurde, die Marshalllehrer Matthäus und Nerik, welche 140 Schüler um sich sammelten und von der Gemeinde völlig erhalten wurden. Matthäus wurde 1880, nachdem er inzwischen noch ein Jahr zur weiteren Ausbildung in Ebon bei den amerikanischen Missionaren geweilt hatte, zum Missionar ordiniert und erhielt in dem Marshalllehrer Nabue, welcher für

ierik eintrat, einen tüchtigen Mitarbeiter. Seit 1887 sind beide durch den Marshallmissionar Matu und den eingeborenen Lehrer Liklol ersetzt worden. Trotz dieses häufigen Wechsels in der Leitung der Christengemeinde gehört dieselbe neben der Ebonefer mit zu den blühendsten im Marshallarchipel. Nach der neusten Statistik zählte sie 225 Getaufte — darunter 85 Abendmahlsberechtigte — und 100 Schüler; die jährlichen Missionsgaben erreichten die Summe von 200 Mark.

Nach der durch ihre Brotfruchtwälder berühmten Insel Mille kam im November 1858 der Missionar Doane mit dem „Morgenstern" und fand bei den Eingeborenen infolge der Weisungen, welche König Kaibuke von Ebon aus erlassen hatte, freundliche Aufnahme. Die eigentliche Missionsthätigkeit wurde aber erst 1869 durch den von Ebon nach Mille entsandten Hawaiier Kahelemauna eröffnet, an welcher die Insulaner sich mit kindlichem Vertrauen anschlossen. Seine treue Arbeit wurde schon im Jahre 1873 durch die Bildung einer Christengemeinde von 12 Gliedern belohnt. Als im Herbst 1875 der „Morgenstern" die Insel anlief, fanden die Besucher, daß die Inselkirche die zusammenströmenden Eingeborenen nicht zu fassen vermochte, worauf dann der König und die Häuptlinge, welche unter den Taufbewerbern waren, eine neue schöne Kirche bauten. Kriegsunruhen, welche zu Anfang des Jahres 1876 ausbrachen, konnten den Fortgang der Missionsarbeit nicht hemmen, so daß 1878 die Gemeinde bereits 83 erwachsene Christen, darunter den König und 6 Häuptlinge, zählte. An Kahelemaunas Stelle traten seit 1877 der Marshallmissionar Jeremias Lakomnir und der Hawaiier Nawaa — letzterer bis 1880 —, von denen der eine in der Kirche, der andere in der Schule sehr erfolgreich wirkte. Während einer kürzeren Abwesenheit der Missionsarbeiter übernahm die Aufsicht über die Gemeinde ein Diakon derselben, Namens Thomas, welcher später die Ordination empfing und seit Lakomnirs Übersiedelung nach Jaluit — 1887 — zusammen mit dem Lehrer Lottop die Evangelisationsarbeit treibt. Die Zahl der regelmäßigen Kirchgänger betrug im Jahre 1886 4—500, welche die 7 Gotteshäuser der Lagune besuchten; 124 davon gehörten zur Abendmahlsgemeinde; in den Schulen waren 100 Kinder beisammen.

Auch auf der Insel Mejuro war es der Missionar Doane, welcher im Herbste 1858 den Anfang mit der Predigt des Evangeliums machte; 11 Jahre später wurden von Ebon aus der Hawaiische Missionar Aea und der begabte Marshallmissionar Jeremias Lakomnir — damals noch Diakon — abgeordnet. Für ersteren brachte das Jahr 1870 schwere Heimsuchung; denn zunächst wäre er bald, wenn nicht ein Häuptling dazwischen getreten, von den gewaltthätigen Insulanern ermordet worden; dann kam er durch den Genuß des giftigen Fisches dem Tode nahe, während seine Frau an den Folgen des

Giftes starb. Nach Aeas Heimkehr nach Honolulu vergingen noch einige Jahre, ehe sich die Verhältnisse besserten; endlich aber trat ein Umschwung ein; die Häuptlinge wetteiferten miteinander darin, Jeremias mit Lebensmitteln zu versorgen; die Zahl derer, die Lesen lernen wollten, wuchs und zugleich gaben viele Insulaner die Anbetung der Geister auf. Als 1873 Jeremias nach Ebon und Mille versetzt wurde, traten die Hawaiier Kapali — nur auf ein Jahr — und Kekuewa in die Arbeit ein. Anfangs 1875 konnte Snow endlich die beiden Erstlinge, darunter eine Häuptlingsfrau, taufen; indes hemmten mehrjährige Kriege in der Folgezeit den Fortgang der Missionsarbeit, so daß Kekuewa, welcher 1878 die Ordination erhalten hatte, ganz entmutigt wurde und im Jahre 1882 durch zwei Marshallkatechisten ersetzt werden mußte. Auch diese richteten nichts aus, und 1885—1888 blieb Mejuro gänzlich unbesetzt. Dr. Pease hätte auf seiner Rundfahrt 1887 die Insel gern wieder in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen, aber es fehlten ihm die nötigen Kräfte; erst Ende 1888 war er in der Lage, mit dem „Morgenstern" einen Missionsarbeiter auf Mejuro landen zu können.

Als im Jahre 1872 vonseiten der Häuptlinge der starkbevölkerten Insel Arno an Missionar Snow nach Ebon die wiederholte dringende Bitte um Missionare gelangte, sandte er ihnen im folgenden Jahre den früher auf Namerik thätigen Hawaiier Kaaia und ein christliches Ehepaar aus der Ebonefer Gemeinde zu. Bei einem Kriege, welchen 1876 Arno mit Mejuro und Mille führte, ließ man die Missionsarbeiter unbehelligt; im Jahre darauf, in welchem auch noch der Marshallmissionar Andru in die Arbeit eintrat, kam es zur Gründung der ersten aus fünf Gliedern bestehenden Christengemeinde und zur Einrichtung einer kleinen Schule auf Arno. Im Jahre 1878 verdoppelte sich die Gemeinde und zugleich erwachte in derselben ein opferwilliger Sinn, der sich zunächst in einer reichen Missionskollekte — 93 Mark — offenbarte. Leider geriet von 1879 ab infolge von Kriegsunruhen und Hungersnot das Wachstum der Christengemeinde wieder ins Stocken, und die Insel blieb in den Jahren 1882—1886 unbesetzt; kein Wunder, daß inzwischen das Christenhäuflein verwilderte und in den hochgehenden Wellen des Heidentums unterging. Da siedelte im Jahre 1886 auf Bitten einzelner Häuptlinge der Marshallmissionar Raijok von Malwonlap nach Arno über, wo es seinem Eifer zwar nicht gelang, gleich wieder eine Gemeinde zu begründen, aber doch wenigstens eine Anzahl Taufbewerber um sich zu sammeln und eine fröhlich gedeihende Sonntagsschule ins Leben zu rufen. Trotzdem Raijok 1887 in dem Katechisten Nabue Verstärkung erhielt, ist doch die Zahl der Missionsarbeiter im Vergleich zu der dichten Bevölkerung Arnos noch zu gering.

Nach der Insel Ailinglaplap zog im Jahre 1875 ein auf dem Missionsinstitut in Ebon vorgebildeter Sohn des dortigen Königs Kaibuke

auf eigene Kosten als Missionar aus; ihm folgten 1883 der Marshallmissionar Andru und der eingeborene Lehrer Lunginbunlik, welche infolge von Familienverbindungen leichten Eingang bei den Insulanern fanden und durch ihre unermüdliche Arbeit dem Evangelium viele Freunde gewannen; sogar der Oberhäuptling Kabua, welcher teils hier, teils in Jaluit residierte, erwies ihnen seine Gunst durch den Bau eines Hauses und Zuweisung von Lebensmitteln. So finden wir denn bereits 1886 auf der Insel eine Christengemeinde von 70 Erwachsenen, welche in drei Kapellen ihre Gottesdienste feierte. Leider geriet Lunginbunlik auf Abwege und verdarb das Gute wieder, was er zuvor gewirkt hatte; um deswillen und infolge der Kränklichkeit Andrus waren die Fortschritte des Missionswerkes im Jahre 1887 nur unmerklich; indes besserten sich die Aussichten wieder, seitdem im Jahre 1888 ein Zögling des Missionsinstitutes Andru zu Hilfe gekommen ist.

Im Jahre 1878 besuchte Dr. Pease mit dem „Morgenstern" die Inseln Malwonlap und Aurh, welche beide unter der Herrschaft des Häuptlings Jurtake stehen, und ließ auf ersterer den aus Namerik stammenden Lehrer Lanlallon zurück, welcher infolge seiner Verwandtschaft mit Jurtake von demselben völlig erhalten wurde; an seine Stelle trat 1879 der in Kusaie vorgebildete Katechist Legillin, welchen die Ebonser Christengemeinde mit allem zu seiner Niederlassung Notwendigen ausgestattet hatte. Da sich die Arbeit hoffnungsvoll anließ, so wurde 1880 außerdem noch der Marshallmissionar Raijok auf Malwonlap stationiert; ihm war es vergönnt, im Jahre 1883 die erste Christengemeinde von 12 Erwachsenen ins Leben treten zu sehen; die der Missionspresse entstammenden Bücher fanden zahlreiche Liebhaber und auch an Missionsgaben fehlte es nicht, und dies alles trotz eines inzwischen ausgebrochenen Bürgerkrieges, den Jurtakes Nachfolger gegen einen auf Aurh wohnenden Rivalen ausfocht. Als drei Jahre später Raijok nach Arno übersiedeln mußte, ging die Gemeinde etwas zurück, und Dr. Pease fand bei seinem Besuche 1887 nur noch sechs erwachsene Christen vor, die treu geblieben waren; zu ihrer Leitung ließ er einen Diakon der Jaluiter Gemeinde, Namens Lebil, auf der Insel zurück.

Auf der letzten Rundreise des „Morgenstern" — Ende 1888 — ist auch der Anfang mit der Missionsarbeit auf den bisher vom Christentum noch ganz unberührten Marshallinseln Ujae und Namu gemacht worden.

Die letzte Gesamtstatistik der Marshallmission — von Anfang 1886[1]) — zählt für den Archipel ca. 2000 Christen — darunter 582 Abendmahlsberechtigte — in 23 Gemeinden, ferner 1212 Sonntagsschüler auf 23 verschiedenen Stationen und 502 Volksschüler in 8 Werktagsschulen auf. Die Missionsbeiträge seitens der Eingeborenen bezifferten sich damals auf

[1]) 1888 zählte der Am. Board in seiner gesamten mikrones. Mission 4509 selbständige Kirchenglieder oder Kommunikanten.

2130 Mark. Wenn auch im allgemeinen der Stand der Mission auf den Marshallinseln, was das christliche Leben in den einzelnen Gemeinden anlangt, ein günstigerer ist als im Gilbertarchipel und der Ausbreitung der Mission auf die übrigen — 17 — bewohnten Laguneninseln nur der Mangel an eingeborenen Hilfskräften entgegensteht, so hat doch leider in den letzten Jahren die deutsche Schutzherrschaft zu Ungunsten der Mission die Verhältnisse vielfach geändert. Wohl ist seit der Protektoratserklärung in lobenswerter Weise von seiten der deutschen Regierungsvertreter das möglichste geschehen, um den zahlreichen kleinen Kriegen der Eingeborenen ein Ende zu machen und gesichertere Zustände anzubahnen; aber daneben hat auch unter der deutschen Flagge die unfreundliche Gesinnung der fremden, meist deutschen Händler — mit rühmenswerter Ausnahme des Herrn A. Capelle in Ebon — in letzter Zeit eine so accentuierte Färbung angenommen, daß bei einer etwaigen Fortdauer dieser Verhältnisse die Missionsarbeit sehr erschwert wird. Auch sind seitens des deutschen Kommissars einige für die Mission sehr lästige Bestimmungen erlassen worden, wie z. B. betreffs der Missionskollekten der eingeborenen Christen, dieselben sind nur einmal im Jahre gestattet, dürfen „nicht übermäßig"[1] — ein sehr dehnbarer Begriff — sein und ihr Betrag muß alsbald zur Kenntnis des Kommissars gebracht werden. Ferner beklagt sich der Leiter der Marshallmission, Dr. Pease darüber, daß der Kommissar den Verkauf und die Verpachtung von Grundstücken an die Missionare behufs Erbauung von Kirchen und Schulen unbedingt untersagt habe. Auch soll fortab der Missionsdampfer „Morgenstern", weil er die eingeborenen Missionsarbeiter mit den nötigen Tauschwaren für ihren Unterhalt versieht, für jede Rundfahrt eine Handelslizenz lösen, welche 1000 Mark Gebühren kostet. Hoffentlich sind alle diese Erschwerungen aber nur vorübergehend. Auch die Eingeborenen werden stark besteuert; so sind z. B. die Ebonesen — ca. 800 — mit 2000 Mark Steuer belegt worden, bei den mäßigen Hilfsquellen jener Koralleninseln sicherlich ein sehr hoher Betrag. Unter diesen Verhältnissen dürfte es angezeigt sein, mit der bisherigen Praxis zu brechen, wonach nur eingeborene Missionsarbeiter im Archipel wirkten und Dr. Pease neben der Leitung jener Anstalt sich darauf beschränkte, jährlich einmal eine kurze Rundreise an Bord des „Morgensterns" durch die von der Mission in Angriff genommenen Inseln zu machen. Anstatt dessen halten wir es für geraten, wenn ein amerikanischer Missionar sich auf Jaluit, dem Regierungssitze und Mittelpunkt des Handels, dauernd niederläßt und von da aus regel-

[1]) Die Händler sind der drolligen Meinung, daß das Geld, was die Eingeborenen ausgeben, eigentlich in ihre Kassen fließen müsse!

näßig die einzelnen Missionsstationen in kürzeren Zwischenräumen inspiziert; natürlich müßte ihm zu diesem Behufe ein eigener Segelschuner zur Verfügung stehen. Das Missionsinstitut, das in Kusaie verbleiben könnte, würde dann die Dienste eines zweiten Missionars völlig in Anspruch nehmen. Bei einer derartigen Arbeitsteilung und Konsolidierung der Missionsthätigkeit läßt sich auch eher auf die Heranbildung zahlreicher eingeborener Missionsgehilfen hoffen, um die noch heidnischen Inseln des Archipels in den Bereich der Mission ziehen zu können. Früher oder später wird außerdem die in Aussicht gestellte Invasion seitens der Maristenpatres, welche von den Gilbertinseln aus nach Norden vordringen wollen, zu einer derartigen Maßnahme nötigen. Hoffentlich zieht der Bostoner Board diese wichtige Angelegenheit in reifliche Erwägung, ehe es zum Handeln zu spät wird.

Aus dem Tagebuche eines alten grönländischen Missionars.[1])

Schon 1886 brachte das Ausland unter der Überschrift: „Die Grönländer“ in N. 18 u. 19 überaus fesselnde Auszüge aus dem Tagebuche eines alten dänischen Missionars, eines Enkels des bekannten Hans Egede, Namens Hans Egede Sandbye. Das Tagebuch stammt aus den Jahren 1770—1778 und der im Auslande übersetzte Auszug findet sich in dem Lehrbuch der dänischen Sprache von Prof. Flor, Kiel 1843. Fast noch anziehender ist aber die Fortsetzung dieser Auszüge, welche 1890 im Ausland von Nr. 4 an erscheint und von der wir hier einige Proben geben. Zu bemerken ist nur, daß seitdem die Grönländer — vielleicht einige hundert völlig unerreichbare abgerechnet — sämtlich Christen geworden sind. Von den alten heidnischen Unsitten, speziell von den Zaubereisünden, bestehen ja freilich noch manche abgeschwächte Reste, aber Hexenmorde und dergl. grobe Greuel kommen heute nicht mehr vor, und auch Fälle von Blutrache sind ganz selten geworden. Was aber die Gefährlichkeit des Reisens betrifft, so dürfte sie heut nicht geringer sein als damals. Und nun die Auszüge aus dem Tagebuch.

1. Eine Reise nach Christianshaab.

„Unter meinen zahlreichen Amtstouren nach Christianshaab waren viele mit solchen Gefahren verbunden, daß ich mit den Erzählungen davon ganze Bogen füllen könnte. Zuweilen reiste ich dorthin zu Lande, wobei

---

[1]) Ausland 1890 Nr. 4 mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und Verlegers.

es nicht selten vorkam, daß ich, nachdem ich mit vieler Mühe die Spitze eines hohen Felsens erklommen hatte, auf der Thalfahrt aus meinem Schlitten, wenn er die galoppierenden Hunde überholte, herausgeschleudert ward und einen steilen Abhang hinunterrollte. Mitunter unternahm ich die Reise zu Eis, wenn dieses so dünn war, daß es kaum vier Hunde tragen konnte. Ein andermal legte ich den Weg zu Wasser zurück unter aufkommendem Unwetter und zwischen einer Menge von Treibeis, welches mein Boot arg beschädigte.

Die Reise, von welcher ich jetzt erzählen will, fand am Tage vor Ostern statt, um welche Zeit ich wiederholt nach Christianshaab fuhr, teils um den dort anwesenden Dänen eine Predigt zu halten, teils um diejenigen zu prüfen, welche sich taufen lassen wollten.

Diesmal war das Meer offen, aber voll von Treibeis. Einige Matrosen, welche in Geschäften in Klaushavn gewesen waren, beschlossen, sich mir anzuschließen. Als aber der Tag der Abreise da war, blieben sie aus Furcht vor dem Eise zurück. Ich brach mit einem Steuermann und sechs Ruderern, sowie einem Grönländer in einem Kajak früh morgens auf und legte bis 12 Uhr mittags unter großen Anstrengungen drei Meilen zurück. Schon sprachen wir davon, daß die letzte Meile, die wir noch durch das Eis zu machen hatten, wohl nicht gefährlich sein würde, als der Steuermann plötzlich rief: „Sehen Sie einmal, dort hinter jenem Gebirge hervor erhebt sich ein fürchterliches Unwetter und das wird sehr schnell heraufkommen!“ Ich entgegnete: „Vorwärts können wir nicht weiter, laßt uns sehen, ob wir nicht eine Stelle in der Nähe finden, wo wir anlegen können, bis das Wetter vorübergezogen ist.“ Gesagt, gethan. Aber das Unwetter erreichte uns schon beim Wenden des Bootes und würde dasselbe zum Kentern gebracht haben, wenn sich nicht der Grönländer mit seinem Kajak vor den Wind gelegt und so meisterhaft gegen die gewaltigen Wogen manövriert hätte, daß dieselben, sich an seinem Boot brechend, schon bedeutend an ihrer Kraft verloren hatten, bevor sie unser Boot trafen. Infolge des starken Arbeitens des Bootes waren inzwischen schon einige Rippen an demselben gebrochen, so daß es ins Schwanken geriet und es für uns nicht nach Rettung aussah. Die Ruderer verloren den Mut und wollten nicht weiter rudern. „Rudert doch,“ rief ich ihnen zu, indem ich eines der Ruder ergriff, „sonst sind wir verloren!“ „Wir ertrinken doch,“ antworteten sie, „es nützt alles nichts.“ Ich versuchte durch Wort und That, sie aufzumuntern, ruderte aus aller Macht und sagte: „Wir müssen thun, was wir können, und ich hoffe, daß wir uns durcharbeiten.“ Da griffen sie wieder zu den Rudern.

über das Unwetter hielt an, unser Boot wurde schwächer und schwächer und leider auch meine Hoffnung. Da gelangten wir, nach ungefähr einer Stunde Anstrengung und Lebensgefahr, nach einer kleinen Bucht, wo sich die Gewalt der Wellen am Ufer brach. Hier sahen wir uns geborgen. Es kostete zwar einige Mühe, das Boot über die hervorragende Eiskante hinaufzuschaffen, aber es gelang uns endlich doch. Wir kehrten das Boot um, legten uns unter demselben auf den Schnee und unterhielten uns von den überstandenen Gefahren. Der Kajak-Ruderer war nicht wenig stolz auf seine That, und er hatte wirklich auch Ursache dazu, denn er hatte entschieden viel zu unserer Rettung beigetragen. Nun würden uns einige Erquickungen recht wohl gethan haben, allein daran war nicht zu denken. Ich besaß allerdings etwas Zwieback, welchen mir meine Frau mitgegeben hatte, indessen was konnte das bißchen verschlagen.

Gegen Nachmittag legte sich der Sturm, und ich sagte zu dem Grönländer: „Da morgen Ostern ist, muß ich entweder vorwärts oder über Land zurück.“ „Sie scherzen, Herr Pfarrer!“ erwiderte mein Steuermann. „Nein, es ist mein voller Ernst.“ „Vorwärts können Sie nicht kommen; ich weiß keinen Ausweg, die Felsen sind schwer passierbar und der Rückweg ist so weit, daß Sie nicht rechtzeitig ankommen.“ „Laßt uns sehen!“ entgegnete ich, „folgt mir!“ Und es gelang mir zuletzt, den Steuermann und zwei der übrigen zu überreden, wir vier Personen machten uns also auf den Weg.

Obgleich der Schnee hoch lag, ging es doch recht gut, solange es Tag war. Als aber der Abend anbrach, konnten wir nicht mehr Berg und Thal unterscheiden. Jeden Augenblick versanken wir in Schneehaufen. Wir halfen einander auf, aber wurden matter und immer matter. Nach einer vielstündigen Wanderung sagte der Grönländer: „Wir sind auf einen verkehrten Weg geraten, ich höre nicht mehr das Brausen des Meeres.“ Ich horchte auf und konnte es auch nicht mehr hören. „Dann müssen wir,“ bemerkte ich, „die Richtung nach Westen einschlagen.“ Nach ein- bis zweistündiger äußerster Anstrengung kamen wir wieder an den Strand und befanden uns in einer an zwei Seiten von hohen Felsen eingeschlossenen Ebene. Mir kam diese Gegend bekannt vor. Ich ging am brausenden Meer hin und her und merkte, daß ich hier im letzten Herbst schon einmal gewesen war. „Wir befinden uns,“ bemerkte ich zu meiner Begleitung, „in Sandboy, und von hier ist es nicht weit bis nach Hause.“ „Eine Meile noch,“ entgegnete der Grönländer, „falls wir den Fahrweg gehen, dagegen kaum eine halbe Meile, wenn wir übers Gebirge gehen.“ Nachdem wir den geringen Mundvorrat unter uns geteilt und Schnee

dazu geschluckt hatten, fühlten wir uns doch ein wenig gestärkt. „N
den hohen Felsen hinauf!“ rief ich. „Oben geht es aber fast senkrec
erwiderte der Grönländer, „und wenn der Fuß ausgleitet, stürzt man
Wasser und ist rettungslos verloren.“ „Wir wollen's versuchen,“ s
ich, und wir begannen mit den geringen Kräften, die uns noch üb
geblieben waren, hinaufzuklimmen. Bald gingen, bald krochen wir, ka
aber allmählich immer höher, bis wir die bezeichnete steile Stelle erre
hatten. Hier war das Hinaufkommen sehr schwierig. Nun kletterte zu
der Grönländer hinauf, ruhte sich dann einen Augenblick aus, legte
auf den Bauch, so lang wie möglich sich ausstreckend, und holte nun ei
nach dem anderen hinauf. Endlich waren wir alle oben, aber so erschö
daß wir auf der letzten Viertelmeile wohl zehnmal uns setzen und a
ruhen mußten. Am Ostersonntage um 4 Uhr morgens kamen wir
Hause an. Meine Frau wachte noch und hatte für meine Rettung
betet; denn die Dänen sowohl wie die Grönländer in Klaushavn wa
der festen Meinung, daß, wenn wir uns während des Orkans auf
Wasser befunden hätten, wir verloren wären, doch hofften sie, daß
schon vor dem Losbrechen des Unwetters unser Ziel erreicht hätten. M
Knecht war mit dem Gedanken eingeschlafen, daß wir ertrunken seien.
ich ihn endlich zum Bewußtsein gebracht und er meine Stimme ge
hatte, glaubte er, daß es mein Geist sei, bekreuzte sich und sagte: „G
sei seiner Seele gnädig! Es war ein guter Mensch.“

Die Lebensmittel waren schon knapp geworden, es fehlte uns
Wein, Branntwein, Kaffee, Thee, Zucker rc. Meine Frau ließ uns
eine tüchtige Portion Biersuppe bereiten, eine Speise, welche uns in uns
damaligen Verfassung vielleicht auch am zuträglichsten war. Mein B
welches der Kajak-Ruderer inzwischen ausgebessert hatte, kam gegen N
mittag zurück. Es war übel zugerichtet gewesen. Die Mannschaft bef
sich wohl, war aber sehr hungrig geworden.

2. Etwas von der Zauberei.

Ich hatte an einem Sonntag Nachmittag eine kranke Frau bes
deren Unpäßlichkeit von einer Erkältung herrührte, die nach dem Ge
eines schweißtreibenden Mittels bald wieder verschwunden war. Wäh
dieselbe noch in ihrem Schweiße lag, kam unglücklicherweise ihr heidni
Bruder, welcher einige Meilen von der Kolonie entfernt wohnte und
Hexenmeister war, zum Besuch. Sie erzählte ihm nun, daß sie k
gewesen sei und daß der Pfarrer ihr etwas zu trinken gegeben habe, wo
sie schwitzen sollte. „Nein,“ sagte er geheimnisvoll, „das ist nicht n

es nicht wahr, es ist eine böse Hexe, die Dich bezaubert hat. Du bist noch krank. Ich werde gleich die Hexe ausfindig machen." Sein Schwager gestattete ihm seine Kunst zu zeigen. Es ward nun der gewöhnliche Hokuspokus gemacht, und das Ende vom Liede war, daß eine ältliche Frau am Orte, auf welche man vielleicht böse war, die Kranke behext haben sollte. „Ich sehe," schrie der Hexenmeister, „unter der Bettstelle ihren Geist, der Deiner habhaft zu werden sucht. Schießt, schießt, jagt den Geist fort, tötet ihn!" Schnell luden die Anwesenden ihre Gewehre, schossen verschiedene Male nach dem bösen Geiste und heulten und schrieen dazu; denn bei solcher Gelegenheit sind die Grönländer oft bis zur Raserei erbittert.

Ich konnte mir die Ursache des Schießens nicht erklären und dachte eben darüber nach, was das wohl bedeuten sollte, als ein Grönländer zu mir kam und mich bat, hinabzukommen, die Leute seien verrückt geworden. Auf dem Wege dorthin erzählte er mir, was ich eben mitgeteilt habe, und daß die Frau, welche man als Hexe in Verdacht habe, sich in großer Angst befinde. Da der Weg mich an ihrer Wohnung vorbeiführte, ging ich zu ihr hinein, um sie zu beruhigen.

Als ich in das Haus eintrat, wo die Schüsse gefallen waren, fand ich dasselbe voll von Pulverdampf und sah die abgeschossenen Büchsen daliegen. Man wurde sehr bestürzt, als man mich sah, besonders der Ehemann der Kranken. Der Schweiß rann ihm von der Stirn und die Augen rollten ihm wild im Kopfe. „Was ist hier vorgegangen?" fragte ich. Er schwieg. „Wo ist der Hexenmeister? Wer darf sich unterstehen hier Hexerei zu treiben und meine Leute zu verderben?" Ich sah mich um und wurde gewahr, daß der Betreffende in einer Ecke unter einem großen Tierfelle verborgen lag, stand auf, nahm das Fell fort und packte den Hexenmeister fest an der Schulter. „Du bist ein Betrüger!" sagte ich zu ihm. „Du kannst nur böses thun, Du kannst Deine Schwester nicht wieder gesund machen. Sie ist durch mich gesund geworden. Du sollst morgen zu mir kommen." Er erwiderte nichts.

Ich ging darauf fort und sah auf dem Heimwege wieder bei der armen Frau vor, welche noch zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. „Niemand darf Hand an Dich legen," sagte ich, „vertraue auf Gott und sei ruhig!"

Am anderen Tage kam richtig der Hexenmeister zu mir, hatte aber aus Furcht einen getauften Grönländer mitgebracht. Dieser trat zuerst herein mit den Worten: „Mein Bruder ist draußen, aber er fürchtet sich sehr." „Er fürchtet sich," antwortete ich, „weil er böses gethan hat. Wer gutes gethan hat, braucht sich nicht zu fürchten." Ich rief ihn, und

er trat sehr demütig herein. „Ich habe alle Ursache, Dich zu strafen," sagte ich, „aber da Du nicht weißt, was Du mit Deinem Hexenkram für Unheil unter den Leuten anrichten kannst, will ich Dir diesmal noch verzeihen, unter der Bedingung jedoch, daß Du Dich hier nie wieder sehen lässest." „Ich werde niemals wieder kommen," entgegnete er, und solange ich auf Grönland gewesen bin, hat er Wort gehalten. „Noch eins," fügte ich hinzu, „wenn irgend jemand wagen sollte, die alte Frau zu töten, so wirst Du als Urheber angesehen und ich werde Dich schon zu finden wissen, wo Du auch sein magst." „Sie soll nicht sterben," antwortete er. „Nun, so geh! und vergiß nicht, was Du versprochen hast!" —

Einmal, als ich gerade im Begriff war, mit dem Gottesdienst zu beginnen, meldete man mir, daß mich ein Grönländer zu sprechen wünsche. Ich bat ihn, bis nach dem Gottesdienst zu warten. Er aber verlangte mich sofort zu sprechen und erzählte mir, daß sein Onkel, welcher vor kurzem mich besucht hatte, gleich nach seiner Rückkehr ermordet worden sei, weil die grönländischen Weisen, Agerkokker genannt, ihn der Hexerei beschuldigt hätten. „Ich kann," bemerkte er, „unter jenen Menschen nicht länger wohnen. Wollen Sie uns nicht aufnehmen? Wir sind unserer acht, die meisten sind Kinder. Dann wollen wir hieher kommen und unter den Gläubigen wohnen, die doch keinen Unschuldigen umbringen." Ich versprach ihm, mein möglichstes zu thun, aber ich müsse erst untersuchen, ob Platz vorhanden sei, er müsse deshalb warten. „Das will ich auch gern," bemerkte er, „wenn wir nur hierherkommen dürfen." Einige Familien hatten noch Platz übrig und erklärten sich bereit, die Leute aufzunehmen. Am andern Tage waren sie alle bei uns und ein Jahr nachher wurden sie getauft. —

Unter denjenigen, welche ich im Christentum unterrichtete, befand sich auch einmal eine ältliche Witwe, welche vom Süden des Landes geflüchtet war, weil man sie für eine Hexe hielt und die sich daher in Lebensgefahr befand. Der Mann, welcher sie beschuldigte, hatte einige Jahre vorher in ihrem Zelte Obdach gefunden und auch ihr Boot geliehen erhalten, unter der Bedingung, daß er die nötigen Reparaturen an demselben vornehme. Alsbald aber bekam er Lust, Eigentümer dieser Sachen zu werden und dies glaubte er am besten dadurch erreichen zu können, daß er die Frau für eine Hexe ausgab. Gedacht, gethan, und die alte Frau, welche zum Glück noch rechtzeitig Wind von dem gegen sie geschmiedeten Plan bekommen hatte, mußte nun mit einem kranken Kinde von 9 Jahren heimlich ihren Besitz verlassen, um ihr Leben zu retten. Fürs erste fand sie Schutz bei einem verheirateten Kolonisten in der Nähe von Christians-

haab. Als ich später von ihrer unglücklichen Lage Kenntnis erhielt, versprach ich ihr meinen Beistand. — Der Sommer kam heran und damit zugleich die Zeit der Taufe. Nachdem ich diese bei mir zu Hause in Claushavn vorgenommen hatte, reiste ich zu gleichem Zwecke um Pfingsten nach Christianshaab. Unter den Täuflingen befand sich auch die erwähnte Witwe. „Wollen Sie die taufen?" fragte mich unser Kaufmann. Er pflegte sich sonst nicht in solche Angelegenheiten zu mischen. Ich beantwortete seine Frage bejahend, worauf er bemerkte: „Ich rate Ihnen, das nicht zu thun; denn die Grönländer vom Süden wollen diese Witwe töten, und es wäre doch schlimm, wenn sie auch Getaufte als Hexen umbringen würden." Ich entgegnete ihm, daß es um so mehr seine und seiner Leute Pflicht sei, sich der Unschuldigen anzunehmen. „Ich und meine Leute können die Verteidigung nicht übernehmen," sagte er, denn wir sind oft außer dem Hause, und einen solchen Zeitpunkt würden die Mörder (diese wohnten etwa eine Meile von der Kolonie entfernt) benutzen. Man hat nun einmal beschlossen, sie umzubringen." „Dann will ich sie mit mir nehmen, wenn ich zurückreise, und so lange werden Sie sich ihrer doch annehmen?"

Pfingsten war gekommen. Mit Studieren beschäftigt, kümmerte ich mich nicht um das, was um mich her vorfiel, bis ich den Schrei hörte: „Die Mörder kommen! Sie landen schon!" Zwei von diesen Menschen kamen sofort zu mir. Nach einigen gleichgiltigen Redensarten fragte mich einer derselben, ob ich die Witwe taufen wollte. „Sie taugt nicht," fügte er hinzu, „sie ist eine Hexe." „Das sagen Eure Weisen," entgegnete ich, „aber die lügen. Ich weiß wohl, daß Ihr sie töten wollt, aber ich nehme mich derselben an, denn sie ist unschuldig. Und wenn sie erst getauft ist, dann werden sie nicht nur die Dänen, sondern auch Eure getauften Landsleute verteidigen." Sie schwiegen und gingen.

Inzwischen war die Zeit zum Beginne der Taufhandlung gekommen, und ich ließ die Grönländer, welche getauft werden sollten, rufen, zugleich aber einige von den Matrosen bitten, die Witwe, da sich diese wahrscheinlich fürchtete, zu begleiten. Die Feinde, zehn bis zwölf an der Zahl, hatten sich so aufgestellt, daß die Witwe an ihnen vorüber gehen mußte, thaten ihr jedoch nichts zu leide, da sie sahen, daß sie nicht allein war. Nach der Taufe ließ ich die Witwe den übrigen Teil des Tages in meinem Zimmer bewachen. Tags darauf fuhr ich nach Hause. Außer mir befand sich im Boot meine Frau, die Witwe, deren Tochter, der Steuermann und vier Ruderer. Als wir eine gute Meile von der Kolonie entfernt waren, sahen wir eine große Anzahl Kajaks, ohne aber die geringste Ahnung davon zu haben, daß es die Mordgesellen von gestern waren. Die

Witwe erkannte sie zuerst und warf sich mit dem Schrei „Da sind sie!" zu Boden. Sie hatten gehört, daß ich die Witwe mitnehmen wollte, und hatten daher, statt nach Süden zu fahren, die von mir eingeschlagene Richtung nordwärts genommen. Sie kamen rasch auf uns zu gerudert, operierten mit ihren Lanzen herum und faßten endlich mein Frauenboot an. Nun hieß es den Mut nicht sinken lassen. Man fragte mich, wer die Frau sei, die im Boote liege. „Die Witwe," entgegnete ich mit Festigkeit, „welche Ihr töten wolltet. Aber jetzt ist sie getauft, ich nehme sie mit mir und werde sie beschützen." Das schien ihnen zu imponieren, sie schwiegen und ruderten eiligst nach einer Bucht hin, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Nun schien die Gefahr vorüber zu sein, und die unglückliche Witwe fing wieder an, freier zu atmen. Aber, ob es nun vom raschen Rudern kam, da wir so schnell wie möglich aus der Nähe jener Menschen fortzukommen suchten, oder von sonst etwas, genug, eines von unsern Rudern zerbrach, und es blieb uns nun nichts anderes übrig, als uns nach der erwähnten Bucht hineintreiben zu lassen und dort den Schaden zu reparieren. Es war dies ein Wagestück, aber es blieb uns eben nichts anderes übrig. Wir steuerten also dorthin und landeten endlich mitten zwischen den Feinden, die sich alle am Ufer versammelt hatten. Mit dem zerbrochenen Ruder in der Hand ging ich an Land und fragte, ob man das Ruder wohl gegen gute Bezahlung instand setzen wollte. Nachdem das Ruder ausgebessert und die Arbeit, und zwar, wie es schien, zur Zufriedenheit bezahlt worden war, schieden wir als gute Freunde voneinander. Es war Mitternacht, als wir zu Hause anlangten. Die Witwe mit ihrer Tochter wurde bei einer Familie in Klaushavn untergebracht.

3. Blutrache.

Für die Ermordung seines Vaters muß der Sohn früher oder später Rache nehmen. Zehn Jahre vor meiner Ankunft auf Grönland war ein Sohn von 13 bis 14 Jahren Augenzeuge bei der Ermordung seines Vaters gewesen. Der Knabe wuchs heran, ward ein tüchtiger Mann, verheiratete sich und nahm eine angesehene Stellung unter seinen Landsleuten ein. Er war aber zu schwach, um sich an seines Vaters Mörder zu rächen, da dieser mit seinen drei Frauen eine große Familie hatte und in vieler Hinsicht seinen Landsleuten so weit überlegen war, daß ihn die Dänen König nannten.

Um nun seinen lang gehegten Racheplan auszuführen, war der beleidigte Sohn einige Jahre vor meiner Ankunft weit südwärts gezogen, wo seine Verwandten wohnten. In der Hoffnung, sich mit ihrer Hilfe

an seinem Feinde zu rächen, offenbarte er ihnen seinen Plan, schilderte die Ermordung seines Vaters in den lebhaftesten Farben und bewog sie, sich ihm anzuschließen. Zuvor aber mußten sie sich mit den notwendigsten Lebensmitteln versehen, was im Verein mit dem unbeständigen Herbstwetter die Abreise verzögerte. Als sie endlich in unserer Nähe gelandet waren, hatten die Grönländer in Klaushavn schon längst ihre Hütten bezogen. Man wandte sich an mich, ihnen ein kleines Häuschen einzuräumen, welches ich eine viertel Meile entfernt besaß. Obgleich uns allen der Zweck der Reise jenes Mannes nach dem Süden bekannt war, ging ich doch auf seine Bitte ein und that, als wenn ich von nichts wüßte. Einige Tage darauf war das Häuschen instand gesetzt und bezogen.

Kurz danach kam der bewußte Mann zu mir, um sich zu bedanken. Er kam dann öfters zu mir und äußerte nach einigen Wochen, er möchte gern etwas von dem großen Herrn des Himmels hören, welcher alle Dinge erschaffen haben solle, und denselben Wunsch hegten auch einige von seinen Angehörigen.

Ich trug kein Bedenken, darauf einzugehen, und begab mich daher am folgenden Tage nach seiner Wohnung, wo ich erfuhr, daß zunächst 10 bis 12 Personen zum Christentum übertreten wollten.

Kunnuk (so hieß der Grönländer, von welchem hier die Rede ist) zeichnete sich durch Fleiß und gute Fortschritte aus. Als das Frühjahr herankam, fand zwischen mir und ihm folgendes Gespräch statt: „Ich möchte mit meiner Frau getauft werden.“ „Dann darfst Du aber keinen Menschen töten, denn Du weißt, daß das gegen Gottes Gebot ist.“ Er schwieg. Ich fuhr fort: „Höre, Kunnuk! Es ist mir bekannt, daß Du mit Hilfe Deiner Angehörigen Dich an dem Mörder Deines Vaters rächen willst. Das darfst Du aber nicht, wenn Du getauft werden willst.“ Darauf erwiderte er mit bewegter Stimme: „Aber er hat ja doch meinen Vater getötet, ich stand dabei und konnte meinem Vater nicht helfen, nun muß ich ihm seine That doch vergelten.“ Ich: „Aber der große Herr des Himmels sagt, daß man nicht töten soll.“ Er: „Ich will ja auch nur ihn, nur ihn töten.“ Ich: „Der Herr sagt auch: 'Die Rache ist mein.'“ Er: „So darf denn der Bösewicht töten und töten und geht selbst frei aus?“ Ich: „Nein, Gott wird ihn strafen.“ Er: „Wann denn?“ Ich: „Vielleicht in dieser, jedenfalls aber in jener Welt, denn jeder erntet, was er gesäet hat.“ Er: „Aber das kann ja noch lange dauern, und meine Familie würde mich tadeln, wenn ich meinen Vater ungerächt ließe.“ Ich: „Vielleicht war Dein Vater auch nicht ohne Schuld, hatte am Ende auch einen Menschen getötet und

8*

verdiente also den Tod." Er: „Aber dann hatte vielleicht auch dieser den Tod verdient." Ich: „Nun, meinetwegen töte ihn denn, aber dann magst Du auch ein Ungläubiger bleiben und kannst erwarten, daß eines seiner Kinder Dich oder die Deinigen umbringt." Er: „Ich will einmal mit meinen Angehörigen über diese Sache sprechen."

Er ging und kam betrübt zurück, sprach wenig und aß den ganzen Tag nicht. Er erzählte mir, daß seine Angehörigen für Rache seien, und daß er nicht wisse, was er thun solle. Er erbat sich noch einige Bedenkzeit. Endlich kam er heiter und froh wieder zu mir. Er hatte seinen Racheplan aufgegeben. Vierzehn Tage später taufte ich ihn und seine Frau.

Einige Wochen nachher schickte er einen Boten an seinen Feind mit der Meldung, er habe nichts mehr von ihm zu fürchten. Auf wiederholte Einladung erschien derselbe wirklich mit einem kleinen Gefolge, wurde freundlich aufgenommen und aufs beste bewirtet. Kunnuk hatte ihn mit dem Bemerken empfangen, daß er alles vergessen habe. Kunnuk wurde zu einem Gegenbesuch eingeladen und begab sich, obgleich gegen den Rat seiner Freunde, ohne Begleitung dahin. Man blieb bis zum Abend beisammen. Als aber Kunnuk auf der Heimreise schon eine ziemliche Strecke weit aufs Meer hinausgerudert war, bemerkte er, daß sich sein Kajak rasch mit Wasser füllte. Er steuerte nun schleunigst dem Lande zu und fand, daß man ein Loch in sein Boot geschnitten hatte. Kunnuk erzählte mir später diesen Vorfall und bemerkte lächelnd: „Er fürchtet mich doch und hat deshalb ohne Zweifel mein Boot leck machen lassen, aber ich will ihm nichts zu leide thun." Als ich bereits zehn Jahre wieder in meiner Heimat war, ließ er mir melden, daß er seinem Gelübde treu geblieben sei.

Zur gegenwärtigen politischen Situation in China.

Von Missionar Eichler.

Das neuste in dieser Beziehung enthält, kurz und gut zusammengefaßt, ein Leitartikel des „London and China Telegraph" vom 20. Januar 1890. Mit einer freien Wiedergabe des Hauptinhalts desselben erlaube ich mir diese Betrachtung zu beginnen.

Es ist jetzt gerade ein Jahr verflossen, seit der chinesische Kaiser die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen hat. Es war zu erwarten, daß der Regierungsantritt des Kaisers und der Rücktritt der Kaiserin-Regentin das Signal geben würde für das Wiederaufbrechen der Wunden politischer Eifersucht und Intrigue. Es konnte nicht ausbleiben,

daß manche danach strebten Einfluß bei dem jungen Herrscher zu gewinnen, um auch dann persönlich etwas zu gelten und zugleich im Staatsrat eine einflußreiche Stellung zu gewinnen. Anlaß zu solchem Wettstreit der Parteien gab es in Peking mehr als genug. Weder die Kaiserin-Regentin noch Prinz Chun ließen sich willig und ganz beiseite setzen, während der Kaiser auf der andern Seite, durch ihre fernere Einmischung in Regierungsgeschäfte erzürnt, in seinem Widerstand willige Unterstützung und Aufmunterung bei seinen Ratgebern und Höflingen fand. Aber dies war nicht alles. Die fortschrittliche Politik, welche die Kaiserin-Regentin begünstigt hatte, war auf einer solchen Stufe thätiger Entwicklung angelangt, daß sie unbedingt den entsprechenden Antagonismus erregen mußte. Infolge davon haben nun die unvermeidlichen persönlichen Eifersüchteleien die Form einer politischen Feindschaft angenommen. Das Haus ist mit sich selbst uneins geworden. Die Kaiserin-Regentin und Prinz Chun mit dem großen Li Hung-Chang im Hintergrunde repräsentieren die Fortschrittspartei; der Hofmeister des Kaisers, Weng Ting-Ho ist der Führer der konservativen und obstruktionären Partei; während außerhalb des unmittelbaren Einflusses dieser Intriguen, jedoch zweifellos die Meinung eines sehr großen Teiles der Beamtenwelt vertretend, Chang Chi-Tung steht, gleichsam zitternd am Rande, indem er die Gaben der Fremden anerkennt, aber die Überbringer derselben fürchtet, willig die Hilfs- und Verkehrsmittel fremder Civilisation anzunehmen, aber unwillig die einzigen Mittel zu gebrauchen, durch welche dieselben wirksam eingeführt werden können. Es ist mutzlos, in die inneren Kreise des Palastes vorzudringen, da die Gerüchte, welche von dorther kommen, nur die Existenz von Intriguen anzeigen, dieselben aber in widersprechender Weise darstellen. Es müßte merkwürdig sein, wenn die junge Kaiserin gar kein Faktor in der Situation wäre; etwas jedoch scheint sicher zu sein, daß sie nämlich nicht die Rolle spielt, welche ihr zugedacht war. Durch die Wahl der eignen Nichte zur Gemahlin des jungen Kaisers konnte die Kaiserin-Regentin natürlicherweise erwarten, sich mit einem Verbündeten im Innern des Palastes versehen zu haben. Jedoch auch die besten Pläne, sogar die von klugen Frauen gelegten, gehen fehl, wenn noch eine andere Frau einen Faktor in denselben bildet. Und sei es, daß, wie vielfach berichtet wird, die junge Kaiserin gar keinen Einfluß hat, weil sie der Kaiser nicht mag, oder sei es, daß sie ihrer Tante ein Schnippchen geschlagen hat, indem sie die Partei ihres Mannes genommen — es scheint klar, daß dieser besondere Rohrstab, anstatt eine Stütze für die Hand der Ex-Regentin zu sein, dieselbe durchbohrt hat.

Der besondere Punkt, um welchen alle diese widerstreitenden Interessen kämpfen, ist die Eisenbahnfrage; und die Haltung und Aussprüche des Kaisers selbst reflektieren wahrscheinlich nur die vorwärts und rückwärts gehenden Schwingungen der streitenden Parteien. Bei seiner Thronbesteigung war es ausgemacht, daß der Bau der Eisenbahn von Tientsin bis Tung-tschau, einen Vorort Pekings, unverzüglich ausgeführt werden sollte. Dann kam die Nachricht, daß die Opposition die Ausführung verhindere, und daß ein Aufruf an die Vicekönige und Gouverneure der Provinzen in dieser Angelegenheit ergangen sei. Obwohl günstig im Princip, waren doch die Antworten verschieden in betreff der Einzelheiten, und das Resultat war ein schlechter Kompromiß. Gegenüber denen, welche die Ausdehnung der Eisenbahn bis Tung-tschau, resp. Peking abrieten, und denen, welche sie befürworteten, brachte der damalige Vicekönig von Canton, jetziger Vicekönig von Hu-nam und Hu-peh, Chang Chi-Tung einen Plan vor, der angenommen wurde, nicht wegen seiner Vorzüglichkeit, sondern weil er die unzeitige Frucht des Kampfes feindlicher Parteien war. Chang Chi-Tung schlug vor, eine Eisenbahn von Peking nach Canton über Hankau zu bauen. Er selbst war wohl am meisten erstaunt darüber, daß sein Vorschlag angenommen wurde. Nun ist er schon versetzt von Canton nach Wuchau, was in bezug auf seinen schönen Vorschlag so viel heißt, als: „I et fac!" nämlich die Eisenbahn. Schon ist aber der Plan wieder durch einen von denselben Beweisgründen, welche dafür in das Feld geführt wurden, gescheitert. Chang möchte Eisenbahnen haben, aber glühender Patriot, wie er es ist, will er sie nur aus chinesischem Material und mit chinesischem Geld gebaut haben. Da diese Bedingungen unmöglich sind — die Chinesen haben bis jetzt noch kein gutes Eisen, und was wichtiger ist, die chinesischen Kapitalisten fürchten sich ihr Geld anzulegen, wenn nur chinesische Beamte und keine Fremden an dem Unternehmen sich beteiligen — so ist der Plan zeitweilig aufgegeben. Der Kaiser ist veranlaßt worden, das Zugeständnis zu machen, daß Eisenbahnen nötig sind für die nationale Größe und Wohlfahrt, aber er wird verhindert an der Einführung derselben durch diesen klugen „Schrei" (chinesisches Material und chinesisches Geld) der reaktionären Opposition. Augenblicklich scheinen die Konservativen die Oberhand zu haben. Aber Li ist nicht ein Mann, der sich so leicht schlagen läßt, und wenn nicht alles trügt, so beginnt jetzt ein neuer Akt des Dramas, in welchem Chang Chi-Tung jedenfalls den kürzeren ziehen wird. Seine Versetzung in das Vicekönigtum der beiden Hu nötigt ihn zum Rechnungsabschluß in dem Vicekönigtum der beiden Kwang; und da scheint unglücklicherweise ein großes Deficit zu sein. Er hatte außer-

ordentliche Ausgaben zu machen wegen des franco-chinesischen Krieges, und er hat auch außerordentliche Summen aufgebracht durch Steuern, Erpressungen und Anleihen. Wir wissen nicht, was dabei für seinen eigenen Geldbeutel abgefallen ist; aber seine Freunde und Schützlinge, das Heer von Satelliten, von welchem jeder Vicekönig umgeben ist, haben sich große Vermögen erworben. Das schlimmste jedoch ist, daß man sagt, es sei ein Deficit da von 10000000 Taels (1 Tael = 4 Mark) und daß Chang schon gebeten hat, es möge ihm gestattet sein „nur einen allgemeinen Auszug der Ausgaben einzureichen statt einer genauen Rechnung“. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß diese Ausgaben größtenteils mit der Admiralität zu verrechnen sind und meist ohne deren Genehmigung gemacht wurden, und daß Prinz Chun, Li Hung-Chang und der Marquis Tsêng (die Fortschrittspartei) die bedeutendsten Männer in der Admiralität sind, und diejenigen zugleich, welche Eisenbahnen im allgemeinen, und die Ausdehnung derselben bis Tung-tschau, welcher Chang sich widersetzte, im besondern, stark befürwortet haben. Der Kampf hat bereits begonnen. Die Peking Gazette enthält ein niederschmetterndes Edikt, in welchem der Kaiser sein Erstaunen ausdrückt darüber, „daß der General-Gouverneur den Wunsch haben kann, in einer so oberflächlichen und leichten Weise und mit solcher Nichtachtung gegen feststehende Regeln“ eine Sache von solch nationaler Wichtigkeit, als Finanzen es sind, abmachen zu wollen; und fordert, daß in kürzester Zeit eine klare und eingehende Rechnung an das Finanzbureau eingereicht werde. Chang ist nach Peking befohlen worden, ehe er sein neues Amt in Wuchang antreten darf. Möglich, daß er überhaupt nicht dorthin gelangt. Um die Möglichkeiten der „Situation“ zu verstehen und den Empfang sich in etwa zu vergegenwärtigen, welcher Chang in der kaiserlichen Hauptstadt erwartet, ist es nötig, sich zu erinnern, daß in dem Vicekönigtum der beiden Kwang ein Bruder Li Hung-Changs sein Nachfolger geworden ist.

In Kanton wird große Freude herrschen, daß man nun endlich von Chang Chi-Tung erlöst ist. Er hat durch sein borniertes fremdenfeindliches Wesen nicht nur den Missionaren, sondern ebensosehr den Vertretern der auswärtigen Mächte und den Kaufleuten das Leben schwer gemacht. Kurz nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1883 hätte er es beinahe fertig gebracht, daß alle Fremden geköpft oder vertrieben wurden. In einem feurig geschriebenen Plakate forderte er die Bewohner der Stadt Kanton dazu auf. Glücklicherweise blieb es bei einem Versuch, denn die Konsuln der auswärtigen Mächte veranlaßten ihn, den Aufruf sofort zurückzuziehen. Er schrieb dann das Wörtlein „Franzosen“ anstatt „Fremde“ überhaupt,

denn damals hatten die Chinesen Streit mit ersteren. Im September desselben Jahres brannte eine aufgeregte Menge einen Teil der Fremdenkolonie in Kanton nieder. Im folgenden Jahre wurden viele Kapellen, katholische und protestantische in der Provinz zerstört. Einige davon sind heute noch nicht aufgebaut. Einzelne Lokalbeamte in der Provinz waren gerecht genug, den betreffenden Missionsgesellschaften Schadenersatz zukommen zu lassen, wenn die Sache jedoch bis vor den Vicekönig kommen mußte, war sie verloren. Kein Wunder; soll er doch auch im Jahre 1870 seine Hand im Spiel gehabt haben bei der Ermordung der katholischen Missionare in Tientsin. Die Konsuln behandelte er mit großer Verachtung; er besuchte lange keinen, und wenn einer zu ihm kam, mußte er wohl stundenlang warten, um dann nicht empfangen zu werden. So etwas war sonst unerhört. Die Kaufleute drückte er, indem er den Handel durch übermäßige und oft recht eigenmächtige Steuern herunterbrachte. Oft empörte sich auch ein Teil der Bevölkerung gegen die unerträglichen Lasten, welche er auflegte. Den Fluß sperrte er, so daß die Schiffe nicht mehr bis in den Hafen von China kommen konnten. Und als nach dem Kriege keine Ursache mehr war für solche Vorsicht und die Vertreter der auswärtigen Mächte ihn wiederholt baten, das große Hindernis für die Schiffahrt zu beseitigen, that er es doch nicht. Gleichsam als eine Art Vermächtnis hat er jetzt den Befehl hinterlassen, daß der Fluß wieder geöffnet werden soll. Vor zwei Jahren ließ er sich durch einen deutschen Ingenieur von Deutschland elektrisches Licht für seinen Palast kommen. Er hatte auch die Idee, eine Eisenbahn von Kanton nach Hongkong zu bauen, aber nur um den fremden Dampfern, welche täglich zwischen diesen beiden Orten gehen, den Handel und Verkehr streitig zu machen. Ja, er plante sogar die Anlage zweier Städte; eine sollte gegenüber Hongkong, die andere gegenüber Macao erbaut werden, und beide sollten den Zweck haben, den Handel aus den Händen der Engländer und Portugiesen heraus, wieder in chinesische Hände zu bringen. Ein seltsameres Gemisch von Benutzung der Errungenschaften der Fremden und borniert-chinesischer Verachtung derselben, sah man wohl nie. Er errichtete eine Seemannsschule, eine Torpedoschule, eine Werft zum Bau kleiner Dampfer, eine Münze nach fremdem Muster, und daneben eine chinesische Hochschule, in welcher chinesische Orthodoxie vom reinsten Wasser getrieben wird. Wenn Chang etwas von den Fremden will, so ist es dies, daß er durch die Mittel der Civilisation, welche sie ihm zu liefern imstande sind, sein Land vor ihnen schützen will. Li Hung-Changs Patriotismus oder Gesinnungstüchtigkeit ist schon angezweifelt worden von seinen Landsleuten, die des Chang Chi-Tung ist über allen Zweifel

erhaben. Daß er ein Deficit von 40 Millionen Mark in seiner Regierungskasse hat, zeigt noch nicht so sehr, daß er ein unredlicher Beamter ist, wohl aber, daß etwas faul ist im Staate China. Chang war sieben Jahre lang fast unumschränkter Herrscher in den beiden südlichen Provinzen; mochte man in Peking befehlen, was man wollte, er that es doch nicht. Auch jetzt würde es noch nicht heißen: „Thue Rechnung von deinem Haushalt," wenn er nicht mächtige Gegner hätte.

Der Stern der Weisen und die chinesischen Zeittafeln.

Von Missionar Eichler.

Anläßlich eines Sternes von besonderer Helle, welcher im November 1572 von Tycho de Brahe entdeckt wurde und im Jahre 1890 in der Cassiopeia wieder erscheinen soll, erschien am 16. Januar in der „Straßburger Post" ein Artikel über den Stern der Weisen. Man hat sich behufs der Verifikation des Sternes der Magier unter andern auch auf die Zeittafeln der Chinesen berufen. So bringt Dächsel in seinem Bibelwerk in der Erklärung von Matth. 2 die, wahrscheinlich von Wieseler herrührende Notiz, daß unter dem chinesischen Kaiser Ai-Ti, 6—1 v. Chr., ein Komet erschienen sei. Die Sache erschien mir wichtig genug, um die bezüglichen chinesischen Quellen einmal daraufhin zu untersuchen. Zu meinem Bedauern habe ich jedoch gefunden, daß die „Annalen der Früheren Han-Dynastie", auf welche man hier zurückgehen muß, nichts weniger als zuverlässig sind inbezug auf astronomische Data. Man findet dort mehr astrologischen Aberglauben als astronomische Genauigkeit. Die Hauptschwierigkeit ist, daß nicht einer, sondern viele Kometen und plötzlich sichtbar werdende Sterne in jener Zeit erschienen sein sollen. Man hat also die Wahl, und das ist mißlich.

Ich gebe im folgenden die wörtliche Übersetzung der wichtigsten Stellen:

„Im 4. Monat des Sui Hwo, d. i. 8 v. Chr., kam Blitz und Donner aus heiterem Himmel. Im 7. Monat war eine Sonnenfinsternis und ein Komet erschien in der Konstellation „Östliche Mauer" (d. i. Zwillinge). Ein kaiserliches Edikt wurde erlassen, in welchem es hieß: „Die Sonne verfinstert sich, die Sterne fallen herab, unsre Schande wird offenbar durch die merkwürdigen Phänomena, welche so häufig erscheinen. Wir schweigen meist und reden selten ernste Worte. Aber seit dieser Komet in der „Östlichen Mauer" erschienen ist, sind Wir voll banger Sorge. Alle Würdenträger, hohen Beamten, Weisen und Räte sollten

einmütig ihren Sinn ändern nach den Regeln der Tugend und keiner sollte ungehorsam sein. Mögen die Provinzen einen Mann stellen, welcher gerecht ist und fähig, Uns guten Rat zu erteilen." Die Folge war, daß von den 22 Provinzen des Reiches ein militärischer Genius dargestellt wurde, der geschickt war in Taktik und Strategik.

„Im zweiten Monat des zweiten Jahres des Kaisers Ai-Ti, 4 v. Chr. erschien ein Komet (wörtlich: Besenstern) im „Kuhhirten", d. i. in der Gegend des Schützen und Steinbockes, welcher mehr als 70 Tage sichtbar war."

Der Kommentar sagt zu dieser Stelle: „Der Besen bedeutet Wegnahme des Alten und Ausbreitung von etwas Neuem. Die Konstellation Kuhhirt ist der Ausgangspunkt der Sonne (wie bei uns Aries), des Mondes und der fünf Planeten, die Quelle der Zeitrechnung, der Anfang des Kalenders. Daß der Besenstern gerade in dieser Konstellation erscheint, deutet auf eine Umformung. Daß er aber so viele Tage sichtbar ist, zeigt die Wichtigkeit und Größe derselben an.

Am ersten Tage des 6. Monats nun machte die Partei des Hsia Fo-Liang den Vorschlag, daß man den Titel und Namen der Regierung und die Gradeinteilung an der Klepsydra ändere. Daraufhin wandelte ein kaiserliches Edikt den Namen der Regierung und machte aus dem zweiten Jahre des Chien-Ping, d. i. Friedens-Errichtung, das erste Jahr des Tai-Chʻo Yüan-Tsiang, d. i. der Generalissimus des Ursprungs. Außerdem wurde dem Kaiser Ai-Ti der Titel gegeben: Chʻan Sching Liu Tai Ping Hwang Ti, d. i. Liu, der Weise des Altertums, der Kaiser des großen Friedens. Das Zeitmaß der Klepsydra wurde nicht mehr in 100, sondern in 120 Grade eingeteilt.

Am 24. Tage des 8. Monats wurden jedoch diese Neuerungen sämtlich wieder zurückgenommen (offenbar, weil sie kein Glück brachten, wie man von ihnen erwartet hatte). Fo-liang und seine Partei wurden alle, teils enthauptet, teils verbannt. Später aber kam das Unglück über das Reich durch den Usurpator Wang-Mang, 33 v. bis 23 n. Chr."

„Im dritten Monat des dritten Jahres von Chien Ping, 3 v. Chr., erschien plötzlich ein Komet in der Konstellation Ho-Ru, d. i. Aquila."

Wir haben also hier die Jahre 8, 4 und 3 v. Chr. Es sind in den Annalen sowohl später als früher noch andere Erscheinungen erwähnt, obige sind jedoch die nächstliegenden. Die mittlere Zahl, 4 v. Chr., würde mit dem Bericht der Evangelisten Lukas Kap. 1 und Matthäus stimmen, welcher das Geburtsjahr des Herrn noch unter die Regierung Herodes des Großen († 4 v. Chr.) verlegt. Ein andrer Bericht freilich,

ukas 2, läßt Jesum unter P. Sulpicius Quirinius, dem Präses von Syrien, geboren sein. Hiernach müßte das Geburtsjahr mindestens 6 n. Chr. sein; oder wenn eine zweimalige Regierung des Quirinius erwiesen werden könnte, vielleicht in der Zeit 3 v. bis 2 n. Chr.

Als Resultat ergiebt sich, daß man mit der genauen Zeitbestimmung der Geburt Christi nach Angabe der Herrscher ebenso im unklaren ist, als mit der Feststellung des Sternes von Bethlehem, trotz Keppler, Tycho de Brahe und chinesischen Annalen. Es müßte freilich nicht gerade angenommen werden, daß der Stern genau im Geburtsjahr des Herrn erschienen sei; er könnte sowohl vorher als nachher gesehen worden sein. Die Annalen der chinesischen Han-Dynastie sind jedoch keineswegs geeignet, uns einen sicheren Anhalt zu gewähren. Irgend welche Thatsachen müssen immerhin den chinesischen Berichten zu Grunde liegen, wenn dieselben auch durch Wiederholungen, falsche Deutungen und Übertreibungen entstellt sind. Im allgemeinen wird man annehmen dürfen, daß um jene Zeit in China Kometen und Meteore gesehen worden sind.

Stanley über die jüngsten Ereignisse in Uganda.

In unsern neulichen Mitteilungen über die neusten Ereignisse in Uganda sprachen wir (S. 79) unsre Verwunderung darüber aus, daß Stanley, obgleich in der kritischsten Stunde an der Grenze des Reiches vorüberziehend, weder in die Situation eingegriffen noch derselben in seinen — bis damals bekannten — Briefen auch nur gedacht habe. Mittlerweile ist ein Brief des berühmten Reisenden an Mr. Bruce, einen Schwiegersohn Livingstones, veröffentlicht worden, der die von uns beklagte Lücke ausfüllt (Int. 1890, 111). Der Brief ist datiert: Ugogo, den 15. Oktober 1889, bestätigt die bereits bekannten Thatsachen und enthält neben einigen kleinen Irrtümern[1]) auch ein paar neue uns interessierende Punkte. Was den Brief besonders wertvoll macht, ist, daß der Schreiber seine Information nicht von den Missionaren, sondern lediglich von den Wagandachristen geschöpft hat. Diese schickten nämlich von ihrem Zufluchtsorte in Busagala aus, ehe er Usambiro erreichte, als er Nkole[2]) passierte,

[1]) Z. B. daß Muanga die Missionare aus Uganda getrieben, während es sein Nachfolger Kiwewa gethan; daß Missionar Mackay erst 32 Jahr alt sei, während er 40 ist, da er 26 Jahre alt 1876 nach Afrika ging.

[2]) Stanley schreibt: Ankori; dies ist aber identisch mit dem (S. 75) von uns erwähnten Nkole oder Nkoli, einem jedenfalls zu Busagala gehörenden Gebiete.

eine von einem evangelischen Christen Namens Zacharias geführte Deputation an ihn, die ihm nicht nur über die merkwürdigen Vorgänge in Uganda mitteilte, was wir bereits wissen, sondern ihn auch geradezu bat, zu helfen, daß Kalema mit seinem mohammedanischen Anhange gestürzt und Muanga wieder auf den Thron gesetzt würde. Nach tagelangem Überlegen lehnte Stanley das letztere ab, erstens weil seine Instruktionen ihm nicht gestatteten, sich in dergleichen Abenteuer einzulassen, und zweitens, weil er den Muanga für einen der größten Schurken hielt, und nicht glaubte, daß die römisch-katholische Bekehrung dieses Mörders Hanningtons ernst zu nehmen sei.[1]) Aber die Deputation selbst und alles, was er von ihr hörte, imponierte ihm sehr. Und den hierauf bezüglichen Passus des Briefes glauben wir unsern Lesern mitteilen zu sollen.

„Die Waganda, die baumwollene, tadellos weiße Kleidung trugen, wie die nettesten Eingeborenen von Sansibar, waren die Abgeordneten einer Schar von 3000 Waganda. Sie überraschten mich durch das Verhalten, mit dem sie allen Fragen bezüglich ihrer Wünsche begegneten . . . Wenn ihre Erzählung wahr ist — und ich habe keinen Grund, das zu bezweifeln — wie würde das Livingstone gefreut haben, daß eine Gemeinschaft von Christen in 12 Jahren so zahlreich und einflußreich werden kann, daß sie imstande ist, den absolutesten und mächtigsten König in Afrika zu entthronen und sich selbst zu behaupten gegenüber allen wider sie geschmiedeten Plänen! Was für einen glänzenderen Beweis dafür kann ein Mensch wünschen, daß das Christentum in Afrika möglich ist? Ich vergaß zu sagen, daß jedes Mitglied der Deputation das common prayer book und das Kiganda-Evangelium des Matthäus besaß und daß, sobald sie sich von mir zurückgezogen, sie in ihren Büchern lasen. Fünf von ihnen begleiteten uns, um ihre religiösen Studien an der Küste fortzusetzen. Ich halte diese mächtige Gemeinschaft von eingebornen Christen im Herzen von Afrika, welche die Verbannung um ihres Glaubens willen dem Dienste eines diesem Glauben feindlichen Königs vorzieht, für einen wesentlicheren Beweis des Erfolgs der Wirksamkeit Mackays als jede Anzahl imposanter Baulichkeiten, die man eine Missionsstation nennt. Diese eingeborenen Afrikaner haben die tödlichsten Verfolgungen ertragen; Pranger und Feuer, Strick und Keule, Messer und Flinte sind vergeblich versucht worden, sie zu veranlassen, der Lehre den Rücken zu kehren, die ihr Herz gewonnen. Standhaft in ihrem Glauben, fest in ihren Überzeugungen haben sie mann-

---

[1]) Die Taufe Muangas durch die französ. Patres ist also kein bloßes Gerücht, sondern Thatsache. Wie das Blatt: „Gott will es" (1890, 78) mitteilt, heißt der junge Katholik nun Leo!!

haft und entschlossen zusammengehalten und Mackay und Ashe dürfen mit berechtigtem Stolz vor den gütigen, ihnen vertrauenden Freunden in der Heimat auf sie hinweisen als auf die Früchte ihrer Arbeit."

Soweit Stanley. Daß wir nicht mit ihm einen sieghaften Beweis von der Kraft des christlichen Glaubens in der Revolution zur Entsetzung und der kriegerischen Aktion zur Wiedereinsetzung Muangas erblicken, sondern vielmehr eine große Gefahr des Christentums und der Mission in dieser Verquickung mit politischen Händeln sehen, bedarf für unsre Leser nicht erst der Erwähnung. Und wie wir, geradeso steht auch die Church Miss. Soc., deren Missionare ausdrücklich ihre Christen vor jener Gefahr gewarnt haben. Auffallend ist, daß Stanley die katholischen Christen nicht erwähnt. Wie es scheint, bestand die an ihn gesandte Deputation allerdings nur aus evangelischen Christen; aber die Majorität der christlichen Waganda scheinen doch die Katholiken zu bilden. Auch wäre es — wie schon neulich bemerkt — ein Irrtum, anzunehmen, daß die von Stanley auf 3000 angegebenen Waganda in Busagala lauter Christen gewesen.

Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß nach Zeitungsnachrichten Muanga seinen Gegner Kalema besiegt und den Thron von Uganda wieder eingenommen haben soll. Wck.

Missionsrundschau.

III. Asien.

Vom Herausgeber.

Niederländisch Indien. Das gesegnetste Missionswerk, welches hier getrieben wird, ist das unter den Batta auf Sumatra, das bekanntlich in den Händen der Rheinischen M.-G. liegt. Es sind jetzt erst 27 Jahre, daß diese Mission überhaupt im Gange ist. Ende 1888 zählte sie bereits auf 13 Haupt- und 56 Nebenstationen 13 135 Getaufte. Allein während des genannten Jahres waren 1244 erwachsene Heiden getauft worden, eine Zahl, die schon eine stattliche Gemeinde repräsentiert. Pro 1889 liegt die Statistik noch nicht vor; aber wenn nicht alles täuscht, so ist das Wachstum in diesem Jahre kein geringeres gewesen als 1888. Seit kaum einem Jahrzehnt ist die Battamission bis an den vormals so gut wie unbekannten Tobasee vorgedrungen, dessen Bevölkerung im bösesten Gerücht stand und gerade hier „läuft das Wort Gottes und mehret sich" in ganz überraschender Weise. Eine Station nach der andern hat hier angelegt werden können und sobald nur erst der holländischen Regierung die Erlaubnis dazu abgerungen ist, soll es jenseit des Sees hinein in das noch völlig unabhängige Gebiet gehen. Ohne Zweifel ist gerade hier der Mission eine große Thür aufgethan; freilich fehlt es auch nicht an Widerwärtigen: dem bekannten Singa Manga-

radscha Häuptling oder Oberpriester der Battabevölkerung jenseit des Tobasees, der im Bunde mit den Atschinesen wie die Holländer so auch die Rheinische Mission abermals bedroht, aber die letztere ist guten Muts und richtet sich derweilen auf einen kräftigen Vormarsch ein. Auch in dem südlicheren Teile des Battalandes hat ein solcher Vormarsch stattgefunden durch die Besetzung der östlich von Sipirok gelegenen Landschaft Bolak, in der sofort eine Hauptstation und 3 Nebenstationen haben angelegt werden können. Besonders erfreulich ist, daß, wenn auch nicht überall in gleich williger und frischer Weise die Eingebornen selbst Evangelistendienste thun und in den gut organisierten Gemeinden die Missionare an den Ältesten zuverlässige Mithelfer haben. Auch die finanzielle Selbständigkeit der Gemeinden schreitet in erfreulicher Weise voran und die Erziehung zu derselben ist eine überaus praktische. Durch eine merkwürdige göttliche Fügung ist — und zwar ganz auf eigne Kosten — als erste unverheiratete Missionarin eine englische Dame in den Dienst der Rh. M. G. getreten, um unter den christlichen Batta-Frauen und -Mädchen erzieherisch thätig zu sein. Auch einen studierten Arzt hat die Battamission erhalten, der ja nun wohl das Examen, welches die holländischen Behörden in Batavia noch von ihm verlangt haben, unterdes bestanden haben wird (Berichte der Rh. M.-G. 1889, 233. 236. 1890, 11. 35).

Auf dem benachbarten Nias sind Ereignisse von Bedeutung nicht vorgekommen, doch geht es voran. — Auf den südlich von Nias gelegenen Batu-Inseln hat die kleine holländ.-luth. Mission mit zwei im Rh. M.-Seminar ausgebildeten Brüdern eine neue Mission begonnen, die z. Z. aber noch völlig in den Windeln liegt (Ebd. 1889, 235. 272).

In der Bornesischen Mission geht es auf den alten Stationen in der alten langsamen Weise: viel Stumpfheit und Unempfindlichkeit bei den Heiden, und allerlei Schwäche, Wankelmut und hier und da auch Rückfall in heidnische Sünden, besonders Zauberei, Hurerei und auch Vielweiberei bei Christen. Es ist die Mission unter den Dajakken eben eine Geduldsmission. Es scheint ja als ob neuerdings eine neue Thür aufgethan sei, weiter den Kahajanfluß hinauf, wo zwei neue Stationen angelegt werden sollen, doch muß man erst abwarten, wie die Leute sich stellen werden, wenn auf den betreffenden Stationen die Arbeit in Gang gekommen sein wird. Erfreulich ist, daß jetzt die holländische Regierung den Segen zu begreifen anfängt, den sie selbst auf ihren Kolonien von der Mission hat und daß sie dringend die stärkste Vermehrung der Missionskräfte wünscht. Als der Präses der Bornesischen Mission dem holländischen Residenten in Bandjermasin mitteilte, daß er um 7 neue Missionare in Barmen gebeten, erwiderte ihm derselbe: Wat is dat? U had better om 70 zendelingen gevraagt, want hier is nog verbazend (sehr) veel te doen. De zending doet een goed werk. Wir werden uns wohl hüten, Fleisch für unsern Arm zu halten und auf solche Aussprüche der Kolonialbeamten große Hoffnungen zu gründen; aber wir freuen uns und danken Gott, daß das Missionswerk endlich auch von den holländischen Kolonialpolitikern in seiner großen Bedeutung gewürdigt zu werden anfängt (Ebd. 1889, 196. 233. 263).

Über die Arbeit der englischen Ausbreitungs-G. im Norden von Borneo lauten die Nachrichten günstiger als die über die Rhein. M. im Süden,

och sind sie meist ziemlich allgemein gehalten und die statistischen Angaben nangelhaft. Es sollen gegen 3000 Christen in der Pflege der P. G. S. tehen.

Was die holländischen Missionen betrifft, so warten wir noch immer uf die wiederholt, auch seitens der Redaktion der neuen Nederl. Z. T. versprochenen orientierenden Übersicht. Bei der Menge kleiner holländ. M.-GG. ind der Fülle kleinsten und kleinlichsten Details ihrer zahlreichen Organe ist s dem Nichtholländer wirklich kaum möglich, in einer jährlichen Gesamtundschau aus der holländischen Missionsarbeit die wesentlichsten Vorkommnisse u registrieren und über sie eine auch nur leidlich zuverlässige Statistik zu eben. Die Zeitschrift De Macedonier enthält ja eine Rubrik: Onze Oost n (z. B.) 1888 und 1889, aber so manches lehrreiche dieselbe auch enthält — ine eigentliche Rundschau über den Fortgang der Arbeit sämtlicher holländischer Missionen in niederländisch Indien kann man sie nicht nennen. Wenn unsre Brüder in Holland doch wünschen, daß man außerhalb ihres Vaterlandes über ihre Missionen eine vollständige und zutreffende Kenntnis habe, so müssen ie uns diese Kenntnis auch dadurch erleichtern, daß sie — wenigstens in ihren allgemeinen Missionsorganen, und es sind ja 2 Allg. Miss.-Zeitschriften da — das nötige Quellenmaterial liefern bezw. zusammentragen.[1]

[1] Auf besonderen Wunsch D. Grundemanns teile ich folgende Notizen über Manganitu auf Groß-Sangi mit (vergl. A. M. Z. 1884, 537 und 1889 Beibl. 17). Derselbe schreibt: „Die folgenden Notizen sind hervorgerufen durch einen Angriff des holländischen Missionars de Haan, in einem Referate, wenn ich nicht irre, auf der vorjährigen Missionskonferenz in Amsterdam. Derselbe hat sich dabei angeblich auf mein ungünstiges Urteil über die Arbeiten der Missionare auf den Sangi-Inseln berufen. Ich kann nicht umhin zu erklären, daß ich meines Wissens nie ein derartiges Urteil veröffentlicht habe. Herr de Haan hat augenscheinlich das, was ich von den sangischen Christen der alten Zeit gesagt habe, mit dem verwechselt, was von den durch die deutschen Missionare gesammelten Gemeinden gilt. Ich meinerseits habe immer nur mit Hochachtung auf die Arbeiten der letzteren geschaut, die heldenmütig auf ihren vereinsamten Posten ausgeharrt und in hingebendster Weise ihre Arbeit gethan haben, welche in neuerer Zeit immer reichere Früchte trägt. Daß auch bei ihnen sich Unvollkommenheiten und Mängel finden, daß auch sie manche Enttäuschungen erfahren, wird keinen verständigen Menschen wunder nehmen. Aber, soviel ich nach den spärlichen Berichten, die uns von dort zugehen, urteilen kann, gehört die sangische Mission mit zu den gediegenen Arbeiten.

Dem Vorwurf, daß die Missionare zu schnell die Mitglieder ihrer Gemeinden aufnehmen, begegnet Missionar Steller mit dem Nachweis, daß er in seiner 31jährigen Wirksamkeit nur 3189 Personen getauft habe. Im letzten Jahre waren es allerdings 617. Die Taufe ist meistenteils Schulkindern erteilt, die in christlichen Schulen täglich in biblischer Geschichte, Katechismus u. s. w. unterrichtet werden. Bei der Annahme der Abendmahlsgenossen sind die Missionare noch vorsichtiger. St. hat in der genannten Zeit nur 482 angenommen; davon im letzten Jahre 86. Auch hieraus erkennt man die beschleunigt fortschreitende Entwicklung, die auf gesunde Verhältnisse schließen läßt. Früher wurde niemand angenommen, der nicht vier Jahre im Unterricht und unter der Aufsicht des Missionars gewesen war, und auch jetzt noch müssen manche jahrelang warten. Die Gemeinden sind bereits soweit gefördert, daß sie selbst Zucht üben und niemand zum Sakrament zulassen, der anstößig lebt, oder sich größerer, Ärgernis gebender Sünden schuldig macht. Auch ist es ein schönes Zeichen ihres Glaubenslebens, daß die meist unbemittelten Gemeinden beim Abendmahl bedeutende Opfer bringen, das letzte mal 101 fl. (163 Mk.) nachdem sie kurz vorher für die notleidenden Bewohner der Talau-Inseln 156 fl.

China. Da über die gegenwärtige politische Situation ein besonderer Artikel in der vorliegenden Nummer orientiert, so können wir dieses Orts mit wenigen Bemerkungen über dieselbe uns begnügen. Wie aus dem betr. Artikel hervorgeht und durch zahlreiche Mitteilungen in den Missionsberichten bestätigt wird (z. B. Miss. Her. 1889, 431. 445. 532), regten augenblicklich die verschiedenen Eisenbahn-Projekte die öffentliche Meinung Chinas in besonders lebhafter Weise auf. Wie unsern Lesern bekannt, steht dieser unerhörten Neuerung im Reiche der Mitte der auf das Fung-schui (vergl. A. M.-Z. 1880, 16[1]), d. h. die — auch wohl als Wind- und Wasserlehre bezeichnete — chinesische Geometrie sich gründende religiöse Aberglaube als eine Art Großmacht entgegen und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß mit der Erschütterung dieses das ganze chinesische Leben beherrschenden Aberglaubens eine großartige Unterminierung der heidnischen Sitte überhaupt eintreten muß. Zum Beweise dafür, wie mächtig die altchinesische Aberglaubensmacht gegen die Einführung der Eisenbahn ist, nur ein Beispiel. In Tientsin war über den Peiho eine stattliche Brücke gebaut, behufs der Verlängerung der Eisenbahn nach Tung-tschau, einem Vororte von Peking. Infolge der Betrunkenheit eines Ingenieurs und der Nachlässigkeit eines Telegraphenbeamten war ein Eisenbahnunglück geschehen, das 18 Menschen das Leben gekostet hatte. In hellen Flammen loderte da der fremdenfeindliche Fanatismus auf und ruhte nicht eher, als bis die eben vollendete teure Brücke auf amtlichen Befehl wieder total zerstört worden war. Allerdings hatten

---

bar nebst beträchtlichen Quantitäten Reis, Sago u. s. w. geschickt hatten. Im vergangenen Jahre leisteten sie für Mission, Schule und Kirche außer allen baulichen Arbeiten 785 fl. (1345 M.). Was den fleißigen Besuch der Gottesdienste, auch der täglichen Morgen- und Abendandachten und Erbauungs- und Betstunden betrifft, können diese sangischen Christen manchen Gemeinden unsres Vaterlandes zum Vorbilde dienen.

Von seinen Helfern und Ältesten schreibt St., daß sie wie ihre Frauen durch jahrelangen Aufenthalt in seinem Hause (auch die direkte Arbeit der Hausfrau an ihnen ist nicht zu übersehen) gebildet worden sind; vier derselben haben dann auch das Seminar in Depok besucht. Einer von diesen ist dem Missionar Kelling überwiesen; die andern „lernen täglich mehr ihr Wissen in Können zu verwandeln und geben Hoffnung, noch einmal den älteren, besten gleichzukommen, ja sie wohl noch zu übertreffen, nachdem sie ihre größeren oder geringeren Gedanken von sich selbst nach kürzerer oder längerer Zeit überwunden haben."

Stellers Arbeitskreis umfaßt 11 Gemeinden mit ebensoviel Kirchen und Schulen (zu denen im letzten Jahre 2 weitere hinzugekommen sind) mit 22 eingebornen Helfern, Lehrern und Ältesten, während er selbst mit seiner Frau 73 größere und kleinere sangische Knaben und Mädchen in seinem Hause erzieht.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit die Missionare auf den Sangi-Inseln aufs neue der Beachtung und der Fürbitte der deutschen Missionsfreunde empfehlen. Sind sie doch diejenigen der Goßnerschen Handwerkerbrüder, denen es unter Gottes Führung vergönnt gewesen ist, wenn auch in ziemlich andrer Art, als Goßner es dachte, in Segen zu wirken, während viele andre von der Mission ganz abgekommen und etliche in ihrer Vereinsamung sogar verkommen sind. Grundemann.

[1]) Wir bitten diesen höchst interessanten und lehrreichen Artikel einzusehn. Ohne das Fung-schui zu verstehen, ist es gar nicht möglich zu begreifen, daß eine so handgreiflich wohlthätige Erfindung der modernen Civilisation wie die Eisenbahn bei so industriellen und gescheiten Menschen wie die Chinesen auf so großen Widerstand stoßen kann; und wiederum wie die Einführung dieser Neuerung in China eine so ungeheure Erschütterung des chinesischen religiösen Aberglaubens bewirken muß.

aber auch die durch den Eisenbahnbau eine Beeinträchtigung ihres Verdienstes fürchtenden Schiffer ihre Hand im Spiele, welche behaupteten, daß die Pfeiler der Brücke die Schiffahrt verhinderten (Miss. Her. 1889, 501). Dennoch wird sich Altchina vergeblich gegen die Eisenbahn wehren. Das große, stark bevölkerte Land ermangelt der Straßen und die mangelnde Kommunikation kostet bei den sich so häufig wiederholenden Hungersnöten Hunderttausenden, ja Millionen das Leben. Dazu sind die Bahnen ein militärisches Bedürfnis für das ausgedehnte Land. Aber eine ganz andre Sache ist, ob Europa über den chinesischen Fortschritt Ursache hat, so sehr zu jubeln. China ist ein Riese, der, wenn er erst erwacht ist, dem civilisierten Abendland mit den Mitteln der ihm abgelernten Civilisation ein Konkurrent werden wird, welcher ihm das Leben in einer bis jetzt ganz ungeahnten Weise erschweren dürfte. Auch möchten wir davor warnen, zu sanguinische Hoffnungen für den Fortgang der Mission auf den Eisenbahnbau zu gründen.

Wie die Hungersnöte so nehmen auch die Überschwemmungen in China kein Ende. Kaum war der furchtbare Durchbruch des Gelben Flusses (A. M. Z. 1888, 294), der eine unberechenbare Verwüstung an Menschenleben und Grund und Boden angerichtet, einigermaßen repariert, da hat schon wieder eine Überflutung der Dämme dieses gefährlichen Stromes, „der Sorge Chinas", stattgefunden, welche abermals unsägliches Elend über weite Gebiete des nördlichen China gebracht hat (Chron. 1889, 361. Bapt. Her. 1889, 412). Teils im Zusammenhange mit dieser Überschwemmung, teils unabhängig von ihr infolge anhaltender Dürre, dann eintretender sündflutartiger Regengüsse ist in mehreren Provinzen schreckliche Hungersnot eingetreten, zu deren Linderung besonders die Missionare der China Inland, der Baptist und und London M. S. durch reiche Spenden aus England viel beitragen konnten. Auch der Oberbürgermeister von London hatte ihnen eine Sammlung von 200 000 Mk. zur Verfügung gestellt (Z. M. R. 1889, 190. Int. 1889, 182. Chinas Millions 1889, 29. 31. 57. 70. 104. Chron. 1889, 380). Diese Naturereignisse haben in China auch eine gefährliche politische Seite. Bei der religiös patriarchalischen Regierungsform wird nämlich die Schuld für dergleichen Landeskalamitäten den Regierenden, speciell dem Kaiser zugeschrieben, nicht in der Weise, daß amtliche Pflichtvergessenheit als die Ursache der Unglücksfälle nachgewiesen wird, sondern daß man in derselben die Ungunst, den Zorn des Himmels gegen den Kaiser oder einzelne seiner Beamten erblickt; der Himmel hat der Regierung seinen Segen entzogen oder noch genauer: das Maß des Segens, das der Himmel für die betreffende Person, Kaiser, Vicekönig oder Mandarin hatte, ist erschöpft (M. Her. 1889, 432). In der Provinz Schansi ertränkte sich jüngst ein Mandarin, weil trotz aller religiösen Ceremonien der Regen ausblieb, da nach dem Wahne der Menge, und vermutlich auch seinem eignen der Zorn des Himmels gegen ihn der Grund der anhaltenden Dürre war. Als nach seinem Tode wirklich Regen fiel, wurde dieser Selbstmord verherrlicht als eine glorreiche That und auf kaiserlichen Befehl an dem Brunnen, in welchem der Mandarin sich gestürzt, eine goldne Tafel angebracht. Seitdem gilt dieser Ort für eine heilige Stätte, die durch Gebetserhörungen begnadigt ist (Ebd. 505). Ende September vorigen Jahres brannte in Peking der wahrhaft großartige „Altar

des Himmels" ab, ein Heiligtum, welches wie weiland der jüdische Hohepriester der Kaiser jährlich nur einmal betritt, um für das Volk Gebete darzubringen. Ohne Zweifel ist das Feuer angelegt gewesen, um in der öffentlichen Meinung es als einen Strafakt des Himmels gegen den Kaiser darzustellen, wegen seiner Entweihung der Gräber durch den Eisenbahnbau. Kurz vor dem Ausbruch des Brandes hatte ein heftiges Gewitter stattgefunden und so war es leicht zu sagen, der Blitz habe das Heiligtum entzündet und durch den Blitz habe der Himmel gerichtet (Ebd. 1889, 435. 1890, 27). Es wäre nicht das erste Mal, daß chinesische Kaiser vom Throne gestürzt worden sind, weil infolge von Unglücksfällen die öffentliche Meinung glaubte oder glauben gemacht wurde, daß der Kaiser unter dem Zorn des Himmels stehe.

Mit der angeblichen Religionsfreiheit scheint es doch nicht weit her zu sein. Wie Inspektor Öhler berichtet (Heidenb. 1889, 65. Bericht 15) hat die chinesische Regierung allerdings unter dem Drucke der europäischen Mächte für das Christentum Religionsfreiheit vertragsmäßig zugesichert, aber seitens der oberen Behörden sei im ganzen Lande ein geheimer Erlaß verbreitet worden, der auf den Amtshäusern liege, des Inhalts: „Die Behörden sollen die Christen zwar gegen Vergewaltigung schützen, damit es keinen Skandal und keine Schwierigkeiten gebe, aber sie sollen doch allen ihren Einfluß aufbieten und alle Mittel anwenden, damit die fremde Religion sich nicht noch weiter ausbreite." So hat es denn auch an allerlei Schikanen und Verfolgungen nicht gefehlt (Chinas Mill. 1889, 117. Chron. 1889, 360), und trotz der mannigfachen einzelnen lieblichen Erfahrungen an freundlichem Entgegenkommen muß im allgemeinen die Stimmung gegen das Christentum und die christliche Mission als eine ungünstige bezeichnet werden, woran keineswegs allein oder auch nur vorwiegend das Opium-Ärgernis die Schuld trägt, so oft dies auch noch immer den Missionaren entgegen gehalten wird (Int. 1889, 484).

Nach der in der Miss. Review (1889, 316) mitgeteilten statistischen Tabelle zählte die evang. Mission Ende 1888 in China:

Missionare	526;	mehr als 1887:	37.
Selbst. Missionarinnen .	260;	" " "	39.
Eingeb. ord. Pastoren .	162;	weniger " "	13.
Kommunikanten . . .	34 555;	mehr " "	2295.
Schüler	14 817;	" " "	1140.

Angenommen, daß die mitgeteilten Ziffern vollständig sind, was ich allerdings bezweifle, so wird der Fortschritt in der Kommunikantenzahl nur etwa halb so groß sein als das Jahr vorher. Jedenfalls geht es im ganzen langsam vorwärts, obgleich in einzelnen Gebieten, z. B. der Provinz Fuhkien (Int. 1889, 233. 408), Chekiang, auch verschiedenen Distrikten des nördlichen China (M. Her. 1889, 329) der ausgestreute Same reichlicher Frucht bringt, hier und da sogar als weiße Sperlinge einige geprüfte Literaten in die christlichen Gemeinden aufgenommen worden sind (Chron. 1889, 323). Besonders aus dem T'Ai-Tschaudistrikt (in der Provinz Chekiang) wird eine liebliche christliche Bewegung berichtet, die ihren Ursprung im Hospital zu Ningpo genommen und durch die Zeugenfreudigkeit eines zum lebendigen Jesusglauben gekommenen einfachen Mannes in der Gebirgsheimat desselben zur

ammlung einer stattlichen Schar von Liebhabern der evangelischen Wahrheit
id zur baldigen Taufe von 30 aus ihnen auf einmal geführt hat (Int.
889, 224. 736). Die rührigste aller chinesischen Missions-Gesellschaften ist
e China Inland M., sie allein hat während des Jahres 1888 55
nännliche und weibliche) Missionare ausgesandt, 13 neue Stationen begründet
id 472 erwachsene Heiden getauft, so daß die Gesamtzahl ihrer sämtlichen
llen Kirchenglieder Ende 1888 2464 betrug, eine Zahl, die sich auf 77
aupt- und 66 Nebenstationen in 15 Provinzen des großen Reiches verteilte
hinas Millions 1889, 88. Karte 103). — Besondere Erwähnung ver-
ent die durch die Church M. S. neubegründete Station Pakhoi am
onking Golf, an der Grenze der Provinz Kwantung, weil sie das Eingangs-
or in die bis jetzt noch völlig unbesetzt gewesene Provinz Kwansi bildet. Seit
886 ist hier durch eine ärztliche Mission dem Evangelio die Bahn gebrochen
id bereits eine kleine Gemeinde Getaufter gesammelt (Int. 1889, 547).

Die offizielle katholische Missionsstatistik (Missiones Catholicae
889, 300) registriert für China (aber inkl. Mantschurei, Mongolei, Tibet
id Yünnan) 623 europäische Missionare, 329 eingeborne Priester und
44370 Katholiken. Ende 1887 betrug die Zahl der letzteren 541358
bend. 1888, 288), so daß also, bringt man die Vermehrung durch Ge-
rten in Abrechnung, in der katholischen chinesischen Mission 1888 nicht nur
in Fortschritt, sondern ein Rückschritt stattgefunden hat.

Japan. Das vergangene Jahr war die öffentliche Meinung wesentlich
it politischen Dingen beschäftigt, gegen welche die religiösen Fragen einiger-
maßen in den Hintergrund gedrängt wurden, nämlich mit der neuen konstitu-
ionellen Verfassung, welche am 11. Febr. 1889 feierlich proklamiert
wurde, und mit der Revision der Verträge. Was die — übrigens
nach dem Vorbild der preußischen konstruierte — Verfassung betrifft (vergl.
über dieselbe Z. M. R. 1889, 201), so können wir allerdings den unge-
heuren Jubel, der ob dieses Riesenfortschritts innerhalb und außerhalb Japans
gejubelt worden ist, nicht unbedingt mitmachen. Es geht etwas zu schnell
im Reiche des Sonnenaufgangs und — Formen sind noch keine Sachen.
Daß die neue Verfassung, welche mit diesem Jahre in Wirksamkeit tritt, die
Religionsfreiheit proklamiert, ist allerdings eine erfreuliche Thatsache;
allein der betreffende Paragraph (28) gewährt durch die Klausel: „soweit da-
durch Frieden und Ordnung nicht gestört und gegen die Unterthanenpflicht
nicht verstoßen wird“ einer etwaigen altjapanischen Reaktion auch die Handhabe
zu einer Wiederbeseitigung oder wenigstens Einschränkung derselben. Daß
aber eine solche Reaktion nicht zu den Undenkbarkeiten gehört, beweisen die
politischen Morde bezw. Mordversuche auf die Minister Mori und Okuma,
auf den ersteren sogar am Tage der feierlichen Verfassungsverkündigung, und
die mannigfachen Ehren, welche den sofort getöteten bzw. sich selbst tötenden
Mördern gelegentlich ihres Begräbnisses zuteil wurden (Indep. vom 19./12.
1889. Int. 1890, 83). Es fehlt in dem fortschreitenden Japan durchaus
nicht an unzufriedenen Elementen, besonders unter solchen jungen Leuten, deren
Väter zu der Klasse der Krieger und Literaten gehörten, und daß das japa-
nische Nationalgefühl nicht bloß hohe, sondern auch wilde Wogen treiben

kann gegen die Begünstigung der Fremden und des Fremden, das hat die erregte Bewegung deutlich gezeigt, welche eine Revision der Verträge verlangte.

Schon lange war die Exterritorialität der Fremden den Japanern ein großes Ärgernis. Auf Grund der ersten Verträge war nämlich den im Reiche des Sonnenaufgangs sich aufhaltenden Fremden das Recht gewährt worden, nicht von japanischen Richtern, sondern nur von den Konsuln ihres eignen Vaterlandes vor Gericht gezogen und verurteilt werden zu können. Mehr als einmal wollte es den Japanern scheinen, daß diese Konsulargerichte mit manchem unsaubern fremden Burschen viel zu säuberlich fuhren; aber ganz abgesehen davon verletzte es ihren Nationalstolz, daß Fremde, die in ihrem Lande lebten, nicht auch unter ihren Gesetzen stehen und nach ihren Gesetzen gerichtet werden sollten, und das um so mehr, als mit der großen civilisatorischen Reform des Landes auch eine bedeutende Reform der Rechtsanschauungen und des Gerichtsverfahrens eingetreten war. Man verlangte also, und das in sehr stürmischer Weise, Gleichstellung der Fremden mit den Einheimischen vor dem japanischen Gesetz und knüpfte die Gewährung einer völligen Öffnung des Landes für die Fremden an die Beseitigung der konsularischen Gerichtsbarkeit (Indep. vom 19./12. 1889. Miss. Rev. 1889, 862. Miss. Her. 1889, 27. 523. Int. 1890, 81[1]).

Auf dem Vereinstage des Allg. ev. protest. M.-Vs. zu Breslau berichtete Prof. Rein, daß „allen andern voran das deutsche Reich mit Japan einen neuen Vertrag abgeschlossen habe, durch welchen der Deutsche in Japan überall frei verkehren könne, dabei aber den dortigen Gesetzen und Gerichten unterstehe“ (Z. M. R. 1889, 201). Ich weiß nicht, auf welchen Informationen diese Nachricht beruht, wie es scheint ist sie — oder wenigstens war sie im Herbst vorigen Jahres — nicht ganz korrekt. Abgesehen davon, daß die Vereinigten Staaten vor Deutschland einen revidierten Vertrag geschlossen, so ist bei der Revision auch festgestellt worden, daß die betreffenden Gerichtshöfe aus einheimischen und fremden Richtern zusammengesetzt sein sollten, und gerade weil der Minister des Auswärtigen, Okuma, dieses Zugeständnis gemacht, fand ein Mordversuch auf ihn statt (Int. 1890, 83). Ob seitdem Deutschland ganz nachgegeben und seine dortigen Unterthanen lediglich unter japanische Gerichtsbarkeit gestellt hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Auch Japan hat seine Schlagworte und das jetzt ausgegebene lautet: „Japan für die Japanesen.“ Der lebhaft erregte Nationalstolz geht soweit, daß er den von den Fremden allgemein gebrauchten Namen Japan zurückweist und den Gebrauch des alten Namens Dai Nippon auch in den offiziellen Verhandlungen beansprucht. Selbst gegen die Bezeichnung: „Christliche Schule“ wird aus nationaler Empfindlichkeit protestiert, und zwar keineswegs allein von Heiden, sondern von Christen und christlichen Lehrern. Unsre Schulen, sagen sie, sind japanische Schulen, die auf christliche Principien gegründet sind

---

[1]) Ganz neu war mir die am angeführten Orte im Int. gemachte Bemerkung, daß man selbst in Japan eine Überschwemmung durch einwandernde Chinesen fürchtet, wenn das Land ganz bedingungslos den Fremden geöffnet wird.

(Indep. 19./12. 1889). Ja es kommt vor, daß man verweigert die Annahme von Unterstützungen seitens Fremder bei öffentlichen Unglücksfällen und selbst zu Kirchenbauten (Int. 1890, 841). Auch das so löbliche und erfreuliche kirchliche Selbständigkeitsstreben, welches die japanischen Christen auszeichnet, wird von einer mächtigen nationalen Unterströmung getrieben und getragen, die vielleicht nicht ganz von nationaler Eitelkeit frei ist. In den Missionsberichten wird immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß in Japan nicht die Eingebornen die Gehilfen der fremden Missionare, sondern diese die Gehilfen der eingebornen Arbeiter sein müßten (Indep. 19./12. 1889 und Miss. Rev. 1889, 411). Alle Achtung vor den japanischen Führern der christlichen Bewegung, den eingebornen Lehrern, Pastoren, Ältesten; aber des Eindrucks kann man sich nicht erwehren, daß eine Überschätzung der eignen Erkenntnis und Kraft bei dieser starken Betonung der japanischen Führerschaft mit im Spiel ist. Es kann der evangelischen Mission nichts lieber sein, als ihr Ziel: eine *selbständige* evangelische Kirche in Japan zu pflanzen, möglichst *bald* zu erreichen; aber bei aller Anerkennung der japanischen Begabung und der christlichen Reife *einzelner* Japaner, wird man doch nicht bloß die abendländische Hilfe, sondern auch die abendländische Leitung im Werke der Christianisierung und der christlichen Erziehung des begabten japanischen Volkes noch für längere Zeit durchaus nicht entbehren können. Auch in christlicher Erkenntnis und Erfahrung ist Japan noch *sehr jung*, und so anders die Geschichte, speciell die Missionsgeschichte, eine Lehrerin ist, besteht das große Bedürfnis Japans augenblicklich in einer *möglichst zahlreichen Vermehrung der europäischen und amerikanischen Missionare*, wie auch alle nüchternen Kenner der Verhältnisse mit dem anglikanischen Bischof (Int. 1889, 562) nachdrücklich betonen (Indep. v. 3./10. 1889. M. Her. 1889, 490). Je größer der Stab tüchtiger abendländischer Missionare, desto schneller und desto sicherer wird Japan zu einer gesunden kirchlichen Selbständigkeit gelangen.

Diese Beeinflussung und Leitung durch gereifte abendländische Missionare ist um so dringenderes Bedürfnis, als die gebildete *japanische Jugend* mildest ausgedrückt zu bedenklichen Excentrizitäten neigt, und die Begünstigung des Christentums seitens der Vertreter des Kulturfortschritts sehr bedenkliche, von religiösen Motiven weit entfernte Beeinflussungen hat. „Schulstrikes gegen mißliebige Lehrer, Einrichtungen oder Verordnungen sind an der Tagesordnung, und was das schlimmste, meist von Erfolg begleitet". Unreife Studenten hatten die Dreistigkeit, einen der bedeutendsten Staatsmänner Japans, den Minister Inouye, den guten Rat zu geben, seinen Abschied zu nehmen!! „Die leitenden Kreise sehen mit Schrecken ein bedenkliches gebildetes Proletariat heranwachsen, und seitens der alten Japaner erheben sich klagende Stimmen, daß die Pietät — und fügen wir hinzu: die *Bescheidenheit* — der heranwachsenden Jugend immer mehr abhanden komme (Z. M. R. 1889, 1). Es verdient alle Anerkennung, ja Bewunderung, daß die japanische Regierung in verhältnismäßig so kurzer Zeit so erstaunlich viel für die Bildung des Volks, für das höhere und niedere Schulwesen gethan hat und fortgehend so viel dafür thut, wie die folgende Tabelle aus 1887/1888 zeigt (The Missionary 1888, 342):

Art der Schulen.	Zahl.	Lehrer.	Schüler.
Elementar	29 233	97 316	3 233 226
Höhere	142	1 133	15 690
Normal	65	714	7 270
Technische	103	583	8 913
Universität	1	194	1 880
Andere	1 326	2 213	58 006

Abgesehen von den bedeutenden Leistungen der Gemeinden und vieler Privaten beträgt der Aufwand des Staats jährlich für diese Schulen über 2½ Millionen Mk. Aber was helfen alle diese Bildungsstätten, wenn in ihnen eine pietätlose, eitle, ja verwilderte Jugend heranwächst? Und doch wird bei vielen tonangebenden Vertretern des Fortschritts überhaupt und speciell in der Tagespresse das Christentum nicht um seines die Menschenherzen beseligenden und heiligenden Glaubensinhalts willen, sondern darum begünstigt, weil es eine „intellektuelle Macht" sei. Man steht also unter dem Zauberbann der Parole, daß Bildung gut mache und Wissen Religion sei. Wir haben schon wiederholt die von Heilsbegierde weit abliegenden Beweggründe auseinander gesetzt, welche in der öffentlichen Meinung Jungjapans für die Annahme des Christentums geltend gemacht werden, und benutzen diese Gelegenheit, um auf den instruktiven Aufsatz der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1889, 1 ff. und 77 ff. hinzuweisen: „Urteile des modernen gebildeten Japan über Religion und Moral", der diesen Gegenstand eingehend behandelt. Augenblicklich liegt uns ein Artikel der Wochenausgabe der Times vom 9. August 1889 (S. 20): Christianity as an intellectual force in Japan vor, der auf Grund einer aus japanischer Feder stammenden Serie von Aufsätzen in der in Yokohama erscheinenden Japan Weekly Mail darthut, daß in Japan das Christentum gerade unter den gebildeten Klassen viel Fuß gefaßt habe, daß aber die meisten dieser Gebildeten nicht den christlichen Glauben an sich als eine Kraft der Wiedergeburt für sich und ihr Volk auffassen, sondern im Christentum eine intellektuelle Kraft ersten Ranges erblicken und von dieser die Erneuerung ihres Volkes erwarten. Man sieht, der Wissenszauber ist eine nicht geringe Gefahr für Jungjapan, und was der große Apostel der Heiden weiland den alten weisheitsstolzen Griechen vornehmlich in den beiden ersten Kapiteln seines ersten Korintherbriefes geschrieben, das ist samt der Unterredung des Meisters vom Himmel mit Nikodemus auch sehr zeitgemäß für die heidnischen Kulturvölker der Gegenwart. Das sind trübende Schatten; aber trotz derselben wächst von Jahr zu Jahr in Japan die Schar derjenigen Christen, welche das Evangelium als eine Kraft Gottes erfassen, die sie selig macht (Z. M. R. 1889, 83).

Von energischer Opposition gegen das Christentum aus Feindschaft wider die religiöse Wahrheit, die es verkündet, scheint im Volke selbst keine Rede zu sein. Dagegen gehen die Angriffe der buddhistischen Priester fort, ihre Flugschriften gegen das Christentum mehren sich und die Zahl ihrer Reiseprediger wächst (Indep. 25./7. 1889.[1]) Miss. Rev. 1889, 617); aber viel

[1]) Daß sich in Japan eine Buddhist Propagation Society gebildet hat, welche

gefährlicher als diese im Grunde doch ziemlich ohnmächtige Polemik ist die Gefahr einer Buddhaisierung des Christentums, die in vielen Köpfen spukt. Auch die buddhistische Rhetorik des unsern Lesern von Indien her wohl bekannten amerikanischen Obersten Olkott hat wenig zu bedeuten. Zwar hat dieser an der Grenze der Lächerlichkeit wandelnde Phrasenheld eine ganze Menge zahlreich besuchter Versammlungen auf seiner Rundreise durch Japan zustande gebracht, aber selbst die Japaner haben diese komische Figur nicht ernst genommen (M. Her. 1889, 315). Man thut diesem Menschen — wie seiner weiland Bundesgenossin, der edlen Madame Blavatzky — zu viel Ehre an, daß man sich überhaupt mit ihm beschäftigt.

Ob der Schintoismus schon so tot ist, wie er oft gesagt wird, dürfte sehr zweifelhaft sein; nicht bloß weithin im Volke, sondern auch in der kaiserlichen Familie scheint er noch feste Wurzeln zu haben; wenigstens kann die religiöse Ceremonie, mit welcher der Kaiser die Proklamation der Verfassung beging, so gedeutet werden. Ad vocem Verfassung sei noch bemerkt, daß dieselbe ausdrücklich die Religionslehrer von der Mitgliedschaft im Nationalparlament ausschließt. Die buddhistischen und schintoistischen Priester werden namentlich genannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den ausgeschlossenen „Religionslehrern" auch die christlichen Geistlichen gemeint sind (Miss. Rev. 1889, 617).

Wenn die statistischen Angaben pro 1888 vollständig sind, was ich kaum glaube (vergl. z. B. Miss. Her. 1889, 431), so hat sich im Laufe dieses Jahres — pro 1889 liegen die Angaben natürlich noch nicht vor — die Zahl der vollen Kirchenglieder (members) um 5685 vermehrt.

1887: 19 829.
1888: 25 514.

Pro 1889 wird sie sicherlich auf 30 000 gestiegen sein. Wie hoch sich die Zahl der evangelischen Christen überhaupt bzw. der sog. Anhänger beläuft, läßt sich kaum schätzen. Mehr als das Doppelte der Mitgliedersumme wird sie sicherlich betragen. Die letzten drei Jahrzehnte ergeben folgende Steigerung selbständigen Kirchenglieder:

1859: 0
1869: c. 260
1879: 2 965
1889: c. 30 000.

d. h. jedes Jahrzehnt brachte eine Verzehnfachung.

Die offiziellen Missiones Cath.. (1889 p. 307) geben die Katholiken (d. h. die kathol. Seelenzahl) Japans pro 1888 auf 37560 an; nach derselben Quelle betrug dieselbe

1887: 37 114
1885: 30 230;

aber die letztere Zahl ist lückenhaft, da Japonia centralis mit c. 2000 Katholiken fehlt. Sind diese Ziffern, wie in einer so hochoffiziellen Quelle wohl angenommen werden darf, vollständig, so ergiebt sich: 1. daß die Zahl

---

in Europa und Amerika den Buddhismus zu verbreiten gedenkt, ist ein naiver Anachronismus, der nur ein Lächeln verdient.

der evang. Christen Japans (nicht die der vollen Kirchenglieder) die der Katholiken bereits bedeutend übersteigt und 2. daß der Prozentsatz der Vermehrung in der katholischen Mission ein weit geringerer ist als in der evangelischen.

Dazu ist auf der evangelischen Seite die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit der eingebornen Christen eine unvergleichlich größere als auf der römischen. Die katholische Statistik läßt uns hier allerdings im Stich, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie mit den folgenden Zahlen keinen Vergleich aushält. Von den evangelischen organisierten Gemeinden unterhielten sich völlig selbständig im Jahre

1882: 13 unter 64
1886: 59 „ 193
1889: 92 „ 249.

Man zählte japanische Studierende der evang. Theologie:

1879: 73
1887: 216
1888: 287.

Es gab selbständige evang. Pfarrer:

1886: 93
1887: 102
1888: 142.

Die griechische Mission läßt nicht viel von sich hören. Missionar Spinner schätzt die Zahl der zu ihr gehörigen Christen auf 15—16 000 (Z. M. R. 1889, 57).

Die Einigungsbestrebungen unter den verschiedenen evangelischen Missionen, deren wir in unsrer letzten Rundschau gedachten, sind auch im vergangenen Jahre besonders seitens der japanischen Christen selbst (Indep. 19./12. 1889) fleißig fortgesetzt worden; leider sind die zwischen den sich sonst so nahe stehenden und so brüderlich behandelnden Presbyterianern und Kongregationalisten, welche beide die große Majorität der Evangelischen des Inselreichs repräsentieren, noch zu keinem definitiven Abschlusse gekommen. Eine gute Übersicht über diese Bestrebungen und ihre bisherigen Resultate findet sich in Z. M. R. 1890, 54.

Die Doshisha, die unsern Lesern wohlbekannte höhere christliche Lehranstalt, macht fortgehend erfreuliche Fortschritte. Sie zählt jetzt 900 Schüler (1875: 3) und ihre Erweiterung zu einer christlichen Universität steht nahe bevor. Ein ungenannter amerikanischer Missionsfreund hat ihrem Direktor Nisima noch 400 000 Mk. extra zu diesem Zwecke geschenkt. Neuerdings sind nach dem Vorgange der von dem bekannten Evangelisten Moody in den Vereinigten Staaten gehaltenen studentischen Ferienversammlungen besondere Bibelstudienkurse für die Schüler dieser Anstalt eingerichtet worden, welche von 6—700 derselben besucht waren. Was für eine missionierende Macht diese gesegnete Anstalt ausübt, geht allein daraus hervor, daß im Laufe des Jahres 1888 172 ihrer Schüler Christen geworden sind (Miss. Her. 1889, 408. 441. 442. 488).

Eine große geistliche Anregung empfing die japanische christliche und teilweis auch heidnische Jugend durch den von dem nordamerikanischen Jünglings-

und als Erweckungsprediger in die Reiche des Ostens ausgesandten Mr. Wichard, dem es auch gelang, nach dem Muster der betreffenden Vereine in den Vereinigten Staaten einen japanischen Jünglingsbund zustande zu bringen (Miss. Rev. 1889, 452. 815. 1890, 53).

Endlich sei noch einer charakteristischen Aktion japanischer christlicher Frauen gedacht. In Tokyo hat sich nämlich eine „Frauengesellschaft zur Besserung der Sitten" gebildet, die unter anderm eine Eingabe an die Regierung gemacht hat, welche die gesetzliche Beseitigung des Konkubinats beantragt. Es ist in Japan wie in China: man bestreitet, daß Vielweiberei existiere, aber das Konkubinat ist weit verbreitet und tief gewurzelt (M. Her. 1888, 358).

Literaturbericht.

1. **Grundemann:** Die Entwicklung der evang. Mission im letzten Jahrzehnt (1878—1888). Ein Beitrag zur Missionsgeschichte, zugleich als Ergänzungsband zur zweiten Auflage der Kleinen Missionsbibliothek." Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1890. 4 M. — Da die Missionsgeschichte der Gegenwart sich im beständigen Flusse befindet, so ist es das Geschick der Bücher, welche sie darstellen, daß sie einer fortgehenden Neubearbeitung bezw. Ergänzung bedürfen, wenn sie nicht veralten sollen. Es ist zunächst dieses Bedürfnis, aus welchem das vorliegende Werk entstanden ist. Da eine Neubearbeitung der ganzen 4bändigen „Kleinen Missionsbibliothek" aus allerlei Gründen unrätlich war, so entschloß sich der Verfasser zur Bearbeitung eines selbständigen Ergänzungsbandes, ein Ausweg, der schon darum als der praktischste bezeichnet werden muß, weil er den vielen Besitzern der Kleinen Missionsbibliothek die Fortführung der Geschichte bis zur neusten Zeit auf die billigste und bequemste Weise darbietet.

Aber wir haben in dem so entstandenen Buche streng genommen nicht bloß einen Ergänzungsband zur Kleinen Missionsbibliothek, sondern eine in ihrem ersten Teile ganz und gar neue Arbeit, nämlich eine Darstellung der Entwicklung des heimatlichen Missionslebens im Laufe des letzten Jahrzehnts, eine Rubrik, welche in den beiden bisherigen Auflagen der Kleinen Missionsbibliothek sich überhaupt nicht findet. Unter der Überschrift: „Das Missionswesen in den heimatlichen Kirchen" behandelt dieser erste Teil in 7 geographisch bezw. sprachlich-geographisch gegliederten Gruppen (Deutschland und die Schweiz, England, Nordamerika, Holland, Skandinavien, Frankreich, Kolonien) nicht bloß die Leistungen, sondern die mannigfaltigen Gestaltungen des Missionslebens in der genannten Zeitperiode. Wie gesagt, es wird dadurch ein Mangel erstattet, an dem die Kleine Missionsbibliothek litt; aber eben darum dünkt uns, hätte es sich empfohlen, daß der Verfasser sich nicht so streng an das letzte Jahrzehnt gehalten, sondern eine kurze charakteristische Übersicht über die bisherige Geschichte des heimatlichen Missionslebens vorausgeschickt hätte, denn für den, welcher mit dieser Geschichte unbekannt ist, schwebt

eigentlich eine bloße Darstellung derselben im letzten Jahrzehnt etwas in der Luft.

Was den Inhalt dieses ersten 80 Seiten umfassenden Teils betrifft, so läßt derselbe kaum etwas Wesentliches vermissen, auch ist in ihren Grundzügen die Kritik, welche er an manchen ungesunden Erscheinungen übt, als zutreffend zu bezeichnen. In seinem wohl berechtigten Streben nach Nüchternheit scheint uns jedoch der werte Verfasser je und je zu weit zu gehen, und daher manchmal einseitig und unbillig zu werden, während er andrerseits z. B. in seinem Urteil über die Bedeutung der modernsten Kolonialpolitik für die Mission von einem zu günstigen Vorurteil nicht ganz unbeeinflußt ist. Wir unsrerseits stehen viel nüchterner in der missionarischen Wertschätzung der Kolonialpolitik, aber viel wärmer in der des Pietismus. Der Pietismus hat nicht bloß seine großen Verdienste um die Mission gehabt, es muß — recht verstanden — auch heute noch ein pietistischer Lebenshauch durch sie hindurchgehen. Pietismus und Nüchternheit sollten nicht als Gegensätze behandelt werden; es giebt auch nüchternen Pietismus und — genug unnüchternen Antipietismus. Auch scheint uns, daß der Verfasser, vielleicht ein wenig mit beeinflußt von seinem national-kolonialpolitischen Standpunkte, nicht immer billig genug die mancherlei uns Deutschen ja wenig sympathischen Gestaltungen des Missionslebens bei unsern englischen und amerikanischen Glaubensgenossen beurteilt; das audiatur et altera pars kommt bei ihm nicht genügend zur Geltung. — Von besonderem Interesse sind die vielen diesem ersten Teile beigegebenen statistischen Tabellen. Auch in seiner Statistik übt der kundige Verfasser nüchterne Kritik und es ist ihm für die Dienste, welche in dieser Beziehung seine statistischen Arbeiten geleistet haben, nicht genug zu danken, doch können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß auch auf dem statistischen Gebiete die Gefahr einer unberechtigten Reduzierung nicht immer vermieden ist, speciell in den Angaben über England und Amerika. (Man vergleiche z. B. seine Zahlenangaben über die britischen Missionsleistungen, mit denen des der Nüchternheit auch nicht ermangelnden Kanonikus Robertson, Allg. M.-Z. 1889, 438—440). Jedenfalls kann man sich darauf verlassen, daß Grundemann in seinen Zahlen immer eher zu wenig als zu viel giebt.

Was den zweiten über 200 Seiten umfassenden Teil: „Das Werk auf den Missionsfeldern" betrifft, so giebt er eine im wesentlichen vollständige Übersicht über den Fortgang der Christianisierungsarbeiten in Amerika, Asien, Afrika und der Südsee, obgleich diese Übersicht aus Mangel an informatorischen Quellenberichten auf manchen Gebieten nicht bis zur Grenze des in Rede stehenden Jahrzehnts reicht, ein Defekt, der wohl zu entschuldigen ist, wenn man die ungeheure Schwierigkeit der Beschaffung des riesigen Berichtmaterials in Rechnung setzt. Auch hier befleißigt sich der mit der Specialkenntnis der missionarischen Geschichte unter allen Lebenden vielleicht am umfassendsten ausgerüstete Verfasser einer vom gewissenhaftesten Wahrheitssinn getragenen löblichen Nüchternheit, die Dinge darzustellen, wie sie in Wirklichkeit sind. Es ist in der früheren Missionsgeschichtschreibung ohne Zweifel nach der Seite der Idealisierung viel gefehlt worden und daher die Kritik des Verfassers ein Verdienst um die Missionsgeschichte, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber auch die berechtigtsten Reaktionen geraten leicht

in die Gefahr, etwas über das gesunde Maß hinauszuschießen, und uns scheint, daß D. Grundemann auch in seiner Darstellung des Zustandes innerhalb der heidenchristlichen Gemeinden nicht immer diese Gefahr ganz vermieden habe. Zwar er weist oft, nachdem er die dunkeln Seiten hervorgehoben, auch auf die Lichtseiten hin, aber er thut das unseres Erachtens nicht immer ausführlich und nicht mit Nachdruck genug und malt zu viel grau in grau. Wir glauben, daß wenn das Sonst und Jetzt in maßvoller Weise abgewogen wird, das Gesamtgemälde doch lichtvoller ausfallen muß.

Endlich sei noch bemerkt, daß von andern Druckfehlern (z. B. S. 192) abgesehen, in der Inhaltsübersicht S. XI Japan fehlt, S. 34 statt 1 Million 946000 19 Mill. 946000, S. 51 in Kol. 3 der Tabelle statt 628 860 gedruckt ist und daß von einer „nachträglichen Inordnungbringung“ des „argen Mißgriffs“, der seitens eines deutschen Kapitäns durch eine den Ebonesern aufgelegte hohe Straffumme begangen worden, mir bis heute nichts bekannt geworden ist. Wck.

2. **Kölle:** Mohammed and Mohammedanism critically considered. London 1889. Groß 8⁰. XX und 524 Seiten. — Der Verfasser, der jahrzehntelang als evangelischer Missionar, erst in Westafrika, dann in der Türkei, sich praktisch mit dem Islam auseinandergesetzt hat, fühlte das Bedürfnis, es auch noch theoretisch und literarisch zu thun. In der Einleitung seines Buches, das wir als reife Frucht eingehender Studien betrachten dürfen, nimmt er für dasselbe die Aufmerksamkeit des Lesers besonders in folgenden Punkten in Anspruch: in Beziehung auf die Art, wie er die Entwickelung Mohammeds als Prophet darlegt; ferner wie er die volle innere Übereinstimmung der beiden Hauptabschnitte in Mohammeds prophetischer Laufbahn nachweist; dann wie er in der mohammedanischen Legende die antichristlichen Grundgedanken bloßlegt; endlich wie er dem Mohammedanismus als einer specifischen Form und Phase des Antichristianismus seine Stelle in der Welt- und Kirchengeschichte festsetzt.

Gegenüber dem Halb und halb, in welches die Würdigung Mohammeds bei den meisten seiner neueren Biographen auslief, hält Kölle es, wie vor ihm Arnold, mit der altchristlichen Anschauung, daß Mohammed ganz und gar ein Werkzeug des bösen Feindes war. Mohammed war nach Kölles Meinung durchaus in der Lage, den Herrn zu finden. Er hat dem Zuge des Vaters zum Sohne absichtlich Widerstand geleistet, ist damit unter die Gewalt des Fürsten dieser Welt gekommen, hat sich von diesem zu einem Antichristus machen lassen, und zwar gleich bei dem Beginn seiner prophetischen Wirksamkeit. Das hat sich in der mohammedanischen Legende dann aufs deutlichste offenbart, die sein Bild Zug um Zug zum Gegenbilde des Gottmenschen ausgestaltet hat, und wird vollends unzweifelhaft, wenn man sieht, wie in der Geschichte des Reiches Gottes das Antichristentum Mohammeds gerade an dem Punkte einsetzt, wo der Kampf wider den Gesalbten des Herrn weiterzuführen war, nachdem der frühere Widerstand sich nicht gegen ihn hatte behaupten können. Die Beweisführung Kölles für diese Behauptungen macht natürlich nur den Anspruch, christlichen Lesern einzuleuchten. Aber solchen empfiehlt sie sich durch Klarheit, innere Geschlossenheit, solide historische Fundamentierung und thatsäch-

liche Übereinstimmung mit der Stellung der heutigen mohammedanischen Welt zum Christentum. In wesentlichen Punkten könnte Kölle sich auf keinen geringeren Zeugen für die Richtigkeit seiner Auffassung berufen, als auf unsern Altmeister gewissenhafter Geschichtsforschung, L. von Ranke. Dieser betont auch (Weltgeschichte V, I, S. 60 ff.): „Die ursprüngliche monotheistische Überzeugung war schon in Mohammed vorhanden;" „die Behauptung unmittelbarer Erleuchtung ist erst der zweite Schritt in dem Gewebe der Lehre des Islam;" „Mohammed kam es darauf an, den zerstreuten arabischen Stämmen einen nationalen Mittelpunkt zu schaffen," also „zunächst die Kaaba vom Götzendienst zu reinigen" und „durch die monotheistische Idee die oberste Gewalt zu reformieren." „Seine Gedanken waren von Anfang an zugleich politischer Natur." (S. 61.) Sieht man nun in seiner spätern Entwicklung immer klarer zutage treten, wie ihm seine „Offenbarungen" stets „wie gerufen" kamen, um seine politischen und persönlichen, oft sehr gemeinen Interessen zu fördern, so kann man kaum umhin, ihm ein ähnliches Verhalten von Anfang an zuzutrauen. Wenn man nun dagegen anführt, wie viel Begeisterung wir bei seinem Auftreten in ihm und seinen Anhängern finden, wirklich religiöse Begeisterung für den einen, barmherzigen Gott, den Richter der Welt, so läßt sich diese doch im weiteren Verlauf seiner Geschichte ebenso nachweisen, wie im Anfang seines Prophetentums. Er faßt bis zuletzt alle seine persönlichen Schicksale (auch seine Todeskrankheit) und alle Erfolge und Mißerfolge seiner Sache immer gleich religiös auf, sieht alles im Licht seines Gottesglaubens und der Annahme seiner Berufung zum Propheten, und bleibt bis zuletzt religiös auch in seiner Lebensführung, nicht nur in fleißiger Askese, sondern auch in Mäßigung und Selbstbeherrschung (ausgenommen in puncto sexti und in seinen sich stets steigernden Ansprüchen auf Macht über andre), sowie in völliger Darangabe alles irdischen Besitzes für die von ihm vertretene angebliche Sache Gottes (die er eben durch seine große, verschwenderische Freigebigkeit zu fördern suchte). Daß ein Mensch so religiös bleiben konnte, wie Mohammed es blieb, als er schon unzähligemale frevelhaften Betrug und blutige Verfolgung, ja Meuchelmord an seinen Gegnern auf sein Gewissen geladen hatte, und daß trotz des Anstoßes, den dann und wann an diesen Dingen auch seine Anhänger nahmen, diese dennoch in sich steigernder Begeisterung für ihn und seine Sache Leib und Leben hinopferten und auf sein Wort mit voller Freudigkeit in den Tod gingen, ist gerade so wunderbar und in gewisser Weise unerklärlich, als daß er gleich beim Beginn seiner prophetischen Laufbahn ein Betrüger gewesen und doch einige Züge echten Prophetentums getragen und allmählich eine treu ergebene Anhängerschaft erworben hat. Der Zauber des Begriffs der allmählichen Veränderung, mit dem auf dem Gebiete der Naturwissenschaft die Kluft zwischen Unorganischem und Organischem, dann wieder Tierischem und Menschlichem überbrückt werden soll, ist noch trügerischer auf dem Gebiet des Geisteslebens, wenn da ein Sündenfall psychologisch erklärt werden soll. Kommt nun noch dazu die Tendenz, die ja durch unsere Zeit geht, alle sittlichen Ungeheuer als doch eigentlich nicht so gar monströs uns menschlich näher zu bringen, so ist es gar kein Wunder, wenn auch Mohammed davon bei unsern Zeitgenossen Vorteil hat; man sollte aber auf christlicher Seite dadurch nicht verwirrt werden. Sorgfältige historische Forschung ergiebt, daß Mohammed, ehe er als

Prophet auftrat, außer Hanifismus und Talmudismus auch das Christentum kannte, und zwar als monotheistische Religion. Er hat das Christentum auch stets als auf göttlicher Offenbarung beruhend anerkannt, dennoch nicht es der Mühe wert gehalten, es näher zu erforschen. Er hat gewußt, daß die Offenbarungen Jesu in heiligen Schriften, im Evangelium urkundlich bezeugt waren; dennoch hat er sich mit ganz oberflächlicher Bekanntschaft mit einigen christlichen Apokryphen begnügt. Er hätte seinem Volk ein Ulfilas werden können — aber dann wäre der Kaiser durch das Christentum zu einer gewissen Herrschaft über die Araber gekommen. Da erweist sich das nationale und egoistische Interesse stärker denn das eigentlich religiöse. Hier ist sein Fall. Er stellt das Göttliche als Mittel in den Dienst des nationalen und persönlichen Zweckes. Der Mangel an Trieb zur Wahrheit, zur vollen klaren Erkenntnis der Wahrheit, läßt ihn der Versuchung zur Unwahrhaftigkeit erliegen. Immer mehr wird er nun zum Lügner, immer mehr zum Mörder. Wes ist das Bild und die Überschrift? Und immer entschiedener setzt er sich aus nationalen und persönlichen Interessen wider Christus, und die Legende von seiner Person folgt dem Antrieb, den er selbst ihr gab — und dennoch sollte er ein „Zuchtmeister auf Christum" für die Völker sein?!

Recensent glaubt, Kölle leugnet dies mit Recht und macht mit Recht es der Christenheit und allen Missionsfreunden zu Pflicht, der vollen Wahrheit ins Gesicht zu sehen und ihr gemäß principiell Stellung zum Islam zu nehmen.

Auch seine Beweisführung aus der weiteren Geschichte des Mohammedanismus dürfte im wesentlichen zutreffend sein. Kölle macht sie selbst zwar etwas verdächtig, indem er dabei etwas „Philosoph nach Hegel" wird und sich in Geschichts-Konstruktionen ergeht. Er deckt sozusagen die Politik des Teufels auf. Der habe durch das ungläubige Judentum dem Christentum in seinen persönlichen Anhängern nach dem Leben gestanden. Dann habe er, als dennoch aus einzelnen Personen ganze Gemeinden geworden waren, durch das heidnische Rom dem Christentum in den Gemeinden und in der Kirche mit Tod und Verderben gedroht. Als nun dennoch das römische Reich selbst vom Christentum durchdrungen und neugeboren war, schuf der Feind den Islam, worin jüdischer Fanatismus und römischer Despotismus zusammengefaßt ist, um durch ihn dem Christentum in den von ihm beherrschten Nationen und Staaten den Untergang zu bereiten. Das macht zunächst den Eindruck einer etwas gekünstelten Systematisierung. Aber bei näherer Betrachtung muß man dieser Auffassung im wesentlichen doch beipflichten. Auch Ranke sagt (l. c. S. 103) „Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinne ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigentümliche Bewegungsfähigkeit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in einer Hand." Das ist in der Sprache des Geschichtsschreibers doch ziemlich dasselbe, was Kölle als Theologe aus der Schule dessen, der von sich sagt, daß er gekommen sei, gegen den Fürsten dieser Welt zu kämpfen und obzusiegen, in der Sprache dieses seines Meisters, also noch zutreffender, ausdrückt. Und wenn Ranke dort fortfährt: „Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hohepriestertum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königtums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten

begründet worden. Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestalt hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht. Es wird uns noch viel beschäftigen" — so legt er dem biblischen Theologen doch nahe, die Sache noch tiefer zu fassen und zu sagen: Ismael nahm, nachdem aus den theokratischen Schatten des alten Israel das wahre Reich Gottes im Christentum hervorgegangen, die abgeworfene Schale auf, und es entstand die Karikatur echter Theokratie im Dienste des Meisters im Karikieren alles Göttlichen, der mit seinen Karikaturen das, was Gott geschaffen hat, bekämpft und vernichten will. Und so muß der Islam uns allerdings und nicht nur literarisch noch „viel beschäftigen."

Dazu, daß es vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet und vom rechten Standpunkt aus in Angriff genommen werde, was zu thun ist, wird Kölle's Buch, zumal es in englischer Sprache erschienen ist, das Seine beitragen. Einige pia desideria kann Recensent aber nicht verschweigen. Da das Werk Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, wäre eine Quellenkunde und Quellenkritik wohl nicht nur Forderung deutscher Pedanterie. Was aber wichtiger ist: eine Darstellung Mohammeds und des Mohammedanismus ist nicht vollständig, wenn sie nicht auch die in Mohammed und im Islam uns entgegentretenden treibenden religiösen und sittlichen Gedanken im Zusammenhang vorführt, also gewissermaßen Dogmatik und Ethik des Mohammedanismus, wenigstens in ihren wesentlichen Grundzügen bietet. Das fehlt hier. Und darum legt man das Buch nicht befriedigt aus der Hand. In solchen, etwa zwei, Kapiteln hätte sich denn auch die ausreichende Erklärung für die nicht zu leugnende verhältnismäßige religiös-sittliche Größe Mohammeds und die auch nicht zu leugnende religiös-sittliche positive Wirksamkeit dieses falschen Propheten beibringen lassen. Kölle giebt beides, was eben als nicht zu leugnen bezeichnet wurde, auch seinerseits ausdrücklich zu, S. 71, aber eben nur gewissermaßen um salva conscientia in dem fortzufahren, was er als seine Hauptaufgabe betrachtet. Einiges steckt auch in den ihm sehr wichtigen Kapiteln von den Legenden über Mohammed und den Traditionen über seinen Charakter u. s. w. Man fühlt sich versucht, aus ihnen das sittliche Ideal des Mohammedaners herauszusuchen; und wer im Orient gelebt hat, findet unmittelbar aus diesen Schilderungen Mohammeds den Eindruck wieder heraus, den man von mohammedanischen — sit venia verbo — gentlemen empfing. Der Missionar, der Jahrzehnte im Verkehr mit Moslemim, auch in Freundschaft mit gebildeten, gelebt hat, könnte vielleicht die Frage behandeln: was ist jetzt Glaube und Sitte des Islam? — hat sich der Islam seit Mohammed der Wahrheit genähert oder hat er sich im Widerspruch gegen die Wahrheit verfestigt? Recensent hat bei seinem freilich nur gelegentlichen und durch Mangel an Sprachkenntnis erschwerten Verkehr mit Mohammedanern den Eindruck völliger Unzugänglichkeit derselben für das Christentum gehabt. Im Johanniter-Krankenhause zu Beirut haben wir einen mohammedanischen Diener, der als Knabe hineinkam, nun wohl bald zwei Jahrzehnte darin lebt, das segensreiche Wirken christlicher Liebe sieht, bei allerlei Gelegenheiten Gottes Wort in seiner Sprache hört, sonst ungemein anhänglich, treu, gewissenhaft ist — aber absolut verschlossen für den Glauben an den gekreuzigten Heiland. Dagegen bildete sich in Beirut unter den Moslems ein Wohlthätigkeits-Verein nach christlich euro-

päischen Mustern und man gründete sogar eine Mädchenschule; natürlich um den Unternehmungen christlicher Mission entgegenzuwirken. Aber daß man sich so zur Wehr zu setzen für nötig erkannte, beweist doch einige Empfänglichkeit auf Seiten der Mohammedaner für christliche Einflüsse. Von erfahrenen Missionaren wären Winke darüber dankenswert, an welchen Punkten das mohammedanische Gemüt für die christliche Heilswahrheit am ehesten empfänglich ist. Daß dem verehrten Herrn Verfasser des vorliegenden Werkes für solche Fortsetzungen seiner Arbeit reicher Dank gespendet werden würde, dürfte sicher sein.

P. Baarts.

3. **Brandt, W.**: „Die mandäische Religion, ihre Entwickelung und geschichtliche Bedeutung." Leipzig, Hinrichs 1889. 8 M. — Die gnostischen Systeme mit ihrem Versuch, „alles Denken und Dichten der Vorzeit mit der Gegenwart zusammenfassend, das Geheimnis der Gottes- und Weltgeschichte zu ergründen," erscheinen uns für den ersten Blick nur als abstruse Gebilde einer toll gewordenen Phantasie. Trotzdem sind sie von der größten Wichtigkeit für die Religionswissenschaft. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir es mit Freuden begrüßen, daß Dr. Brandt, Pfarrer der niederländisch-reformierten Kirche, „zwei seiner besten Lebensjahre" darauf verwendet hat, um uns tiefer hineinzuführen in das Wesen einer dieser Mischreligionen, die in etwa 4000 Bekennern noch heute am Euphrat fortvegetiert. Schon dieses ihr Bestehen bis auf den heutigen Tag, „welches die in hohes Altertum hinaufreichende Sekte der Mandäer (nach Keßler) allein mit den Samaritanern unter den Feinden der alten Kirche teilt," noch mehr aber die Erhaltung ihrer umfangreichen originellen heiligen Schriften macht sie dem Forscher interessant.

Schwer wurde es für den Karmeliter Ignatius a Jesu (um 1650), den eigentlichen Entdecker der Sekte, und später für Petermann, Siouffi und andre Reisende, den mißtrauischen, verschlossenen Priestern genaueres über das wahre Wesen ihrer Lehre und ihres Kultus zu entlocken. Große Schwierigkeiten stellten sich auch Brandt entgegen, als er es versuchte, durch Studium der Quellenschriften: Genzâ, Quolasta u. s. w. das Dunkel zu lichten. Denn „fremdartig ist Schrift und Sprache der mandäischen Urkunden und augenscheinlich das Wirrsal ihres Inhaltes." Schade, daß das so mühsam Gewonnene nicht in einer leichter lesbaren Form geboten wird.

Wir müssen darauf verzichten, die Lehre von der Welt des Lichtes und der Finsternis, von Anôs-Utrâ, Hibil-Ziwâ, Manda d'Haié u. s. w., sowie auch das Verhältnis der Brandtschen Schrift zu den uns vorliegenden Abhandlungen von Petermann (Herzogs Realencyklopädie I. Aufl.) und Keßler (Herzogs Realencyklopädie II. Aufl.) zu erörtern. Dafür geben wir zum Schluß einige Proben der ethischen Anschauungen dieses merkwürdigen Täufervolkes. „Seht ihr einen Hungrigen, so speist ihn; seht ihr einen Durstigen, so tränkt ihn. — Wenn ihr mit eurer Rechten gebt, so sagt es nicht eurer Linken. — Salmanâ's und Gläubige, kehrt nicht um von eurer Rede und habt Lüge und Falschheit nicht lieb. Habt nicht lieb Gold und Silber und Besitztum dieser Welt; denn die Welt schwindet und geht zu Grunde und ihr Besitztum und ihre Werke fahren dahin. — Seid sanft und demütig. — Habt einander lieb in Aufrichtigkeit. — Rüstet euch mit der Waffe, die nicht von

Eisen ist. Eure Waffe sei das Nasaräertum und die geraden Re
Lichtortes. — Bei eurem Stehen, Sitzen, Kommen, Essen und Trink
und preist den Namen des erhabenen Lichtkönigs." Wir sehen: die M
äußerlich von ihrer mohammedanischen Umgebung nicht unterschieden ı
innerlich über sie erhaben, Monotheisten und doch Feinde Jesu, kön
Einfluß des Christentums nicht verleugnen. Schon in der Feier des
tags, dem Taufkultus, dem Genuß des Pehtâ, einer Art Eucharistie,
er sich und nun gar in der mandäischen Moral tritt er leuchtend her
M. Reinhar

4. **Schorg, A.:** Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode vo
amerika. St. Charles, Mo. 1889. Die im Titel genannte Synode
Vereinigung der auf dem gesunden Grunde der Schriftlehre stehenden g
Lutheraner und Reformierten. Der Verdächtigung, daß diese Unio
das Machtwort eines irdischen Fürsten (1817) hervorgerufen sei, bege
Verfasser gleich zu anfang und erzählt in großen Zügen die Entstehu
Entwicklung der Synode. Sie begann im Ev. Kirchenverein des
durch Vereinigung von 6 Pastoren 1840, die sich 1866 zur deutsc
Synode des Westens und 1872 zur deutschen evangelischen Synode vo
amerika erweiterte und 1888 im ganzen 762 Gemeinden mit
Kommunikanten und 566 Pastoren zählte. Ein ausführliches Kapitel
wohl eingerichteten Lehranstalten der Synode gewidmet, ein paar an
Zeitschriften und dem Bücherverlage. Was uns hier aber am meiste
essiert, ist die eingehende Darlegung über die Mission in Indien un
Satnami im Distrikte Raipur, welche 1867 von der aus Mi
verschiedener deutscher Denominationen zusammengesetzten Missionsgesellsc
New-York gegründet und 1884 der Ev. Synode übertragen wur
bestehen jetzt dort die vier Stationen Bisrampur, Raipur, Ganeschp
Tschandkuri mit 500 Getauften. Von der ersteren ist eine übersichtlich
nung aus der Vogelperspektive beigegeben.

Überhaupt ist der hübsch ausgestattete Band mit guten Holzschnit
sehen, namentlich den Portraits heimgegangener Mitglieder und der s
Anstaltsgebäude. Allen denen, welche sich für das kirchliche Leben de
schen in Nordamerika interessieren, sei das Buch bestens empfohlen.

rganisation der heimatlichen Missionsgemeinde.[1])

Von Dr. Schreiber.

Mit einem Nachwort des Herausgebers.

mehr die evangelische Mission sich ausdehnt und auch an Er-
reicher wird, desto weniger kann darüber noch ein Zweifel ob-
aß weder die Arbeit einzelner, isoliert stehender Missionare, noch
enige kleiner Missionsgesellschaften den sich darbietenden großen
gewachsen sind. Diese Aufgaben verlangen gebieterisch einmal,
einem großartig angelegten und mit Treue und Nachhaltigkeit
hrten Plane gearbeitet werde, weiter, daß alle entstehenden Lücken
zug wieder ausgefüllt und dahin, wo es not thut, auch schnell
Kräfte in genügender Anzahl gesandt werden können; daß also
ffenden Gesellschaft auch stets die erforderlichen Mittel und die
ersönlichkeiten zu Gebote stehen. Solches vermag natürlich nur
ere Missionsgesellschaft zu leisten.

t könnte man leicht von dem eben Gesagten aus zu dem Schlusse
dann sei unbedingt das Beste, wenn die Kirche in ihrer Gesamt-
Missionswerk in die Hand nähme. Dies wäre auch richtig,
mit unsrer Kirche anders bestellt wäre. Aber so wie die Dinge
al bei uns liegen, da wir eine Landeskirche haben, die sich nicht
gen und der ihr fremden Elemente sich nicht erwehren kann, trifft
zu. Die Missionssache kann nur von der Gemeinde der wahr-
ubigen, die mit ihrem Glauben ernst machen und dem Missions-
res Heilandes gehorsam sein wollen, richtig betrieben werden.
sen Leuten hat nun der Herr, Gott sei Dank, in unsern Tagen
ionssinn wieder geweckt und stärkt ihn immer mehr, und dieses
n hat sich in den Missionsgesellschaften seine entsprechenden Or-
st gebildet. Darum ist es auch ganz verkehrt, die Missions-
ten und die Kirche, d. h. die Gemeinde der Gläubigen in Gegen-
ellen. Ich möchte behaupten, daß die Missionsgesellschaften gerade
nspruch haben, als Organe der Kirche angesehen zu werden, wie
ien und Synoden.

ordert nun aber die Missionsarbeit, daß diese Gesellschaften nicht
sondern groß und wirkungskräftig seien, so müssen diese größeren
ften auch unbedingt in sich selbst richtig organisiert sein. Daraus

[1]) ortrag auf der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz in Halle a. S.

erkennen wir die Wichtigkeit der Frage, mit der wir uns in dieser Stunde beschäftigen wollen: die Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde. Denn diese Missionsgemeinde ist es ja einzig und allein, die die Missionsgesellschaften kraft des in ihr vom Herrn wieder erweckten Missionssinns ins Leben gerufen hat und am Leben erhält.

Um nun diese Frage richtig beurteilen und beantworten zu können, scheint mir das allerwichtigste zu sein, daß man dabei nicht nach irgend welcher Theorie oder prinzipieller Anschauung verfährt, sondern sich die Antwort möglichst von den gegebenen Verhältnissen selbst entnimmt. Daß man also in Erinnerung behält, der Gang der Entwicklung ist nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt von unten nach oben gewesen. Zuerst hat Gott in einzelnen Gläubigen den Missionssinn geweckt. Diese Missionsfreunde haben sich zu Vereinen, und diese Vereine zu Missionsgesellschaften zusammengeschlossen.[1]) Wenigstens ist das der Gang der Dinge bei den älteren Missionsgesellschaften gewesen und scheint mir auch das naturgemäßeste zu sein. Bei manchen neuen Missionsgesellschaften hat man den umgekehrten Weg versucht, wie mir scheint mit zweifelhaftem Erfolg. Nur in dem Fall wird dabei etwas Lebenskräftiges herauskommen können, wo der von oben versuchten Organisation von unten eine kräftige auf dasselbe Ziel gerichtete Geistesströmung entgegenkommt. Eine Organisation an sich, so vortrefflich sie sein mag, kann doch kein neues Leben erzeugen, sondern nur dem schon vorhandenen Leben die rechten Organe, die passenden Formen geben, dadurch aber allerdings sehr viel zur Förderung und Kräftigung desselben beitragen.

Also wenn wir hier von der Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde reden, so ist nicht die Meinung, als ob gleichsam zu dem vorhandenen Kopfe — dem Vorstande, Komitee oder wie es sich nennen mag — nun erst der entsprechende Leib gesucht und gebildet werden sollte, sondern dieser letztere ist schon gleich mit dem Kopfe zusammen da, nein vielmehr er ist vor diesem Kopfe da gewesen. Also kann es sich bei der Organisation der Missionsgemeinde nur darum handeln, das schon Bestehende, die schon vorhandenen Organe und Organisationen auf ihre Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit zu prüfen, und wo es nötig sein sollte, Verbesserungen und Ergänzungen eintreten zu lassen. Halten wir dabei nur fest, daß es sich nicht um eine tote Maschinerie handelt, die etwa nur von dem Mittelpunkte der Centralleitung aus in Bewegung gesetzt werden soll, sondern um einen lebendigen Organismus, der das Leben

[1]) Ist doch nicht überall so gegangen. Z. B. Berlin I und II ist anders entstanden. D. H.

jedem einzelnen seiner Glieder trägt, so werden wir vor vielerlei Irr-
tern bewahrt bleiben und werden gewiß leichter das Richtige treffen.
Also die Organisation nach unserer Auffassung ist nicht das erste,
t eine tote oder leere Form, die nur erst nachträglich mit Leben
llt werden müßte, sondern sie ist nur ein Gefäß, ein Organ für das
n vorhandene Leben. Eben darum kann sie keine Schablone sein, die
e Rücksicht auf das schon Bestehende und Vorhandene überall angepaßt
. aufgezwängt werden sollte. Alles Leben auch im Reiche Gottes
fft sich selbst alsbald auch seine Organe, und auf diese in den ein-
ten Gegenden oder Vereinen schon bestehenden und als lebenskräftig
iesenen Ordnungen sollte man billig so viel wie nur möglich Rücksicht
men. Gerade so gut wie jeder höhere Organismus in der Natur
verschiedenartige Glieder doch zu einer lebendigen Einheit zusammen-
ießt, eben so gut kann auch eine größere Missionsgesellschaft verschieden-
ige Glieder, die nach Größe und Gestaltung voneinander abweichen, dennoch
sich vereinigen, nicht nur unbeschadet ihrer Einheit und Lebenskräftigkeit,
dern vielleicht gerade als eine Bedingung ihrer Gesundheit und Kraft.
sollte also die Organisation von einer solchen Beschaffenheit sein, daß
mit der nötigen Festigkeit auch Elasticität verbindet, so daß jedes ein-
e Glied sich frei bewegen und seinen Kräften und Besonderheiten
äß sich entwickeln kann. Diese Elasticität muß sich weiter auch darin
eisen, daß wo irgend eine Form mit der Zeit veraltet und dadurch
hinderlich wird, ohne weitere Störung des Zusammenhangs mit dem
nzen, etwas Neues an Stelle des Alten treten kann.

Doch es wird Zeit, daß wir von diesen allgemeinen Bemerkungen
einer näheren Besprechung der einzelnen Glieder, wie sie den Organis-
s einer Missionsgesellschaft ausmachen, übergehen. Denn meiner Mei-
ng nach besteht die Missionsgesellschaft keineswegs aus dem Vorstand
den von demselben ausgesandten Missionaren, sondern in erster Linie
s der ganzen dazu gehörigen Missionsgemeinde. Darum muß ich denn
h bei dieser Besprechung mit den Hilfsvereinen, oder schlechtweg
issionsvereine genannt, beginnen, zu denen sich die Christen, welche sich
rer Missionspflicht bewußt geworden sind, aus eigenem Antrieb zu-
mmengeschlossen haben. Denn das ist der gesunde Weg, wie solche
ereine entstehen.

In unserer rheinischen Mission ist, soviel ich weiß, noch niemals von
der Centralstelle aus irgendwo ein neuer Verein gegründet, auch keine Auf-
rufe zu derartigem Zweck erlassen worden. Unsere Gesellschaft selbst ist aus
dem Zusammenschluß einer Anzahl einzelner Vereine entstanden und her-

erkennen wir die Wichtigkeit der Frage. ... an sich bildenden
beschäftigen wollen: die Organisatio... daß man ihnen auf
Denn diese Missionsgemeinde ist e... ...te. Meist aber machten
gesellschaften kraft des in ihr v... ...den dieselben dann nur, ehe
ins Leben gerufen hat und an... ...stätigt.

Um nun diese Frage r... ...reine in dieser oder ähnlicher
scheint mir das allerwichtig... große Mannigfaltigkeit von V
welcher Theorie oder pri... ...ößer oder kleiner; wir haben
Antwort möglichst von ... auch nur eine einzelne Stadt,
man also in Erinner... umfassen. Die einen werden
oben nach unten, so... die andern. Die einen werden si
hat Gott in einzel... kleinere Vereine, die sich zu einen
sionsfreunde habe... haben, während sich an andern
schaften zusamme... die Missionsgesellschaft angeschlossen hab
bei den älteren... bieten allerdings hie und da — z.
naturgemäßest... Bildung der Generalversammlung handelt
man den u... indessen kaum ins Gewicht fallen. Es w
Erfolg. ... bedenklich, wenn man nur darauf aus sei
kommen ... ...artigkeiten, die meist auch den besondern
eine kräf... entsprechen, ausgleichen und nivellieren zu wollen.
Eine ... vielleicht erleichtern, müßte aber den Mis
neues ... Vereine entschieden schädigen.
rechte... entstandenen Vereine haben sich teils im Anschluß
viel ... — Synoden — teils entsprechend andern
... gebildet und repräsentieren dann also eine
... ganzes Land.
gen... Auch darin sollte man, dünkt mich, keine Änderungen herb
ha... man auch die Bildung der Vereine im Anschluß an die k
... als das normale ansehen und wo man kann diese beförd
...gezogen wird.

Man kann sich wohl einmal versucht fühlen, da, wo die Org
eines solchen Vereins gar zu locker und ungenügend ist, in di
Wandel zu schaffen zu versuchen. Aber die Erfahrung
gelehrt, daß man dabei leicht Verwicklungen anrichtet und andrerse
die Lebendigkeit und Leistungsfähigkeit eines Vereins resp. des i
Bezirke vorhandenen Missionssinnes keineswegs abhängig ist
Vortrefflichkeit der Organisation des betreffenden Hilfsvereins,
andrerseits auch die schönste mustergiltigste Organisation kein
...zeugen vermag.

sich von seiten der Leitung der Missionsgesell-
-glich in alle internen Angelegenheiten dieser

.n innerhalb des betreffenden Kreises Unterschiede
.nen oder andern Art, seien sie nun konfessioneller
.n kirchlichen und mehr freikirchlich gerichteten Elementen,
.icht nur ganz zufälliger lokaler Art. Diese verschieden-
.ente haben sich aber doch auf dem neutralen d. h. ihnen
 Boden der Missionsarbeit zusammengefunden und zu gemein-
it zusammengeschlossen. Da giebt es denn hie und da einmal
und Konflikte. Die lasse man so viel als irgend möglich von
Missionsgesellschaft selbst unbeachtet. Der Versuch, unter solchen
rieden herzustellen oder gar solche Unterschiede ganz zu ver-
ein sehr undankbares Geschäft, das nicht nur nicht gelingt,
h dazu gar leicht Verstimmung und Erkaltung des Missions-
Folge hat. Aber man suche ganz unbekümmert um dergleichen
n und Gegensätze allen Vereinen und auch jeder Seite in den
Vereinen mit gleicher Treue und Liebe zu dienen durch Be-
n Missionsfesten, Stunden u. dgl. oder wie es sonst geschehen
die Weise bleibt das gemeinsame Band der Mitarbeit am
rke — nicht selten das einzige derart, das noch vorhanden
besten gewahrt, ja es wird noch immer mehr gestärkt und trägt
auch nicht unerheblich dazu bei, das Gefühl der Zusammen-
und Einigkeit zwischen den sonst sich befehdenden Parteien zu
d zu stärken.

bleibt ein wichtiger und schwieriger Punkt inbetreff der Hilfs-
berühren, nämlich die Frage, wie es mit den Beiträgen ge-
en soll. Natürlich wäre es ja am einfachsten und richtigsten,
llen einer Missionsgesellschaft angeschlossenen Hilfsvereinen oder
alle Beiträge ohne Unterschied der betreffenden Gesellschaft zu-
er so einfach liegen die Verhältnisse nicht. Ich will hier nicht
, daß es ja eine ganze Anzahl ziemlich bedeutender Missions-
t, die ihre Gaben grundsätzlich nach zwei oder mehr Seiten
; denn dergleichen Vereine oder Missionsgesellschaften,[1]) wie sie
gehören streng genommen nicht zu den Hilfsvereinen. Aber
den wirklich einer Missionsgesellschaft gliedlich angeschlossenen
n giebt es auch solche, die keineswegs alle ihre Einnahmen der

. die ostfriesische.

betr. Missionsgesellschaft zufließen lassen. Bei uns am Rhein, namentlich im Regierungsbezirk Düsseldorf, giebt es eine ganze Anzahl kleiner Vereine, die sich Missions- und Bibelvereine nennen und dementsprechend auch einen Teil ihrer Einnahmen für Verbreitung der Bibel bestimmen. Das wird man auch ruhig so belassen müssen. Wir verlangen demgegenüber nur, daß die uns angeschlossenen Hilfsvereine mindestens mehr als die Hälfte ihrer Einnahmen uns zugehen lassen; in Wirklichkeit ist in der Regel der Teil, welcher jetzt der Mission zufließt, viel bedeutender. Andrerseits ist in vielen Missionskreisen neben dem Interesse für die eigene Missionsgesellschaft auch noch für irgend eine zweite Gesellschaft und deren Arbeit ein besonderes Interesse vorhanden, und darin liegt allerdings eine erhebliche Schwierigkeit.

Soviel ist ja ganz klar, daß man keinem Menschen, auch keinem Mitglied eines Missionshilfsvereins verwehren oder verdenken kann, wenn er auch einmal gelegentlich einer andern Missionsgesellschaft eine Gabe zuwendet. Dagegen sollte es von Rechts wegen allerdings so sein, daß innerhalb des Gebietes eines einer bestimmten Missionsgesellschaft angeschlossenen Hilfsvereins alle Missionsfeste und regelrechten Sammlungen auch dieser Gesellschaft gelten. Indessen auch das läßt sich nicht überall erreichen und ich glaube man thut gut, da lieber ein Auge zuzudrücken, als zu scharf auf seinem Rechte zu bestehen. Denn es gilt doch nicht zu vergessen, daß alle diese unsere Missionsbeziehungen und Verbände auf völliger Freiheit beruhen und weiter, daß auch alle die andern Missionsgesellschaften im Grunde demselben Zweck dienen.

Daß jedesmal die Hilfsvereine einer Provinz unter sich wieder zu einem Provinzial-Missionsverein verbunden sein müßten, oder gar daß zwischen den einzelnen Vereinen und dem Provinzial-Hilfsverein noch Bezirksvereine geschaffen werden müssen, scheint mir keineswegs erforderlich. Wo solche größeren und komplizierteren Verbände sich gebildet haben, nun gut da läßt man sie natürlich bestehen, aber nötig sind sie keinenfalls und je komplizierter die Maschinerie ist, desto mehr Kraft geht bekanntlich durch die Reibung verloren. Das dürfte auch hier gelten.

Dagegen muß neben der leitenden Körperschaft — Komitee oder was sie sonst für einen Namen haben mag — unbedingt noch ein anderes Glied in dem Organismus einer Missionsgesellschaft vorhanden sein, in welchem die einzelnen Hilfsvereine zusammengefaßt erscheinen, wo sie ihre Meinung und Wünsche zur Geltung bringen können und durch deren Vermittlung auch die leitende Körperschaft zu stande kommt, ich meine die Generalversammlung. Nach dem schon zu Anfang Gesagten, und

nach der oben dargelegten Grundanschauung, daß sich eine Missionsgesellschaft von unten aufbaut, bedarf das ja weiter keines Beweises. Was ist ein Vorstand, Komitee, oder wie es in unserer Gesellschaft sehr bezeichnend heißt, eine Deputation anders als ein Kreis von Vertrauensmännern, denen die betreffende Missionsgemeinde die Leitung des von ihr unternommenen Werkes übertragen hat? Soll der Vorstand das aber wirklich sein und nicht bloß dem Namen nach oder zum Schein, so muß doch irgendwie und wo der Wille und das Vertrauen der sämtlichen Vereine zum Ausdruck kommen können, d. h. es müssen irgendwo und wann die Vertreter der einzelnen Hilfsvereine zu einer Generalversammlung zusammentreten. Es geht unmöglich an, daß man den Hilfsvereinen nur die Lasten und Pflichten auferlegen will, nämlich die ganze Sache durch ihre opferwillige Liebe und ihre Gebete zu tragen, sondern zu diesen Pflichten gehören unbedingt auch Rechte. Auch ist es natürlich nicht angängig, daß solche Versammlung nur ein einziges Mal zusammentreten sollte, um den Vorstand zu wählen, der dann für alle Zeit sich durch Kooptation fortpflanzte. Auf die Weise könnte das unbedingte und völlige Vertrauen, das die Missionsgemeinde zu diesem ihrem Vorstande haben muß und das Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit unmöglich gewahrt bleiben. Also muß die Generalversammlung immer wieder zusammentreten, eine dauernde Institution sein.

Es wird sich nun bei der Generalversammlung hauptsächlich um drei Punkte handeln: 1. ihre Zusammensetzung; 2. ihre Befugnisse und 3. ihr Verhältnis zum Vorstand der Gesellschaft.

In vielen Missionsgesellschaften — auch in unserer rheinischen — hat lange Zeit in bezug auf die Generalversammlung eine naive Unordnung geherrscht. Es blieb dem Zufall und dem Usus überlassen, wie sie sich jedesmal zusammensetzte resp. zusammenfand, denn es hatte jeder beliebige Missionsfreund, der erschien, nicht nur Zutritt, sondern auch Stimme. Eine derartige Versammlung kann ja allerdings auch eine gewisse Bedeutung haben, namentlich für die Weckung und Belebung des Missionssinnes 2c., aber daß man einer solchen zufälligen und also in ihrer Zusammensetzung unberechenbaren Versammlung keine irgendwie wichtigen Rechte beilegen kann, das ist klar. Soll die Generalversammlung die Bedeutung wirklich haben, die wir ihr oben zuerkannten, dann muß sie auch wirklich die Meinung und den Willen der Missionsgemeinde zum Ausdruck bringen, sie muß also in irgend einer festen zutreffenden Weise aus den Repräsentanten oder Bevollmächtigten dieser Gemeinde, d. h. der Hilfsvereine gebildet sein.

Aber freilich, welcher Modus diese Forderung am besten und gerade für eine Missionsgesellschaft in passendster Weise erfüllt, das ist eine andere Frage, die bedeutende Schwierigkeiten in sich birgt. Namentlich da, wo die Hilfsvereine nach Größe und Leistungsfähigkeit sehr verschieden sind — wie z. B. bei uns in der rheinischen Mission — wird es sich nicht umgehen lassen, solchen bedeutenden Unterschieden auch in dem Maß der Vertretung des einzelnen Vereins in der Generalversammlung irgendwie Rechnung zu tragen. Bei uns hat man nach langem Überlegen dafür keinen andern Modus finden können als den, daß man die Vereine je nach ihren Leistungen in drei Klassen teilt, deren erste je durch zwei, die zweite durch einen und die unterste gar nicht durch Repräsentanten vertreten ist. Die Härte, die darin gefunden werden könnte, sucht man durch Wahl von Vertrauensmännern gerade aus den nicht zur Vertretung berechtigten Vereinen möglichst zu mildern. Dieser Geld-Census, wie man ihn genannt hat, hat anfänglich Anstoß erregt, doch haben sich die Gemüter bald beruhigt und mehr noch, die Sache ist hie und da zu einem heilsamen Stimulus geworden, sich aufzuraffen und das, was sterben wollte, wieder zu beleben.

Sehr praktisch dürfte es sein, wenn die Generalversammlung neben den Vertretern der Hilfsvereine auch noch eine Anzahl von Vertrauensmännern, die sie selbst wählt, zu ihren Mitgliedern hat, damit auf diesem Wege noch eine Anzahl besonders für das Missionswerk interessierter Persönlichkeiten herangezogen werden können.

Die Befugnisse der Generalversammlung werden sich am richtigsten ergeben, wenn man das Doppelte im Auge behält, daß es gilt, einerseits durch sie die ganze Missionsgemeinde so weit als möglich auch an der Verantwortung, welche die Missionsarbeit mit sich bringt, teilnehmen zu lassen und ein möglichst inniges Band und völliges ungetrübtes Vertrauen zwischen der Missionsgemeinde und der Missionsleitung aufrecht zu erhalten, — andrerseits der ständigen Leitung der Gesellschaft unbehinderte Aktionsfreiheit zu wahren.

Demgemäß wird sie die Wahl des Vorstandes der Gesellschaft fortlaufend zu bethätigen haben, wobei es sich aber empfehlen wird, daß in der Zwischenzeit entstehende Lücken durch Kooptation des Vorstandes ausgefüllt werden.

Weiter wird ihr jedesmal ein Bericht über die Finanzlage sowie über den Stand der Arbeit auf den Missionsgebieten vorzutragen sein. Die Forderung, daß die Generalversammlung alle Jahre für die Jahresrechnung Decharge erteilen solle, erscheint ebensowohl unnötig bei dem

Vorhandensein des unbedingten Vertrauens, das die Generalversammlung zu dem Vorstande haben muß, als auch unpraktisch, da eine wirklich eingehende genaue Prüfung der so komplizierten langen Rechnung ja allein Stunden, ja Tage in Anspruch nehmen müßte. Ihrerseits aber zu diesem Zweck erst Vertrauensmänner zu ernennen hat gar keinen Sinn, da vielmehr die von ihr selbst gewählten Glieder des Vorstandes schon als ihre Vertrauensmänner anzusehen sind.

Weil die in der Generalversammlung repräsentierte Missionsgemeinde die Mittel zum Betriebe des Missionswerkes aufzubringen hat, so hat sie natürlich auch ein entscheidendes Wort mitzureden bei allen Angelegenheiten, welche die laufenden Ausgaben und den Vermögensstand der Gesellschaft betreffen. Also jede Inangriffnahme oder Übernahme eines neuen Missionsgebietes oder Aufgabe eines alten, sowie jede Errichtung neuer Anstalten in der Heimat, muß von ihr gutgeheißen und beschlossen werden.

Weiter wird es sehr anzuraten sein, ihr auch bei der Wahl des obersten Leiters der ganzen Gesellschaft ein entscheidendes Wort einzuräumen, weil ohne das leicht Entfremdung oder Mißstimmung eintreten und also das lebendige Band zwischen Generalversammlung und der ständigen Leitung der Gesellschaft Schaden nehmen könnte.

Daß die Generalversammlung allein Statut-Veränderungen oder die Auflösung der Gesellschaft beschließen kann, ist selbstverständlich. Eine in dieser Weise gebildete und mit diesen Befugnissen ausgestattete Generalversammlung ist eo ipso dem Vorstand gegenüber gewissermaßen die letzte Instanz. Denn da es selbstverständlich jedem ihrer Mitglieder frei stehen muß, auf ordnungsmäßigem Wege auch seinerseits irgend einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, so könnte, den Fall gesetzt, daß irgend eine Maßnahme des Vorstandes, sei es einem Missionar gegenüber oder was sonst, Unzufriedenheit und Mißfallen in den Missionskreisen hervorgerufen hätte, natürlich darüber von dem Vorstande durch die Generalversammlung Erklärung verlangt resp. selbst ein Tadel ausgesprochen werden. Sollte sich eine dauernde Unzufriedenheit der Generalversammlung mit dem Vorstande bilden, so stände es ja der Generalversammlung allerdings frei, einen ganz neuen Vorstand zu wählen. Aber das sind Zustände, wo der ganze Bestand der Gesellschaft in seinen Grundfesten erschüttert erscheint. Dergleichen Fälle und Maßnahmen der Generalversammlung gegen den Vorstand schon gleich im Wortlaut der Statuten mit vorzusehen und zu regeln, wäre gewiß sehr unweise.

Nach allem bisher Gesagten kann es nicht zweifelhaft sein, daß auch

der **Vorstand** einer Missionsgesellschaft mit zu der Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde gehört, also auch mit in den Kreis dieser unserer Betrachtung fällt. Dieser Vorstand besteht aus einem Komitee und dem oder den angestellten Leitern der Gesellschaft. Über die Bildung und Entstehung dieser leitenden Körperschaft braucht hier nichts mehr hinzugefügt zu werden.

Die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit eines solchen Vorstandes hat sich auch da, wo eine Missionsgesellschaft ihre Entstehung dem Glauben und der Thatkraft eines einzelnen gottgesegneten Mannes verdankte, doch immer bald fühlbar gemacht. Der Einzelne ist doch nur ein sterblicher Mensch, und was soll aus seinem Werk nach seinem Tode werden, wenn er bis dahin alles allein gemacht hat? und außerdem ist er doch auch nur ein schwacher und irgendwie einseitiger Mensch, der es selbst als eine wahre Wohlthat empfinden müßte, daß er auch noch andere Leute neben sich hat, die mit ihm alle wichtigen Angelegenheiten beraten und beschließen, und die also mit ihm die große Verantwortung tragen.

Wie soll nun dieser Vorstand beschaffen sein? Neben dem oder den obersten Leitern — Inspektor oder Direktor — der Gesellschaft sollte eine nicht zu kleine Zahl von Männern, sagen wir mindestens zehn und höchstens zwanzig, dazu gehören. Daß es sehr wünschenswert wäre, wenn in demselben möglichst allerlei Stände und Berufsarten vertreten wären, um allerlei Weisheit und Verstand in ihm zu vereinigen, das liegt auf der Hand. Aber bei uns in Deutschland bleibt das einstweilen noch ein frommer Wunsch. Indessen das wird sich doch wohl überall erreichen lassen, daß die Vorstandsmitglieder nicht nur Pastoren, sondern wenigstens zur Hälfte auch Laien, Kaufleute, Beamte oder was sonst seien. Unbedingt erforderlich ist es zu einem wohlbestellten und thatkräftigen Vorstand, daß seine Mitglieder treu und regelmäßig kommen und auch Zeit und Lust haben, sich eingehend mit den Angelegenheiten der Gesellschaft zu beschäftigen. Eben deshalb wird es durchaus wünschenswert sein, daß möglichst viele von ihnen am Orte selbst, wo die Gesellschaft ihren Sitz hat, oder doch in unmittelbarer Nähe desselben wohnen. In der Idee ist es ja allerdings recht schön, daß auch andere weiter abliegende Gegenden durch jemanden in dem Vorstande vertreten seien, aber wenigstens bei uns haben wir die Erfahrung gemacht, daß auf diese auswärts Wohnenden weniger zu rechnen ist. Manche der englischen Missionsgesellschaften haben darin vor uns einen großen Vorzug, daß sie in ihrem Vorstand viele Männer besitzen, die als Beamte, Offiziere oder Kaufleute

jahrelang auf den Missionsgebieten gelebt und dort Erfahrungen gesammelt haben.

Während nun dieser Vorstand alle wichtigen Angelegenheiten der Gesellschaft daheim und draußen zu beraten und darüber Beschluß zu fassen hat, die Anstellung aller nötigen Beamten und Ausbildung und Aussendung der Missionare zu besorgen und durch eine aus seiner Mitte zu wählende Kommission die Geldangelegenheiten zu ordnen und zu überwachen hat, und in allen diesen Beziehungen den eigentlichen Träger der Verantwortung bildet, fällt es dem ersten Inspektor — oder Direktor — zu, im Auftrage des Vorstandes und gestützt auf dessen Verantwortung die Leitung des ganzen Werkes auszuüben. Er hat also dafür zu sorgen, daß nach allen Seiten hin das Nötige geschieht, um die Arbeit draußen und daheim in geregeltem gutem Gange zu halten, hat alle Angelegenheiten dem Vorstand zu unterbreiten und wo nötig zu erläutern und dann andrerseits die gefaßten Beschlüsse auszuführen. Es liegt auf der Hand, daß er das Vertrauen nicht nur des Vorstandes, sondern auch der Generalversammlung und soweit als möglich auch der ganzen Missionsgemeinde besitzen muß, auch ist es äußerst wünschenswert, daß er mit möglichst vielen der Missionare draußen persönlich bekannt sei. Eben darum wird es auch nötig sein, daß er sich mit an dem Unterricht und der Ausbildung der Missionszöglinge beteilige. In jeder größeren Missionsgesellschaft muß er einen oder mehrere andere Inspektoren neben sich haben, mit denen er sich in die Arbeit irgendwie teilt. Doch das des weiteren auszuführen, gehört nicht mehr zu meinem Thema.

Ich schließe mit dem Worte:

Die Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde wird um so besser und gesunder sein, je genauer sie sich an die bestehenden Verhältnisse nach allen Seiten hin anschließt, je weniger sie etwas Gemachtes sondern Gewordenes ist, und je weniger sie sich als eine tote Form und bloße Schablone sondern als eine Trägerin und Förderin des vorhandenen Lebens darstellt.

Nachwort des Herausgebers.

Es ist eine Frage von großer praktischer Bedeutung für die Gegenwart, die in dem vorstehenden Referate besprochen worden ist, und die nach meiner Überzeugung noch geraume Zeit auf der Tagesordnung der missionarischen Diskussion stehen wird. Es sind wesentlich zwei Gründe, die ihr diese Bedeutung geben: 1. das zeitgemäße Bedürfnis der heimatlichen Missionsgemeinde nach einer mit Rechten ausgestatteten organi-

sierten Vertretung und 2. die wenigstens in Ost- und Norddeutschland vorhandene Thatsache, daß viele alten Missionsvereine eigentlich keine — Vereine mehr sind.

Ich möchte mir für jetzt nur erlauben, zu diesen beiden Punkten ein paar aphoristische Bemerkungen zu machen, lediglich um eine Aussprache anzuregen, bestimmte Vorschläge für später mir vorbehaltend.

In mehr als einer Beziehung ist die bisherige Missionsleitung, dies Wort im umfassendsten Sinne genommen, reformbedürftig. Nach einer mehr als halbhundertjährigen Missionspraxis ist das Missionswerk aus einem Kindlein ein Mann geworden und aus dem kurzen Röcklein seiner ursprünglich sehr patriarchalischen Verfassung herausgewachsen. Mit seiner Ausdehnung ist nicht bloß die Arbeit, sondern auch die Verantwortung seiner Leiter gewachsen. Die erstere erfordert eine Teilung, die letztere eine Stütze. Diese Stütze, um uns jetzt lediglich mit diesem Punkte zu beschäftigen, kann wesentlich nur in der kurz gesagt öffentlichen Meinung der Missionsgemeinde bestehen, welche ihr Vertrauen wie ihren Rat durch bestimmte Beschlüsse in einer ordentlichen Generalversammlung oder Missionssynode zum Ausdruck bringt und dadurch sich zur Mitträgerin der Verantwortung macht. Das Bedürfnis nach einem solchen Organ der Missionsgemeinde muß in gleicher Weise bei dieser selbst, wie bei dem leitenden Missionsvorstande vorhanden sein; bei der Missionsgemeinde, wenn sie wirklich aus selbständigen und selbstthätigen Missionsfreunden besteht, die von einem lebendigen Gefühle der Mitverantwortlichkeit durchdrungen sind; bei dem Vorstande, weil er bei nicht wenigen Fragen von weittragender Bedeutung eine Gewißheit darüber haben will, ob die Missionsgemeinde wirklich hinter ihm steht. Würde seitens der Missionsgemeinde diese Mitverantwortlichkeit abgelehnt mit der Erklärung: „wir haben unbedingtes Vertrauen zu unsrem Missionsvorstande und begehren gar nicht mitzuraten und mitzuthaten“, so glaube ich, spricht sich darin ein Mangel an Selbständigkeitsgefühl und vielleicht auch eine hinter der süßen Gewöhnung ans Regiertwerden sich schalkhaft versteckende vis inertiae aus. Unter der Missionssynode, die wir im Auge haben, denken wir uns keine parlamentarische Körperschaft, die per maiora beschließt, voll parteilicher Eifersüchteleien, sondern eine brüderliche, von Sachliebe beseelte Gemeinschaft, welche wesentlich durch ihren moralischen Einfluß von Gewicht ist, obgleich sie der statutarischen Rechte nicht entbehren kann. Die Fragen, über welche ich bezüglich dieses Punktes die urteilsfähigen Missionsfreunde zum Nachdenken und zur Antwort gern anregen möchte, sind hauptsächlich 1. über welche bestimmten Gegenstände ist die Ge-

neralversammlung zu hören und beschlußberechtigt und 2. wie setzt sie sich zusammen?

Mit der Beantwortung der zweiten dieser Fragen eng verwebt ist der andere eigentlich grundlegende Gegenstand, der für die Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde in betracht kommt, nämlich: genügen unsre bisherigen Missionsvereine, oder ist bezüglich ihrer eine Neugestaltung notwendig? Soweit meine Kenntnis reicht, ist es ein verhältnismäßig nur noch kleiner Teil, irre ich nicht, vornehmlich von Frauenvereinen in den Städten, der den Namen Vereine noch verdient, d. h. wo feste Mitglieder sind, die auch regelmäßig zusammenkommen. Weit die große Majorität der sog. Missionsvereine besteht nur aus einem Vorstande, oft nur aus einem Präses, ist also nur ein Kompaniestab aber keine Kompanie, hat keine festen Mitglieder, geschweige daß diese Mitglieder sich je vereinten zu Gebet, Beratung u. s. w. In weit den meisten Fällen bilden einige Geistliche den ganzen Verein, und ihre Thätigkeit beschränkt sich lediglich auf die Veranstaltung von Missionsfesten, Erstattung von Missionsberichten und Sammlung von Missionsbeiträgen. Fast überall fehlen in diesen Vorständen — ich rede speziell, wie gleich eingangs einschränkend bemerkt wurde, von den Zuständen in Ost- und Norddeutschland — die Laien, höchstens der Kassierer ist Nichtgeistlicher; fast überall fehlen die Vereins-, oder auch nur Vorstandszusammenkünfte; das wenige Geschäftliche wird erledigt gelegentlich der Diöcesankonferenzen oder Kreissynoden. Verdienen diese Vereinsformenreste noch den Namen Vereine?

Was ist der Grund dieses Rückgangs des Missions**vereins**lebens? Soweit ich sehe: die veränderte kirchliche Lage. Vor 80, 70, 60 Jahren in kleinen Kreisen ein meist pietistisch gefärbtes neues Geistesleben, dem die amtliche Kirche nicht bloß gleichgiltig sondern feindlich gegenüber stand. Diese kleinen Kreise wurden kraft des zeugniskräftigen Glaubens, der sie beseelte, die natürlichen Pflegstätten des erwachenden Missionslebens: so entstanden die Missionsvereine, deren Mitglieder sich so ziemlich deckten mit den geistlich lebendigen Christen der Gemeinde, und die unter sich eine wirkliche Gemeinschaft hatten, sehr oft auch von Nichtgeistlichen geleitet wurden. Allmählich starb nun nicht bloß das Geschlecht jener Erweckten aus, sondern die Organe der Kirche wurden selbst wie die Träger des neu erwachten Geisteslebens, so speciell auch die Pfleger des Missionslebens. Fast überall traten nach und nach Geistliche an die Spitze der Missionsvereine und unmerklich deckten sich diese allmählich mit den Diöcesan- bezw. Synodalkörpern, so daß von vielen, ja ich möchte fast glauben von den meisten Missionsvereinen nichts übrig blieb als Name und Form.

Es entsteht nun die Frage: ist dieser Zustand normal? Läßt sich auf die Vereinsformenreste, die noch da sind, als auf eine gesunde Unterlage eine gesunde Missionsgemeinde-Vertretung aufbauen? Soll die alte Vereinsform festgehalten und mit aller Energie dahin gewirkt werden, daß sie wieder lebendig werde? Oder fordern die veränderten kirchlichen Verhältnisse neue Formen? Und wenn diese Frage bejaht werden sollte, welche sind diese?

Wie gesagt, ich begnüge mich für jetzt damit, diese wie mir scheint Lebensfragen unter die Missionsfreunde zu werfen. Es ist notwendig, daß diese selbst aus der süßen Gewohnheit nicht bloß an das Regiertwerden sondern auch an Scheinformen ein wenig aufgerüttelt werden. So wie jetzt die Dinge liegen, darf es auf die Dauer nicht bleiben. Es muß durchaus ein neuer Schwung in das deutsche Missionsleben kommen. Ich weiß sehr gut, daß dieser neue größere Schwung von ganz anderen Dingen abhängt, als von Organisationsfragen, und was möchte ich lieber, als daß der Herr selbst wieder einmal ein Feuer unter uns anmachte! Aber mens sana in corpore sano, un[d] ich glaube, es wird niemand behaupten, daß das Missionsvereinswe[sen], wie es augenblicklich ist, ein corpus sanum des Missionsleben[s] [ist]. Seit Jahren hat mich diese Thatsache gedrückt und das Ergebnis die[ses] Druckes war der mit den Prov.-Missionskonferenzen gemachte [Ver]such, den Gott ja nicht ungesegnet gelassen hat. Aber diese Konfer[enzen] haben die Aufgabe der Belebung, nicht eigentlich der Organis[ation]. Jetzt, wo sich Berlin I zur Berufung einer ordentlichen Generalversamm[lung] gedrängt sieht, ist die Organisation eine brennende Frage. Da[ß sie] in einer gesunden Weise sich vollzieht und nicht in der Schaffung [von] bloßen täuscherischen Organisationsformen bestehe, ist von weittragen[der] Bedeutung auch über den Bereich der Berliner M.-G. I hinaus.

Wd.

Die Lage der Rheinischen Mission in Hereroland seit dem Beginn der deutschen Schutzherrschaft.[1])

Von Missionar Viehe.

Diese Überschrift setzt voraus, daß in Hereroland seit kürzerer o[der] längerer Zeit eine deutsche Schutzherrschaft besteht und daß die Lage [der] Mission daselbst nicht unwesentlich durch dieselbe beeinflußt worden

[1]) Vergl. A. M.-Z. 1889, 133.

— um das gleich zu Anfang zu bemerken — in Herero-
ist wenig von einer deutschen Herrschaft und noch weniger
ı spüren gewesen. Man hat sich aber so nach und nach
, den Begriff Schutzherrschaft ungefähr in dem Sinne zu
mit der Geschichte jener afrikanischen Länder in naher Ver-
de Herr Eriksson meinte, als er einmal erklärte: „Jetzt
nfolge der vielen deutschen und englischen Besitzergreifungen)
das Wort Schutzherrschaft bedeutet; man versteht darunter
man sich selbst das ausschließliche Recht zuerkennt, das frag-
ich faktisch anzueignen, wenn es einem einmal als dessen
sollte."

Eingeborenen, welche in solchen Sachen oft richtiger fühlen
äer darüber denken, hatten, als die deutsche Schutzherrschaft
begann, bereits eine Ahnung von dieser Bedeutung des
man bei verschiedenen Gelegenheiten wahrnehmen konnte.
n 13. August 1884 das deutsche Kanonenboot Wolf in
lief und bekannt machte, daß das ganze Küstengebiet vom
s zum Kunene unter deutschen Reichsschutz gestellt sei, da
e dort anwesender bekannter Herero von Omaruru Namens
o, zu welchem Zwecke das Schiff gekommen sei? Und als
vurde, die Deutschen wollten die Herero unter ihren Schutz
einte er: „Wie viele Völker wollen uns denn beschützen?
beschützen uns nun schon so viele Jahre und dabei müssen
mal unsere Rinder selbst wiederholen, wenn feindliche Naman
t haben."

es nun keineswegs unser Zweck ist, eine Darstellung der
jen Vorgänge in Hereroland oder eine Kritik derselben zu bieten,
ch nicht möglich sein, die durch dieselben geschaffene Lage
ar zu legen, ohne jene Vorgänge selbst näher zu berühren.

Vorgeschichte.

Mitte des Jahres 1876 kam Herr Palgrave im Auftrage
jen Regierung nach Hereroland, um Verträge mit den
bzuschließen. Da er vorher viele Jahre unter den Herero
der Zeit ihrer Befreiungskriege mancherlei Dienste ihnen
und folglich das Vertrauen des Volkes besaß, war es ihm
ne Zwecke zu erreichen. Dabei stellte er sich auf eben den-
ınkt, der auch in dem Friedensschluß von 1870 und in
chungen als zu Recht bestehend einfach vorausgesetzt war.

Nach demselben stand das ganze Land bis Rehoboth im Süden und bis an die Küste im Westen unter der Herrschaft der Herero. Die wenigen in das Gebiet eingedrungenen Naman (Zwartboois auf Ameib und Topnaars an Walfischbai) wurden als bedeutungslos nur nebensächlich behandelt und die allerdings wohl 30000 Seelen zählenden, aber ohne jeden socialen Zusammenhang über das ganze Land verbreiteten, zumeist in den Bergen hausenden Bergdamara wurden gar nicht berücksichtigt.

Im Beginn ließ alles sich recht schön an. Bald traten aber ernstliche Unzufriedenheiten zutage, und zwar vornehmlich gerade bei denjenigen Europäern, welche anfangs die größte Begeisterung für die Palgravesche Sache an den Tag gelegt hatten. Dieselben fühlten sich besonders dadurch enttäuscht, daß Palgrave in den ihm vorgelegten Streitsachen zwischen Europäern und Eingeborenen mit absoluter Objektivität, oder wohl gar — wie jene wähnten — mit Bevorzugung der letzteren entschied. Palgrave sollte allein durch seinen „moralischen Einfluß" das Land beherrschen. Das war natürlich unmöglich. Entscheidend aber war, daß diese neue Erwerbung der Kapländischen Regierung in England nicht anerkannt wurde und erstere deshalb 1880 genötigt wurde, Palgrave abzurufen. Seine Absichten auf Hereroland wollte man damit aber nicht aufgeben. Einstweilen beschränkte man sich jedoch darauf, die Walfischbai mit einem kleinen Landesteil sich abtreten zu lassen. Dadurch glaubte man die gefürchtete Gründung einer holländischen Burenrepublik in Hereroland verhindern und das Hereroland, dessen Eingangsthor Walfischbai bildet, sich für die Zukunft sichern zu können, ohne einstweilen größere Unkosten deshalb zu übernehmen.

Palgrave hatte von vornherein versucht, sich möglichst nahe an die Missionare anzuschließen und ihre Wünsche zu berücksichtigen und dieselben blieben auch bis zuletzt seine treusten Freunde. Er befaßte sich bald mit Plänen zu materieller Unterstützung der Missionsschulen und machte einstweilen einen Anfang damit, obschon seine abgeschlossenen Verträge gar nicht anerkannt waren. Trotzdem aber blieb, besonders in den Augen der Eingeborenen, eine gewisse Scheidung zwischen ihm und den Missionaren, weil er einer anderen Nation angehörte und aus eben diesem Grunde waren diese Beziehungen für die Mission auch ganz unbedenklich.

Die Rheinische Mission, die einzige in Hereroland, wurde im Beginn der vierziger Jahre begonnen. Bis in die Mitte der sechziger Jahre blieb dieselbe aber ganz unbedeutend und von handgreiflicher Frucht konnte kaum die Rede sein. Von da an gewann sie durch Gründung einer Missionskolonie auf Otjimbingue und infolge des siegreich verlaufenden

eiheitskrieges der Herero gegen ihre roten Unterdrücker mehr Halt, und
t 1870 breitete sie sich unerwartet schnell aus. Größtenteils auf An-
zung von seiten dieser Mission und in naher Verbindung mit derselben
men seit der Mitte der sechziger Jahre verschiedene deutsche Geschäfts-
ute nach Hereroland. Die von denselben betriebenen Geschäfte waren
nen der Engländer einer- und der Schweden andrerseits ungefähr gleich-
deutend. Weil aber die Schweden sich ganz als Engländer gerierten
nd von denselben im allgemeinen nicht unterschieden wurden, so wäre der
nglische Einfluß ohne die deutsche Mission dem deutschen weit überlegen
ewesen.

Größere Projekte.

Im Beginn der achtziger Jahre begannen von deutscher Seite die
Bestrebungen, eine Generalkonzession auf alle Erze in Hereroland zu er-
langen und damit eine Entwicklung, welche für die deutsche Mission leicht
sehr bedenkliche Folgen hätte haben können. Zwar gingen diese Bestre-
bungen nicht von der Missionsleitung aus, aber doch von Männern,
welche derselben sehr nahe standen und unter Umständen, durch welche die
Missionare sich verpflichtet glaubten, diese Bestrebungen bei den Herero
ernstlich zu unterstützen. Trotzdem scheiterten alle diese Bestrebungen
an dem Widerstande des Oberhäuptlings Maharero, welcher sich hart-
näckig weigerte, solche auf alle Erze in seinem Lande lautenden Schrift-
stücke einfach zu unterzeichnen. Auch später hatten die fortgeführten gleichen
Bestrebungen von deutscher Seite nur sehr beschränkte Erfolge. Dagegen
erwarb sich der Engländer Lewis wichtigere Konzessionen und im Jahre
1885 erlangte er die Generalkonzession auf alle Erze in Hereroland.
Lewis hatte sich nämlich greifbarere politische Verdienste erworben. Vor
allem hatte er sichs große Summen kosten lassen, um die Herero in dem
1880 ausgebrochenen Kriege zu unterstützen und als um jene Zeit die
holländischen Buren aufs neue den Versuch machten, auf den Grenzen
von Hereroland und in demselben eine Republik zu gründen und die
Herero dadurch aufs ernstlichste bedrohten, da war es wieder Lewis, der
seine ganze Energie dagegen einsetzte und die Pläne der Buren durchkreuzte.

Die hier ganz kurz angedeuteten Bewerbungen um die General-
konzession und was damit zusammenhing, hatten die notwendige Folge,
daß sich ein ernstlicher Gegensatz zwischen Lewis und den Herero einer-
seits und den deutschen Bewerbern andrerseits bildete und daß auch
die Missionare dabei in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese Stellung
wurde für die Missionare später um so empfindlicher und bedenklicher, als
die deutsche Sache nach der Besitzergreifung 1884 einen gänzlich anderen

Verlauf nahm, als sie gehofft und erwartet hatten. Aber jeder, der den Verhältnissen hinreichend bekannt ist, wird ihnen das Zeugnis verweigern können, daß sie bei dieser ganzen Angelegenheit ohne persönlichen Eigennutz gehandelt haben und durch das Missionsinteresse erster, das nationale Interesse (oder was ihnen als solches erschien) zweiter Linie dabei sich haben leiten lassen.

Inzwischen waren von seiten der deutschen Regierung die entscheiden Schritte gethan, um außer Groß-Namaland auch Hereroland unter i Schutz zu nehmen. Anfangs August 1884 wurde die ganze Küste di Länder unter Reichsschutz genommen. Fast gleichzeitig kauften deut Unternehmer von den oben erwähnten an Walfischbai hausenden Topnaa einen großen Teil des Landes. Man hatte schwerlich die Absicht, du diesen Kauf das Recht der Herero auf jenes Gebiet oder auch nur d größeren Teil desselben zu bestreiten; die Herero aber konnten den Sch nicht anders auffassen, und ihr Argwohn gegen Deutsche mußte dadur notwendig noch vermehrt werden. Bald darauf kam Herr V. (welch zeitweilig die konsularischen Geschäfte in Angra besorgte) nach Okahand um Verträge mit Maharero abzuschließen, und gleichzeitig und zu gleich Zwecke kam auch Herr Palgrave als Vertreter der Kapländischen Reg rung wieder dort an. Letzterer trug, wie vorauszusehen war, den vo ständigsten Sieg gegen seinen Rivalen davon. Aber auch diesmal leh man in London es ab, die abgeschlossenen Verträge zu bestätigen, „w es der internationalen Höflichkeit nicht entspräche, hinter dem deuts Küstengebiet neue Erwerbungen zu machen." Im Gegenteil veranla man von London aus die kapländische Regierung, den Herero die bestimm Erklärung zu geben, daß sie auf keinen Schutz von dort aus zu ho hätten.

Der Schutzvertrag und seine ersten Wirkungen.

So standen die Sachen, als Ende September 1885 Herr Dr. Gör als Reichskommissar nach Okahandja kam. Der Eindruck, den ders auf die Herero machte, war ein ganz besonders vorteilhafter. Di Umstand nebst der Aussichtslosigkeit auf englischen Schutz und der Fu vor den Folgen, wenn man auch diesmal die deutschen Wünsche ablel würde,[1]) bewogen die Herero, den Schutz- und Freundschaftsvertrag 21. Oktober zu unterschreiben. Die Deutschen, vor allem die Mission

[1]) Damit soll nicht gesagt werden, der Kommissar habe den Herero ged Das ist ganz und gar nicht geschehen. Von anderer Seite sind sie aber vor wahrscheinlichen Folgen der Ablehnung gewarnt worden.

waren darüber voll Begeisterung. Das unerschütterliche Vertrauen, welches dieselben in die vaterländische Regierung stellten, ließ sie nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß dieselbe nun sofort durch energisches, gerechtes und liebenswürdiges Vorgehen Frieden, Ruhe und Ordnung im ganzen Lande herstellen werde. Nicht bloß als gute Patrioten stellten sie sich gern unter die neue Obrigkeit, sondern als Christen fühlten sie sich nach Röm. 13 (eben wegen jener Voraussetzung) dazu auch im Gewissen gebunden. Einzelne Stimmen rieten allerdings zur Vorsicht, weil ein zu enger Anschluß an die Vertreter der Kolonialpolitik der Mission leicht nachteilige Folgen bringen könne, wenn jene Voraussetzungen sich nicht bestätigen sollten. Dieselben wurden aber als unpatriotisch überhört. Auch die Engländer waren zu Anfang keineswegs alle der deutschen Schutzherrschaft abgeneigt. Die meisten derselben wohnten auf der Missionsstation Omaruru, wo das Deutschtum nur durch den Stationsmissionar vertreten war, und merkwürdigerweise war gerade hier die Mehrzahl derselben mehr für deutsche als für englische Schutzherrschaft. Jedoch möchte es fraglich sein, ob man in Berlin die Voraussetzung dieser Leute sich zur Ehre rechnen würde. Dem Missionar gegenüber äußerte diese Voraussetzung sich wiederholt in Ausdrücken wie „Now we shall get the blacks down, down under our feet!!"

Es thut nicht not, näher auszuführen, wie wenig die nächste Entwicklung jenen Erwartungen der Missionare einer- und denen dieser Engländer andrerseits entsprach. Wenn schon Palgrave, trotzdem er den Herero bekannt war und ihr Vertrauen besaß, mit seinem „moral influence" Fiasko gemacht hatte, so konnte es nicht anders sein, als daß Dr. Göring die gleiche Erfahrung in noch viel höherem Grade machen mußte. So vertrauenerweckend sein Wesen und Auftreten auch war, den Herero war er doch eben ein Fremdling, und Lewis und Konsorten, welche in ihren Rechtsansprüchen sich durch ihn gefährdet sahen, haben ohne Zweifel nicht unterlassen, den Argwohn, den die Herero gegen die Deutschen hegten, ganz besonders gegen ihn anzustacheln. Als Jahre vergingen, ohne daß etwas geschehen wäre, um das Ansehen des Reichskommissars zu befestigen, als man sah, daß er wegen seiner Machtlosigkeit die ihm übergebenen Klagesachen einfach ad acta legen mußte, als er es geschehen lassen mußte, daß feindliche Namahorden seine weißen Schützlinge unter seinen Augen wiederholt beraubten, ohne daß er etwas zu deren Schutz hätte thun können, da konnte auch der begeistertste Vaterlandsfreund nicht mehr zweifeln, wie die Sache enden müsse, wenn nicht bald die richtige Hilfe beschafft würde.

Unter solchen Umständen wurde die Stellung der Missionare v
Tag zu Tag schwieriger. Immer empfindlicher mußten sie es fühlen, w
sehr das Vertrauen der Herero auch gegen sie geschwunden war. Z
dieser traurigen Erfahrung trug unter anderem auch eine Thatsache wesen
lich bei, welche hier nicht unerwähnt bleiben kann. In Hereroland ga
bis unlängst das Recht, daß jeder sich niederläßt und anbaut, wo er eb
Platz findet. Wenn er den Platz oder was er auf demselben etwa e
richtet hat, später aber verläßt oder nicht mehr benutzt, so geht es in d
Hände der Häuptlinge über d. h. es fällt an die Kommune zurück. Na
Abschluß des Schutz- und Freundschaftsvertrages und auf Grund desselbe
verkaufte nun die Missionsgesellschaft an die Regierungsbeamten ei
größeres Gebäude auf Otjimbingue, in Verbindung mit welchem da
einzige gute und größere Stück Gartenland auf jenem Platze von den da
Haus bewohnenden Missionaren benutzt worden war. Zwar wurde —
wenn ich über diesen Punkt anders genau unterrichtet bin[1]) — bei dem
Verkauf ausdrücklich hervorgehoben, daß die Gesellschaft kein eigentliche
Eigentumsrecht auf jenes Land besäße und folglich es auch nicht mit ver
kaufen könne. Aber praktisch war dies bedeutungslos, weil die Käufe
das Land einfach als mit zu dem Gebäude gehörig in Anspruch nahmen
Diese Sache hat viel Staub aufgewirbelt und ist noch immer nicht bei
gelegt, obwohl die Herero heute keine Schwierigkeiten mehr machen, wenn
die neuen Hauseigentümer das Land benutzen würden, was sie bishe
aber nicht thun.

Die Zeit der ersten Schutztruppe.

Um die Mitte 1888 bekam das Reichskommissariat endlich die lang
erhoffte Hilfe in Form einer kleinen Truppe, deren Anführer dieselb
durch Anwerbungen aus den Eingeborenen vermehren sollten. Damit be
gann dann für den deutschen Namen in Hereroland die Zeit der —
tiefsten Herabwürdigung. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die ein
zelnen Ursachen dieser traurigen Thatsache eingehend zu schildern: nur s
viel als zum Verständnis des Hergangs unentbehrlich erscheint, muß kur
angedeutet werden. Von anderen Blößen abgesehen, welche man durc
sein Betragen in den Augen der Eingeborenen sich gab, wird man sagen
müssen, daß übergroße Schneidigkeit verbunden mit gänzlicher Macht
losigkeit diese „Schutztruppe" auszeichnete. Unter solchen Umständen konnt
man sich nicht wundern, daß auf seiten der Eingeborenen der Argwoh
in Feindschaft und der Mangel an Respekt in Verachtung überging

[1]) Leider ist die Urkunde mir zur Zeit nicht zugänglich.

ich erwähne, daß einer der eingeborenen Rekruten (ein Bastard)
nführer der Truppe ohrfeigen konnte, ohne daß man es hätte wagen
, ihn deshalb zur Verantwortung zu ziehen, so läßt das auf weiteres
n.

lnter diesen Verhältnissen mußte auch die Mission, wegen ihrer
Beziehung zu der Kolonialpolitik in den Augen der Eingeborenen,
ner unerquicklicher werdende Lage geraten. Die Missionare, wenig-
diejenigen auf Otjimbingue und Okahandja, mußten sich den un-
esten Behandlungen, Urteilen und Drohungen ausgesetzt sehen. Die
eit einzelner Bösewichter glaubte sich eben alles erlauben zu dürfen,
iuptlinge sahen sich nicht gemüßigt, dagegen einzuschreiten und die
truppe machte auf die Leute den Eindruck, als müsse die ganze
e Macht ein zerbrechlicher Rohrstab sein, auf den der Schwache
ht stützen könne und den der Bösewicht nicht zu fürchten brauchte,
man sich deshalb am besten bei erster bester Gelegenheit entledige.

ietzt war der Augenblick für den oben erwähnten Lewis gekommen,
ne wirklichen oder vermeintlichen Rechte, denen die Anerkennung von
er Seite verweigert worden war, bis zur äußersten Grenze ihres
ıuts zur Geltung zu bringen. Einmal mußte diese heikele An-
heit eben doch erledigt werden. Und so ließ denn der Reichs-
ssar sich Ende Oktober herbei zu einer Zusammenkunft mit ihm vor
ero und seinem großen Rat. Der schmähliche Verlauf dieser Ver-
ung auf Okahandja muß als bekannt vorausgesetzt werden. Dauernden
hat dort wohl keine der anwesenden Parteien geerntet. Die sieges-
Frechheit des Lewis, die wankelmütige Treulosigkeit Maharero
ber der deutschen Sache und die Machtlosigkeit des Reichskommissars
ı die Hauptrolle. Die Herero erkannten die dem Lewis vor dem
n Schutzvertrage gegebenen Schriftstücke als noch zu Recht bestehend
tslos an und erklärten die Konzessionen der Deutschen für nicht
iltig. Ob Maharero auch den Schutzvertrag ableugnete, darüber
n die Aussagen auch der deutschen Ohrenzeugen nicht überein.
ero ist eben ein Diplomat, der es meisterhaft versteht, sich so aus-
en, daß ihm für alle Fälle ein Hinterthürchen offen bleibt. Dazu
was meistens viel zu wenig berücksichtigt wird, daß es oft über-
wierig ist, gerade die entscheidenden Ausdrücke der Hererosprache
deutschen und englischen genau wiederzugeben und umgekehrt. Ich
ıs oft mit Bedauern gefühlt, wenn ich als Dolmetsch dieser Sprachen
mußte und nachher gewahr wurde, daß der eine und andere wichtige

Ausdruck infolge der Übersetzung anders aufgefaßt war, als er in der ursprünglichen Sprache gemeint gewesen war.

Unmittelbar nach dieser Versammlung traurigen Andenkens verließ der Reichskommissar mit seinen Beamten nicht allein Okahandja, sondern überhaupt das deutsche Schutzgebiet. Welche Ansichten von der Sache und Gedanken über die jetzt von deutscher Seite zu unternehmenden Schritte ihn dazu bewogen, das kann ich natürlich nicht beurteilen. Aber jeder, der wünschte oder erwartete, daß auch jetzt noch dies Schutzgebiet festgehalten würde, konnte diesen Schritt nur bedauern.

Die Lage der Mission war durch alle diese Vorgänge fast unerträglich geworden. Schon auf jener Versammlung waren die Missionare in so unerquicklicher Weise in die Debatte mit hineingezogen worden, daß sie sich veranlaßt gesehen hatten, dieselbe zu verlassen und dem Ersuchen Mahareros, zurückzukehren, nicht Folge zu leisten. Nach der Abreise der Beamten richtete Maharero ein Schreiben an die Missionare von Okahandja, in welchem er den Missionaren sehr ungerechte Vorwürfe machte, (daß sie ihm gehörendes Land verkauft hätten und dergl.) und Befehl gab, die Kirche von Okahandja zu schließen, bis der Konferenzpräses herüberkäme, um sich wegen des oben erwähnten Verkaufs und anderer Sachen zu rechtfertigen. Zwar nahm er den Befehl, die Kirche zu schließen, bald wieder zurück; die Missionare hatten aber ihre Gründe, denselben als noch bestehend zu behandeln, bis der Präses herübergekommen sei und die nötigen Erklärungen abgegeben habe. Als der Präses ein paar Wochen später ankam, ließ Maharero die Kirche sogleich öffnen. Die Missionare hatten nun eine Zusammenkunft mit ihm, in welcher die Sachen in leidlich befriedigender Weise geordnet wurden. Maharero bestrebte sich augenscheinlich als ganz besonders liebenswürdig zu erscheinen und bezeichnete die Missionare das einemal um das andere als seine geliebten Schützlinge und dergleichen mehr. Trotzdem aber muß man, in anbetracht der langjährigen Wirksamkeit der Missionare in Hereroland, die ihnen hier zugewiesene Stellung als eine unwürdige bezeichnen.

Übrigens zeigte sichs bald nach diesen Ereignissen auf die handgreiflichste Weise, daß die Opposition der Herero nicht gegen die evangelische Mission gerichtet war und die vielfach gefürchteten Folgen für dieselbe blieben aus. Im Gegenteil traten auf allen unseren Stationen bald sehr erfreuliche Erscheinungen zutage und einzelne Missionare durften so liebliche Erfahrungen machen, wie wir sie seit vielen Jahren nicht gekannt hatten. Die ernsteren Christen in den Gemeinden — und es zeigte sich, daß deren doch recht viele waren — schlossen sich fester zusammen,

um durch Gottes Wort und gemeinsames Gebet gegen das Hereinbringen der Sünden des Heidentums und gewissenloser Namenchristen sich zu stärken. Diese Kreise bilden nun — um sie kurz zu bezeichnen — ecclesiolae in ecclesia. Zwar läßt sich voraussehen, daß diese ganze Bewegung in ihrer Weiterentwicklung auch bedenkliche Gefahren mit sich führen wird, aber der Trieb dazu ist ein sehr erfreuliches Zeichen und ohne Segensfrüchte wird die Sache nicht verlaufen. Merkwürdig ist, daß diese Bewegung auf allen Stationen gleichzeitig und ohne Zuthun der Missionare entstanden ist, und daß gleichzeitig aus den entferntesten Gegenden des Landes von ganz heidnischen Häuptlingen dringende Bitten um Missionare an uns gelangten und noch gelangen.

Nach Ankunft der zweiten Schutztruppe.

Anfang Juli 1889 kam die neue Schutztruppe unter den Brüdern Hauptmann und Lieutenant von François auf Otjimbingue an. Geräuschlos hielt sie ihren Einzug; von einer Begeisterung war diesmal auf keiner Seite etwas zu verspüren und wenn nicht ein Kameel dabei gewesen wäre, so hätte sie wenig Aufsehen erregt. Nach eben dem Kameel erhielt sie im Volk denn auch sofort den Namen Kameelstruppe und ohne Zweifel wird diese Zeitperiode[1]) den Namen Otjongamero (Kameelsperiode) erhalten. Übrigens sollte jene Bezeichnung durchaus nichts verächtliches andeuten, wie auch der Empfang kein unfreundlicher war. Von den Instruktionen, Zwecken und Absichten dieser Truppe erfuhr man zwar lange Zeit so gut wie nichts. Aber die ganze Erscheinung derselben überzeugte jedermann unwillkürlich, daß sie aus einem anderen Holz geschnitten sei als die erste, daß man es mit Soldaten aus dem Heer zu thun habe und daß die Truppe entschlossen sei, dem geschändeten deutschen Namen wieder Achtung zu verschaffen. Einige Wochen verliefen so ganz ruhig und man konnte denken, daß alles in der besten Ordnung sei. Dann brach die Truppe eines Abends urplötzlich und zu jedermanns Staunen von Otjimbingue auf und bei diesem Aufbruch benahmen einige ganz junge Herero sich in einer Weise, daß die Offiziere sich dadurch sehr verletzt fühlten. Einige Tage später erfuhr man, die Truppe habe sich nach dem neun Stunden unterhalb Otjimbingue liegenden Platze Tsaubis zurückgezogen und sei dort eifrig am Schanzen bauen, es sei auch zu erwarten, daß sie in einigen Wochen Verstärkung erhalten werde und dann werde sie zunächst einen Angriff auf Otjimbingue machen.

---

[1]) Die Herero rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Perioden.

Die eigentlichen Beweggründe zu dem scheinbar so unvermittelten Abzug der Truppe vermag ich nicht anzugeben. Falsche Gerüchte von leichtgläubiger oder böswilliger Seite über angebliche feindliche Pläne gegen dieselbe haben wohl eine Hauptrolle dabei gespielt. Ein schriftliches Gesuch der Herero von Otjimbingue um eine Zusammenkunft, um etwaige Mißverständnisse aufzuklären, wurde abgelehnt. Dagegen hörte man bald von Handlungen der Offiziere, welche zeigten, daß dieselben entschlossen seien, mit der äußersten Strenge gegen die der Aufreizung verdächtigen Engländer vorzugehen und gleichzeitig verlautete von verschiedenen Äußerungen derselben, welche niemand daran zweifeln lassen konnten, daß wirklich in der nächsten Zeit ein Angriff auf Otjimbingue bevorstehe. Fast alle Deutschen packten deshalb ihre Sachen und hielten sich mehrere Wochen in Bereitschaft, um auf einen Wink der Offiziere vor dem Angriff die Station zu verlassen. Nur die Missionare beschlossen, auch während des Angriffs auf die Station, der selbstredend mit Besetzung derselben enden mußte, auf derselben zu bleiben. Die Erbitterung, besonders zwischen Deutschen und Engländern, erreichte um diese Zeit einen recht bedenklichen Grad. Die Herero gaben zwar deutliche Beweise davon, daß sie den Frieden mit den Vertretern der Regierung aufrecht erhalten zu sehen wünschten; aber eben so deutlich konnte man merken, daß die Tonangeber in ihrer Politik auch jetzt noch den Engländern mehr Vertrauen schenkten, als den Deutschen. Dazu kam, daß gerade jetzt einer der Engländer, Namens Stevenson, einen Laden mit einer Schankwirtschaft auf der Station eröffnete,[1]) wodurch viel Unheil angerichtet wurde.

Nehmen wir zu all diesen Sachen noch hinzu, daß um jene Zeit verschiedene Äußerungen der Offiziere über die Missionare nach Otjimbingue herübergetragen wurden, welche dieselben als ungerechte Urteile schmerzlich empfanden, so wird man es verstehen, daß jene Zeit als die unerquicklichste bezeichnet werden muß, welche Schreiber dieser Zeilen während eines dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts in Hereroland erlebt hat. Jene Äußerungen stimmen übrigens so wenig mit dem vorteilhaften Eindruck, den die Herren Offiziere auf uns gemacht hatten, daß man annehmen muß, dieselben seien in ihrem Urteil über Mission und Missionare irre geleitet worden, vielleicht durch Leute, welche Ursache haben mochten, den Missionaren und ihrer Arbeit nicht hold zu sein.

Als dieser unbehagliche Zustand etwa zwei Monate gewährt hatte und die Zeit gekommen war, wo man mit der größten Spannung und

[1]) Derselbe wurde jedoch nicht mit zu den Aufwieglern gerechnet und ging frei aus, als seine Gefährten auf Tsaubis arretiert wurden.

Besorgnis dem kriegerischen Vorgehen entgegensehen zu müssen glaubte, da trat unerwartet eine ganz andere Wendung ein. Von einem so schneidigen Vorgehen gegen Engländer verlautete nichts weiter, die vielen für die Minenunternehmungen derselben bestimmten und auf Tsaubis beschlagnahmten Sachen wurden — soweit sie nicht inzwischen verkauft waren — freigegeben, und aus allerlei Wahrnehmungen konnte man sich überzeugen, daß an ein kriegerisches Vorgehen in der nächsten Zeit wenigstens nicht gedacht würde. Endlich im Dezember kam auch der stellvertretende Reichskommissar, Herr Nels, der sich in dieser ganzen Zeit von den Hererostationen ebenfalls fern gehalten hatte, wieder nach Otjimbingue herüber, machte von hier aus einen Besuch auf Omaruru, kam nach Otjimbingue zurück und feierte hier das liebe Weihnachtsfest mit. Seine bekannte Liebenswürdigkeit gegen jedermann trat auch bei dieser Gelegenheit wieder besonders zutage und hat gewiß dazu beigetragen, allerlei mißtrauische Vorurteile zu entfernen. Man darf jetzt wohl der Hoffnung Raum geben, daß durch weiteres festes, gerechtes und humanes Vorgehen durch die Reichsvertretung allmählich bessere Beziehungen zwischen den verschiedenen Parteien, sowie Ruhe und Ordnung im Lande herbeigeführt werden.

Wie bereits bemerkt, hält der Engländer Stevenson jetzt eine regelrechte Schankwirtschaft auf Otjimbingue. Viel Unheil wird dadurch angerichtet und manche Herero wetteifern bereits mit den Weißen und Bastards im Gebrauch des Branntweins, der von der allerniedrigsten Qualität sein muß. Eine solche Schankwirtschaft in einem Lande und an einem Orte, wo jede polizeiliche Ordnung und Aufsicht fehlt, unter charakterschwachen Eingeborenen, denen die verderblichen Wirkungen dieses unheilvollen Getränkes erst in sehr geringem Maße bekannt sind, führt natürlich noch weit größere Gefahren mit sich, als daheim der Fall ist. Allerneustens ist nun eine ziemlich ausgedehnte Bewegung der Herero gegen diesen Handel ins Leben getreten, überhaupt sehen die meisten derselben die durch denselben drohenden Gefahren und halten sich frei davon und die meisten derjenigen, welche den Branntwein gerne trinken, sind doch zu geizig, um ihn zu bezahlen. Aus diesen Gründen darf man vielleicht hoffen, daß Stevenson genötigt wird, die Wirtschaft wieder zu schließen. Aber dann werden andere den Handel wieder aufnehmen, und verhindern werden wir Missionare das Hereinfluten dieses zweifelhaften Segens der Kultur schwerlich noch lange.

Die oben erwähnte erfreuliche Bewegung in den Hererogemeinden versprach auch auf Otjimbingue liebliche Früchte zu zeitigen. Gerade hier

ist dieselbe aber durch die geschilderten Begebenheiten vielfach ge
worden. Indessen haben wir in den letzten Jahren, und ganz beso
gerade in dieser allerkritischsten Zeit es doch so recht erfahren dürfen,
wenig unsers Gottes Reichssache und das Wehen seines Geistes
solchen Händeln dieser Welt abhängig ist. Mit festem Vertrauen
wir nach so manchen uns oft beschämenden Erfahrungen in die Zu
und sind der guten Zuversicht, daß die ernstliche Fürbitte der heimat
Missionsgemeinde mitwirken wird, um uns über manche noch vorha
Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Nisima †.

Die evang. Mission in Japan und mit ihr ganz Japan hat einen
Verlust erlitten durch den am 26. Januar dss. J.'s erfolgten To
Dr. Nisima, des unsern Lesern wohlbekannten Gründers und Leite
Doschischa, der großartigsten christlichen Lehranstalt Japans, die soeben zu
christl. Universität erweitert wird (A. M.=Z. 1889, 193). Schon se
Jahren war der treffliche Mann infolge einer Herzkrankheit häufig genöt
Kyoto abwesend zu sein und das Werk seiner Liebe und seines Lebe
Pflege seiner Mitarbeiter zu überlassen, freilich auch so immer die Seel
selben bleibend. Von Amerika aus ist bereits eine Biographie Nisim
Aussicht gestellt, und wir werden auf ihn zurückkommen, sobald diese
schienen sein wird. Daher heute nur wenige Notizen über sein merkw
und inhaltreiches Leben.

Nisima ist geboren im Februar 1844. Schon in seiner frühsten J
obgleich Heide, ein Mensch aus der Wahrheit, dürstete er nach Erkennt
unbekannten Gottes. Ein Bruchstück der heil. Schrift fiel in seine Hän
getrieben von dem Verlangen, mehr über den Schöpfer des Himme
der Erde zu erfahren, verließ er, nachdem er in Hakodate dem ru
Bischof Nicolai als Lehrer der japanischen Sprache gedient, heimlich sein
land, was damals noch ein lebensgefährliches Wagnis war. Durch
sichtbares Gnadenleiten verdingte er sich in Shanghai, wohin er zunä
flüchtet war, auf das Schiff des frommen amerik. Kaufherrn Hardy in
dessen Kapitän ihn mitnahm nach Amerika und in die Familie des
Hardy einführte, in der er wie ein Sohn aufgenommen ward. Das
im Oktober 1865. Damals betete Nisima: „Gott, wenn du Auge
bitte, schaue auf mich; Gott, wenn du Ohren hast, bitte, höre mich
wünsche herzlich die Bibel zu lesen und durch die Bibel civilisiert zu w

Sein amerik. Pflegevater ließ ihn nun 9 Jahre lang studieren.
war Nisima der Liebling seiner Kommilitonen. Mitten in dieser Zeit
vorübergehend in die Dienste des japanischen Gesandten Mori und b
denselben auch auf seinen Reisen durch Europa. Glänzende Aussichten
dem talentvollen Jüngling eröffnet, wenn er in den japanischen Staa
treten wollte. Aber er wollte ein Diener seines Herrn Jesu Christi

von ganzem Herzen gläubig geworden war. Am 24. Sept. 1874
in Boston feierlich ordiniert, und sofort darauf kehrte er in sein
zurück mit dem gereiften Plan, sein Leben der christl. Erziehung
chen Jugend zu widmen, nachdem er noch vorher auf der General-
ng des American Board mit der Beredtsamkeit der Vaterlandsliebe
rbarmens um die Aussendung großer Scharen von Evangelisten in
japanische Ernte gebeten. Er hat damals unvergeßliche Worte geredet.
klein und unter heftiger Opposition seiner Landsleute begann Ni-
Schule Ende 1874. Nach 10 Jahren zählte sie bereits 230, nach
900 „Studenten". Allmählich ward ihr Direktor ein angesehener
reicher Mann in seinem Vaterlande. Die hervorragendsten Minister
te Freundschaft und begehrten seinen Rat. Mehrere male erlebte
ha eine geistliche Bewegung, welche viele ihrer Schüler zu Christus
Jahre 1889 allein 172. 1885—86 besuchte Nisima abermals
a und hatte die Freude, die dortigen Freunde so für die Erweiterung
anstalt zu einer christlichen Universität zu begeistern, daß ihm sofort
Mk. zu diesem Zweck mitgegeben und als Gabe eines einzigen
100 000 Mk. nachgesandt wurden. 1889 ehrte ihn seine alma
as Amherst Kollege, mit der Verleihung des Doktor der Rechte
). Über die christliche Reife und Weihe seines Lebens wie die
eit und Demut seines Auftretens herrscht nur eine Stimme der
g. Einer der größten Staatsmänner Japans in der Gegenwart,
r Mori, erklärt, daß Nisima zweifellos von Gott zu einem „Apostel
rlandes" berufen gewesen sei. (Miss. Her. 1890, 91.) Wck.

Geographische Rundschau.

Von E. Wallroth.

emeines. Kürzlich hat der Ethnologe Armande de Quatrefages
den zweiten Teil seiner „Einleitung in das Studium der Menschen-
ndet und folgendes Ergebnis seiner Forschung aufgestellt. Alle von
ten 172 Menschenrassen werden auf drei Haupttypen
rt: den weißen, den gelben und den schwarzen und alle diese drei
in der Umgebung des großen mittleren Gebirgsstockes Asiens ent-
gesondert. Wahrscheinlich hat sich westlich dieses Gebirgsstockes
e Typus gebildet, sich von Norden nach Süden ausdehnend und
, semitische und arische Gruppe umfassend. Der gelbe entwickelte
lich nördlich des mittleren Gebirgsstockes, bildete ein zusammen-
Reichsgebiet, mischte sich aber an den Grenzen mit den Weißen.
arze entstand im Süden des Gebirgsstockes unter weit weniger
Ausbreitungsbedingungen, als der gelbe und weiße Typus, ein-
zwischen Gebirge und Meer. Hierdurch genötigt, teilten sich die
im Osten und Norden von den Gelben angegriffen, im Westen
Weißen zurückgedrängt, in zwei Hauptwanderzüge. Der eine wandte
und erreichte Indonesien, von hier Melanesien und die von neger-

ähnlichen Völkern bewohnte australianische Inselwelt. Der zweite Zug den westlichen Küsten entlang und erreichte Afrika. Hier aber wurde Norden von den Semiten aufgehalten; es entstanden die sogenannten Neger das im Süden und in der Mitte noch freie Land wurde nun von Schwarzen eingenommen, welche hier ihre ethnologische Eigentümlichkeit bewahrten, bis sie diese durch eindringende andere Rassen zum Teil einbüßte. Alle drei Grundtypen findet man in Ozeanien, wohin sie vom Festland überkamen. Die Weißen besetzten wesentlich Polynesien, die Schwarzen lanesien; in der malaiischen Inselwelt haben sich die Gelben mit den andern Typen verbunden und sie sind die jüngsten in diesem ozeanischen Durch mannigfache Völkerbewegung und Wanderung ist die Zahl der reinen Rassen sehr beschränkt, vielleicht ganz beseitigt. Vielleicht zeigen di wohner der Andamanen noch reinen Typus. —

Asien. Über die Bewohner der japanesischen Insel Jezo, die oder Ainu, hört man im ganzen wenig, so daß neue, zuverlässige Nachr immer willkommen sind. Unterstützt und wesentlich beraten vom hochkirch Missionar John Batchelor in Hakodate, der Südstadt Jezos, hat J. K. Ge mancherlei hierüber gesammelt, wovon im folgenden ein knapper Auszug geben werden soll. Sie nennen sich selbst Ainu utara (Ainu ist die Ein utara ein pluralisches Suffix); und da inu im Japanesischen Hund mag die Sage, daß die Ainu von einem großen weißen Hunde abstam durch die stolzen Japanesen spottweise erfunden sein. Nach Missionar Batche Bericht haben die älteren Ainu eine Überlieferung, daß ein gewisser Okikur (wohl gleich dem sagenhaften japanesischen Helden Joschitsum) der Ahnherr Ainu sei; er stieg vom Himmel herab auf einen Berg in Piratoru, lange vor die Japaner mit den Ainu bekannt waren, und zeugte mit seinem Turesch (Machi) den Wariunakuru, den Stammvater der Ainu. Einige Sara-Ainu lassen ihre Vorfahren von den Kurilen herübergekommen sein Wahrscheinlicher aber sind sie aus dem Süden eingewandert und durch nachrückenden Japaner verdrängt worden. Die Sprache ist von der japa sehr verschieden, hat viele halbe Laute, ist reich an Konsonanten und in brauch der Fürwörter; der Ton der Stimme ist tiefer und musikalischer bei den Japanern. Wenn die Ainu auch starkes, im Gegensatz zu de panern auffallend entwickeltes Haar haben, so fehlt ihnen der tierartige welchen einige Schriftsteller wohl aus sehr bekannten Liebhabergründen ihn legen. Aber ungemeiner Schmutz, Abneigung gegen alle Waschungen die Hautfarbe noch dunkler erscheinen, als sie ist. Alle Frauen und dürfen nur bekleidet sich zeigen und haben auffallend zierliche Hän Füße, aber auch verunstaltende Tätowierung um den Mund herum. dem japanische Baumwolle und der Hanf Stoff zur Kleidung liefern, dauerhafte, altgewohnte, aus der inneren Rinde oder dem Bast einer Ul gefertigte Attusch vielfach im Gebrauch. Als besondere, eigenartige haben sie den Bogen und vergiftete Pfeile. Ohne eine Literatur, ohn welche Denkmäler, voll Furcht, über Verstorbene oder das Thun und Tre Vorfahren zu reden, bleiben die Ainu in gewisser Hinsicht ein rätselhaft

Während der Besitz der Insel Sachalin, des Amurmündungslan des Gebietes nördlich von diesem Fluß Rußland nicht genügt und di

Korea nahegelegene Seestadt Wladiwostock d. h. „Beherrsche den Osten“ ihren vielversprechenden Namen wegen der Eiseskälte nicht wahr machen kann, schaut das Zarentum hungrigen Blicks nach Korea und der Mandschurei, um bei nächster Gelegenheit diese Reiche teilweise zu verzehren. Und nicht nur beim Eisbären steigert sich der Appetit mit dem Essen. England hingegen macht China auf diese drohende Gefahr aufmerksam, rät ihm, seine Grenzen stark zu befestigen, damit Koreas prachtvolle, fast ganz eisfreie Häfen nicht in die Hände des ostwärts drängenden Russen gelangen. So hat auch James' Reise in der Mandschurei 1886, seine Ersteigung des Hochgipfels im Schang-pai-schan, die Erforschung neuer Wege und des Landes nicht nur harmlosen geographischen Zwecken gedient. —

China muß sich aufs neue gegen die Wasserfluten seiner Flüsse wehren: am 22. Juli 1889 hat der Hoang-ho abermals sein Bett verlassen, durchbrach bei Chang Chin auf eine Strecke von 730 m sein rechtes Ufer und nahm einen neuen Lauf, so daß er 65 km südöstlich seiner jetzigen Mündung einen Punkt erreicht hat. Ja, selbst die tückische, auch uns quälende Influenza soll nach Meinung einiger Gelehrten von diesen furchtbaren Flußüberschwemmungen Nährstoffe erhalten haben.

Über Tibet berichtet in Chinas Millions die Reise des Missionars Polhill-Turner, welcher nach der tibetanischen Grenze Chinas von Kwanting aus vordrang. Die Landschaft ist schön, der Boden besonders Weideland, nur an einzelnen Stellen der Thäler wird Ackerbau getrieben. Die Häuser, im Viereck aus Lehm gebaut, mit einem Hof in der Mitte, flachem Dache, ein Stockwerk hoch, bilden Dörfer. Auf jedem Haushof steht eine Stange, an welcher ein Stück Leinwand mit einem darauf geschriebenen Gebete befestigt ist. Die tibetanischen Frauen tragen am Anzug grelle Farben und das Haar in vielen kleinen, mit Perlen und Muscheln verzierten Zöpfen. Die meisten Frauen verstümmeln nicht ihre Füße im Gegensatz zur strengen Sitte dortiger Chinesinnen. Die Männer rasieren ihren Kopf nach chinesischem Gebrauch. In der mohammedanischen Stadt Tsaba an dem Ufer der Kukunor und in Kwei-teh fand der Reisende nebst seiner Frau freundliche Aufnahme.

Der in voriger Rundschau S. 240 erwähnte englische Beamte Bourne, welcher auch im politischen Interesse die südwestlichen chinesischen Provinzen bereiste, schildert die im großen Jang-tsz-kiang-Bogen, dem Südteil der Provinz Sz-tschuen, wohnenden Lolo. Sie selbst nennen sich Nersu, werden von den Chinesen Ichia d. h. Barbaren benannt. Die Männer, größer und stärker als die Chinesen gebaut, mit dunkelgelber Hautfarbe, tiefliegenden Augen, tragen chinesische Kleider und sind der chinesischen Sprache meistens mächtig. Doch kleiden sich manche auch nach uralter Sitte in schwarze mit Silberverzierung reichlich geschmückte Gewänder und fast alle Frauen haben tiefschwarze Baumwollenstoffe. Ihre Religion ist fast ausschließlich Ahnenkultus; sie opfern Ochsen, verbrennen ihre Toten, glauben an Seelenwanderung und besitzen keine Götzenbilder.

In Hinterindien sind die Franzosen bemüht, von Tongking aus sich der Südprovinz Jün-nan zu nähern und so englischen Einfluß, welcher von Barma aus China zu erreichen sucht, zurückzudrängen. Mit großen Kosten und Opfern arbeiten sie westlich vorwärts, untersuchen den Me-kong, das

Laosland und den Song-ka oder Roten Fluß. Im Jahr 1889 fuhr das erste Dampfschiff von Ha-noi aus den Songka oder Songkoi aufwärts und landete am 21. Juli bei Lao-kai, dem Grenzorte zwischen Jünnan und Tongking. So scheint der Rote Fluß bis zur chinesischen Grenze auch für Dampfboote schiffbar zu sein.

Wer die Eroberung und Verwüstung der Molukken seitens der Holländer in Burkhardt-Grundemanns Kleiner Missions-Bibliothek IV. I, 233 ff. gelesen hat, findet eine quellenmäßige Beglaubigung des dort Erzählten in Dr. Heinr. Bokemeiers Buch: Die Molukken. Leipzig, Brockhaus 1888. Dort heißt es unter anderm in der Darstellung der Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts: Das Volk kam physisch herunter infolge der mangelhaften Ernährung durch Sago und Fisch. Daneben verwilderten die Sitten unter dem moralischen Druck und dem fast gesetzlosen Zustand, unter dem die Eingebornen seufzten. Das Christentum fand nur an wenigen Stellen Eingang, die Kompanie suchte das Eindringen der Heilslehre zurückzuhalten, da man Heiden besser aussaugen konnte, als Christen. Dagegen verbreitete sich der Islam von Java nach dem Osten allmählich aus und bot den Geknechteten wenigstens ein gewisses Gegengewicht in ihrem traurigen Dasein. — Wie hat sich dies alles gerächt; wenn man in der Kolonialpolitik nur aus der Geschichte europäischer Kolonien fleißig lernen wollte! — Nun ist der Islam da, und Christentum, christliche Bildung und Kultur kommen oft zu spät.

Auch Borneo ist von zwei europäischen Kolonialmächten beansprucht, im Süden seit langer Zeit seitens der Holländer, im Norden seitens der Engländer (A. M. Z. 1889, 239). Zu den unbekanntesten und selten genannten Volksstämmen Südostborneos zählen die Olon Lowangan, welche der Reisende und Freund der Rheinischen Missionare auf Borneo, F. Grabowsky kürzlich beschreibt. Er fuhr 1887 im April den Tabalongfluß aufwärts (vgl. Allgem. Miss.-Atlas v. Grundemann Nr. 22) und sodann in dessen rechten Arm, den Tabalong Kiwa, hinein, wo er bald das Gebiet obigen Stammes erreichte. Der Flußarm, an seiner Mündung 40 m breit, fließt an eintönigen Ufern dahin, welche dann und wann durch einzelne Kalkfelsen unterbrochen werden. Die Olon Lowangan feierten gerade das Fest der Verstorbenen, wobei Menschenschädel mit Kränzen der jungen Kokospalmblätter verziert und Tänze eine wichtige Rolle spielten. Die auf Pfählen ruhenden Häuser sind reinlich, mit Hirschgeweihen und Büffelhörnern verziert, mit Schindeln aus Baumrinde belegt. Neugeborne Kinder dürfen das Haus erst verlassen, nachdem ein Huhn oder eine Ziege geschlachtet ist; das Feilen der Zähne und die Beschneidung der 12jährigen Knaben ist auch hier Sitte; dem Sohne wird die Frau durch die Eltern gesucht. Die Toten werden in einen bootähnlichen Sarg gelegt, welcher bis zum nächsten Totenfest mit Erde bedeckt bleibt; dann werden, da die Blian die Seele nach dem Himmel, auf den Berg Gunung Lomot führen, die Knochen herausgenommen, gereinigt, der Schädel aber auf einem pyramidenartigen Gestell im Hause bewahrt. Die Blian, Priester und Priesterinnen, führen um dieses Gestell allerlei Tänze auf, wodurch das Totenfest oder Ngun-kat verherrlicht werden soll. Neben verschiedenen guten und bösen Geistern werden als höchstes Wesen der Al-

llah und sein Krankheit und Tod bringender Diener Menakal Maut ver-
Es gelang Grabowsky, ein Wörterverzeichnis und Redensarten der
ingan-Sprachart zusammenzustellen. —

Indische Völkerkunde gehört zu den schwierigsten geschichtlich-geogra-
hen Fragen, so daß jede interessante, wissenschaftliche Prüfung dieser Sache
ommen sein muß. Neuerdings haben Paolo Mantegazza und Dr. Gustave
Bon (1887) die Ethnographie Indiens behandelt und manche alte An-
beseitigt; ob mit vollem Recht, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. Le
teilt die 252 Millionen Vorderindiens in vier Rassen: die der Neger,
gelbe, die turanische[1]) und arische; aber reine Arier werden auch von
ntegazza als Fabel bezeichnet. Schwarz war sicherlich die älteste Bevölkerung
r Halbinsel, teils Negritos von kleiner Statur mit Wollhaar und flachem
cht, welche im Osten und in der Mitte wohnten und noch heute in den
irgsgegenden Gondwanas sitzen, teils Schwarze australischen Schlages,
licher, klüger, mit glattem Haar, im Süden und Südwesten einst angesessen
noch in den Nilgherries wohnhaft. Diese schwarze Urbevölkerung wurde
ckgeschoben und überflutet durch fremde Eroberer, gelbhäutige Männer, welche,
golischen Ursprungs, durchs Brahmaputrathal gekommen, teils das Ganges-
hinaufzogen, teils südlich längs des Bengalischen Meerbusens weiter-
derten; jene ließen die sogenannten Protodravida, diese, verstärkt durch
re mongolische Nachzügler die Dravida oder Tamilen entstehen. Diese
wanderungen müssen in vorgeschichtlichen Zeiten stattgefunden haben. Eine
te Völkermasse kam durch die afghanische Pforte nach Indien hinein: zu-
Türken, dann Arier. Die ersteren breiteten sich im Indusbecken, in einem
des Gangesthales aus und drangen allmählich bis nach dem Dekan vor.
weiße, arische Rasse fand in Indien schon stark ausgebildete Staaten der
en vor, aus den Elementen der Eingebornen aufgebaut. Die Arier unter-
en diese Herrschaften im Indusstromgebiet und wagten sich später weiter
dem Süden und Westen der Halbinsel. Erst infolge dieser Eroberungen
anden bei den Ariern die Kasten, etwa im 15. Jahrhundert vor Christo;
vierten christlichen Jahrhundert hingegen erschien in Indien das kriegerische
, wohl arischen Ursprungs, der Radschputen, welche sich in Radschputana
tzten. Im allgemeinen gilt wohl, daß die Völker Hindostans von den
en die Gesichtszüge und Körpergestalt, von den Ariern ihre Sprache, den
rakter, die Sitten, ihre Religion haben. Je weiter nach dem Herzen und
Süden der Halbinsel, desto mehr schmelzen arische Gesittung und türkische
siognomie in der Masse der dravidischen Bevölkerung zusammen. Im
Jahrhundert nach Christo brachen mohammedanische Völkerschaften nach
en ein: Araber, Perser, Afghanen, Mongolen, und verwirrten noch mehr
Völkerkunde dieser Halbinsel; sie beeinflußten Sitten, Kultur und Religion
Indus- und Gangesgebiet, ließen aber keine neue ethnische Gruppe ent-
n. Dies sind die Grundstöcke des indischen Völkerkaleidoskops. Ethno-
h hat der Name Hindu keinen Sinn, er umfaßt Nichtzusammenfaßbares
kann höchstens als wissenschaftlicher, abstrakter Sammelname fortbestehen.
jene Gelehrten. —

[1]) Also die große Familie der Turkvölker mit schlichtem Haar, vollem Barte,
e stehenden Augen.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß der französische Sprachforscher Darmesteter 1886 auch Peschawer, die nordwestliche Grenzfeste des indo-britischen Reiches, besuchte und dort neben den neusten englischen Romanen und Nummern des Witzblattes Punch in der Bibliothek die Aller-Heiligen-Kirche der anglikanischen Mission besah; nichts fesselte seinen Blick so sehr, als der Grabstein jener Miß Norman, welche 1885 nur 26 Jahre alt als Missionshelferin und Märtyrerin dem Fieber nach kurzer, aufopfernder Arbeit erlag. — Weniger bekannt ist es wohl und auch erst vor kurzem geschichtlich urkundlich bezeugt, daß um 740 n. Chr. der Herrscher und das Volk der einst mächtigen Chazaren am Don, nördlich vom Kaukasus, zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer, zum jüdischen Glauben übertrat. Als im elften Jahrhundert dies Reich sank und vor dem russischen Großfürsten Jaroslaw jäh zusammenbrach, mögen die zerstreuten Chazaren (Chasaren) zur Ausbreitung jüdischer Gebräuche und Glaubenslehren nach Osten beigetragen haben. —

Doch wir müssen nach

Afrika, wo europäische Mächte fast wöchentlich Kolonien anlegen und über Koloniengrenzen mit einander hadern. Es giebt hier jetzt sicherlich 42 europäische Kolonien; nur Marokko, zwei kurze Küstenstriche am Atlantischen Ozean, die Republik Liberia und einige wenige Punkte der Somaliküste sind noch frei; alle übrigen Küsten sind nun europäischem Einfluß unterstellt. Welche große Veränderung innerhalb der letzten fünf Jahre; jede Karte Afrikas veraltet nach zwei Wochen! Nach einem diesbezüglichen Werk des italienischen Generalstabes verteilten sich im April 1889 die europäischen afrikanischen Besitzungen folgendermaßen:

Staaten	Flächeninhalt in □km	Einwohnerzahl	Küstenentwicklung in km	Handel (Einfuhr und Ausfuhr)
England	2100000	29500000	3250	500000000
Frankreich	1750000	8500000	4000	500000000
Deutschland	2370000	3720000	2500	50000000
Portugal	2750000	—	3720	40000000
Italien	—	100000	870	—
Spanien	210000	—	850	—

Doch sei bemerkt, daß sich seitdem viele Zahlen bedeutend verändert haben, besonders die Italiens. An Kolonialtruppen unterhält in Afrika England 7600 Mann, Frankreich 57000 (!) einschließl. 20000 Eingeborene in Algier und 2000 desgl. im Senegal- und Gabun-Gebiet, Deutschland etwa 1000, Portugal 3500, Italien 7600 Italiener und 2000 Eingeborene, Spanien 4800 Spanier; außerdem der Kongostaat 1800 Mann, nicht eingerechnet sind die Inseln Afrikas, wodurch England 600 Mann, Frankreich 1500, Spanien 840 und Portugal 930 Mann mehr unter Waffen hat.

Frankreich, welches damals dem Königreich Italien Tunis vorwegnahm, sehnt sich nach Algiers westlichem Nachbarstaat Marokko, um hier Spanien zuvorzukommen. Bahnbrechend für die Kenntnis dieses Landes, umgestaltend wirkt das Reisewerk des Vicomte Ch. de Foucauld, welcher 1883—1884 quer durch Marokko zog und uns wichtige Aufschlüsse hierüber giebt. — Aber

uch südlich will Frankreich in Afrika seine Macht ausdehnen; es entsteht eben der Kampf Europas um diesen Weltteil; Frankreich will Algier, Senegambien und Oberguinea verbinden; der tüchtige französische Kapitän Binger (vgl. vorige Geogr. Rundschau S. 242) hat von Kong aus, welche Stadt bisher von keinem Europäer besucht war, 1888 Wagadugu, Mossis Hauptstadt, erreicht, mußte hier umkehren, gelangte nach Salaga und über Bonduku nach Kong am 5./1. 1889 zurück. Von hier aus konnte er, unterstützt von einem entgegengesandten Landsmann am Fluß Alba oder Komoë entlang die Meeresküste erreichen. Nicht nur das Konggebirge ist als eine Fabel dargestellt, sondern mit dem Konggebiet und Herrscher ein handgreiflicher Vertrag abgeschlossen.

Auf der Goldküste haben 1889 nördlich vom Togogebiet v. François und Dr. L. Wolf, wiederum jeder für sich und für Deutschlands Interesse neue Reisen landeinwärts gemacht, ebenso Lieutenant Kling; doch ist leider Wolf am 26. Juni 1889 auf einem Zuge in das Grenzgebiet gegen Dahome gestorben. — Da die norddeutsche Missionsgesellschaft dicht bei Togo im Eweland arbeitet, wollen wir über ersteres durch den Forscher Ernst Henrici etwas Näheres und das Neuste seiner Erfahrungen hören. Hinter der öden Küste des Togogebietes, hinter seinem Dünensande liegt die breite Lagune, an deren üppig grünen Ufern sich Dorf an Dorf reiht; zwei Flüsse, Jio und Haho, für kleine Dampfer fahrbar, münden in diesen Togosee. Aber erst im Innern der Kolonie liegt deren wahrer Wert; ein weites fruchtbares Gebiet mit Ölpalmen, Bananen, Mais, Yams rc. ladet zum Plantagenbau ein. Von Leoparden, Elefanten, Büffeln und Wildschweinen hat man nicht viel zu leiden; selbst der Löwe läßt da oder dort sein Gebrüll erschallen. Das deutsche Togogebiet dehnt sich jetzt bis weit jenseits des Randgebirges aus und deutscher Einfluß reicht 20 bis 25 Tagereisen ins Innere hinein; weit jenseits der Berge, welche sich bis 4000 Fuß Meereshöhe erheben, liegt die Regierungsansiedlung Bismarckburg auf dem Adodoberge in Adeli. Leider ist zwischen Deutschland und England die Westgrenze des Togolandes amtlich noch nicht ganz genau bestimmt; es handelt sich um Kpandu, während Peki sicher zu England gehört. Die nur wenige Meilen breite französische Kolonie, östlich von Togo, schiebt sich als wohlthätiges Zwischenglied zwischen letzteres und das finstere, kriegerische Dahomeland, dessen Schutzherrschaft Portugal vor Jahresfrist wieder aufgegeben hat.[1]) Die östliche Grenze des Togogebietes ist somit geregelt und die französische Grand-Popo-Kolonie liegt schiedlich, friedlich neben unserm Besitz. In der Togokolonie arbeiten zehn europäische Firmen, 2 französische, 3 Hamburger, 4 Bremer und die Berliner Deutsche Togogesellschaft. Kürzlich hat Vietor der Jüngere unmittelbar am Strande eine Kokospflanzung für Kopranutzung begonnen. Der Handelsumsatz an der Togoküste nimmt zu, beträgt jährlich über 7 000 000 und liefert etwa 90 000 M. jährlichen Zollertrag. Der Schutz der Kolonie wird durch eine 40 Mann starke schwarze Truppe aufrecht erhalten, die Verbindung mit dem Mutterland besorgt zweimal monatlich ein Wörmannscher Dampfer. „Togo“, meint Henrici, „wird sich für das Reich nie als eine blendende Schönheit, sondern als die tüchtige brave Frau erweisen, von der man nicht viel spricht, deren Walten aber darum gerade um so segensreicher ist.“ —

[1]) und dessen Waffen Frankreich jetzt kennen lernen muß.

Von **Kamerun**[1]) aus drang Lieutenant Tappenbeck nordöstlich von der Station Epsumb, welche er zwischen dem oberen Njong und Sannaga gegründet hatte, vor, überschritt den Sannaga und kam ins Land des Häuptlings N'Giran, dessen Hauptort unter $4^{0}{}_{42}'$ N. und $12^{0}{}_{25}'$ östl. v. G. liegt. Leider aber ist er, am 31. Juli 1889 nach Kamerun zurückgekehrt, dort gestorben. —

Eine für die geographische Kenntnis wichtige Reise führte Bentley, der baptistische Missionar und Sprachforscher des **Kongolandes** aus, indem er von der Missionsstation Wathen nahe bei Manjanga (Grundemanns Kl. Miss.-Atlas Nr. 2) jenseits des Flusses geradewegs San Salvador erreichte und wieder zurückreiste, beide Wegstrecken aber in nur je acht Tagen. — Durch die Reise eines andern evangelischen Missionars, des Schotten F. S. Arnot (vgl. vorige Rundschau S. 244) von Bihe ostwärts nach **Katanga** oder Garenganze erfolgte „als wesentliche Änderung auf der Karte von Afrika die Darstellung des Quellgebiets des Sambesi, welcher nicht, wie Livingstone annahm, im Dilolo-See entspringt, sondern seinen Ursprung von einem mächtigen östlichen Arm, dem Liba, herleitet, dessen Quelle an dem Border Craig unter etwa 25° östl. L. v. G. liegt“ (Pet. geog. Mitt. 1889, 103). Infolge der vielen Kämpfe und Stammesfehden ist vom Sambesi bis zum Lualaba das Lunda-Reich völlig unbewohnt.

Während **Deutsch-Südafrikas** Grenze mit Portugal dahin vereinbart ist, daß der Kunenefluß bis etwa zum 14° östl. L. v. G. und dann eine Linie bis zu den Katima Mololo-Katarakten des Sambesi ($24^{0}{}_{30}$ östl. L. v. G.) die Nordscheide bildet, läuft die südliche Grenze dem Oranjefluß, also Englands Kapland, entlang bis zum 20° östl. L. v. G.; von hier geht die Ostgrenze mit diesem Grade bis zum 22° südl. Breite. Von diesem Durchschnittspunkt des 20° östl. L. und des 22° südl. Br. bis zu den genannten Sambesi-Wasserfällen ist die Landesscheide zwischen Deutschland und England noch nicht genau vereinbart. Auf den noch bis jetzt unentschiedenen Streit letzterer Macht mit Portugal über die südafrikanische und mittelafrikanische Grenze kann hier nicht näher eingegangen werden. So viel ist sicher, daß England bestrebt ist, von Südafrika aus möglichst viel Landgebiet bis nach Ägypten hin einzuheimsen.

Der schottische Missionar R. Cleland hat von seiner Station Chiradzulo aus den Westabhang des Milandschi-Gebirges südlich vom Kilwa- (früher Schirwa-) See bis zu 2300 m (7500 F.) erklettert und meint, daß der Hauptgipfel bis zu 2800 m steigt.

Den in Deutschostafrika liegenden **Kilimandscharo** hat wiederum Dr. Hans Meyer im Oktober 1889 diesmal bis zum Kibo-Krater erstiegen und am höchsten (etwa 6000 m) Punkt, der „Kaiser Wilhelm-Spitze“ die deutsche Flagge aufgepflanzt. Der andere Kilimandscharo-Steiger Otto Ehlers brachte eine Gesandtschaft des Dschaggahäuptlings Mandara im Mai 1889 nach Berlin, welche in allen Tageszeitungen ausführlich beschrieben wurde;

---

1) Über die Herleitung dieses Wortes sei folgendes angemerkt: zugrunde liegt dem Wort der Rio dos camarãos (portugiesisch ausgesprochen kamaróngsch), daher das englische Camaroos und Cameroons, woraus die Verdeutschung unter falscher Beseitigung des s stattfand. —

weniger ist die Dschaggalandschaft, in welcher die englische, 1885 gestiftete Missionsstation Moschi liegt, allgemein bekannt. Dies Gebiet wurde 1885 von Dr. Jühlke und Lieutenant Weiß für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erworben. Südlich vom Kilimandscharo gelegen, erhebt sich die Landschaft Moschi auf einem etwa 1000 m über dem Meere hohen, langgestreckten Rücken, dessen Hochebene und Abhänge teilweis dicht mit Bananen, Mais, Bohnen und Tebed bestanden sind; nach Osten liegt eine lange Bergschlucht, nordwärts sieht man den deutschen Kilimandscharo und seinen Nachbar Kimawensi mit ihren mächtigen schneebedeckten Gipfeln; nach Süden und Südosten öffnen sich die Berge und gewähren eine weite Aussicht auf das Flachland und das Ugueno-Gebirge.

Vom Kilimandscharo an der Grenze der deutschen und englischen Interessensphäre entlang gehend kommen wir zur Usambara-Landschaft, welche nördlich vom Rufu oder Pangani ans Meer stößt und vier Missionsstationen der englisch-kirchlichen Gesellschaft (Magila u. a.) in sich trägt. Der Deutsche Dr. Oskar Baumann hat 1888 mit Dr. Hans Meyer dies Gebiet bereist, wurde am 15. Oktober nebst Meyer von Buschiris Leuten überfallen, vieler Aufzeichnungen, Karten beraubt, erhielt aber im März 1889 das verloren Geglaubte wieder. Drei Landesteile fallen dem Wanderer hier auf: die tropische Waldregion im Südosten, sodann folgt plötzlich die Kampinenregion mit hohem, steifen Grase und einzelnen verkrüppelten Bäumen und noch weiter westlich im nordwestlichen Landesteil die Region der Hochweiden und des Bergwaldes; im Norden, der englischen Grenze nahe liegt die Nyika-Steppe mit ihrer trostlosen Wasserarmut. Die Hauptmasse der Bewohner Usambaras sind die Waschambā oder Wasambara, welche übrigens ihr Land Uschamba nennen, nur der innerste und höchste Teil des Landes wird von den Wambugu bewohnt. Die Sprache Usambaras gehört zum Bantustamm und ist mit der Kisegua nahe verwandt, wird auch von den Suahilileuten ziemlich gut verstanden; doch reden fast alle Dorfhäuptlinge und angeseheneren Männer Kisuahili. Die Waschamba sind meist mittelgroße, kräftige Bergbewohner mit künstlich angebrachter Narbenvertiefung mitten in der Stirn und dreiecksförmig ausgefeilten vordersten Schneidezähnen. Die Kleidung besteht auch in noch nie von Weißen betretenen Gegenden aus erhandelten europäischen und indischen Stoffen; die Bewaffnung aus kräftigen Bogen und Kapselflinten, sowie Schwertern in ledernen Scheiden. Der scharfe einheimische Tabak hat jedem Bewohner die unentbehrliche Tabakspfeife mit schwarzem Thonkopf aufgenötigt. Die Dörfer bestehen teils aus kreisrunden Lehmhütten auf niedrigen Hügeln, teils aus hoch oft auf unzugänglichen Felsen gelegenen, unter sich verpallisadierten Wohnungen. — Die Hauptbeschäftigung der Waschamba ist Ackerbau und Viehzucht; Bohnen, Negerhirse, Maniok, Bananen, süße Kartoffeln, Yams, Reis, Zuckerrohr, Tomaten, Sesam, Mais, Kürbisse und besonders Tabak werden gewonnen und verwertet, an Gewürzen vor allen der Pfeffer und Ingwer. Als Haustiere dienen Buckelrinder, Schafe, Ziegen, Hühner, Hunde; Bienen liefern dunkelbraunen Honig und dieser den Met; indisches Kupfergeld gilt bis in die entferntesten Landesteile hinein. Über die religiösen Vorstellungen urteilt O. Baumann vorsichtig, weil er dazu nicht lange genug in Usambara gewohnt habe; den Suahili gegenüber pflegen be-

sonders die Häuptlinge den Islambekenner auszuspielen. Geisterglaube ist erkennbar; ein eigenartiger religiöser Tanz gebräuchlich. Hinsichtlich der Geschichte sei bemerkt: bis 1867 standen die Waschamba unter Willkürherrschaft der Könige, welche in Wuga wohnten; der Stamm der Wakilindi, aus Nguru oder Dschagga eingewandert und den Arabern sehr ähnlich, gab diese Herrscher und giebt noch Häuptlinge, ist aber im Lande nicht sehr beliebt. Der jetzt in Wuga residierende König Kimueri, ein Sohn und gewissermaßen Statthalter des noch lebenden Sembodja, besitzt nur noch einen Schatten der Macht, welche der Missionar Krapf seinerzeit in Usambara bemerkte.

Die oben genannten Wambugu, Bewohner des Gebietes Kwambugu, sind hohe, schlank gebaute Leute mit scharf, fast indianermäßig geschnittenen Gesichtern; doch ist ihre Sprache ein Bantu-Dialekt, welcher vom Kischamba (der Sprache der Waschamba) stark abweicht und dem Kiparé gleichen soll. Ihre Kleidung besteht nicht aus europäischen Stoffen, sondern aus fein gegerbtem Rindsleder. Auffallend ist ihr Ohrschmuck, eine Holzscheibe von 7 cm Durchmesser; sehr schön sind ihre prächtigen, fetten Buckelrinder, welche den ruhigen, freundlichen Bergbewohnern den Ruf guter Viehzüchter eingetragen haben. Von den Waschamba etwas verächtlich behandelt, scheinen diese Wambugu ein unterworfenes Volk zu sein. — Nicht nur nach Baumanns Ansicht, sondern auch der anderer giebt Usambara Hoffnung, für Deutschland ein schönes, vielversprechendes Land zu werden, nicht für Auswanderer, sondern für Plantagenbau und Marktabsatz. Der gute Hafen Tanga soll nach den neusten Nachrichten besser eingerichtet werden; eine Erholungsanstalt kann hier wegen der hochgelegenen, gesunden Lage entstehen und die kürzlich erfolgte Unterwerfung aller Häuptlinge des Innern ermutigt umsomehr, die verlassene Station Deutschenhof südlich von Magila wieder aufzunehmen.

Eine wichtige Bereicherung hat die Geographie Afrikas durch die Entdeckungsreise des östreichischen Grafen Teleki und seines Begleiters, des Linienschiffslieutenants Lud. v. Höhnel erhalten. Am 8. Oktober 1887 am Kenia-Berg, 4500 m (15 000 Fuß) hoch, angelangt, wurde dieser von Teleki bestiegen; dann gings immer nordwärts unter beschwerlicher Wanderung und großen Hungersnöten bis etwa zum Durchschnittspunkt des 2° n. Br. und 36° östl. L. v. G., wo der langgestreckte, später nach dem unglücklichen östreichischen Kronprinzen Rudolf genannte See entdeckt ward. Dies geschah am 5. März 1888. Die Umwohner nennen den See Basso, Baß oder Basso narok d. h. dunkler See; östlich vom Nordende dieses Sees liegt der Basso ebor d. h. weißer See, welchen die Reisenden Stephanie-See hießen, welcher 8½ mal kleiner, als der lange, schmale, etwa 7900 qkm große Rudolf-See[1]) ist. Nackte, kahle Felsen, eine vulkanische Landschaft, umgeben den See, und hier erhebt sich ein feuerspeiender Berg, der einzige thätige Vulkan, welchen man bisher in Afrika entdeckt hat. Es scheint, daß vom südlichen, schmalen Ende des Abessinischen Hochlandes sich eine Bergrippe ungefähr bis zum Kilimandscharo hinzieht. Vielleicht, daß die Erde in einer längst vergangenen Zeit sich dort gespalten und nach beiden Seiten feurige

[1]) Der Samburu- oder Schambara-See verkleinert sich hiernach bedeutend und rückt sehr wahrscheinlich auf den Durchschnittspunkt des 6° n. Breite und 36° östl. Länge v. G.

fluten emporgewälzt hat. Während im Westen nach dem Erstarren der Massen jener lange Gebirgszug zurückblieb, haben die Lavaströme östlich die Gegenden weithin überströmt, geebnet und ihnen den plateauartigen Charakter aufgeprägt. Diese Erdrippe bildet Wasser-, Pflanzen- und Tierscheide.

Der Italiener Antonio Cecchi (vgl. d. Ztschr. 1889, 247) schildert in inem Buche: „Fünf Jahre in Ost-Afrika 1888“ auch das *Kaiserreich affa*, welches wenig bekannt ist. Nördlich vom Rudolf-See unterm 7° . B. gelegen, mit Pallisaden und Gräben umgeben, monarchisch regiert, seit 870 vom jetzigen Kaiser Gallito-Galli-Gao, dem 18. Abkömmling der Mindjo-Familie, beherrscht, zerfällt es in vier große Provinzen: Bonga (Residenz), Ennaria, Kaffa und Hadia. Auch geistig von Abessinien getrennt, rfuhr die Religion der Kaffetscho d. h. Bewohner von Kaffa mannigfache Umwandlung. Als Hauptreligion gilt die des Deok d. h. des göttlichen Geistes, welchen man in der Person des Kaisers verkörpert glaubt. Dieser Deok scheint nach einiger Meinung unsterblich zu sein, nach anderer vielleicht nicht; sicher aber soll er mit dem Körper des Herrschers nicht zugrunde gehen, er überdauert den kaiserlichen Körper und fliegt als Vogel nahe dem Kaiserhaus eine Zeitlang herum, bis er infolge der Zaubererbeschwörungen in einen andern Monarchen übergeht. Diesem Deok opfern die Kaffetscho Ochsen und Widder, um so Gutes für das hiesige und ewige Leben zu erlangen; denn an die Unsterblichkeit glauben sie. Bessere und zahlreichere Opfer werden aus Angst dem „Geist des Bösen“ dargebracht, wie denn überhaupt dieser Kult des Bösen an den Saitandienst[1]) der Galla erinnert. Nur die Priester ürfen opfern, deren Einfluß auf Kaiser und Volk unumschränkt ist. Der Glaube, daß sich Menschen nachts in Hyänen verwandeln können, ruft viele nglückliche vor den Anklagestuhl der Priesterschaft. Bei alledem feiern die affetscho die Hauptfeste des abessinischen christlichen Kalenders, das des Gaiel, Georg und Maskal (Kreuz). Das Christentum unter den Bewohnern — einige wenige Tausend katholische Bekehrte des Massaya u. a. kathocher Missionare ausgenommen — hauptsächlich die fortwährende Wiederlung jener abessinischen Formel: „Besm-ab u Wold, u Menfas Kedus dduk Amelak d. h. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen eistes, welche einen einzigen Gott bilden“; außerdem die Einhaltung von sttagen, der sehr wichtigen Beschneidung und Kirchgang an den hohen christchen Festen; ihre Kirchen sind alte, nach abessinischem Vorbilde erbaute ütten, ihr Leben ist oft nicht viel besser als das der Heiden. —

Nach der *ostafrikanischen Küste* zurückgekehrt, finden wir das Land ischen Witus Nordgrenze und der Südgrenze der Station Kismaju seit Okber 1889 unter den Schutz des deutschen Kaisers gestellt. Hingegen sind e Inseln Manda und Patta bei Lamu durch schiedsrichterliche Entscheidung ür englisch erklärt und von der Britisch-ostafrikanischen Gesellschaft im Januar 1890 in Verwaltung übernommen.[2]) — Der Rest der ostafrikanischen Küste von der Mündung des Jub, also etwa vom Äquator bis zur Mündung des Nogal 8°13' n. Br., ist von der italienischen Regierung unter ihren Schutz

[1]) Vgl. diese Ztschr. 1888, 297.
[2]) Nach neuster Nachricht für Besitztum des Sultans von Sansibar erklärt.

gestellt, nämlich das Sultanat Obbia oder Opia (nachdem die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ihre Ansprüche vom 26. November 1885 auf diese Landschaften seitens der Reichsregierung bisher nicht anerkannt erhielt) am 8. Februar 1889 und das Sultanat der Midjertin-Somal bis zum Ras Hafûn etwas später und endlich am 15. November 1889 die Teile der Ostküste, welche zwischen den Sansibar-Sultanats-Stationen: Kismaju, Barawa, Merka und Makdischu sowie Warscheik liegen. Nur das äußerste Horn Afrikas von der Ostgrenze der englischen Herrschaft an der Nordküste, vom Las Gori (etwa 48° östl. L. v. G.) bis zum Ras Hafûn oder nach anderem Bericht bis zur Nogalmündung ist noch frei. Der englische Sportsman James hat kürzlich von Berbera aus in 115 Tagen „ohne ein Leben zu verlieren oder zu nehmen" The unknown horn of Africa bereist und beschrieben. Vom 60°—10° n. Br. soll sich „eine saharaähnliche, traurige Einöde, die Ebene Haud, in erschreckender Einförmigkeit tischgleich erstrecken. So starr, öde, lieblos wie die Natur dieser Landschaften sind auch die Bewohner, welche gleich den andern Somali tückisch, raub- und mordsüchtig sind. Zahlreiche Stämme liegen in ununterbrochener Fehde einander gegenüber, und dies Land sowie die ganze Somaliküste wäre für Deutschland ein dornenreiches, distelgleich stechendes Gebiet. Italiens Ausdauer an der nordöstlichen Küste Afrikas in Massaua ist belohnt; nicht nur konnte es nordwärts von Massaua eine beträchtliche Küstenstrecke und südwärts eine solche bis über Assab hinaus,[1]) fast bis zur Scheide der französischen Kolonie Obok und Tedschura in Besitz nehmen, sondern Abessinien fiel dem wartenden Italiano gleich einer reifen Frucht in den Schoß. Allerdings hats zuerst jahrelang schwere Verluste und viel Geld gekostet, aber nach dem Tode des abessinischen Kaisers und nachdem Menelik von Schoa sich des benachbarten Kaiserthrons klug und thatkräftig bemächtigt hatte, wurde am 29. September 1889 ein Vertrag zwischen Abessinien und Italien derart abgeschlossen, daß ersteres sich verpflichtet, nur durch Vermittlung der italienischen Regierung mit andern Staaten Verhandlungen zu führen. Jedenfalls findet Italien hier eine Entschädigung für Tunis, ein großes Absatzgebiet für seine Waren und ein Ansiedelungsland für die überströmende Bevölkerung.

Madagaskar, welches in einem gleichen Staatsverhältnis zu Frankreich steht, wie Abessinien zu Italien, wurde vom norwegischen Missionar J. Nielsen-Lund 1887 erfolgreich im südlichen Teil bereist. Letzterer ist nicht, wie man bisher annahm, eine weite, von einzelnen Hügeln besetzte Ebene, sondern ein Bergland mit Gipfeln von reichlich 1200 m (4000 Fuß) Höhe. Nielsen hat als erster Europäer Südmadagaskar durchkreuzt. (Pet. geogr. Mitt. 1889, 208; vgl. auch schon A. M.-Z. 1889, 149).[2])

Da die deutsche Reichsregierung mit vollem Recht die vom Reichstage bewilligten Geldmittel auf die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete und ihrer Hinterlande verwenden will, mußte die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland sich auflösen, um so mehr, als durch die

[1]) Der neue amtliche Name dieser Kolonien am Roten Meer ist Erythrea.

[2]) Durch ein Versehen ist von mir in der vorigen Rundschau A. M.-Z. 1889, 245 der Missionar R. Baron als katholisch bezeichnet; er ist evangelisch und gab z. B. den Kathol. Miss. 1883, 119 Gelegenheit, seinen Namen anzuführen.

päische Kolonialpolitik der afrikanischen Forschung andere Aufgaben ge-
den sind. Namen wie Lenz, Pogge, Schultz, Wißmann, Buchner, Kund,
ppenbeck, Wolf, Büttner, Flegel, Rohlfs, Stecker, Kaiser, Böhm, Reichard,
gen mit dieser Gesellschaft eng zusammen. Doch der Raum drängt, daß
last not least des H. Stanley gedenken.

Die auf S. 244 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift gegebenen
chrichten über diesen kühnen, nun fünfzigjährigen Afrikaforscher haben sich
stätigt; aber jetzt erst kann man diese zwölfte Durchquerung des dunklen
eltteils überschauen.[1]) Am 28. Juni 1887 verließ Stanley sein am
terlauf des Aruwimi (unter $1^{0}{}_{17}'$ n. Br., $25^{0}{}_{8}'$ östl. L. v. G.) gelegenes
ger Jambuja mit 5 Europäern und 389 Sansibariten, Sudaner und So-
li. Dem Flusse, welcher auch Nevoa, Dudu, Bijerre, Lubali, Nowelle oder
ri heißt, entlang ziehend, wurde die Nepoko-Mündung am 25. August
icht, aber der eingeschlagene Weg östlich verfolgt. Neun Tage gings durch
gänzlich unbewohnte Waldwildnis, dann weiter am Norduser des Nowelle
ang; zu Kibinga-longa blieben zwei Offiziere mit dem schwersten Gepäck,
5. Dezember war das Ende des Urwaldes erreicht und nach Kämpfen
den Kakongo acht Tage später der Spiegel des Albert Nyanza erblickt.
h von Emin Pascha war nichts zu sehen und zu hören, die Seeanwohner
en mißtrauisch, so daß Stanley westwärts sich zurückzog und in Ibwirri
Fort Bodo aufschlug. Aus Kibinga-longa kam das Boot und die Ver-
tung; am 2. April 1888 brach er zum zweiten Mal auf, erreichte den
am 22. April und feierte die Begegnung mit Dr. Emin Pascha oder
nitzler aus Schlesien am 29. April 1888 in Kawalli unterm $1^{0}{}_{22}'$ n. Br.
$30^{0}{}_{30}'$ östl. L. v. G. am Südwestende des Albert Nyanza. Es muß
ein ergreifender Augenblick gewesen sein, als diese beiden Helden sich die
d gaben, der kühne Livingstone-Finder, Kongo-Entdecker und der geduldige,
harrende ägyptische Beamte und Retter der Kultur auf einem schweren,
umgebenen Platz. Und doch, war wirklich Emins Rettung der Zweck
r Stanleyschen Expedition? Hier liegt ein Dunkel, welches erst später sich
ellen wird. Vielleicht hat jener belgische Offizier (vgl. Tägliche Rund-
u vom 9. Februar 1890) recht, wenn er meint: Stanley habe Emins
reiung nur als Deckmittel anderer Pläne ausposaunt; er wäre deshalb
mals durch Afrika gezogen, um lediglich und allein in Englands Interesse
den Negerhäuptlingen jenes Innern Länder-Abtretungsverträge abzuschließen.
rdings erhielt Stanley für dies Unternehmen vom Bankier Mackinnon,
Direktor der „Castle Line“ eine Viertelmillion Franken, bekam freie
rt für sich und seine Leute von Sansibar ums Kap nach dem Kongo,
, so fährt jener Beamte fort, gleich nach Stanleys Abreise ist besagter
anzmann Präsident der East African and Lakes commercial com-
y geworden und dieser Gesellschaft wurde die charte royale, die könig-
Bestätigung, erteilt. Hat Emin Pascha wirklich jenes Verlangen gehabt,
Stanley befreit zu werden? Genug, sie sahen sich und Stanley hatte
vorläufiges Ziel erreicht. —

Am 25. Mai 1888 begann letzterer unter Zurücklassung eines Teils

[1]) Das folgende Geograpische hauptsächlich nach Pet. geogr. Mitt. 1889, 119. 295.

seiner Leute mit seinen Offizieren im Fort Bodo und unter Begleitu[illegible] 100 Mahdileuten des Emin den Rückmarsch, traf in Bonalya, etwas [illegible] von Jambuja, am 17. August 1888, Barttelots Nachtrab und bra[illegible] 1. September nach Bestrafung der Mörder Barttelots wiederum von Ar[illegible] auf, nahm zum Teil einen etwas nördlicheren Weg und kam nach 140 [illegible] mit den für Emin bestimmten Vorräten am 18. Januar 1889 zum [illegible] Mal am Albert Nyanza an. Emin hatte seit der Begegnung mit [illegible] eine schwere Zeit, selbst Gefangenschaft durch Aufrührer, schwerste A[illegible] durch Mahdisten durchgemacht und sich deshalb von Wadelai nach Tu[illegible] am Albertsee zurückgezogen. Krank an den Augen und entmutigt schl[illegible] Emin nach 14jährigem Ausharren seinem Befreier an; beide brache[illegible] 8. Mai 1889 vom Albert Nyanza mit allen Leuten, Weibern und K[illegible] auf und zogen durchs Thal des Semliki, welcher den Abfluß vom [illegible] Nzige in den Albert Nyanza bildet — wodurch Prof. Kirchhoffs A[illegible] erhaltung der Angaben des Ptolemäus glänzend gerechtfertigt ist — [illegible] Muta Nzige-See. Letzteren hatte Stanley 1876 entdeckt und nannte [illegible] nun Albert Edward-See; er ist der Quellsee des südwestlichen Quellflusses des Weißen Nils. Längs des mächtigen Schneegebirges Ruwenzori[1]) (Gordon Bennett?), durch Usongora, Ankori, Karagwe, Usinya marschierend, kam der Zug am Ukerewe oder Viktoria-See und zwar an dessen Südende an. Hier waren in Ukumbi seitens der Katholiken, in Usambiro seitens der Evangelischen jene auf S. 74 f. in dieser Ztschr. erzählten Begebenheiten geschehen. Kaum waren Walker und Gordon zum Muanga und den um ihn versammelten Christen nordwärts gezogen, da trafen Stanley und Emin Pascha in Usambiro (etwa 33° und 3° s. Br.) ein. Mackay übergab alle hier aufbewahrten Vorräte und Briefe, welche für Stanley bestimmt waren. Wäre Stanley 14 Tage früher angekommen, hätte er Muanga noch angetroffen; dieser aber ließ sich von den katholischen Missionaren taufen, um mit ihrer Hilfe Ugandas Sultanthron wieder zu erobern. Nach den Zeitungsberichten soll er unterdes sein Ziel erreicht haben. Wird sich nun Frankreich-Rom Ugandas bemächtigen? Warum hat Stanley, der Rufer[2]) und Gründer der Uganda-Mission, in dieser großen Gefahr nicht eingegriffen? Der vertriebene, sündenbesudelte Muanga kämpft gegen die Mohammedaner mitten in Afrika und Major Wißmann wirft die Araber in den Küstengegenden nieder. Aber den Mahdisten muß Emin Pascha weichen; viel Dunkel, viele Fragen, die Zeit wirds beantworten; doch zurück zur Geographie. — Unser Wißmann hatte unterdes nach glücklichen Kämpfen gegen Buschiri und die Aufständigen an der Ostküste — die Zeitungen haben hierüber eingehend berichtet — am 12. Oktober 1889 den wichtigen Platz Mpuapua in Usagara erreicht, traf einige Leute Stanleys, mußte aber nach Zurücklassung einer Besatzung nach der Küste wiederum sich aufmachen. Am 1. November 1889 langten Stanley und Emin mit 750 Mann in Mpuapua an, samt Stanleys fünf Offizieren, Casati, drei katholischen Missionären und zwei andern Europäern; den 4. Dezember wurde, nachdem Stanley durch Wißmanns Vorsorge in Mpuapua trefflichst erquickt

[1]) Erstiegen sofort von Lieutenant Stairs bis 2000 m (8500 Fuß) Höhe. —
[2]) Diese Ztschr. 1881, 402. Ev. Miss.-Mag. 1876, 43. Vgl. übrigens auch Calw. Missionsbl. 1890, 10 f.

agamoyo an der Küste erreicht, aber denselben Abend erlitt Emin durch
all aus dem Fenster schwere Verletzungen, von denen er jedoch wieder
zu sein scheint. Stanley erhielt das Ehrengeleit der gesamten Wiß-
en Flotte, der deutschen Kreuzer „Sperber" und „Schwalbe" und einiger
n Kriegsschiffe nach Sansibar hinüber, wo er am 6. Dezember, begrüßt
legramm unsers Kaisers und der Bevölkerung eintraf; während des
s schrieb er dem neben ihm sitzenden Otto Ehlers auf die Tischkarte
rte Tennysons:

Out of the jaws of Death,
Out of the mouth of Hell.

chwerem entronnen, hat Stanley Großartiges geleistet: er enthüllte das
nte Gebiet zwischen dem Kongo und dem Albert-See, löste endgiltig
uellfrage, entdeckte ein neues Schneegebirge (das Mondgebirge der alten
phen?) nahe dem Äquator und erforschte die Länder westlich des
-Sees. Auf die von diesem kühnen Forscher angetroffene Kannibalen-
rung des Aruwimi-Thals mit ihrem starken Wechseln, auf die zwerg-
Wambutti, gleich den Akka oder Tikki-Tikki (vgl. diese Ztschr. 1889,
welche mit ihren vergifteten Pfeilen Stanley viele Verluste beibrachten,
er noch nicht weiter eingegangen werden. —

merika. Während der bekannte Grönlandsforscher Dr. Rinck die
o aus dem Innern Alaskas nach der Küste des Arktischen Meeres
gen und sich allmählich ostwärts verbreiten läßt, hat der ebenfalls
Oberst Mallery in Washington, der beste Kenner der Religionen, Über-
gen, Sprachen der amerikanischen Indianer in der Schrift: „Is-
und Indianer" wiederum auf den engen Zusammenhang beider hin-
. Ein Indianerhäuptling bemerkte dem Übersetzer der Bibel in die
y-Sprache, W. W. Warren: „Dieses Buch muß wahr sein, denn
Vorfahren haben uns ähnliche Geschichten, eine Generation nach der
erzählt, seit der Zeit, wo die Welt noch jung war." Als ein ge-
Häuptling kürzlich über die religiösen Sagen der Muskoki befragt
antwortete er: „Die sind alle im Alten Testamente; wir können sie
hne uns die Mühe zu geben, sie nach den Erzählungen unserer Leute
reiben." — Und dennoch erscheint mir die Sache etwas bedenklich.[1])
pt ist besonders im Gegensatz zu Afrika Nordamerika das Feld ge-
geographischer Forschung; so ist z. B. für Ost-Arizona und Nord-
eine prähistorische indianische Halbkultur kürzlich nachgewiesen. Hin-
der Mission in Britisch-Kolumbien scheint der bekannte Dr. Fr. Boas
r Wert auf die Gewöhnung an Arbeit und Künste zu legen, obgleich
derselben Seite 285 des Ausland 1888 manche dortige Missions-
ng anerkennen muß. — Im nördlichen Minnesota ist mit den Tschippwe
dschibwe ein wichtiger Indianer-Vertrag seitens der nordamerikanischen
ng abgeschlossen, wonach über $1^1/_2$ Millionen ha Waldland als Reservat-
bgetreten worden sind. Die Odschibwe, 6200 Personen etwa, werden
der Vereinigten Staaten und sollen christlicher Sitte, Religion und

[1]) Vgl. auch Kleine Missionsbibl. v. Burkhardt-Grundemann I, 2, 48 f. Ev.
ssionsbl. 1848, 43. 210. 1849, 23 f. 228 f. Waitz, Anthropol. III, 177.
eiber, Naturvölker 1886. II, 376. R. Andree, N. Amer. (1854) u. a.

Kultur zugeführt werden.[1]) Interessant ist die Nachricht, daß die englische südamerikanische Missionsgesellschaft, deren Arbeit auch außerhalb kirchlicher Kreise Anerkennung findet, auf der Wollaston-Inselgruppe eine neue Station gründen und zugleich einen dort zu errichtenden Leuchtturm erhalten will. Die Chilenische Regierung hat ihr die Grevy-Insel mit drei benachbarten kleinen Inseln und den westlichen Teil der Hermit-Insel angewiesen. (Näheres nebst Karte über diese südlichste Inselgruppe findet sich im Globus Bd. 49, 6.) Möge irdisches und göttliches Licht von dieser Insel den armen Bewohnern und den in Gefahr befindlichen Meerfahrern entgegen leuchten. —

Oceanien. Zunächst eine neue „Landverspeisung“, wie manche Naturvölker nicht mit Unrecht das Wort Erwerbung oder Annektierung wiedergeben. Die kleine Insel Futuna, das heißt, die nördlich von den Witiinseln, nicht die unter den Neuhebriden gelegene (A. M.-Atl. Nr. 6.), von katholischen Missionären besetzt, ist von Frankreich als Kolonie den benachbarten Uwea- oder Wallis-Inseln zugeteilt. Als Ersatz hat England die Union- oder Tokelau-Inselgruppe, das Feld evangelischer und katholischer Mission, nebst den unbewohnten Guanoinseln der Phönix-Gruppe unter seinen liebevollen Schutz genommen. Es wird nämlich die Legung eines Kabels von Britisch-Nordamerika (Vancouver-Insel) nach Neuseeland beabsichtigt, welches diese Eilande berührt.

Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß mit der Ausdehnung der geographischen und Handels-Beziehungen, mit der genaueren Bekanntschaft in fernen Landen doch auch das Missionswerk mehr und mehr Anerkennung und Besprechung erfährt. So rühmt ein Aufsatz in der Täglichen Rundschau über die Tongainseln (1889, März 3) die sichtbaren Verdienste der Glaubenssendboten, besonders des Engländers Baker, so weist Graf Joachim Pfeil (das. 1890, Januar 26) bei Besprechung Neuguineas auf „die vorzüglichen Erfolge der Mission in der Südsee“ hin. —

Schließen wir die Rundschau mit einigen Mitteilungen über das obengenannte Neuguinea. Sir Will Macgregor, Gouverneur des britischen Teiles dieser Insel, hat am 12. Juni 1889 den Gipfel des Mount Owen Stanley, in einer Höhe von 4000 m (13121 Fuß) erstiegen und diese höchste Spitze Mt. Viktoria genannt. Eine andere 3810 m hohe Bergspitze erhielt den Namen Mt. Albert Edward. Man sah zollange Eiszapfen, aber auch Gänse- und Butterblumen, weißes Heidekraut und singende Lerchen. Die Einwohner von Owen Stanley waren wohlgeformte, kräftige, friedlich gesinnte Menschen, doch scheu und abergläubisch. Auf ihren Anpflanzungen standen Zuckerrohr, Tabak, Yams, Kartoffeln. Ein eigentümliches, dem Bären ähnliches Tier mit langem, buschigen Schwanz von $1^1/_2$ Fuß, besondere Vögel u. a. wurden erbeutet.

Der bekannte englische Missionsdampfer „Ellengowan“ befuhr den Bailala- oder Annisfluß (etwa $7^0{}_{57}'$ südl. Br. und $145^0{}_{26}'$ östl. v. G.); die Ein-

[1]) Es klingt doch sonderbar, wenn Dr. Hoffmann in Pet. geogr. Mitt. 1890, 29 hinzusetzt: für den Ethnologen wäre dies Verlust, „weil viele von den ursprünglichen Sitten, den Religionsgebräuchen und den socialen Einrichtungen des Stammes in kurzer Zeit würden hinfällig werden, die bisher ein interessantes Feld für ethnologische Forschungen boten.“ — Es ist jenes alte Lied aus der Südsee. —

wohner des Dorfes Opa überwanden ihre anfängliche Scheu und erwiederten das friedliche Entgegenkommen der Schiffsgesellschaft. Ebenso fand man im Kannibalendorf Maipua, welches nach einer Reise westwärts erreicht wurde, freundliche Aufnahme. Das große Dorf liegt am Maipuafluß, enthält zahlreiche, große Elamo oder Klubhäuser der Junggesellen. Dasjenige, worin die Reisenden Unterkunft fanden, hatte einen 75 Fuß breiten Eingang, war in acht Abteilungen geschieden, zwischen denen in der Mitte ein Gang nach der „Götterwohnung“ am jenseitigen Ende führte. Zwischen jeder Scheidewand hingen Tanzmasken oder Kaivakuku, auf Borden lagen in langen Reihen menschliche, durch Schnitzwerk verzierte Schädel, darunter auch die einiger Tiere, denn Menschen, Schweine, Hunde, Alligatoren liefern hier beliebte Braten. — Und was leistet die Mission an diesen Küsten? Viel, und selbst Dr. O. Finsch, sicherlich ein sehr wenig freundlicher Missionsbeurteiler sagt in seinen „Samoa-Fahrten“ von der englischen südöstlichen Mission auf Neuguinea: „Das Missionswerk hat den dunkeln Sendboten — gemeint sind die sogenannten teachers von den andern Südseeinseln, welche, selbst christlich geworden, nun unter den Papua missionieren — unendlich viel zu verdanken; sie waren und sind die eigentlichen Pioniere nicht nur der Mission, sondern der Civilisation überhaupt, die es wagten, sich als Erste unter sogenannten „Wilden“ niederzulassen, die noch niemand kannte, mit denen niemand zu sprechen verstand und von denen kein Mensch voraussehen konnte, welche Aufnahme den Fremdlingen zuteil werden würde.“ — Nun, ähnliches, ja dasselbe ließe sich auch von europäischen und eingebornen Missionaren auf fast allen Arbeitsfeldern der Heidenmission sagen.

Auf Grund eigener gewonnener Anschauungen veröffentlicht Dr. M. Hollrung im Globus Bd. 54, 305 f. interessante Bemerkungen und Schilderungen des **deutschen Schutzgebietes in der Südsee**. Dem reichen Aufsatz sei nur folgendes entnommen: In **geistiger** Beziehung muß man den Eingebornen eine ziemlich hohe Stufe einräumen, wenn man auch Schlauheit, Verschlagenheit, Hinterlist und Selbstsucht häufig findet; doch daneben Schönheits- und Ordnungssinn. Die allerdings sehr lückenhafte Kenntnis über religiöse Anschauungen lehrt, daß ein höheres Wesen anerkannt wird, was durch die geschnitzten Figuren bewiesen ist. In Finschhafen heißen letztere abumtan, wie denn auch Sonne, Mond, Sterne, Blitz und Donner so genannt werden. An der Astrolabe-Bucht wird ihnen der Name tjelum beigelegt; Rupfen von Geflügel in einer Eingebornenhütte erregte das Mißfallen des Besitzers und unter Hinweis auf ein paar am Thürpfosten aufgehängte Yamswurzeln bat er uns, derartige Verrichtungen abseits von der Hütte zu thun. Eine Art Erntedankopfer wurde im Dorf Malu am Kaiserin-Augusta-Fluß gelegentlich eines Erntefestes beobachtet, wobei eine hölzerne menschliche Figur, überreich mit Schmucksachen und Waffen behangen, welcher Schüsseln mit allerlei Früchten vorgesetzt wurden, eine große Rolle spielte. — Die Schwierigkeit der Sprachen wird auch von Hollrung hervorgehoben; sind doch auf einem 36 km langen Küstenstrich zwölf grundverschiedene (?) Sprachen im Gebrauch. Der Neuguinea-Gesellschaft weissagt der Verfasser jenes Aufsatzes eine gute, wenn auch langsam sich entwickelnde, lohnende Zukunft; welchem wunsch gewiß jeder Deutsche sich von Herzen anschließt.

Literatur-Bericht.

1. **Drummond**: „Inner-Afrika, (Tropical Africa). Erlebnisse und Beobachtungen.“ Deutsch. Gotha, Perthes. 1890. 4. M. — Dies ist ein interessantes Buch, das ohne Zweifel auch in Deutschland einen großen Leserkreis finden wird. Der Name des Verfassers ist durch sein — übrigens wenig gut übersetztes, in England bereits in 100 000 Exemplaren verbreitetes — „Naturgesetz in der Geisteswelt“ auch bei uns in den weitesten Kreisen bekannt. H. Drummond ist ein Naturforscher, der mit dem Standpunkte eines Darwinianers den eines gläubigen Christen verbindet. Als Naturforscher machte er eine c. ³/₄jährliche Reise nach dem Hochlande zwischen Nyassa und Tanganyika und das vorliegende Buch ist der „Koffer voll Merkwürdigkeiten“, den er von derselben mit in die Heimat gebracht hat. Unter den 11 Kapiteln des Buchs sind 4 lediglich naturwissenschaftliche Studien, von denen besonders 2: „die weiße Ameise“ und „Mimicry, Verstellungsvermögen afrikanischer Insekten,“ auch für den Nichtfachmann so lehrreich und fesselnd sind, daß man sie in einem Zuge durchlesen muß. Doch ist für uns weit wichtiger der übrige Inhalt, der teils in der anschaulichsten Weise über die geographischen Verhältnisse, das Reisen, die Lebensweise, die Eingebornen orientiert, teils mit der Kolonialpolitik und der „Herzkrankheit Afrikas“, dem Sklavenhandel, sich beschäftigt, dabei gelegentlich auch einige Streifzüge in das Gebiet der Mission machend, deren Arbeit und Arbeiter er ziemlich genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Was er über sie zu sagen weiß, ist ebenso nüchtern wie anerkennungsvoll, und sticht wohlthuend ab von den allgemeinen Phrasen, mit welchen so manche Reisende ein wegwerfendes Urteil über eine Sache fällen, für die sie weder ein Verständnis besitzen noch sich Mühe gegeben haben, sie kennen zu lernen. Mit Wärme spricht er von einem schwarzen Christen, Moolu, der sein Begleiter war und dem er alles anvertrauen konnte. „Er war nicht fromm, was man fromm nennt, und er war durchaus kein Genie, er war ein einfältiger Schwarzer, aber er that seine Pflicht und hat mir nie eine Unwahrheit gesagt. Als wir zum ersten Male in der Wildnis lagerten und die meisten sich zur Ruhe begeben hatten, erinnere ich mich, daß ein leises Reden mich weckte. Ich stand auf und schaute durch die Zeltvorhänge. Es war heller Mondschein, auf der Erde knieten ein paar Schwarze und Moolu in ihrer Mitte sprach ein Abendgebet. Seither geschieht es jeden Abend, mag der Tagesmarsch noch so ermüdend sein. Ich enthalte mich jeglicher Anmerkung; nur so viel will ich sagen: Moolus Leben gab ihm ein Recht dazu. Man hört oft, Missionsberichte seien nicht viel wert; sie sind doch wohl so viel wert als missionsfeindliche Berichte. Ich setze schon darum Vertrauen in das Werk der Mission, weil ich von Moolu nur Gutes zu sagen weiß.“

Sehr lehrreich sind auch die kolonialpolitischen Partien. Freilich verleugnet der Verf. seinen englischen Standpunkt nicht; aber er vertritt ihn maßvoll und durchaus nicht in einer deutsche Leser verletzenden Weise, da er mit Achtung von dem redet, was von Deutschland für Afrika zu erwarten ist. Was Drummond über den englisch-portugiesischen Konflikt betreffs Nyassaland sagt ist keineswegs durchgehends nach unserm Geschmack; aber in der Hauptsache

muß jeder Freund Afrikas, der nicht vom Furor antianglicanus voreingenommen ist, ihm recht geben. „Aus moralischen Gründen haben die Portugiesen die Zulassung zu weiterem Besitz in Innerafrika verwirkt. Sie sind seit Jahrhunderten im Land und haben schlechterdings nichts zur Hebung des Volks gethan. Sie haben den Sklavenhandel nie zu unterdrücken gesucht, wohl aber haben sie ein Auge zugedrückt, wenn er blühte . . . Sie stehen fast immer auf dem Kriegsfuß mit den eingebornen Stämmen. Sie haben die Trunksucht unter ihnen verbreitet. Ihre Missionen sind mißlungen, ihre Kolonisation ist nichts als ein leerer Name. Angesichts solcher Mißerfolge sollte es keines besonderen Druckes bedürfen, England und Deutschland zu veranlassen, die portugiesischen Ansprüche aufs Schire-Hochland oder gar aufs Nyassagebiet mit aller Festigkeit zurückzuweisen; denn kämen diese Ansprüche zur Anerkennung, dann könnte man die letzte Hoffnung für Ost-Centralafrika begraben." „Portugal hat in zwiefacher Richtung seinen Beruf in Afrika verfehlt: es hat dem Land keinen Gewinn gebracht und es hat keinen Gewinn aus dem Land gezogen. Seit 4 Jahrhunderten hat es Kolonialbesitz in Afrika. Die Geschichte dieses Besitzes ist in zwei Worten gekennzeichnet: Vernachlässigung und Verfall. Die jämmerlichen Niederlassungen, die jeder Reisende an der Mozambikküste und am Zambesi in Augenschein nehmen kann, sind der Beweis dafür. Aus diesen Ansiedelungen ertönt die ernste Warnung: bleibe fern von Afrika, wers nicht besser versteht, wer mit der Würde des Besitzes nicht auch die Verantwortung übernimmt." Dieses unleugbar richtige Urteil trifft auch die römischen Missionen, die nach 400jährigem portugiesischen Regimente, welches ihnen die Alleinherrschaft sicherte, innerhalb der portugiesischen Kolonialgebiete selbst so dürftiges geleistet hat. — Wir empfehlen das Buch auch der Beachtung der deutschen Kolonialfreunde; sie werden, wenn sie den guten Willen haben zu lernen, viel nützliche Ratschläge in ihm finden.

Warneck.

2. **Kropf**: „Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Südafrika nach seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde." Berlin, Buchhandlung der evangelischen Miss.-G. 1889. 2 Mk. — Der bekannte Superintendent der Synode Berliner Missionare im Kafferlande, D. Kropf, hat in diesem Buche einen dankenswerten Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde geliefert, denn wenn auch an allerlei Nachrichten über die afrikanischen Völker kein Mangel ist, so ist durchaus kein Überfluß an solchen vorhanden, welche man als vollständig zuverlässig ansehen darf. Wirklich zuverlässiges kann nur der bieten, welcher die Sprache des Volkes, von dem er berichten will, sich wirklich angeeignet hat. Da Superintendent Kropf die Sprache der Xosa, unter denen er 45 Jahre lang gearbeitet hat, vollkommen beherrscht, werden wir das, was er uns von diesen Leuten erzählt, als bestverbürgt ansehen dürfen. Er giebt Mitteilungen über: A) Geschichte, B) Charakter und Familienleben und endlich C) über die Volks-Verfassung. In dem geschichtlichen Teil giebt er den Inhalt der einige Jahrhunderte zurückreichenden Überlieferung des Volkes. Besonders beachtenswert sind die Beziehungen der Xosa zu den Buschleuten und Hottentotten, mit denen sie sich vielfach vermischt zu haben scheinen, so daß man wohl berechtigt ist, den Zug der Leichtlebigkeit, welcher den Xosa im Unterschied zu

anderen Kaffer- (und Sulu-) Stämmen eigen ist, auf diese Beimengung von fremdem Blut zurückzuführen. Von Wert ist es, daß man nun in bezug auf die Rechtschreibung der Namen von öfter genannten Fürsten der Kaffern der von Kropf festgestellten Schreibweise wird folgen können.

In bezug auf des Volkes Eigenart konstatiert der Verfasser, daß in einigen Häuptlingsfamilien auch weißes Blut Eingang gefunden hat. Der Charakter der Xosa wird als unzuverlässig geschildert. Die Neigung zum Lügen, Stehlen, Betteln, Schachern wird hervorgehoben, Höflichkeit und Redefertigkeit dagegen anerkannt. Eingehend werden das häusliche Leben, die zwischen den Geschlechtern bestehende Arbeitsteilung, besonders auch die Ehe und das Eherecht, sowie die Gesetze, welche sich auf Ausnutzung von Grund und Boden beziehen, beschrieben. Auch der Abschnitt über Volksverfassung bietet manches Neue, sowohl in bezug auf das geltende Volksrecht und die Rechtsprechung, wie auch in bezug auf die Religion. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde behauptet, daß man bei dem Kaffer keine Spur von Religion auffinden könne. Hier hören wir von einem ausgebildeten Opferkultus, durch welchen die Geister der Abgeschiedenen geehrt und versöhnt werden. Die Genealogie der fürstlichen Geschlechter des Volkes ist in einer als Anhang beigefügten Tabelle gegeben. Wegen der vielen Arbeiten, Reisen, Vorträge, Korrektur der Xosa-Bibel, mit denen Superintendent Kropf bei seinem Aufenthalt in Deutschland belastet war, hat er seine Nachrichten über die Xosa nicht in größerer Vollständigkeit bringen und nicht noch mehr durcharbeiten können, sondern mußte sie in der vorliegenden anspruchslosen Form erscheinen lassen. Sie werden aber als Quelle für die Geschichte und Beurteilung des Xosavolkes gern von allen Missionsfreunden benutzt werden, besonders da die Buchhandlung der Berliner Mission den Preis für das Büchlein außerordentlich niedrig (geb. 2,50 M. brosch. 2 M.) gestellt hat. Merensky.

3. **Strack**: „Nathanael. Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel." Jährlich 6 Hefte. Berlin, Reuther. 1,25 M. — Daß es unsre Pflicht ist, auch die unter uns lebenden Juden zur Annahme des in Christo erworbenen Heils einzuladen, darüber kann kein Zweifel bestehen; nur darüber ist man verschiedener Meinung, ob diese Einladung an die Juden zu bringen sei auf dem Wege einer ähnlichen Missionsveranstaltung, wie sie behufs der Christianisierung der Heiden getroffen ist oder — um mit Schleiermacher zu reden — nach dem Naturgesetze der Kontinuität d. h. der gelegentlichen Einwirkung seitens derer, welche mit den Juden zusammenleben. Wir entscheiden dieses Ortes diese Frage nicht, aber glauben, daß darüber wieder keine Meinungsverschiedenheit besteht: jeder Geistliche kann in die Lage kommen, Juden das Evangelium anzubieten bzw. ihnen gegenüber es zu verteidigen. Daraus folgt, daß auch jeder Geistliche wissen sollte, wie man mit den Juden zu reden hat und wie es im Judentum aussieht. Einem heidnischen Volke kann man das Evangelium nicht bringen ohne von dem Volke sich Kenntnis zu erwerben; man muß auch die Juden kennen, um an ihnen arbeiten zu können, aber man kennt sie noch nicht, wenn man die Zeitungen über sie liest. Nun, die genannte Zeitschrift von Strack ist lediglich zu dem Zwecke gegründet: Kenntnis über die Juden und das Judentum zu verbreiten und die Wege zu zeigen, auf denen ihrem Vorurteile,

tushasse u. s. w. zu begegnen und ihnen das neutestamentliche
nswert zu machen ist. Wie es scheint, ist diese gehaltvolle Zeit-
venig verbreitet; wir machen daher die Geistlichen auf sie beson-
ksam mit dem Bemerken, daß die 4 Jahrgänge von 1885—1888
ür 3,75 M. zu beziehen sind. Die meisten Aufsätze, welche
bringt, sind von bleibendem Werte. So haben die bisherigen
. a. folgende Artikel gebracht.
ng I. (1885): Was haben wir auf Grund der Schrift Neuen
für Israel jetzt noch zu hoffen? (Prof. D. Frank in Er-
Der Schulchan Aruch, seine Ankläger und seine Verteidiger.
Marx.) — Eine reiche Segensgarbe aus der Arbeit der Juden-
. C. Arenfeld.) — Friedrich Adolf Philippi. (Lic. J. de le
ie historische und die religiöse Weltstellung der Juden. (Lic. P.
Die Juden in Nordamerika. (Dr. B. Pick.) — Josef Rabino-
Franz Delitzsch's hebräisches Neues Testament. (P. F. Hausig.) —
n Kappenberg. (H. Josephson.) — Jüdische Schulen in Galizien. —
„Stimmen aus der jüdischen Presse" charakterisiert jüdische Denk-
disches Leben durch wortgetreue Auszüge.
: Recht und Pflicht der Mission unter Israel. (C. Arenfeld.) —
rger Judenfreund Esdras Edzard. (Dr. H. Rinn.) — Der
der sterbende Messias des Judentums. (G. Marx.) I. Die
nd die Zeit Christi; II. Messias ben Joseph, der „sterbende"
Rabbinen. — Die Stellung Moses Mendelssohns im und zum
- Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand. — Die freie Ver-
die Interessen des orthodoxen Judentums.
: Zur alttestamentlichen Lehre von der Sünde. (Lic. H. Keßler.) —
thalmudische Recht. — Die neuere Literatur über die Judenfrage.
oi.) — Messias ben David, der „leidende" Messias der Rab-
Dalman Marx.) —
: Paulus und die Judenmission. (General-Superintendent D. W.
Das Wunder der Auferstehung Jesu Christi. (Lic. H. Weser.) —
Universalismus und das Judentum. (Prof. D. Herm. Schmidt
— Die Juden in Central-Asien. (F. Hausig nach H. Lands-
aterialien für den Unterricht jüdischer Katechumenen: I. Einleitende
vorläufige Thesen. (Vom Herausgeber.) II. Das Leben Jesu.
ler.) III. Die Bezeugung Jesu. (E. Sattler.) — Handreichung
xis: Festpredigt über Evang. Joh. 4, 22. — Kürzere Mittei-

: Der Monotheismus des Judentums und der trinitarische
der Christen. (Prof. D. H. Schmidt.) — Materialien für den
üdischer Katechumenen: IV. Zur Lehre Jesu. (E. Sattler.)
en vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria. (Nach
er und H. Martensen.) — Das rechte Verhalten der Christenheit
. (Nach F. H. Anacker.) — Isaak Troki und seine Zeit. (P.
issen und H. Strack.) — Unsre Juden Zeugen Gottes. (Predigt
r.) — Predigt über Lukas 19, 41—48. (Prof. W. Borne-
Samson Raphael Hirsch. — J. J. Börling. (R. Bieling.) —

D. Henry Aaron Stern. (F. Hausig.) — Vom jüdischen Katechismus. – Handreichung für die Praxis: Winke für die Unterweisung jüdischer Katech-menen (P. Kruska.)

(1890) enthält u. a.: Jesus Christus im Thalmud. (H. Laible.) – Das religiöse und das bürgerliche Jahr der Juden. — Materialien fü Missionsstunden.

4. „Perthes" Handlexikon für evangelische Theologen. Ei Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftliche und praktischen Theologie." Vollständig bis Ende 1890 in 3 Bänden 30 Lieferungen à 1 Mk. 6. Lieferung bis zum Buchstaben D reichend Wir können nicht sagen, daß wir so sehr für die lexikalischen Encyklopädie schwärmten, deren für evangelische Theologie und Kirchenwesen in kurzer Zei 4 erschienen bzw. in Erscheinung begriffen sind, dieweil wir uns der Befürch tung nicht zu entschlagen vermögen, daß sie die theologische Oberflächlichkeit die ohnehin in der Luft liegt, begünstigen. Eine genauere Einsicht in da vorliegende Handlexikon hat uns betreffs dieser Befürchtung aber einigermaßen beruhigt, weil es wirklich nicht mehr sein will als ein bloßes Nachschlage buch, das eher zum selbständigen Studium reizt als es überflüssig macht Und den Anforderungen, die man an ein Nachschlagebuch stellt, entspricht e in der That in einer bisher noch nicht dagewesenen Vollständigkeit Wir haben z. B. eine Reihe von Missionsstationen nachgesucht und zu unser Überraschung zwar nicht alle, aber mehr als wir erwartet gefunden, und wa uns noch mehr überrascht: die kurzen Angaben waren gut und meist richtig Nur in einer Beziehung glauben wir, hätte nach der Seite der Vollständigke hin etwas mehr gethan werden können: in der Angabe der wirklich wert vollen Quellen, so anerkennenswert auch immerhin das Geleistete ist Gerade für den, welcher selbständig arbeitet, ist das das dringendste Bedürfnis daß er über die Quellenschriften genügend orientiert wird. Sehr anerkennens wert ist das redliche Streben nach Objektivität, welches soweit wir nach kommen konnten, durchgehends die umfangreiche Arbeit auszeichnet. Daß Illu strationen nicht beigegeben sind, ist höchst verständig; sie verteuern das Buch erheblich, wenn sie Originale sind und haben wenig Wert, wenn sie da nicht sind. Die Illustration droht nachgerade zu einer Modekrankheit aus zuarten. Guter Text ist die Hauptsache. Wenn das Buch weiter fort geschritten sein wird, gedenken wir noch einmal auf dasselbe zurückzukommen da es auch für das Missionsstudium dem Nachschlagebedürfnis entgegenkommt.

Wd.

Druckfehlerverbesserung:

S. 107 Z. 17 v. u. ist zu lesen statt Sanbye Saabye[1])
S. 128 Z. 10 v. o. ist zu lesen statt Geometrie Geomantie.

---

[1]) „Bruchstücke eines Tagebuchs gehalten in Grönland in den Jahren 1770 bis 1778 von Hans Egede Saabye" von Fries aus dem Dänischen übersetzt, sind bereits 1817 bei Perthes und Besser in Hamburg erschienen.

Die Mission auf Formosa.[1])

Von D. R. Grundemann.

I.

otz der großen Gleichförmigkeit, in welche das chinesische Reich
nz verschiedenartigen Bestandteile zu pressen und mit dem Ganzen
melzen verstanden hat, haben sich doch einige derselben in wichtigen
gen ihre Eigenart bewahrt. Dies gilt in besonderem Maße von
el Taiwan oder Formosa, selbst wenn wir absehen von
lichen Hälfte, deren malaio-polynesische Bevölkerung bis auf den
Tag sich der chinesischen Herrschaft noch nicht gebeugt hat. Auch
westlichen Hälfte ist die Rasseneigentümlichkeit der früheren Be-
noch lange nicht verwischt, mögen ihre Nachkommen jetzt auch in
Beziehungen, in Tracht und Lebensweise, in Ackerbau und Ge-
in dem Baustil ihrer Häuser und ihrer Städte und nicht zum
n Teile in religiösen Vorstellungen und Gebräuchen[2]), vollständig
geworden sein. Ihre Charaktereigentümlichkeit scheint eine größere
ichkeit für ausländische Einflüsse zu gestatten gegenüber jener Ex-
t, von der sonst das chinesische Reich nur durch die eiserne Not-
it je und je etwas abbrechen läßt. Selbst die Abkömmlinge der
mosa eingewanderten Chinesen — die sich übrigens zum guten
it der vorgefundenen Bevölkerung vermischten — scheinen sich dem
r der letzteren angenähert zu haben. Die Einwandrer bestanden
tehen in nicht unbedeutendem Prozentsatz aus Hakkas, die ja auch
Festlande ihre Eigentümlichkeiten haben.

neuster Zeit hat Formosa im Kriege gegen die französische Macht
rvorragende Rolle gespielt. Der General, welcher die Insel im
884 so tapfer verteidigte, ja sogar den Feind in die Flucht schlug,
Gouverneur ernannt worden. Dieser Herr, Liu-ming-tschuang,
ft jetzt noch seine kriegerischen Verdienste durch die Einführung west-

lls Ergänzung und weitere Detaillierung für die etwaige Verwertung dieses
zu Missionsvorträgen dient Nr. VIII der Dornen und Ähren: Bunliong
ng. Eine Geschichte aus Formosa. Von D. Grundemann (siehe Lit.-Ber.).
D. H.

luch ihre Sprache scheinen die chinesierten Stämme bewahrt zu haben; meist
s Chinesische bei ihnen nur unvollkommen verstanden. Freilich scheinen sie
ts auch die Sprachen der wilden Bergstämme — obgleich sie der ihrigen
ahrscheinlich wurzelverwandt sind — nicht zu verstehen. Leider fehlt es noch
eingehenden Darstellung der sprachlichen Verhältnisse auf Formosa.

ländischer Einrichtungen in einem Maße, wie sie bisher noch in keinem Teile Chinas versucht worden ist. Schon verbinden zwei Telegraphenlinien die Insel mit dem Festlande, während die Verbindung ihrer wichtigeren Orte den Anfang zu einem Telegraphennetze darstellt. Eine schwierige Eisenbahn mit Viadukten und einem größeren Tunnel (zu der beiläufig das Material von deutschen Firmen geliefert wurde) verbindet Ke-lung mit Tai-pe-fu, und schon ist eine weitere Bahn von dort nach Tai-wan-fu, also fast die ganze Insel entlang führend, in Angriff genommen. Es wird unsere Leser interessieren, daß nicht mehr die letztgenannte Stadt Hauptstadt ist, sondern Tai-pe-fu, eine Neugründung des Herrn Liu-ming, der im Norden nicht weit von Ban-ka ein weites Terrain mit 15 Fuß hohen und 10 Fuß dicken Mauern umgeben ließ, innerhalb deren sich die grünen Reisfelder recht sonderbar ausnahmen, in deren Mitte er sich seinen sogar mit elektrischem Lichte versehenen Palast bauen ließ. Jetzt ist derselbe schon umgeben von schönen breiten Straßen, die trotz des chinesischen Typus viele Verbesserungen nach europäischem Muster zeigen. Nur im Vorübergehen erwähnen wir die Gründung eines Arsenals, die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen — Kohlenbergbau, Kampferhandel — durchgreifender Änderung des Steuerwesens u. s. w. Der Botaniker Dr. Warburg, der sich längere Zeit auf Formosa aufhielt, hat den Eindruck gewonnen, daß Formosa der Teil Chinas ist, welcher jetzt an der Spitze seiner Civilisation marschiert. Er vermutet, daß die Kaiserliche Regierung den jetzigen Gouverneur gewähren lasse, indem es die Insel als ein Versuchsfeld für reformatorische Unternehmungen betrachte.[1]) Hiernach wäre derselben eine hohe Bedeutung für eine aufdämmernde neue Kulturperiode in dem mächtigen Reiche beizumessen.

Auch unter den verschiedenen Missionsfeldern im chinesischen Reiche hat sich Formosa bereits als eines der ergiebigsten ausgewiesen. Ein Vorzug ist es, daß nicht eine bunte Musterkarte von Denominationen durch die Mission hier vertreten ist, sondern beide auf der Insel arbeitenden Gesellschaften einer und derselben Denomination, der presbyterianischen, angehören.

Da bei uns dieses wichtige Gebiet noch wenig bekannt ist, giebt uns das Erscheinen eines englischen Werkes[2]) erwünschte Veranlassung zu den folgenden Mitteilungen.

---

[1]) Vortrag in der Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin am 12. Okt. 1889. Vgl. Verhandlungen S. 378 und 387.

[2]) An Account of Missionary Succes in the Island of Formosa by Rev. W. Campbell. Lond. 1889.

1. Die alte holländische Mission.[1])

Der in den ausgedehnten Alluvialebenen ihrer westlichen Hälfte be-
[..]bdete Reichtum der Insel Formosa hatte schon frühzeitig europäische
[..]fahrer angezogen. Die holländisch-ostindische Kompanie begründete
[..]24 die erste Niederlassung mit dem Fort Zeelandia, in der Nähe des
[..]tigen Tai-wan-fu, wo dazumal das Dorf Sakam stand. Obgleich die
[..]esische Einwanderung schon lange im Gang gewesen war, scheint es noch
fester Organisation der chinesischen Regierung gefehlt zu haben, und
wurde den Holländern nicht schwer, ihre Macht über einen großen
[..]l der Insel auszubreiten. Sogleich beim Beginn der Ansiedlung wurde
: die kirchlichen Bedürfnisse durch Aussendung eines Schriftvorlesers
[..]rgt, und 1627 traf der erste ordinierte Pastor Georg Candidius
, der mit einiger Unterbrechung 10 Jahre lang im Segen thätig war.
[..] zweiter, Robert Junius, wie jener von herzlichem Eifer für das
[..]ch Gottes beseelt, wurde 1629 sein Gehilfe. Beide bemühten sich von
[..]ang an die Sprache der Eingebornen zu erlernen, in die sie den Kate-
[..]mus und verschiedene Schriftstücke übersetzten. Die Arbeiten dieser
[..]en Männer machen nichts weniger, als den Eindruck einer nur äußer-
[..]en Gewinnung sogenannter „Reischristen“. Es scheint, daß sie es mit
Unterweisung ihrer Täuflinge ernst nahmen. Schon um Weihnachten
[..]28 hatte Candidius 128 Katechumenen, die sich die wichtigsten Stücke
christlichen Lehre mit Verständnis angeeignet hatten, die er jedoch noch
[..]t taufte. Drei Jahre später wurden 700 in die christliche Kirche auf-
[..]ommen. Es scheint, daß die Eingebornen für die neue Religion sehr
[..]änglich waren. Die Einflüsse der chinesischen Einwanderung hatten
[..]l ihre bisherigen Sitten bereits erschüttert, ohne daß die Kultusformen
Chinesen schon im Volksleben festgewurzelt waren. Als die Missio-
[..]e 1636 mit dem Gouverneur eine Reise durch die Insel machten,
[..]den sie ein solches Entgegenkommen der Bevölkerung, daß sie berichteten,
weitere Geistliche seien erforderlich, um die sich dabietenden Gelegen-
[..]en zur Ausbreitung des Christentums wahrzunehmen. Leider entsprach
Kolonialbehörde diesem Winke nicht, sondern sendete immer nur ein-
[..]e Geistliche, von denen etliche bald starben, und einer von seinem
[..]te entsetzt werden mußte. Bis 1643 arbeitete Junius mit diesen
[..]ilfen, eine Zeit lang behindert durch Anordnungen eines ihm und seinem
[..]rke nicht günstigen Gouverneurs. Als er die Insel verließ, befanden
auf derselben 5900 eingeborne Christen in organisierten Gemeinden.
[..]s Christentum machte in der nächstfolgenden Zeit noch weitere Fort-
[..]tte. Gegen Ende der fünfziger Jahre waren auf Formosa nicht

[1]) Wir folgen den aus Valentyns Werke geschöpften Mitteilungen Campbells.

weniger als 9 Missionare thätig. Auch im Norden gab es christliche Gemeinden und selbst auf den benachbarten Fischerinseln (Pescadores) war ein Anfang gemacht. Es scheint jedoch, daß man bei der Aufnahme der Bekehrten nicht mehr so vorsichtig war, wie die ersten Missionare. Es gab große Scharen von Christen, die bei einer sogleich zu erwähnenden Wendung ohne weiteres wieder abfielen.

Die Mission auf Formosa ging nämlich samt der holländischen Kolonie zu grunde in den politischen Wirren, die dem Sturze der Ming-Dynastie durch die Mantschu (1644) folgten. Ein Anhänger der ersteren, der sich lange siegreich gegen die Eindringlinge gehalten hatte, mußte sich 1661 zurückziehen. Er wählte Formosa als Zufluchtsstätte, das er als ein dem Ming-Reiche gehöriges Gebiet reklamierte. Die Holländer suchten sich zu behaupten. Fort Zeelandia wurde belagert, während die im Lande zerstreuten Holländer, auch Missionare und Schullehrer, unter schrecklichen Grausamkeiten ermordet wurden. Die tapfere Besatzung hielt sich dreiviertel Jahr lang. Da aber kein Entsatz kam, erkaufte sie endlich freien Abzug auf dem einzigen noch vorhandenen holländischen Schiffe mit der Übergabe des Forts. Von da ab hörten Hollands Beziehungen zu Formosa auf. Die Chinesierung der Eingebornen scheint seitdem ungleich schnellere Fortschritte als früher gemacht zu haben. Unter derselben wurde das eben gepflanzte Christentum völlig ausgerottet, so daß nach Verlauf von 2 Jahrhunderten von demselben keine Spur mehr zu entdecken war.

2. Mission der Englischen Presbyterianer.

a) Gründung. Formosa steht in nächster Beziehung zur Provinz Fu-kien, deren Verwaltung es unterstellt ist. Aus der südlichen Hälfte dieser Provinz, der Gegend von Amoy, stammten größtenteils die Ansiedler, und mit ihnen ist der nach jener Stadt genannte Dialekt auf der Insel herrschend geworden.

Dort auf dem Festlande besteht eine der ältesten und der fruchtbarsten evangelischen Missionen in China. Die Londoner Gesellschaft begann daselbst die Arbeit schon 1844. Sieben Jahre später traf Dr. Burns von der englisch-presbyterianischen Kirche ein. Die Amerikanische (holländisch)-reformierte Kirche übernahm 1854 ihre dortige Mission. Die drei Denominationen wirken auf jenem Gebiete in herzlichster Eintracht zusammen; die beiden letztgenannten haben sogar eine einheitliche kirchliche Organisation hergestellt.

Bei dem häufigen Verkehr zwischen Amoy und Formosa konnte es nicht ausbleiben, daß ein Absenker dieser Mission nach der Insel verpflanzt wurde. Es geschah von ihrem englisch-presbyterianischen Zweige.

em Rev. Carstairs Douglas 1860 sich längere Zeit daselbst auf-
lt und in der Folge seinen Besuch öfters wiederholte. Aber erst 1865
nte der zwei Jahre zuvor eingetroffene Missionsarzt Dr. Maxwell
t Errichtung einer selbständigen Mission auf Formosa vorgehen. Er
llte sich in Tai-wan-fu niederlassen; aber durch die Feindseligkeit der
nesischen Ärzte vertrieben, ging er nach dem 5 Meilen südlicher gelegenen
n-kau, einem der Vertragshäfen, wo einige europäische Kaufleute
hnten, an denen er soviel Rückhalt fand, daß er ein kleines Hospital
richten konnte. Durch seine glücklichen Kuren gewann er bald das
rtrauen der Bevölkerung. Durch Patienten, die vom Lande gekommen
ren, verbreitete sich das Evangelium nach verschiedenen Dörfern. Die
ngen Gemeinden blieben standhaft trotz schwerer Verfolgungen, nament-
h im Jahre 1868, wo eine Kirche zerstört und ein Missionsgehilfe ge-
inigt wurde, während andre langwierige Kerkerhaft erduldeten.

Inzwischen war auch in der Hauptstadt Tai-wan-fu von einem
dern Missionar, mit besserem Erfolg als beim ersten Versuche, eine
tation gegründet, ebenfalls mit einem Hospital, das bald seine An-
hungskraft bis weit in den Norden der Insel spürbar machte. Nicht
oß im Tai-wan-Distrikte, sondern auch in den, nach Norden zu folgenden
istrikten von Kagi und Tschiang-hoa entstanden zahlreiche Dorf-
meinden. Im letzteren Distrikte gehört die Bevölkerung zum Stamme
r Sek-hoan, während in den beiden andern Pi-po-hoan die Haupt-
völkerung bilden. Beides sind chinesierte Stämme malaiischen Ur-
rungs. Nur im südlichen Teile des Gebiets hat es die Mission mit
in chinesischer Bevölkerung zu thun.

Über diese verschiedenen Felder der engl.-presbyt. Mission auf For-
osa liefert Missionar Campbell in dem oben erwähnten Werke als
ugenzeuge zum Teil recht anschauliche Schilderungen, denen wir die fol-
nden Mitteilungen entnehmen.

b) **Arbeiten unter den Pi-po-hoan.** Anfangs 1872 machte
ampbell seinen ersten Besuch bei den betreffenden Gemeinden östlich von
ai-wan-fu, die erst zwei Jahre zuvor gegründet waren. Der Marsch
ch Bak-sa währte 9 Stunden. Der Fußweg führte zunächst durch
pige Zuckerrohrfelder, sodann bergauf bergab immer höher. Eine Strecke
ußte man sich neben einem brausenden Bergbach hinaufquälen durch eine
lsenkluft, so eng, daß hier und da die beiden Felsenwände mit den Händen
berühren waren. Endlich war eine Höhe erreicht, die nach Westen zu
en herrlichen Blick über die fruchtbare Ebene bis zu dem glitzernden
asser der Formosa-Straße darbot, während nach der andern Seite,
einem freundlicheren Thale, die erste christliche Kirche sich zeigte. Im

Hintergrunde türmte sich eine Bergkette über die andre: eine großartige Gebirgslandschaft. — In dem armseligen, aus Lehm und Bambus errichteten Kirchlein sammelte sich während der nächsten Tage eine hübsche Anzahl von Christen, die durch ihren Ernst und ihr anständiges Benehmen einen guten Eindruck machten. Der Bau einer größeren Kirche war schon in Vorbereitung. Kam-a-na, Kong-a-na und Poah-be waren die andern Dörfer, in denen schon Kirchen standen, das letztgenannte, 1½ d. Meilen von Bak-sa nordwestlich. Obgleich in dieser Gegend nur 6 Jahre zuvor die ersten christlichen Anregungen gegeben waren, hatte die Mission an 300 unter Anfechtungen und Verfolgungen bewährten Christen schon reichliche Früchte gewonnen. Campbell blieb dort eine volle Woche.

Bei einer andern Gelegenheit beschreibt er die Prüfung der von den Katechisten in jenen Dörfern vorbereiteten zahlreichen Taufbewerber. Die meisten hatten eine genügende verstandesmäßige Erkenntnis des Heilswegs; manche aber zeigten durch ihre schlichten, treffenden und ergreifenden Antworten auch das Werk des heiligen Geistes an ihren Herzen. Tag für Tag war der Missionar von früh bis zum Eintritt der Dunkelheit mit solchen Prüfungen beschäftigt. Bei der Tauffeier waren gegen 500 Personen in der Kirche zu Bak-sa. Die Zulassung der Taufbewerber erfolgte nach Entscheidung der Ältesten; die Gemeinden hatten bereits die volle presbyterianische Organisation. Die Neuaufgenommenen nahmen sogleich teil am heiligen Abendmahl. — Beim folgenden Besuche in Bak-sa wird die neue Kirche erwähnt. Ein schöner Ernst waltete über der Versammlung. Das Abendmahlsopfer der kleinen Gemeinde betrug damals nahezu 40 Mk. In Kong-a-na waren die Fortschritte weniger erfreulich. Von den Taufbewerbern konnte keiner zugelassen werden, weil allen das Verständnis für die Rechtfertigung aus Gnaden fehlte. Überhaupt mußte man vorsichtig sein, weil viele die Taufe, zugleich mit abergläubischem Mißverstande, als das Ziel ansahen, bis zu dem man sich zu bemühen habe, um nachher ein fertiger Christ zu sein, dem allerlei Wohlthaten verbürgt wären.

Zu Bak-sa wurde 1877 die dritte größere Kirche erbaut. Die andre drohte einzustürzen, da das Ziegeldach die leichte Bambuskonstruktion zu sehr belastete. Die christliche Gemeinde trug zum Bau 800 Mk. bei, außer vielen Naturalleistungen, wie z. B. 20 000 Backsteinen. Das schöne solide Gebäude liegt etwas südlich vom Dorf, umgeben von Gartenanlagen. Der reichliche übrige Raum des Grundstücks dürfte jetzt seiner Bestimmung gemäß zum Predigerhaus und Garten verwendet sein. Die Kirche hat 400 Sitzplätze. An der Ostseite ist eine erhöhte Plattform, auf der sich außer dem Pult des Predigers die Sitze der Ältesten befinden. Die Ausstattung des Gebäudes läßt nichts zu wünschen übrig; auch solide Glasfenster fehlen nicht. — Bei der Einweihung war die Kirche dicht gefüllt. Viele Christen waren von ferne gekommen. Die große Versammlung sauber gekleideter Leute und ihr anständiges, ernstes Benehmen bildete einen sprechenden Gegensatz zu den Zuständen, welche die Missionare einst bei ihren ersten Besuchen hier vorgefunden hatten.

Die bisher besprochenen 4 Außenstationen liegen im Tai-wan-Distrikte. Nach Norden jenseits des Tsan-bun-Flusses grenzt an denselben der

Kagi-Distrikt mit gleichnamiger Hauptstadt. Hier treten die Gebirge weiter nach Osten zurück, so daß die fruchtbare Ebene eine noch größere Ausdehnung gewinnt. Auch dies Gebiet ist überwiegend von Pi-po-hoan bewohnt, unter denen sich ebenfalls mehrere christliche Gemeinden befinden.

Die nächste, zu Hoan-a-tschhan, 3½ d. Meilen nordöstlich von Taiwan-fu, war bei Campbells erstem Besuch noch nicht organisiert. Er fand nur 30 Zuhörer, arme Pi-po, die im Kampf ums Dasein gegen chinesische Ansiedler einen schweren Stand hatten, sich auch stumpfer und schwerfälliger als manche ihrer Landsleute zeigten. Auch zu Thau-sia hatten sich erst vor nicht langer Zeit, aus Veranlassung der Gottesdienste in dem Nachbardorfe, 10 Familien dem Christentum zugewandt. Das kaum eine Stunde entfernte Dörfchen (welches auch von Poah-be leicht zu erreichen ist) liegt schon in den Bergen, von hohen Bäumen beschattet, wie wenige auf Formosa. Fast eine Tagereise (4 Meilen) weiter nördlich liegt Peh-tsui-ke mit der wichtigsten Gemeinde dieses Bezirks, die jetzt gewöhnlich nach dem Weiler der genannten Dorfschaft, in dem die Kirche steht, Giam-tscheng genannt wird. Der Weg dahin führt durch einen Marktflecken, Tiam-a-khau, der in der Geschichte dieser Mission eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Dort hat Gå-tschi-ko seinen Sitz, das Oberhaupt des in dieser Gegend sehr verbreiteten Geschlechts Gå, der sich den Regierungsbehörden gegenüber geradezu eine Selbständigkeit angemaßt hat. Er ist so zum Räuberhauptmann geworden, der in allen Dörfern seine Anhänger und Helfershelfer hat und über eine Macht verfügt, welche die Mandarinen fürchten. Sie haben mit ihm nicht gern etwas zu schaffen und finden sich nötigenfalls durch leere Redensarten mit ihm ab. Seine bewaffneten Banden rauben und brandschatzen ungestört, während der Hauptmann in seinem verschanzten Gehöfte stets zahlreiche Bewaffnete zum Schutze hat. Damals hatte Gå-tschi-ko, wie es scheint, noch nicht seinen Haß auf die Christen geworfen. Campbell fand die junge Gemeinde in erfreulichem Wachstum. Ein früherer einflußreicher Gegner, der Dorfschulze, zeigte sich völlig umgewandelt. Anstatt der Ahnentafel prangten in seinem Hause die 10 Gebote. Bei jener Gelegenheit wurde ein großer Haufe Ahnentafeln[1]) feierlich verbrannt. Campbell rühmt die schlichten, aufrichtigen Christen, die er dort kennen lernte.

„Ich kann dreist behaupten, daß es schwer sein würde, ruhigere, unanstößigere und rechtlichere Leute zu finden. Kleine Diebstähle ihrerseits gehören der Vergangenheit an. Dem Glücksspiel haben sie entsagt und man wird vergeblich darauf warten, von ihren Lippen schlechte Reden zu hören. Selbst ihre heidnischen Nachbarn erkennen es an, daß die Christen sowohl in ihren

[1]) Da dieselben für erbrechtliche Fragen von Bedeutung sind, war zuvor eine beglaubigte Abschrift genommen.

äußeren Verhältnissen, wie in ihrem Charakter, eine entschiedene Wendung zum besseren zeigen." (S. 374.)

Die wachsende christliche Gemeinde und der öftere Besuch der Missionare scheint jedoch dem Gä-tschi-ko schließlich unbequem geworden zu sein. Das Fung-schui gab die Veranlassung zu einem Angriff her. Eine Vergrößerung der Kirche wurde unter dem Vorwande, daß man einem Ahnengrabe zu nahe komme, untersagt. Da selbst nach chinesischen Begriffen der Einwand nicht zutreffend war, bauten die Christen weiter. Bald darauf erschien eine Bande, die ein Christenhaus ausplünderte, Vieh wegtrieb und mehrere Personen tödlich verwundete.

Campbell wurde aus einem der andern Dörfer hinzugerufen. In der Nacht aber erschien noch einmal eine Mordbrennerbande, welche die Kirche und sodann das Haus des Predigers, in welchem der Missionar schlief, anzündeten. Als er erschrocken von seinem Lager auffahrend entfliehen wollte, wurde er mit Spießen in das brennende Haus zurückgetrieben. Glücklicherweise vertrieb der Rauch auf einen Augenblick die Verfolger von der Thür. So gelang es C. zu entweichen. Über einen Damm und durch eine Hecke dringend stürzte er in einen Graben, wo er eine Weile bewußtlos liegen blieb, bis er zu sich kommend Leute, die im Felde mit Fackeln jedenfalls nach ihm suchten, bemerkte. Er verkroch sich und erwartete in hilflosester Lage den Morgen. Endlich kam der eingeborne Prediger, der ihn mit einigen alten Kleidungsstücken versah und ihn nach der Distriktstadt Kagi rettete. Auch hier nahm die Bevölkerung eine bedrohliche Haltung an. Nur durch sehr energisches Auftreten vor dem Mandarinen erlangte der Missionar sicheres Geleit nach Tai-wan-fu.

Durch Vermittlung des britischen Gesandten wurde eine Genugthuung herbeigeführt, die jedoch nur sehr ungenügend ausfiel. Einige verkommene Subjekte wurden dazu gemietet, sich einsperren zu lassen. Der offizielle Bericht sagte, die Schuldigen seien bestraft. Den Christen wurde eine Entschädigung von 400 Mk. gezahlt, die kaum den dritten Teil des angerichteten Schadens deckte. Die Verfolgungen gingen fort. Viele der armen Leute waren so eingeschüchtert, daß sie ihre Wohnungen verließen und irgendwo in den Wäldern einen Zufluchtsort suchten.

Auch die vierte Dorfgemeinde in jenem Distrikt, zu Ka-poa-soa[1], hatte damals schwer zu leiden.

Ein trefflicher alter Mann waltete dort des Ältestenamtes: Un-ong, ein Blinder, dem einst die Räuber beide Augen ausgestochen hatten, was dort öfter vorgekommen ist. Als er sich bekehrte, war sein früherer Rachedurst einem aufrichtigen versöhnlichen Sinne gegen seine Feinde gewichen. Trotz seiner Blindheit hatte er einen weiten Einfluß erlangt und selbst Gä-tschi-ko machte einen Versuch ihn durch ein verlockendes Anerbieten auf seine Seite zu bringen. Der redliche Mann schlug es aber rundweg ab. Bei den folgenden an Christen verübten Räubereien gelang es seiner Umsicht einmal, die Thäter

[1]) „O" ist Halbvokal, fast wie „w" zu sprechen.

r Anzeige zu bringen. Aus Rache dafür wurde er überfallen und er-
rdet.

Trotz der fortgesetzten Verfolgungen sind jene Gemeinden nicht zurück-
gangen, sondern stetig gewachsen. Ja in neuerer Zeit sind mehrere
ue hinzugekommen, selbst in Tiam-a-khau, dem Räubernest, ist eine
che. — Auch in der Distriktshauptstadt, Ka-gi, deren Bevölkerung aus-
ließlich chinesisch ist, gelang es nach mehrfachen vergeblichen Versuchen,
ne Missionsstation anzulegen und eine Gemeinde zu sammeln.

c) Unter den Sek-hoan. Jenseits des Hâ-boe-Flusses schließt sich
 Ka-gi gegen Norden der Distrikt Tschiang-hoa an. Die Bevölkerung,
mentlich des nordöstlichen Teiles, gehört einem andern chinesierten ma-
ischen Stamme an, den Sek-hoan, zu welchem durch Kranke, die im
ospital zu Tai-wan-fu Heilung gefunden, der Same des Evangeliums
bracht worden war. Ziemlich weit im Norden (17½ M. v. Tai-wan-fu)
gt die Station Toa-sia, auf der Campbell schon 1872 eine ausgedehnte
meinde fand. Noch in höherem Maße schien die andre in dem 2½
eilen nördlicher gelegenen Lai-sia erfreulich aufzublühen. In jenem
lichen Thal erschien das Feld reif zur Ernte. Der Empfang des
issionars war ein ungemein herzlicher. An manchen Gemeindegliedern
r das Werk des heiligen Geistes unverkennbar. Besonders gerühmt
d der brave, bescheidene und fromme Kirchenälteste, Bun-liong. Zu
a-sia fehlte das tiefere Verständnis „für die geistliche Natur und
nktion der Kirche Christi". Der Zudrang zur Taufe schien fast in
r Neigung der ganzen Einwohnerschaft unter Mitwirkung irdischer
tereſſen zum Christentum überzutreten, begründet. Allerdings stellte es
 später heraus (242 f.), daß fast alle Mitglieder der dortigen Ge-
nde Schulden hatten, und viele von ihnen in kleine Prozesse verwickelt
ren. Sie hatten in dieser Richtung vom Christentum Vorteil erwartet.
otzdem ist die Verkündigung des Evangeliums auch an jenem Orte
t vergeblich gewesen, wenn auch manche Übergetretene aus der Gemeinde
der ausgeschlossen werden mußten.

Das interessanteste Feld der Sek-hoan-Mission war seinerzeit das zu
-sia, südöstlich von Toa-sia. Zwischen den mächtigen Bergen mitten
 der Insel befindet sich dort eine fruchtbare, wohlbewässerte Ebene,
hrscheinlich ein altes Seebecken, das in neuerer Zeit viele Sek-hoan
 Ansiedlung lockte, trotzdem die Nähe der wilden Aborigines sehr ge-
rlich war. Campbell und Dickson führten 1872 ihren Besuch — es war
rhaupt der zweite, welchen Europäer jener entlegenen Gegend abstatteten
in Begleitung von 58 bewaffneten Christen aus. Zwei starke Tagereisen,
ßtenteils mit mühsamem Bergsteigen durch eine großartige Landschaft

waren erforderlich, um das stille Thal zu erreichen, in dem damals 33 Dörflein (mit gegen 6000 Bewohnern) zerstreut lagen. In dreien derselben waren Christen.

Ein Mann, Namens Khai-san, der bei Verwandten in Toa-sia erkrankt, von dem Missionshospital gehört und mit einigen andern Patienten seinen Weg nach Tai-wan-fu gefunden hatte, war als Christ 1870 in seine Heimat zurückgekehrt. Seine Bemühungen um Einführung des Evangeliums waren daselbst so erfolgreich, daß man im folgenden Jahre zwei Gehilfen nach Po-sia schickte. Als nach einigen Monaten mehrere Missionare die weite Reise machten, fanden sie eine große Anzahl von Katechumenen, deren 22 getauft wurden. In den drei Dörfern O-gu-lan, Gu-khun-soa und Toa-lam[1]) wurde der Bau von Kirchen eingeleitet. Bei jenem zweiten Besuch wurden 35 Taufbewerber geprüft und 7 von ihnen aufgenommen. Willige, redliche Zuhörer boten fortwährend Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums. Einer der dort stationierten Gehilfen, „I-am" hatte brav gearbeitet, auch mit Erfolg einigen Kindern Schulunterricht erteilt.

Aus den Mitteilungen unsres Gewährsmannes über seine weiteren Besuche bei den jungen Gemeinden heben wir aus dem Jahre 1875 folgendes hervor.

Die Bewegung für das Christentum unter den sich stets mehrenden Thalbewohnern hatte bedeutende Fortschritte gemacht. Gegen 600 Hörer drängten sich zu dem Hauptgottesdienst, der zu Toa-lam, wo die aus Backsteinen erbaute Kirche fast vollendet war, gehalten wurde. Von 50 Katechumenen wurden 10 aufgenommen. Als sehr interessant beschreibt Campbell eine Versammlung von 140 Kindern, denen neben Ansprachen (NB. auch einer in ihrer Muttersprache) leibliche Erquickungen dargeboten wurden. Besonders wird der herzliche, liebliche Gesang gerühmt. Es werden alte Volksmelodien mit christlichem (chinesischem) Text gesungen. — Für die drei Gemeinden wurde eine Centralschule eingerichtet. — Um 1878 waren auf diesem Gebiete über tausend Personen, die sich zu den christlichen Gottesdiensten hielten. Aber schon mehrten sich die chinesischen Ansiedler, welche mit ihrer überlegenen kulturellen Tüchtigkeit den Sek-hoan bedrohlich wurden.

Eine neue Verbindung war 1873 angeknüpft worden, die indessen den Erwartungen, die man damals hegte, nicht entsprochen zu haben scheint. Ein kranker Häuptling vom Stamme der Tu-ru-hoan ließ durch eine Deputation den Missionar in sein Dorf einladen. Hier kam dieser also zum erstenmal mit jenen wilden Aborigines in Verbindung, die den Schrecken der benachbarten civilisierten Stämme bilden. Einige von den in jener Gegend ansässigen Klans treiben mit Po-sia Handel. Aber sie sind alle Kopfjäger, die in Erbfeindschaft stehen gegen alles, was Chinese heißt oder chinesische Sitte angenommen hat, und die benachbarten Ansiedlungen mit ihren meuchlerischen Überfällen fortwährend in Aufregung erhalten. Im Gebiete von Po-sia sollen sie jährlich 10—15 Menschen ums

[1]) Später kam dazu auch eine Gemeinde in der Stadt Po-sia.

leben bringen. Alles was Campbell von diesen Wilden berichtet, stimmt uffallend überein mit den bekannten Schilderungen der Dajakken, Alifuren und anderer Stämme auf den Inseln des indischen Archipels, welche die Kopfsnellerei betreiben. Die Verwandtschaft jener Aborigines auf Formosa mit diesen malaiischen Völkerschaften dürfte außer Zweifel sein.[1]) Der kranke Häuptling wurde von seinem Fieber befreit. Er war dem Missi- onar sehr dankbar und bewies ihm und seinen Begleitern weitgehendes Vertrauen. Aber es scheint nicht, daß die offene Thür zur Begründung eines neuen Missionswerkes benutzt wurde. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die reichen Missionserfolge unter den stammverwandten Batakken und Alifuren die Arbeit unter jenen Aborigines viel versprechend erscheinen lassen mußten.

Beiläufig sei bemerkt, daß auf jener Reise Campbell noch weiter nach Süden vordringend den großen Gebirgssee entdeckte, von dem man bis dahin nur eine dunkle Kunde hatte. Er nannte ihn nach Candidius, dem ersten Missionar auf Formosa. Vermutlich war diese Entdeckung die Veran- lassung seiner Wahl zum Mitglied der Londoner Geograph. Gesellschaft.

Aus neuerer Zeit finden sich in dem vorliegenden Werk keine ge- naueren Mitteilungen über die Po-sia-Missión. Der E. P. Jahresbericht von 1885 aber deutet einen Stillstand an. Es sind dort mehr und mehr Chinesen eingedrungen. Früher zeigten sich nur vereinzelte chinesische Händler. Jetzt finden sich in diesem Gebiet schon Beamte angestellt, die natürlich den Fortschritten der christlichen Gemeinden Hindernisse in den Weg legen. Die Leute scheinen es zu merken, daß sie in dem immer eftiger entbrennenden Kampf ums Dasein den geschickteren, thatkräftigen, hlauen Chinesen nicht gewachsen sind. Sie sind entmutigt, namentlich da iemand ihnen ihren Unterdrückern gegenüber zu ihrem Rechte verhilft. Da sie om Christentum in dieser Beziehung keine Vorteile sehen, schwindet ihr frü- rer Eifer. Die Missionare verhehlen sich nicht, daß die Sek-hoan-Bevölkerung ner schönen Ebene allmählich von Chinesen völlig verdrängt werden wird.

Auch Lai-sia mit seiner einst so viel versprechenden Gemeinde ist nicht ehr vorhanden. Die Kopfjäger trieben dort ihr Geschäft so arg, daß e Bewohner auswanderten, und das liebliche Thal ist nun eine Wild- s. Auch der brave Bun-liong war den Meuchelmördern zum Opfer fallen. Viele von den ausgewanderten Christen haben sich zu Toa-sia edergelassen und die dortige Gemeinde gestärkt.

[1]) Ganz ähnlich wie es — wenn ich nicht irre — auf Timor vorkommt, werden Köpfe durch Kochen präpariert. Die abgekochte Masse wird eingedickt und in rm von kleinen Kuchen gegessen, in dem Wahne, sich dadurch die Kraft des Er- rdeten anzueignen. D. Verf.

Die letztere hat sich erfreulicher entwickelt, als man früher hoffen konnte. Ein Zeichen ihrer Lebenskraft ist die auf ihre Kosten unternommene und erhaltene Mission in der Distriktshauptstadt Tschiang-hoa, die unter großen Schwierigkeiten und Gefahren 1886 durch Campbell begründet wurde. Dort gilt die Arbeit der chinesischen Bevölkerung.

d) Die Gemeinden im Süden der Insel sind die ältesten. Sie wurden von Ta-kau aus gegründet, wo anfänglich die Hauptstation bestand. Sie befinden sich in dem Hong-soa-Distrikt, welcher getrennt durch den Ji-tson-Fluß an Tai-wan im Süden grenzt. Die Bevölkerung ist durchweg chinesisch. Vorwiegend wird der Amoy-Dialekt gesprochen; doch giebt es auch einige bedeutende Hak-ka-Ansiedlungen. Aus Campbells Berichten über seine Reise in diesem Gebiete 1872 lernen wir Gemeinden kennen in der beträchtlichen Marktstadt Tang-kang, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in dem Dorfe Tek-a-kha und der Distriktsstadt Pi-thau, wo die Christen einige Jahre zuvor schwere Verfolgungen erduldet hatten. Damals aber standen die Sachen wieder hoffnungsvoll, obgleich die Mandarinen den Christen noch weiter grollten. Einige der gemißhandelten machten den Eindruck bescheidener, ernster Männer. Auch der Gottesdienst, um dessentwillen kleinfüßige Frauen mühsam weite Wege zurücklegten, war sehr erfreulich. Am nächsten Sonntage sammelten sich in der an der Nordgrenze des Distrikts gelegenen Marktstadt A-li-kang 50—60 Gäste zum heiligen Abendmahl. — Außer diesen Gemeinden werden in einem neueren Jahresbericht 8 andre aufgeführt, neben einer Hak-ka-Gemeinde zu Lam-gan. Dieser Ort liegt schon in den östlichen Bergen. Von dort machte Campbell einen interessanten Ausflug zu den Ka-le, einem Stamme der südlichen Aborigines, bei denen er freundliche Aufnahme fand. Aber auch hier führte die angeknüpfte Verbindung zu keinem Missionsunternehmen.

Ta-kau wurde 1876 als Hauptstation aufgegeben und so die europäischen Kräfte, die leider vielfach wechseln mußten, auf Tai-wan-fu konzentriert. Die nächste Veranlassung dazu gab die dringend nötig gewordene Gründung eines Predigerseminars, das mit 7 Zöglingen in der Hauptstadt eröffnet wurde und die Heranziehung aller europäischen Kräfte erforderte. Der frühere Plan, die Prediger in Amoy ausbilden zu lassen, hatte sich nicht als praktisch bewährt.

Auch die ärztliche Wirksamkeit konzentrierte sich fortan auf Tai-wan-fu, wohin Dr. Maxwell übergesiedelt war. Hier wie in Ta-kau hat er im Hospital der Mission die wichtigsten Dienste geleistet. Er blieb, bis 1884 durch den französischen Krieg die Ausländer gezwungen wurden, die Insel zu verlassen, da sie vor dem aufgeregten Volke ihres Lebens

nicht mehr sicher waren. Die Missionare zogen sich nach Amoy zurück. Maxwell sehnte sich nach seinem alten Arbeitsfelde, das er jedoch nicht wiedersehen sollte. Er mußte mit gebrochener Gesundheit in seine Heimat zurückkehren; wo er seine übrigen Kräfte im Dienste des Reiches Gottes verwertet.

Die erwähnte Unterbrechung der Mission erfolgte im September 1884 nach dem Bombardement von Ke-lung, als man auch in Tai-wan-fu ein solches erwartete. Das Volk, welches alle Ausländer zusammenwirft, hielt auch die Missionare für Angehörige der feindlichen Nation und nahm eine bedrohliche Haltung an. Der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes forderte alle britischen Unterthanen auf, sich einzuschiffen. Die meisten thaten es. Trotzdem blieben die Missionare Anderson und Thow in der Hauptstadt, bis ihnen die Erklärung der Blockade den Rückzug abschnitt. Es ist anzuerkennen, daß die chinesischen Behörden es sich angelegen sein ließen, das Volk darüber aufzuklären, daß die Missionare keine Franzosen seien. Trotzdem hatten die Christen viel zu leiden, wenn auch auf diesem Gebiete nicht wie im Norden ernstere Ausbrüche erfolgten. Am 15. April 1885 wurde die Blockade aufgehoben. Die Missionare, welche sich inzwischen zu Amoy nützlich gemacht hatten, kamen wieder, die entlassenen Seminaristen kehrten zurück, das Hospital füllte sich von neuem und die regelmäßigen Missionsarbeiten kamen wieder in Gang. Den bisherigen Erfolg derselben mögen folgende Zahlen[1]) veranschaulichen:

	Kommunikanten.	Getaufte Kinder.	Suspendierte Mitglieder.	Summa.
1878:	947	161	60	1168
1883;	1167	553	91	1811
1885:	1412	800	80	2292
1886:	1473	962	108	2543
1888:	1307	946	122	2375

Die letzten beiden Zeilen zeigen eine in neuster Zeit eingetretene Krisis. Der neuste Jahresbericht giebt darüber einige Bemerkungen, nach denen wir uns die Sache folgendermaßen erklären können. Die christlichen Gemeinden bildeten sich aus Angehörigen jener minder energischen Stämme (Pi-po-hoan und Sek-hoan)[2]), welche bedrängt von dem stetig forschreitenden

[1]) Leider liegen mir nur einzelne Jahresberichte vor, denen ich diese Zahlen entnehme. Es ist zu bedauern, daß die Angaben nicht nach den verschiedenen Feldern specificiert sind. Es ist nichts darüber zu finden, wie viel Chinesen und wie viel von den andern Stämmen unter den Bekehrten sind.

[2]) Die englischen Berichte bezeichnen dieselben ziemlich mißverständlich als „Aborigines“, woraus vielfach der Irrtum entstanden ist, als habe die Mission

chinesischen Elemente, an dem Missionar einen Beschützer und Förderer zu finden meinten. Viele von ihnen fanden sodann „durch den Geist Gottes etwas Besseres und Bleibenderes als weltliche Hilfe." Im ganzen aber lag die Schwierigkeit vor, die gesammelten Scharen durch fortgesetzten Unterricht immer tiefer in das Christentum einzuführen, wozu die erforderlichen Kräfte fehlen. Daß jährlich ein einmaliger oder höchstens zweimaliger Besuch eines Missionars, selbst wenn er eine Woche dauerte, nicht ausreichen konnte, liegt auf der Hand. In der Ausbildung eingeborner Prediger blieben manche Enttäuschungen nicht aus. Diese willigen, oft liebenswürdigen, aber sehr wenig energischen Naturen malaiischer Rasse sind kein sehr geeignetes Material für irgend welche selbständige Aktion. Unter kräftiger europäischer Leitung würden sie tüchtiges leisten. Der Mangel in letzterer Beziehung war den Missionaren schon längst sehr drückend, da sie den Bedürfnissen zu entsprechen nicht imstande waren. Bei den Gemeinden aber folgte Stillstand und Rückgang im geistlichen Leben und bei vielen eine Entmutigung, da sie ihre Hoffnungen auf Besserung ihrer socialen Lage unerfüllt sahen. Campbell hat in seinem Buch den Rückgang einer Gemeinde (Tek-a-kha) in einem besonderen Kapitel (S. 503—517) dargelegt. Es scheint seither in manchen andern ähnlich gegangen zu sein. Suspensionen und Exkommunikationen haben sich gemehrt. Die Missionare haben keinen leichten Stand. Daß unter diesen ungünstigen Verhältnissen die Mission dennoch Fortschritte macht, ist ein Zeugnis von den geistlichen Lebenskräften, welche sie gepflanzt hat und pflegt. Besonders erfreulich ist der Missionssinn, der in den Gemeinden waltet und sie zu selbständiger weiteren Ausbreitung des Evangeliums treibt. Neben dem schon oben erwähnten Fall von Tschiang-hoa ist hier die vor einigen Jahren begonnene Mission auf den Pescadores (Fischerinseln) hervorzuheben. Diese zur Präfektur von Tai-wan gehörige und von Chinesen bewohnte Gruppe in der Formosastraße war 1886 von Campbell besucht worden, worauf ein eingeborner Prediger stationiert wurde, dessen Unterhalt bezw. Besoldung ausschließlich von den Gemeinden auf Formosa getragen wird.[1])

Nach diesem Zeichen, denen sich noch etliche andere an die Seite stellen ließen, ist keineswegs zu befürchten, daß die Mission auf Formosa

---

bereits unter den unabhängigen Völkerschaften im Osten gearbeitet und Erfolge erzielt. Bis jetzt hat sie ihr Werk nur auf chinesisch-civilisiertem Grund und Boden.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei noch ein andrer jüngerer Zweig der engl. presbyt. Mission erwähnt, nämlich 3 Stationen auf der Ostküste der Insel im Gebiete der unabhängigen Stämme. Näheres darüber finde ich weder bei Campbell noch in den Jahresberichten.

nur ein Strohfeuer sei, dessen baldiges Erlöschen bevorstehe. Sie wird ihren Gang vorwärts gehen, wenn auch unter manchen Wandelungen. Aber der Frage kann sich eine eingehende Beobachtung nicht entschlagen, ob nicht die dort gebotene Gelegenheit größere Scharen unter den Einfluß des Wortes Gottes zu bringen, in andrer Weise benutzt, weit reichlichere Früchte gebracht haben würde? (Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.[1])

Von Merensky.

Der Begriff „Süd-Afrika" ist ziemlich unbestimmt, gewöhnlich faßt man unter diesem Namen die an der Südspitze des Erdteils der europäischen Kultur erschlossenen oder bekannt gewordenen Gebiete zusammen. Zu diesen Gebieten sind im Laufe der letzten Jahrzehnte fortwährend neue hinzugekommen, sodaß man jetzt unter dem Namen „Süd-Afrika" mit vollem Recht alle Länder bis an den Kunene und Sambesi, also bis zum 17. Grad südlicher Breite zusammenfaßt. Bis dahin, ja über diese Grenze hinaus, beeinflußt die im Süden festbegründete Kultur das Leben der eingeborenen Völker, bis dahin hat auch die christliche Mission ihr Arbeitsfeld ausgedehnt. Es ist ein ungeheures Gebiet, welches hier vor uns liegt. An seiner Basis (dem 17. Grade) mißt es von Küste zu Küste etwa 300 deutsche Meilen, während die Entfernung von hier nach der Südküste c. 200 Meilen beträgt. Fast 600 000 Kolonisten europäischer Abkunft wohnen hier mit 4—5 Millionen (nach des Verfassers Schätzung 4 350 000) Eingeborener, welche letzteren den verschiedensten Stämmen angehören. Die Verschiedenheit der Völker und der Kolonialstaaten, der wir hier begegnen, macht die Beschäftigung mit südafrikanischen Zuständen zu einer überaus mühevollen. Schon aus diesem Grunde ist es auch schwierig, einen sicheren Überblick über die südafrikanische Missionsarbeit zu gewinnen, wobei noch in Betracht kommt, daß in diese Arbeit sich mehr als zwanzig Missionsgesellschaften und kirchliche Gemeinschaften teilen, deren verschiedene Arbeitszweige oft wie ein Knäuel in einander verflochten erscheinen.

Wir beginnen unsere Übersicht im Westen des Landes, denn Mission

---

[1]) Ich hoffe mit dieser auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Übersicht geschieht den Missionsfreunden ein willkommener Dienst. Es herrscht über die südafrikanischen Missionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit gerade kein Überfluß an Klarheit; auch die Statistik über dieselben ist bisher eine ziemlich lückenhafte gewesen.

D. H.

und Kultur ist in Süd-Afrika von Westen nach Osten vorgeschritten, und fassen hier zunächst die Länder ins Auge, welche an der Westküste entlang außerhalb der Kapkolonie vom Oranjefluß nach Norden sich erstrecken.

I. Die Missionsarbeit im deutschen Schutzgebiet Süd-West-Afrika.

1. Namaland.

Das Gebiet, welches wir hier zu betrachten haben, ist mit Ausnahme einiger kleineren Landstriche (Bondelswarts, Jonathan Zeibs und Karel Zes Gebiet, sowie das Gebiet um Walfischbai) deutsches Schutzgebiet dem Namen nach. Freilich hat sich die deutsche Schutzherrschaft bisher nirgends fühlbar gemacht, ausgenommen den wieder verlassenen Hafenplatz Angra Pequena und den südlichen Teil des Hererolandes. Im eigentlichen Namalande sind die Zustände bisher unverändert geblieben.

Dieses Namaland dehnt sich vom Oranje bis zu dem 23. Grade südl. Breite aus, welcher Walfischbai durchschneidet. Seine Bevölkerung wird von Miss. Olpp auf 25 000 Seelen geschätzt, von Dr. Schinz wohl zu niedrig nur auf 8—10 000. Die Bevölkerung besteht aus den Ureinwohnern, den eigentlichen Nama, welche ihre ursprüngliche Sprache sich noch bewahrt haben, mit ihnen haben sich fünf aus der Kapkolonie eingewanderte Hottentottenstämme in das Land geteilt, „Khoi-Khoin" „Huttragende" genannt, welche mehr oder weniger das Kap-Holländisch angenommen haben, seit langer Zeit Kleider tragen, etwas Ackerbau treiben und Gewehre führen. Durch den Verkehr mit ihnen sind die Nama vielfach beeinflußt worden, so daß unter den Hottentotten auch in diesen Gegenden ein gewisses Maß von Kultur allgemein verbreitet ist, z. B. ist der Gebrauch des Ochsenwagens überall bekannt. Den Nama sind in dieser Hinsicht die „Bastards" (Bondelswarts Stamm um Warmbad, Vilanders um Rietfontein und v. Wyks um Rehoboth) noch überlegen. Buschleute hausen in kleineren Haufen überall und vertrieben durch ihre Räubereien noch in den letzten Jahren die Bewohner von Grootfontein. Weiter nördlich finden wir die Hau-Khoin oder Bergdamara, wohl die zum Volk gewordenen Nachkommen schwarzer Sklaven, welche die Sprache ihrer früheren Herren, der Nama, angenommen haben.

Der Wohlstand der Bevölkerung geht zurück. In früheren Jahrzehnten bot der reiche Wildstand des Landes Nahrung in Fülle, und die Jagd auf Strauße, Elefanten u. s. w. bot Aussicht auf Erwerb. Später bereicherten sich die Hottentotten und Bastards durch den an den Herero mit Hülfe der Feuergewehre geübten Viehraub. Jetzt verarmt die Bevölkerung. Aus den Kolonien aber ziehen Europäer und Buren als Händler in das Land und haben im Süden und Osten bereits viele der

besten Quellen gekauft (so Gibeon, Heiragabis, Hutab). Um das Elend voll zu machen mußte das in der Mitte des Landes gelegene Gibeon zu einem Ausgangspunkt von Räubereien, Kriegen und Unruhen werden. Hier hauste der berüchtigte Hendrik Witbooi, ein religiöser Schwärmer und Bandenführer, welcher sich von Gott berufen wähnt, ein Vollstrecker seines Gerichts über alle Bösen im Lande zu sein und sonderlich die Herero zu züchtigen. Neben ihm hauste dort Peter Bister, welcher im vorigen Jahre den Vater des Hendrik, den alten Moses, und dessen Ratgeber Adam Klaase erschießen ließ, aber bald darauf in Berseba selbst erschossen wurde. Im Norden, nahe bei Tsaobis, ist Jan Jonker von Hendrik getötet worden, Hendrik selbst betreibt aber noch immer sein abenteuerndes Räuberleben. In Hornkranz, seinem Wohnort, herrschte trotz allen Raubens Mangel und Hungersnot, er plant aber trotzdem einen größeren Schlag gegen die Herero.

Unter diesen Wirren hat auch das Missionswerk gelitten, welches durch Sendboten der rheinischen Gesellschaft[1]) seit 50 Jahren unter diesen Stämmen betrieben wird. Von Gibeon haben die Missionare sich zurückziehen müssen, und von Hoachanas floh das Volk, so daß Miss. Judt dort in schwerer Lage mit nur zehn Familien zurückblieb. Es ist ein beredtes Zeugnis für den segensreichen Einfluß, den Missionare üben, daß die Räuber vom Schlage Hendrik Witboois und Hendrik selbst ihr Leben und Eigentum schonen, ja, wie es hier geschehen ist, Vieh, welches den Missionaren oder der Mission gehört, wieder zurückerstatten, wenn es aus Versehen genommen worden ist. Auf den übrigen Stationen ist die Arbeit auch in der letzten Zeit in erfreulicher Weise fortgeschritten. Von Warmbad (Bondelswarts Stamm) wird berichtet: „Es geht ein Zug des Verlangens nach Gottes Wort durch den Stamm." In Keetmannshoop hatte man ein „reich gesegnetes Arbeitsjahr". Auf einer Predigtreise fand der Miss. Fenchel „viel Empfänglichkeit für Gottes Wort, ja zum Teil Heilsverlangen." In Bethanien wuchs (1888) die Gemeinde um 100 Seelen. In Berseba, wo sich die größte Gemeinde des Landes (924 Seelen) findet, ging die Arbeit ungestört ihren Gang. Im Norden konnte Miss. Heidmann in Rehoboth ruhig arbeiten, und die von Grootfontein herbeigezogenen Bastards übergaben hier 300 Stück „Missionsvieh" freiwillig dem Missionar, obwohl sie selbst ziemlich verarmt waren, während in Hoachanas die Kriege die Station fast ruinierten, und in Walfischbai unter den ungünstigen äußeren Verhältnissen die Gemeinde klein blieb. Als besonders wichtig zu erwähnen ist noch die am weitesten an den Rand der Kalihari-Wüste vorgeschobene Station Rietfontein, weil die hier wohnenden Bastards von Dirk Vilander einen Teil des wüsten Gebietes mit seinen Buschleuten beherrschen. Von Bedeutung für die Zukunft verspricht auch die Evangelistenschule in Keetmannshoop zu werden, für welche ein stattliches Gebäude hergestellt wurde. Obwohl es an trüben Zügen im Leben der Gemeinden nicht fehlt, wozu auch die immer wieder auflebende Branntwein-Einfuhr beiträgt, bietet die Nama-Mission im ganzen kein unerfreuliches Bild. Missionar Olpp meint, das

[1]) Quelle: Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. Barmen.

Volk sei „im ganzen im Zustand der Christianisierung", jedenfalls würden die Zustände in diesem Lande sich ganz anders anlassen, wenn nicht das Christentum bereits ein heilsamer Sauerteig für die Nama geworden wäre.

Statistik (1888) 9 Stationen: Warmbad, Rietfontein, Keetmannshoop, Berseba, Bethanien, (Gibeon), Hoachanas, Rehoboth, Walfischbai. 9 europ. Missionare. 32 eingeb. Helfer. 203 Katechumenen. 4414 Getaufte. 1700 Kommunikanten. 651 Schüler. Geldbeiträge der Gemeinden 2000 M.

2. Hereroland.

Unter den **Herero** (120 000 Seelen nach Dr. Schinz) arbeiten die rheinischen Missionare seit nun 46 Jahren. Obwohl dies ein kaffernähnliches Volk ist, so ist es doch nicht seßhaft, treibt auch keinen Ackerbau, sondern nur Viehzucht und entbehrt der festen Volksordnung, welche sich unter vielen verwandten Stämmen findet. Die Mission hat hier nach langem fruchtlosen Arbeiten ziemlichen Eingang gefunden, hat aber unter den beständigen Kriegen mit den Namastämmen schwer leiden müssen. Auch die Ausdehnung der deutschen Schutzherrschaft über das Land hat leider zu viel Beunruhigung der Missionsarbeit Anlaß gegeben. „Man schloß von seiten Deutschlands mit den Leuten Verträge ab, machte Versprechungen und übernahm Verpflichtungen, that aber dann nichts diesen Verpflichtungen nachzukommen, oder auch nur sich das Vertrauen der Herero zu erwerben." Ein im Lande geborener Engländer nutzte diese Lage der Dinge zu seinen Gunsten aus, wobei der Branntwein eine Rolle spielte. Dem Treiben dieses Mannes und seiner Freunde ist durch die unter Kommando des Hauptmann v. François stehende deutsche Schutztruppe vorläufig Einhalt gethan, allein die Art und Weise wie der mit den südafrikanischen Verhältnissen wenig bekannte Commandeur bisher aufgetreten ist, hätte beinahe zu den schlimmsten Verwicklungen geführt.

Die Berichte der Missionare zeigen, daß den Christen die Fleischessünden, der bei den heidnischen Gliedern des Volkes allgemein sich findende Hang zum Betteln und neuerlich auch die Versuchung zum Branntweingenuß viel zu schaffen machen. Das ganze Leben des Volkes, welches an einem gewissen Kommunismus leidet, erschwert die Entwicklung eines geordneten christlichen Familienlebens ungemein.

Schlimm war es auch, daß die Mission in die kolonial-politischen Wirren mit hineingezogen wurde, und dadurch die Stellung der Missionare eine Zeit lang Schaden litt. In Okahandja kam es sogar vor, daß Christen das Gebot der Häuptlinge, wodurch den Missionaren die Benutzung von Kirche und Schule verboten war, unterstützten. Doch geschah dies nur vorübergehend und teilweis in der Zeit der Hetzerei und Aufregung. Z. B. Miss. Meyer in Otjimbingue schreibt: „Gegen uns sind die Eingeborenen immer nett gewesen, und wo wir beleidigt oder gekränkt wurden, geschah es in Übereilung." Der Missionar kommt immer am weitesten, wenn er lieber leidet als droht und die Unwissenheit thörichter Menschen durch Wohlthun zu überwinden sucht.

Seit Pfingsten 1888 ging eine neue religiöse Bewegung durch die Gemeinden, und es ist ein gutes Zeichen, daß viele entfernter wohnende Häuptlinge um eingeborne Evangelisten baten. Europäische Missionare nehmen diese Leute oft gern um äußerer Gründe willen auf, bitten sie aber um eingeborene Evangelisten, so bezeugen sie dadurch ein wirkliches Verlangen nach dem Wort der Wahrheit. Als am 15. August zwischen den Zwartbooischen Nama und den Herero in Omaruru Frieden geschlossen wurde, beherrschten die Christen die Verhandlungen, die mit Gebet und einige Tage später durch einen Dankgottesdienst beschlossen wurden. Die aus den Bergdamara gesammelten Gemeinden machten den Missionaren Freude.

Das Helfer-Seminar (Augustineum) in Otjimbingue ist am Anfang d. J. 1888 von Missionar Brinker wieder eröffnet worden. 15 Zöglinge erhalten darin ihre Ausbildung. Zwei derselben sind Ovambo vom Stamme der Ovakuenjama. Die rheinische Gesellschaft erwägt die Frage, ob dieser Umstand nicht ein Fingerzeig für sie sei, ihre Arbeit auf das Gebiet des Ovambovolkes auszudehnen.

Statistik 1888. 7 Stationen: Otjimbingue, Omaruru, Omburo, Otjosango, Okahandja mit Otjizeva, Otjosazu, Okambahe. 7 europ. Missionare. 35 eingeb. Helfer. 2146 Getaufte. 757 Kommunikanten. 552 Schüler. 211 Katechumenen. Geldbeiträge der Gemeinden 1730,90 M.

3. Ovamboland.

Unter den Ovambo (neuerdings auch Ambo genannt, mit Weglassung des Plural-Präfixes Ova), einem teilweise ackerbauenden Volk von etwa 120 000 Seelen (nach Schinz), arbeiten seit 1870 Missionare der finnländischen Mission.[1]) Sie haben schwere Pionierarbeit thun müssen. Hier herrscht noch die Willkür der heidnischen Häuptlinge, unbeschränkt durch den Einfluß einer benachbarten christlichen Kolonie. Hier ist das Morden von Leuten, die der Zauberei angeklagt werden, noch ganz gewöhnlich. Im Norden, wo der Einfluß portugiesischer Sklavenhändler das Land beunruhigt, konnten 1882 jesuitische Missionare getötet werden, wie weiter südlich im Jahre 1887 Jordan, ein Führer ausgewanderter Kapkolonisten. Zur Zeit stehen dort vier finnische Missionare in der Arbeit, von denen drei erst 1886 ausgesendet wurden. Indessen haben die älteren Missionare die Sprache und die Sitten des Volkes erkundet, obwohl Fieber und Mühsale der mannigfaltigsten Art mehrere zu frühzeitiger Rückkehr nach Europa nötigten. Jetzt ist ein langsamer Fortschritt zu konstatieren. 1881 fand die erste Taufe statt, 1883—1886 stieg die Zahl der Getauften von 70 auf 80, während der Zeit von 1886—1888 aber von 80 auf 205. Am Pfingstfeste des Jahres 1887 konnte ein Missionar 51 Heiden taufen, und zehn Tage später taufte ein anderer 23 Personen.

[1]) Quelle: Mitteilungen des Miss.-Insp. Töttermann in Helsingfors. Berichte der Gesellschaft: Missionstidning för Finland. Helsingfors.

Eingewurzelte Sünden und heidnische Sitten machen den Getauften unter den obwaltenden Umständen viele Not, indessen wird Zucht geübt, und die Gemeinden ließen sich willig finden, jährliche Beiträge zu Missionszwecken (Besoldung eingeborener Gehilfen) zu geben.

Auch politische Verwicklungen erschwerten die Arbeit. Seit 1883 befehdeten sich zwei Bewerber um die Häuptlingschaft, Kambonde und Nehale. Letzterer behandelte die Missionare tyrannisch, beraubte sie und nahm ihnen endlich einen Wagen; da flohen im Sept. 1888 die Bedrängten zu Kambonde, wohin ihnen die meisten Christen folgten. In diesen Wirren wurden von vier Stationen zwei aufgegeben. Nehale hat aber die Missionare gebeten zu ihm zurückzukehren. Eine andere Station will man in Onkoambi anlegen. In die Sprache des Volkes sind übersetzt: Die Psalmen, das Ev. St. Lucä, Luthers Katechismus und ein Gesangbuch. Die bibl. Geschichte von Kurtz ist im Druck.

Statistik: 4 Missionare. 2 Stationen. 205 Getaufte.

In den westlichen Gebieten der Kalahari-Wüste, sowie in den daran stoßenden nördlichen Gegenden leben überall zahlreiche Buschmannhorden zerstreut, welche im Norden den Ovambo, südlicher den Herero, dann den Nama und Bastards unterworfen sind. Besonders zahlreich sollen die Gabe-Buschleute am mittleren Nosop-Flusse sein (sie sollen 6000 Seelen zählen). Sie leben oft in vollkommen wasserlosen Einöden, ganz oder fast ganz auf die den Wassermelonen entnommene Feuchtigkeit angewiesen. Wohl auf allen Stationen, die diesen Gebieten nahe liegen, sind auch Buschleute getauft worden, der Mission ist es aber bisher nicht gelungen sie in ihren Einöden zu erreichen.

Gesamtstatistik I.

Statistik der Mission im deutschen Schutzgebiet S.-W.-Afrika 1888.

	Stationen	Europ. Missionare	Eingeb. Helfer	Kommunikanten	Getaufte	Schüler
Nama-Land	9	9	37	1709	4414	651
Herero-Land	7	7	35	757	2146	552
Ovambo-Land	2	4		?	205	c. 50
Summa:	18	20	72	?	6765	1253

(Fortsetzung folgt.)

Politik und Mission in China.

Von Missionar Eichler.

Die Frage nach den Beziehungen, in welchen die Mission in China
genwärtig zur Politik steht, kann für den Missionsfreund nicht ohne
nteresse sein. Im folgenden soll versucht werden, diese Beziehungen
weit als möglich darzulegen. Von selbst ergeben sich zwei Seiten der
etrachtungsweise: 1. Das Verhalten der chinesischen Regierung und
. das Verhalten der christlichen Regierungen, resp. ihrer Vertreter gegen-
ber der Mission.

Fast jede Zeitung, welche von China kommt, meldet von Unruhen
nd Aufständen, die zum Teil gegen die Fremden im allgemeinen, zum
eil aber auch direkt gegen die Mission gerichtet sind. So war im
rigen Sommer die Bevölkerung von Kanton wieder einmal eine Zeit
ng in Aufregung gegen die Fremden und die unsinnigsten Anklagen
rden unter dem Volk durch Extrablätter verbreitet. Ein englisches
iegsschiff mußte im Juli zum Schutz der Fremden nach Kanton gesandt
rden, denn schon hatte man sich thätlich an einem der angesehensten
ewohner der Fremdenkolonie Schamin vergangen und ihn mit Schmutz
d Steinen beworfen.

Zu derselben Zeit wurde berichtet von Unruhen in Hankow und
unking, zwei der größten Handelsplätze am obern Yang-tzu-kiang,
issionsstationen der Londoner und China Inland-Mission.

Weiter wird unter dem 9. November von einem Missionar Little
s Nan-káng, einer Stadt am Poyang-See, einer Station der China
land und der American Methodist Episcopal-Mission, berichtet, daß
e Bevölkerung schon seit Monaten in großer Erregung gegen die Mission
wesen sei, und daß am 6. November abends demzufolge ein Auflauf ent-
anden vor der Kapelle der China Inland-Mission. Der Distrikt-Mandarin
m zwar schleunigst und ließ die Frauen der Fremden in seinen Gerichtshof
ingen. Er ermahnte auch die Menge, sich zu zerstreuen, jedoch in sehr
eideutiger Weise. Unter anderm soll er gesagt haben: „Diese Fremden
ben nach den Verträgen ein Recht, Jesum hier zu predigen, und wenn
r an ihn glauben wollt und in die Kapelle gehen, so könnt ihr es
un; ich bin ein Beamter, ich glaube nicht an ihn, in der That, ich ver-
scheue ihn von ganzem Herzen." Kaum hatte er ausgeredet, so begann
e Menge das Zerstörungswerk. Als die Kapelle niedergerissen war,
ng es an das Opium-Hospital der China Inland-Mission. Auch dies
urde zerstört. Am folgenden Morgen, vor Tagesanbruch, waren schon
ieder Tausende und aber Tausende auf den Beinen, um die Kapelle der
ethodisten zu einem Trümmerhaufen zu machen. Der Präfekt, welcher

den Aufstand dämpfen wollte, nachdem sein Unterbeamter die Gemüter erst entflammt hatte, wurde mit Steinwürfen von der Menge begrüßt; ja man zertrümmerte seinen Palankin und er mußte sich in seinen Gerichtshof flüchten, um sein Leben zu retten.

Viele Beamte in China, hohe und niedere, besonders aber auch die besitzende und gebildete Klasse der Bevölkerung, sind wie dieser Distrikt-Mandarin. Äußerlich und öffentlich erklären sie dem Volk, daß es die Fremden den Verträgen gemäß zu dulden hat, im Grunde aber weiß das Volk durch Privatäußerungen derselben Leute nur zu gut, daß es ihnen den größten Gefallen thut, wenn es gegen die Fremden vorgeht. So war es in der Kanton-Provinz in den Jahren 1883 und 1884, während des französisch-chinesischen Krieges. Der Vicekönig Chang und der kaiserliche Gesandte Päng, die höchsten Beamten, waren feindlich gesinnt; was wunder, wenn ihnen das Volk öfters eine Freude bereitete durch Zerstörung christlicher Kapellen oder sonstigen fremden Eigentums.

Was thut nun die chinesische Regierung, wenn durch einen solchen Aufruhr die Missionen oder Fremde überhaupt an ihrem Eigentum geschädigt werden?

Nach den Verträgen ist sie verpflichtet, Schadenersatz zu leisten, allein sie sieht diesen Paragraphen als ungerecht an, und oft verzichten die Fremdmächte, vor allem die englische Regierung, aus Gründen, welche weiter unten klar gelegt werden, auf das Recht, die Einhaltung der Verträge zu fordern. Besonders in Missionsangelegenheiten ist es jetzt ungemein schwierig, Schadenersatz zu erhalten.

Wie weit der nichtamtliche oder private Haß gegen die Mission bei einzelnen einflußreichen Beamten geht, zeigt folgender Vorfall: Vor zwei Jahren ließ der schon erwähnte Vicekönig von Kanton, Chang Maueranschläge in der Stadt Kanton machen, durch welche die wohlhabenden Bürger aufgefordert wurden, sich zu einer Aktiengesellschaft zu vereinigen behufs der Gründung von Silber- und Zinnbergwerken in der Provinz Kwangsi. In diesen Aufforderungen war ausdrücklich gesagt, daß die Christen als solche von dem Unternehmen ausgeschlossen sein sollten. Es ist jedoch falsch, wenn man annimmt, daß diesem hohen Beamten und seiner Partei nur die Missionare ein Dorn im Auge seien.

Das gesteigerte Selbstgefühl der Chinesen gegenüber den Fremden hat zwei Ursachen: eine ist der französische Krieg in Tonking, die andere ist die Ausweisung der Chinesen aus Amerika und Australien. Besonders das Vorgehen der letztgenannten Länder hat die Chinesen tief beleidigt und sie fühlen sich zurückgesetzt in der Gleichberechtigung der Nationen. Schon mehrfach hat man von Peking her gedroht, das jus talionis in

Anwendung zu bringen und auch die Amerikaner aus China auszuweisen. So weit ist es bis jetzt jedoch noch nicht gekommen.

Es giebt aber auch unter den hohen und niedern Beamten des Reiches immer noch hie und da einen, welcher den Fremden im allgemeinen und der Mission im besondern wenigstens Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen. So ließ ein Distrikt-Mandarin in Poklo in der Kanton-Provinz eine Kapelle der Londoner Mission, welche im September 1884 zerstört wurde, durch die Bewohner der umliegenden Dörfer, welche sich erwiesenermaßen an dem Zerstörungswerk beteiligt hatten, wieder aufbauen. Auch den Katholiken gewährte er Schadenersatz.

Im Anschluß hieran verdient hervorgehoben zu werden, daß die große Freigebigkeit und die persönlichen Anstrengungen der Fremden für Linderung der letzten großen Hungersnot eine sonst unerhörte Anerkennung von seiten der höchsten Würdenträger des Reiches und des Kaisers selbst gefunden hat. Die Europäer in den Hafenstädten Chinas haben große Summen aufgebracht. In England wurde gleicherweise eine Kollekte veranstaltet; der sogen. Mansion House Fund, belief sich schließlich auf 620000 Mk. Alle diese Summen wurden zum größten Teil durch Europäer, meist Missionare, auf die uneigennützigste Weise in den Hungerdistrikten verteilt. Das hat den Chinesen doch einen Eindruck gemacht. Der Vicekönig von Nanking reichte eine Denkschrift ein an den Kaiser, worin er ihn an die Verdienste der Fremden erinnerte und Anerkennung derselben befürwortete. Diese Denkschrift wurde genehmigt. Ein Mr. Drummond, der sich durch Verteilen der Liebesgaben in aufopferungsvoller Weise hervorgethan, erhielt den Rang eines Mandarin. Andere Komitees bekamen Gedenktafeln, und die Königin von England und alle, welche zur Linderung der schrecklichen Not beigetragen, erhielten den kaiserlichen Dank dafür. Die Times brachte im Dezember vorigen Jahres einen Artikel hierüber und schrieb unter anderem:

„Hätte in früheren Zeiten ein Beamter wie der Vicekönig von Nanking es gewagt, was kaum denkbar gewesen wäre, den Hof von Peking an die Tugenden der fremden Eindringlinge zu erinnern, und an den Nutzen, den ihre Dazwischenkunft für eine große Anzahl verhungernder Chinesen gehabt, er würde seine unpatriotischen Ergüsse bald haben bereuen müssen. Die Gegenwart von Fremden auf dem geheiligten chinesischen Boden erschien der ganzen Beamtenklasse als ein Schimpf. Das Ärgernis, welches ein solcher Beamter gegeben hätte, würde für noch schwerer angesehen worden sein durch die Andeutung, daß die Dienste dieser fremden Eindringlinge nötig gewesen seien für die Erhaltung chinesischer Unterthanen; denn das würde ja zu dem Schluß geführt haben, daß ihre eigene Regierung unfähig gewesen wäre, dieselben am Leben zu erhalten. Der betreffende Gouverneur würde für solche Denkschrift nur wegen indiskreter Offenherzigkeit bestraft worden sein. Jetzt,

im Gegenteil, wird dem jungen Kaiser geraten, durch seine Unterschrift seine völlige Zustimmung zu erteilen. Das, was in dem Denkschreiben vorgeschlagen ist, wird ausgeführt. . . . Damit könnte man diese Thatsache als abgeschlossen betrachten. Allein die Stimmung, welche Anlaß zu dieser offiziellen Anerkennung der fremden Freigebigkeit gegeben hat, legt Zeugnis ab von einer derartigen Revolution im chinesischen Bewußtsein, welche die Beziehungen zwischen China und der andern Welt dauernd verbessern wird. Die Chinesen sind nicht zu tadeln dafür, daß sie sich angewöhnt haben die Fremden, welche unter ihnen leben, als solche zu betrachten, welche sich hauptsächlich nur von selbstsüchtigen Motiven leiten lassen. Die westlichen Völker haben sich den Eintritt ursprünglich auf eine Art und Weise erzwungen, daß man es den Eingeborenen verzeihen kann, wenn sie dieselben nicht für besonders gütig und selbstlos halten. Auch haben sie ihr erzwungenes Bleiben im Reich nicht immer zur Erlangung solcher Dinge benutzt, welche in den Augen der Chinesen hochherzig erscheinen konnten. Die Anstrengungen, welche in der Ausbreitung des Christentums gemacht werden, können die Chinesen nicht für solche halten, welche rein heroischen und selbstaufopfernden Zwecken dienen, obwohl dies höchst wahrscheinlich nicht Schuld der Missionare ist. In der Hilfeleistung hingegen, welche den Opfern der letzten Dürre gewährt wurde, und in der Energie, mit welcher man tausende von Meilen entfernt Beiträge sammelte, konnte kein egoistischer Plan, weder im Hintergrunde noch sonstwo entdeckt werden. Die einfache Thatsache, daß jeder Heller der Summe, welche kollektiert war, ohne Abzug für irgendwelche Ausgaben, für die allgemeine Wohlfahrt verwendet wurde, hat fühlbar die chinesische Einbildungskraft bewegt. An sich selbst würde eine solche Kollekte jedoch nicht genügt haben, die Herzen der Chinesen auf wirksame Weise milder zu stimmen gegen die westlichen Eindringlinge. Engländer, Amerikaner, Franzosen und Deutsche, müssen bereits durch ihr Leben und die Behandlung ihrer chinesischen Nächsten nach und nach die Chinesen von dem Verdacht geheilt haben, der so natürlich war unter den Umständen ihrer erstmaligen Bekanntschaft. Der jüngste Erweis fremder Wohlthätigkeit hat den hervorragendsten Beamten eine willkommene Gelegenheit geboten, eine verschiedene Betrachtungsweise zu offenbaren Wesen gegenüber, welche sie früher nur für „Barbaren“ und „fremde Teufel“ halten konnten. Des Vicekönigs Depesche nach Peking ist ein angenehmes Symptom eines Wechsels, welcher stattgefunden hat in der moralischen Haltung Chinas gegenüber seinen Gästen aus dem fernen Westen.“

So erfreulich eine solche Kundgebung ist, so darf man sich doch durch dieselbe nicht täuschen lassen. Die Mehrzahl der Beamten ist doch noch von großem Mißtrauen gegen die Fremden erfüllt. „China für die Chinesen,“ das ist ihr Wahlspruch. Ist das schon auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete der Fall, so noch mehr auf religiösem. Hier verhalten sich auch die Beamten, welche sonst den Fremden freundlich gesinnt sind und dem Fortschritt das Wort reden, durchaus apathisch. Und in diesem Punkt berühren sich ferner die Vertreter der christlichen Nationen mit den chinesischen Beamten. Damit sind wir beim zweiten Teil dieser Erörterung angelangt.

Vor allen Dingen ist hier zu bemerken, daß die Gesandten und Konsuln auswärtigen Mächte eine äußerst schwierige Stellung in China ein-ten; daß ihre Instruktionen dahin lauten, den Frieden unter jeder ngung aufrecht zu erhalten; daß die Chinesen nicht nur dies wissen, ern auch, über die Lage Europas unterrichtet sind. Dazu kommt die rst wichtige Thatsache, daß ein fortwährender Wettkampf, eine leiden-tliche Konkurrenz der Vertreter der fremden Nationen jetzt an der esordnung ist in bezug auf Handelsinteressen, Ankauf von Kriegs-sen und Kanonen, Anlegung von Forts und Eisenbahnen, Anschaffung elektrischem Licht ꝛc. Besonders dieser letztgenannte Umstand trägt u bei, daß die chinesischen Beamten oft sogar den sonst geheuchelten ziellen Respekt vor den fremdländischen Beamten beiseite setzen und e unverhohlen ihre Verachtung fühlen lassen. Anläßlich der Klagen, che darüber von Zeit zu Zeit laut geworden sind, schrieb Chinese es im März 1888:

„Der Fehler liegt auf seiten der ausländischen Gesandten selbst, welche so lange eine unschickliche Behandlung haben gefallen lassen. Wenn auch llgemeinen Instruktionen ihrer betr. Regierungen in Übereinstimmung der erungen des gesunden Menschenverstandes konziliatorisches Verhalten ge-t, so muß dieses doch nicht so ausgelegt werden, als hieße es Bücklinge en vor den Mandarinen. Wenn das corps diplomatique nur ein-g handeln wollte, man würde beliebige Regeln der Etikette aufstellen n. Warum geschieht dies nicht? Darum, weil so manche der Gesandten derinteressen zu verfolgen haben und sagen, wie St. Augustin, als er um heit bat, „aber noch nicht gleich.“ So wird das Hauptprincip eines twollen Verkehrs, welches für alle Nationen und für alle Zeiten giltig ist, te gesetzt, weil bald dieser, bald jener Gesandte, eine besondere Gunst den Chinesen zu erbitten hat, und weil er, bis er dieselbe erlangt hat, n Anspruch auf seine Unabhängigkeit machen darf. Die Lage ist natürlich vert worden, seit es Mode geworden ist, daß die fremden Gesandten delsagenten (brokers = Unterhändler) sind. Diplomatische Gebräuche n wenig bei solchen, denen es vor allem anliegt, ein finanzielles oder strielles, oder anderes Geschäft abzuschließen. . . . Vergegenwärtigen sich Gesandten der Fremdmächte wohl, was die Repräsentation von 30, oder oder 50, oder 60 Millionen civilisierter, intelligenter, progressiver Ein-ner in sich schließt! Ist damit keine Würde verbunden, oder nur so viel, durch eine erbärmliche Gunst hinweggeschachert werden kann? Die Geschichte Zeiten erzählt von einem, der hungrig war und seine Erstgeburt für Speise verkaufte. Er erhielt wenigstens sein Linsengericht.“

Im Dezember 1888 brachte der North China Herald einen andern kel anläßlich der Thronbesteigung des jungen Kaisers und der damit ussichtlich verbundenen Verwicklungen. Es wurde darauf hingewiesen, Wen Tung Ho, der Großhofmeister des Kaisers stark gegen die nden und fremdes Wesen überhaupt eingenommen sei, was, da er

großen Einfluß auf den Kaiser habe, möglicherweise zu einer Krisis führen könne. Unter anderm wurde gesagt:

„In der gegenwärtigen drohenden Lage Europas wird keine der großen Vertragsmächte sich in einen Krieg mit China einlassen, welchen es möglicherweise vermeiden könnte. Diese Thatsache ist jedoch so gut bekannt in Peking, daß die chinesische Regierung dadurch verleitet werden kann, sich einmal zu viel herauszunehmen. Die wirkliche Gefahr, welche uns droht, ist ein Mangel an Festigkeit von seiten der auswärtigen Regierungen, und ein zu augenscheinliches Verlangen, auf gutem Fuß mit China zu bleiben. Nichts ist mehr geeignet, das nämliche Unglück, was man dadurch abwenden möchte, herbeizuführen. . . . Man muß in bezug auf chinesische Politik immer daran denken, daß die gegenwärtig regierende Dynastie der Tartaren oder Mandschu eine fremde ist. Sie würde längst von Thron und Reich verjagt sein, wenn ein Umstand nicht wäre: der denkbar größte Zwiespalt und die Eifersucht unter den chinesischen Beamten und das ungeheure Mißtrauen, daß jeder hohe (und wohl auch niedere) chinesische Beamte gegen den andern hegt. Den Grundsatz ‚teile und herrsche' versteht jedoch die regierende Dynastie sehr gut, und sie zeigt erstaunliche Geschicklichkeit in der praktischen Anwendung desselben. Gegenwärtig untergräbt von den höchsten und einflußreichsten chinesischen Würdenträgern immer einer den andern, und die Mandschu-Regierung sieht das nur zu gern. Der eine leitende Gesichtspunkt der Staatskunst in China in bezug auf die äußere Politik ist nun dieser, daß man die fremden Regierungen gegeneinander aufhetzt, wie man es so erfolgreich mit den einflußreichsten Beamten des eignen Reichs macht. Leider ist nur zu viel Grund vorhanden für die Annahme, daß sie bisher hierin außerordentlichen Erfolg gehabt hat und in Zukunft noch mehr haben wird, denn der Zusammenhang zwischen Repräsentanten der Vertragsmächte in Peking ist jetzt viel geringer, als er früher war. Der Kampf, Aufträge zu erhalten für Kriegsschiffe, Kanonen, Schiffswerfte, Eisenbahnen &c. hat Anlaß gegeben zu einer demoralisierenden Konkurrenz zwischen den Gesandten einiger Fremdmächte in Peking, welche ihren Einfluß bei der chinesischen Regierung sehr geschwächt hat. Merkwürdig dabei ist, daß Frankreich während der letzten zwei Jahre den Löwenanteil an den großen Geschäfts-Kontrakten erhalten hat."

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, wird das Folgende leichter verständlich sein. Im vorigen Sommer wurde von Peking her berichtet:

„Klagen von Missionaren, beides, Katholiken und Protestanten, kommen aus den Provinzen und häufen sich ziemlich rasch, während kein Fortschritt gemacht wird, sie zu erledigen. Ein Gesandter soll den fast gemeinen (abject Vorschlag für ein allerkleinstes Maß der Einhaltung der Verträge gemacht haben, welcher jedoch von dem chinesischen Ministerium für auswärtige Angelegenheiten in Peking ebenso verworfen wurde, als ob es übergroße Forderungen gewesen wären. Der betreffende Gesandte bot sich nämlich an, in jeder Provinz nur mit einem einzigen Ort zufrieden zu sein, welcher von der chinesischen Regierung zu bestimmen wäre, und was auch immer seine Nachteile seien, so wolle er die Missionare seiner Nationalität auf denselben beschränken, aber vergeblich."

Ein großer Übelstand, welcher aus den hier geschilderten Zuständ

rt, ist der, daß von den Dorfältesten und Gemeindevorstehern an
m Vicekönig hinauf die chinesischen Christen in Rechtsfällen auch
ntangesetzt und ungerecht behandelt werden; sie sind gleichsam ex-
rt. Im Mai 1887 erschien in der North China Daily News ein
von einem Missionar Richard, in welchem derselbe anläßlich häufiger
en und der immer wiederkehrenden Verfolgungen der Christen und
Schutzlosigkeit den Vorschlag machte, daß sowohl protestantische wie
ische Missionsgesellschaften ihre eigenen ständigen Deputierten oder
mächtigten in Peking haben sollten, die autorisiert sein sollten, mit
iserlichen Regierung zu unterhandeln. Wenn letztere Beschwerde
gegen Missionare, so könnten diese offiziellen Vertreter dieselben
erantwortung ziehen; und umgekehrt könnten sie Ausschreitungen,
man sich gegen Missionen und Missionare zu schulden kommen
am rechten Orte melden und Abhilfe erlangen. Dieser Vorschlag
gemacht in dem ausdrücklich betonten Bestreben, daß Mission und
möglichst getrennt werde. Darin sind sich wohl gegenwärtig alle
ntischen Missionare einig, daß die Vermischung der Politik mit der
n — sei es nun, daß dieselbe so weit getrieben wird, wie bei den
sen und der römisch-katholischen Mission, sei es, daß nur bisweilen
glische, deutsche, oder amerikanische Konsul mit seiner Macht und
guten Willen hinter dem Missionar steht — der Ausbreitung des
ntums auf die Dauer nur schaden kann. Es besteht in dieser
g jetzt auch nicht die mindeste Gefahr. Abgesehen von einigen
n und amerikanischen Beamten, welche sich immer noch gern
h der Missionare und der Mission in schwierigen Fällen annehmen
, wenn es noch in ihrer Macht läge, steht die Mission jetzt ganz
s da. Die englische Regierung thut am wenigsten für die Missio-
Selbst da, wo sie nach den Verträgen ein Recht hätte, hat sie den
n erklärt, daß sie von diesem Recht keinen Gebrauch machen will.
em Vorschlag des Missionar Richard gegenüber steht der eines
hen Gelehrten, Namens Wong Chi Chun. Derselbe findet sich in
neueren chinesischen Werke betitelt: „Die nachsichtige Behandlung,
die gegenwärtige Dynastie Leuten aus der Ferne angedeihen läßt."
Werk erschien nach dem französischen Krieg und der Autor ermahnt
esische Regierung zu strengerem Vorgehen gegen die Fremden. Einem
, welchen der Rev. J. W. Pearce von der Londoner Mission in
seinerzeit für die China Mail in Honkong machte, sind folgende
i entnommen. Der Gelehrte schreibt unter anderm auch gegen die
chung der römisch-katholischen, französischen Missionare in die
he Rechtspflege, welcher sie sich dadurch schuldig machen, daß sie

ihre Bekehrten dem Mandarin gegenüber oft in Schutz nehmen. Er ſchlägt nun vor, daß „Perſonen, welche zum Chriſtentum übertreten, gezwungen ſein ſollten, ihr Alter, ihren Wohnort und Namen den Ortsvorſtehern des Diſtrikts, zu welchem ſie gehören, zu melden, und daß ein beſonderes Regiſter für Konvertiten geführt werden ſolle." Wenn dies ausgeführt würde, ſo wäre es eins der wirkſamſten Mittel, die Chineſen vom Übertritt zum Chriſtentum abzuſchrecken. Der ſchlaue Chineſe, der übrigens früher ſelbſt in naher Beziehung zu einem proteſtantiſchen Miſſionar geſtanden haben ſoll, nennt die franzöſiſchen Miſſionare Jeſuiten; er hat jedoch einen chineſiſchen Ausdruck gewählt, welcher ebenſogut proteſtantiſche Miſſionare und proteſtantiſche Chriſten bezeichnen kann.

Inzwiſchen hat man katholiſcherſeits ſelbſt erkannt, daß der Schutz Frankreichs unter gewiſſen Umſtänden ſehr gefährlich werden kann für die Miſſion. Eins der wichtigſten Ereigniſſe der Neuzeit auf dem hier beſprochenen Gebiet iſt daher die Loslöſung der römiſch-katholiſchen Miſſion von der franzöſiſchen Politik, welche ſich im Laufe des vorigen Jahres vollzogen hat. Bis dahin ſtanden alle katholiſchen Miſſionare, ob ſie Deutſche oder Italiener waren, unter franzöſiſchem Schutz. Der franzöſiſche Krieg mit Tonking hat jedoch der katholiſchen Miſſion ſo viel geſchadet, daß die Miſſionare es ſelbſt wünſchen mußten, daß ihre Miſſion von den Chineſen fernerhin nicht mehr mit der franzöſiſchen Regierung identifiziert werde. Dazu kam, daß die deutſche Regierung auch nicht länger dulden wollte, daß deutſche Miſſionare, weil ſie Katholiken waren, in China unter Frankreichs Protektorat ſtehen ſollten. Ende September vorigen Jahres kam von Peking die Nachricht, daß auf Befehl des Kardinal Simeoni, Präſidenten der Propaganda, alle deutſchen katholiſchen Miſſionare ſich von nun an auch unter die Jurisdiktion und den Schutz der deutſchen Regierung zu ſtellen hätten.

Bei der relativen, ja oft abſoluten äußern Schutzloſigkeit der Miſſion in China, iſt es nicht zu verwundern, daß in den letzten Jahren die Unruhen im Innern ſich häuften und öfters Miſſionseigentum zerſtört wurde. Das wird auch für die nächſte Zukunft ſo bleiben, beſonders ſo lange die fremden-feindliche Partei, mit dem einflußreichen Hofmeiſter des Kaiſers, Wen Tung Ho an der Spitze, noch ſo mächtig iſt. Die Haltung, welche ſowohl die chineſiſche Regierung, als die Vertreter der chriſtlichen Mächte der Miſſion gegenüber einnehmen, iſt dem Volk nicht unbekannt. Man weiß allſeitig nur zu gut, daß die Miſſion als ein aufgezwungenes Übel nur geduldet iſt, und verhält ſich dem entſprechend. Stellt man ſie doch in gewiſſen Kreiſen mit dem Opium auf eine Stufe, indem man ſagt: „China does not want Opium and Missionaries."

Die Missionare beklagen sich jetzt wenig oder gar nicht über die bestehenden Verhältnisse und sind meist dankbar, wenn sie unter dem zweifelhaften Schutze ihrer Pässe und nach dem höchst zweideutigen Recht der Verträge ungehindert reisen und das Evangelium predigen dürfen. Noch ist China offen. Wenn die Gesandten irdischer Könige und Machthaber ihre oft schwierige und erfolglose Stellung dort behaupten, so dürfen die Botschafter Christi noch weniger verzagen. Wenn die Kaufleute trotz aller Hindernisse Mut und Ausdauer haben, mit den Chinesen Handel zu treiben, muß die Missionsgemeinde noch viel größere Freudigkeit zeigen, den Chinesen die köstliche Perle darzubieten und anzupreisen.

Karikatur des Tagebuchs eines englischen Missionars.

Unter der Überschrift: „Aus dem Tagebuche eines Missionars“ ist jüngst wieder ein hämischer Artikel durch einen ganzen Haufen von Zeitungen gelaufen, aus dem man lernen kann, daß man Kartenhäuser baut, wenn man der jüngst so oft gerühmten freundlichen Stellung unsrer Tagespresse zur Mission zu viel Vertrauen schenkt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Artikel aus ultramontaner Feder stammt. Haltung und Ton ist ganz danach angethan und wir wissen ja, wie gern sich die ultramontanen Kuckucks gewisser Organe der liberalen und liberalisierenden Presse als Nester bedienen, um ihre Eier hineinzulegen. Es würde dies freilich nicht möglich sein, wenn zwischen den Kuckucks und den Nestern nicht eine gewisse Wahlverwandtschaft herrschte. Wo es missionärt, kann man von vornherein selten auf Wohlwollen und Verständnis für die evangelische Mission rechnen. Wenn es nicht so traurig wäre, könnte man es als lustig bezeichnen, wie eine Redaktion von der andern blindlings solch einen Artikel buchstäblich abdruckt, ohne daß es ihr in den Sinn kommt, ihn zu prüfen bezw. die Quelle einzusehen, auf die er sich angeblich stützt.[1]) Im vorliegenden Falle ist diese Quelle noch dazu

[1]) Ähnlich ist es mit einer Korrespondenz gegangen, welche die deutsche Kolonialzeitung (1890, Nr. 2 S. 25) brachte, und in der es u. a. hieß: „Es sind nicht nur englische Händler, sondern englische Missionare, welche dem Südseeinsulaner zur Förderung des Bekehrungswerkes den Rumbecher reichen und in ihm den Hang nach Feuerwasser erwecken. Auf den Salomonsinseln sucht ein baptistischer Missionar seinem wesleyanischen Kollegen, der dem Täuflinge nur 2 Glas Rum darbietet, die zu rettenden Seelen durch Spendung von 4 Glas abspenstig zu machen und für sich zu gewinnen.“ Man kann es schwer begreifen, wie die D. Kz. eine ebenso unsinnige wie hämische Verleumdung drucken konnte! Auf den Salomonsinseln sind weder wesleyanische noch baptistische Missionare; wo aber immer englische Missionare sich befinden, sind sie fast ausnahmslos strenge Temperenzler und

eine englische, nämlich das Buch des Missionar Ashe: Two kings of Uganda or life by the shores of Victoria Nyanza; beeing an account of a residence of six years in Eastern Aequatorial Africa (London 1889). Ich glaube nicht, daß ich den abdruckenden Redaktionen unrecht thue, wenn ich so kühn bin zu behaupten, daß keine einzige das genannte Buch auch nur in Händen gehabt, geschweige gelesen hat. Einen großen Respekt bekommt man dadurch vor der Großmacht der Presse allerdings gerade nicht. Ich habe mir das in Deutschland wohl noch ziemlich unbekannte Buch kommen lassen, und war erstaunt: die Dinge in ihm ganz anders zu finden, als der genannte Artikel sie entweder entstellt oder ganz und gar erdichtet hat. Nun zur Sache.

Gleich der Anfang des Artikes ist ebenso hämisch wie unwahr.

„Es hat dem englischen Missionar Robert P. Ashe gar nicht in Uganda gefallen, wie sein eben veröffentlichtes Buch „Two kings of Uganda" auf jeder Seite beweist. Der ehrwürdige Herr hat nämlich gefunden, daß die Neger Wesen seien, „aller Verbrechen fähig", auch die getauften Neger. Er meint sogar, diese Dinge, nämlich die Verbrechen, seien in allen Menschenherzen und würden bei den Kulturvölkern gewöhnlich nur durch die anererbte und anerzogene Dressur zurückgehalten. Den Negern fehle diese Dressur, und so könne der kleine Bobby, der getauft sei, zwar geläufig lesen, prächtig die Psalmen singen und tadellos die Gebete hersagen, aber er sei der böse Bube geblieben, der er vor der Taufe war: verlogen, naschhaft, ungehorsam, diebisch, kurz mit seinen Kameraden die Verzweiflung derjenigen, die das Glück hatten, ihn zu „bekehren".

Der Artikelschreiber scheint die sonderbare Ansicht zu haben, daß unsre Missionare in die Länder der Heiden gehen, damit sie sich amüsieren. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, monatelang selbst in täglicher Todesgefahr, durch fortgehende grausamste Ermordungen ihm teurer junger Christen aus einer Traurigkeit in die andere versetzt, den despotischen Launen eines auf dem Throne sitzenden Wüstlings und Mörders preisgegeben, hat Missionar Ashe in Uganda seine Pflicht gethan. Das Buch ist voll der ergreifendsten Partien aus der Märtyrerzeit der Ugandamission, welche Ashe ganz mit durchlebt hat; aber ohne auch nur mit einem Worte des in dieser Zeit bewiesenen Heroismus zu gedenken, spöttelt der Artikelschreiber: es habe dem Ashe „nicht in Uganda

seit Jahrzehnten führen sie den energischsten Kampf gegen die Branntweineinfuhr. Das ist etwas allgemein bekanntes. Dazu hatte in Nr. 5 (S. 61) der genannten Zeitung D. Grundemann eine Berichtigung veröffentlicht. Trotzdem und alledem macht auch diese Verleumdung jetzt die Runde durch eine Anzahl politischer Blätter. Man sieht daraus, daß es weder mit der Sachkenntnis noch mit dem Wohlwollen gegen die Mission bei den betreff. Herren Redakteuren weit her ist.

gefallen." Ich weiß nicht, wie der spöttelnde Herr in ähnlicher Lage sich benommen haben würde, vermutlich hätte es ihm aber viel weniger „gefallen." Wenn in einer solchen Zeit einmal eine Schwäche über einen Mann kommt, so hätte jedenfalls nur der ein Recht, einen Stein auf ihn zu werfen, dem es „gefällt", wenn monatelang täglich das Schwert des Henkers oder der Scheiterhaufen ihm in Aussicht steht. Übrigens ist Missionar Ashe *sofort* nach seiner Heimkehr nach England *wieder* nach *Ostafrika zurückgekehrt* und hat auch seinen treusten Freund, den aus der Uganda-Passionsgeschichte wohlbekannten Walker willig gemacht, ihn zu begleiten (S. 250). Ich begreife nicht, wie angesichts dieser Thatsache der Artikelschreiber die Stirn gehabt haben kann zu schreiben: „Aber froh ist Mr. Ashe doch, daß er wieder in England ist und nicht mehr in Uganda beim König Muanga."

Ebenso unwahr sind die angeführten Urteile Ashes über die Neger und die Negerchristen. Sofort S. 2 schreibt der verleumdete Missionar: „Ich hoffe auf den folgenden Seiten zu zeigen, daß Afrikaner die Keime eines soliden Charakters besitzen, der, wenn er entwickelt wird, sie befähigen wird, die destruktiven Elemente der westlichen Civilisation zu überwinden. Ist es so, dann liegt kein Grund vor, an der Zukunft der schwarzen Rassen Afrikas zu verzweifeln, noch zu meinen, daß die um ihres Heils willen geopferten Leben umsonst dargebracht worden seien." S. 45 erzählt Ashe eine Erfahrung von einem getauften früheren Sklavenknaben, der, obgleich er fließend lesen und die Gebete nachsagen konnte, doch ein Lügner und Dieb blieb und setzt hinzu: „Wenn das Vorhandensein solch einer Klasse von Christen, die nicht auf Grund tiefer Überzeugung glauben, immer anerkannt würde, so würden die so häufigen Vorwürfe, die man gegen sogenannte Bekehrte erhebt, in Wegfall kommen." Sonst redet Ashe mit viel bewundernder Liebe und rührender Zärtlichkeit von seinen Wagandachristen, besonders von den zahlreichen jungen Märtyrern, die mit so großer Standhaftigkeit für ihren christlichen Glauben ihr Leben gelassen haben. Es ist daher geradezu boshaft, Ashe Dinge sagen zu lassen, die das Gegenteil von dem sind, was er wirklich sagt.

Mit malitiöser Schadenfreude wird dann in dem Artikel als besonders „bitter" für die englischen Missionare erzählt, wie sie „wohl oder übel" von Muanga gezwungen, „an die französischen Väter schreiben und sie freundlich zur Rückkehr einladen mußten". S. 152 ist zu lesen: „Mackay[1]) kam — auf direkte Aufforderung — zu Muanga und der König erklärte ihm, er wolle fortan nichts mehr mit den Engländern zu

[1]) Wie die Zeitungen melden, ist dieser herrliche Mann, der seit 1876 ununterbrochen in Ostafrika thätig gewesen, jetzt dem Fieber erlegen. Ein großer Verlust.

thun haben und wies ihn an (directed), an die französischen Priester zu schreiben und sie einzuladen, nach Uganda zurückzukehren. Natürlich stimmte Mackay zu (to which of course Mackay agreed)." Punktum: weiter kein Wort. Im übrigen ist die Haltung Ashes gegen die katholischen Nebenbuhler durch das ganze Buch eine so noble, daß sie selbst den verbissensten Ultramontanen entwaffnen müßte.

Mit besonderem spöttischen Behagen wird dann folgende Geschichte erzählt:

„Kurze Zeit darauf ließ der König mehrere von den Engländern getaufte Negerjünglinge foltern und abschlachten. Die Missionäre mußten nach wie vor bei Hofe erscheinen. Mr. Ashe wagte es einmal, den König auszuforschen, was er überhaupt mit den Christen vorhabe. „Können Sie schwimmen?" erwiderte der König. Es war nicht möglich, etwas Anderes aus ihm herauszubringen als die Frage: „Können Sie schwimmen?" Bei der nächsten Audienz das nämliche Gespräch, die nämliche Frage des Königs: „Können Sie schwimmen?" — „Ja, ein wenig", erwiderte jetzt der Missionär. Der König ließ nun eine fette Ziege holen für den Missionär und sagte: „Wollen Sie in meinem Teiche schwimmen?" — „Mit dem größten Vergnügen", war die Antwort. — „Wann denn?" — „Wann es Ihnen beliebt?" — „Wollen Sie jetzt gleich schwimmen?" — „Ist es nicht ein bißchen zu spät?" — „Sie wollen jetzt nicht?" Das Letztere sagte der König mit einem solchen Tone, daß der Missionär es für geraten hielt, zu erwidern: „Doch, sofort, wenn es Ihnen Vergnügen macht!" Der König erhob sich dann von seinem Throne, nahm den Missionär bei der Hand und führte ihn hinaus zu dem Wasser, das mehr Sumpf als Teich war; zahlreiche Hofleute folgten, um das Schauspiel anzusehen. Der Missionär zog seine Kleider aus, stieg in den übelriechenden Sumpf und fing an zu schwimmen, zur großen Genugthuung des Königs. „Dann wandte sich der König", erzählt der Missionär weiter, „zu meinen Kleidern, untersuchte sie sehr aufmerksam und sagte, sie seien sehr schön, was mich nur mittelmäßig freute, denn ich fürchtete, er werde mich höflich ersuchen, sie ihm zu schenken. Aber er war guter Laune; sie hielt freilich nicht an, denn als der König in den Palast zurückgekehrt war, erinnerte er sich, daß ihm die Hosen des Missionärs am besten gefallen hatten; er schickte hinaus und ließ sich die Hosen schenken, zum großen Verdruß des Missionärs, denn Hosen sind in Uganda eine große Seltenheit, und 300 Meilen von Sansibar entfernt läßt sich ein Paar nicht so leicht ersetzen. Mit solchen Späßen rächte sich der König an den Missionären, die er glühend haßte, aber doch nicht umbringen zu lassen wagte, weil er die anderen Weißen und ihre Flinten fürchtete.

Diese Geschichte ist im ganzen richtig, obgleich sie sich in Ashes Buch (S. 157—161) doch etwas anders ausnimmt. Sie ist auch nicht gerade nach unserm Geschmack; indes ist es doch sehr ehrlich von Ashe, daß er sie erzählt, er hätte sie ja auch weglassen können. Jedenfalls wollte er den launischen Despoten durch sie charakterisieren, in dessen blutiger Hand sein Leben lag. Und ich bin so frei zu vermuten, daß unter den ob-

tenden Umständen der Herr Artikelschreiber gleichfalls geschwommen vermutlich auch getanzt und noch manches andre gethan hätte. Warum übergeht der Herr die andern Mitteilungen des Buchs, aus denen llt, daß Missionar Ashe dem mörderischen Tyrannen mit großem at entgegengetreten ist, z. B. S. 67, 68, 75, 241? Offenbar doch , weil er den Missionar lächerlich machen wollte. Ashe war entossen, allein in Uganda zurückzubleiben in der Zeit der zornigsten utausbrüche des Despoten; ob wohl der Herr Artikelschreiber das auch han hätte?

Etwas ausführlicher müssen wir bei dem nun folgenden Passus verllen, mit welchem wir die Beleuchtung dieses ärmlichen Elaborates ließen wollen.

„Namentlich die englischen Missionäre sind stets die Bahnbrecher für den lischen Handel und die englische Besitzergreifung;[1]) das gesteht Mr. Ashe st in der Vorrede seines Werkes zu. Auch dringt das englische Evangelium t gerade friedlich ins Innere Afrikas. Der Prediger desselben kommt hin mit der Flinte in der Hand, dem Revolver im Gürtel und von einer affneten Eskorte begleitet. Darin ist allerdings der milde Jesus, der die e Wange hinhielt, wenn er auf die rechte geschlagen wurde, nicht zu erten. Mr. Ashe erzählt, daß die Karawane, mit der er seine erste Missions- an den Viktoria-Nyanza machte, aus acht Europäern, darunter sieben lischen Missionären und 500 Eingebornen bestand. Als sie beunruhigt den, nahmen die Missionäre ihre guten Gewehre und schossen auf den nd, der schleunigst vor dieser Predigt Reißaus nahm. Ein angegriffener ssionär allein schoß einmal 30 Feinde nieder. Es ist begreiflich, daß die geborne nicht recht trauen, wenn diejenigen, die als Löwen gekommen ren, sich plötzlich wie Schafe gebärden."

Zunächst enthält die Vorrede des Buchs kein Wort von dem, was r behauptet wird. Der Satz, welcher allein gemeint sein kann, lautet nlich: „Aber obgleich der Tod so geschäftig gewesen ist unter diesen nieren des Christentums und der Civilisation, so haben doch alle, che gefallen sind, aufs bravste an ihrem Teil mitgewirkt zu dem großen rke der Öffnung der schönsten Teile der Erde für europäischen Einfluß) Unternehmung (influence and enterprise)." Der Artikelschreiber also abermals dem Ashe etwas angedichtet, was er nicht gesagt hat. e allgemeinen Worte, die dieser schreibt, enthalten eine Wahrheit, auf che wir vermutlich ebenso stolz sein würden wie die Engländer, hätten r seit Jahren gethan, was sie in Ostafrika gethan. Aber der in gewissen isen bei uns herrschende furor antianglicanus und speciell die Verbissen-

[1]) Auch die deutsche Kolonialz. (1890, N. 4, S. 41 u. an andern Orten) vertritt lbe Anklage und bezieht sich dabei merkwürdigerweise auf eine französische lle!! Unser Kolonialeifer macht uns eben ungerecht.

heit gegen die englischen Missionare zerstört förmlich jedes gesunde Urteil. Sonst kann man nicht Worte genug finden, die Männer zu loben, seien es Reisende oder Missionare, welche der Civilisation und dem europäischen Unternehmungsgeiste in Afrika die Wege bahnen, aber sind diese Männer Engländer, — — — ja, Bauer, das ist ganz was anderes: denen muß man die egoistischsten Motive unterlegen. Als ob man in Deutschland in der letzten Zeit nicht laut genug es proklamiert hätte: wenn die Mission nicht dem deutschen Handel, der deutschen Kolonisation, der deutschen Besitzergreifung dient, so ist sie nicht viel nütze! Man sollte doch denken, wir hätten in der kurzen Zeit eigner Kolonialunternehmungen reichlich Grund bekommen, vor der eignen Thür zu kehren. Gerade in Uganda hat bis heute die englische Mission weder für den englischen Handel noch für die englische Besitzergreifung die Bahn gebrochen. Dagegen haben nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Kardinals Lavigerie die französischen „Missionäre" die Besitzergreifung für Frankreich im Auge gehabt (A. M.-Z. 1889, 466). Aber angenommen: es erfolgte in der Zukunft eine englische Besitzergreifung Ugandas, so wäre es doch eine Verleumdung der Missionare, ihnen unterzuschieben, sie hätten dieselbe „vorbereitet". Hundertmal haben sie, wie auch Ashe in seinem Buche ausdrücklich wiederholt (z. B. S. 46. 113. 114), diesen Vorwurf zurückgewiesen. Was können die Missionare dafür, wenn ihnen der Kaufmann und der Eroberer folgt? Wir betrachten es als ein mit der heutigen Kolonialpolitik verbundenes Verhängnis über die Mission, daß dieselbe wider ihren Willen den kolonialpolitischen Interessen dienstbar gemacht wird. Macht man England einen Vorwurf daraus, so muß man jedenfalls Deutschland denselben Vorwurf machen. Oder ist bei den Deutschen recht, was man bei den Engländern tadelt?[1]) Angenommen: Deutschland eroberte sich Uganda, würde man dann die Missionare auch in Anklagestand versetzen, weil sie uns die Wege gebahnt? Es ist doch offenbar und am Tage, daß die afrikanische Länderjagd erst recht in Fluß gekommen ist seit der deutschen Kolonialära. Wenn man aber selbst im Glashause wohnt, sollte man wenigstens nicht mit Steinen werfen.

Ebenso ungerecht und unwahr ist der Vorwurf: das englische Evangelium dringe mit dem Revolver in Afrika vor u. s. w. Was der Artikelschreiber zum Beweise für diese in gewissen deutschen Kolonialkreisen

[1]) Es scheint fast so. Angenommen es wäre dem Dr. Peters gelungen, mit seiner Expedition zu Emin Pascha zu gelangen und denselben samt der von ihm gehaltenen Provinz für Deutschland zu gewinnen, würden die deutschen Kolonialpolitiker ihm das nicht zum höchsten Ruhme angerechnet haben?

fast zur fixen Idee gewordenen Behauptung anführt, beweist nur, daß er Ashes Buch sehr flüchtig und mit einem Schalksauge gelesen hat. Denn erstens ist es gar nicht wahr, daß „die Karawane, mit der Ashe seine erste Missionsreise an den Viktoria Nyanza machte, aus 8 Europäern, darunter 7 englischen Missionären und 500 Eingebornen bestand“. Dies ist richtig von der ersten Expedition, welche die englische Kirchenmission überhaupt nach Uganda sandte, im Jahre 1876 — aber Ashe gehörte nicht zu derselben. Er ging erst aus 1882!! (S. 3) und kein Wort steht in seinem Buche, daß auf seiner Reise ein Schuß gegen Eingeborne gefallen sei!! Dagegen wurden zwei Mitglieder der ersten Expedition (1876), nämlich Lieutenant Smith und Missionar O'Neill auf der Insel Ukerewe von den Eingebornen ermordet, weil sie einem Araber, Sungura, von dem sie ein Boot gekauft, als er vor den Angriffen der Insulaner zu ihnen floh, Schutz gewährten. Ashe erzählt diese Begebenheit (S. 41), ist aber nicht dabei gewesen. Er berichtet, die Eingebornen hätten ihm, als er die Insel besuchte, später gesagt: O'Neill habe 30 der angreifenden Eingebornen getötet (they said). Offenbar wollten diese den Mord der beiden Europäer mit dieser Aussage, die zweifellos mindestens eine große Übertreibung ist, entschuldigen. Da die beschuldigten Männer getötet worden sind, läßt sich die Sache nicht mehr aufklären. Jedenfalls ist es eine Unwahrheit, daß die Eingebornen vor „dieser Predigt Reißaus genommen“. Sie ermordeten die beiden, haben aber ihre That später bereut.

Aber angenommen: Smith und O'Neill hätten im vorliegenden Falle von den Waffen Gebrauch gemacht, so ist es eine ungerechte Willkür des Artikelschreibers, solch einen Ausnahmefall durch Generalisierung als die Regel hinzustellen. Soweit meine Kenntnis reicht, ist kein zweiter Fall dieser Art seitens englischer Missionare vorgekommen. Wohl aber haben die katholischen „Missionäre“ wiederholt zu den Waffen gegriffen, und hat Kardinal Lavigerie von Anfang seiner missionarischen Unternehmungen an kriegerischer Unterstützung das Wort geredet.

Unser Herr Jesus Christus hatte allerdings ein Recht dazu, gegen die Donnersöhne drohend den Finger zu heben, als sie wollten Feuer auf die Samaritaner regnen lassen, weil diese dem Heiland die Herberge verweigerten (Luk. 9, 55); aber ob der Schreiber des besprochenen Artikels, der in so hämischer Weise das arglos geschriebene Tagebuch eines Missionars karikiert, welcher jahrelang ohne eine Waffe zu seiner Verteidigung zu führen unter den ernstesten Todesgefahren sein Leben nicht teuer achtete, ob ein solcher böswilliger Kritiker ein Recht hat, auf den „milden Jesus“ zu exemplifizieren, „der die linke Backe hinhielt, wenn er auf die rechte geschlagen wurde“, das erlauben wir uns billig zu bezweifeln. Warneck.

Bericht über Lovedale pro 1889.*)

Mitgeteilt von D. Kropf.

Am Mittwoch den 18. Dezember 1889, 10 Uhr vormittags, wurde in der Neuen Halle (Auditorium) des Lovedaler Instituts die Schlußversammlung des ablaufenden Jahres gehalten. Den Vorsitz führte der Magistrat (Landdrost) des Distrikts Ost-Viktoria Major Boyce. In der großen Versammlung, die der Prediger Friedrich Philip von Bedford mit Gebet eröffnete, befanden sich unter den zahlreich versammelten Lehrern und Schülern, Lehrlingen und Meistern, nebst vielen Gästen aus Alice und anderen Orten, der Prediger Haskell aus New-York und Hr. Macgun.

In seiner Ansprache sagte der Hr. Major etwa folgendes: Meine Damen und Herren! Lehrer und Schüler des Lovedaler Seminars. Ich bin ersucht worden, den Vorsitz in dieser Versammlung zu übernehmen und die Preise für dies Jahr zu verteilen. Es ist mir ein großes Vergnügen, dies zu thun und fühle mich dadurch sehr geehrt. Es ist mir höchst angenehm, bei dieser Gelegenheit einige Worte zum Ruhme der hohen Stellung sagen zu dürfen, die dieses Institut in der Erziehung der Jugend dieses Landes einnimmt. Seit Jahre lang habe ich seinen Fortschritt mit großem Interesse verfolgt. Jahr für Jahr ist seine Wirksamkeit gewachsen, und nimmt jetzt einen ehrenvollen Platz unter den Schulen Südafrikas ein. Mit großem Vergnügen habe ich während der Jahre, besonders aber dies Jahr, die Zahl derer bemerkt, die in den verschiedenen Prüfungen wohl bestanden haben. Verhältnismäßig scheinen mir die Schüler, die zu Lovedale gehören und in den verschiedenen Klassen bestanden haben, an Zahl alle andern Schulen dieser Kolonie zu übertreffen. Dies ist ein sehr befriedigender Stand der Dinge, der gewiß für Lehrer und Schüler sehr erfreulich sein muß. Große Ehre gebührt den Lehrern für ihr Geschick und unabläßige Energie, mit der sie sich bemühen, ihnen eine ausgezeichnete und nützliche Erziehung zu geben, die dazu beitragen wird, sie zu würdigen Gliedern der civilisierten Gesellschaft zu machen. Ich ersuche nun den Herrn Dr. Stewart den Jahresbericht zu verlesen.

Dr. Stewart bemerkte, weil es nicht ratsam sei wie sonst, einen Bericht, der viel Zeit annehme, zu verlesen, so wolle er einen kurzen Auszug daraus geben. Er sagte: „Es ist eine Abweichung von der stehenden Form, mit der der Lovedaler Bericht gewöhnlich beginnt, wenn wir hier gleich bemerken, und zwar mit dankbarer Anerkennung gegen Gott, daß das nun zu Ende gehende Jahr in jeder Beziehung ein erfolgreiches und günstiges gewesen ist. Dies ist der Fall gewesen, so weit wir rechnen können nach den äußeren Zeichen, die gewöhnlich als solche angesehen werden, die das Gedeihen einer Anstalt darlegen.

Die Zahl der Schüler war größer, als je vorher; das in der Erziehung erreichte Ziel höher; die Zahl der Zeugnisse in allen Zweigen, die in den verschiedenen öffentlichen Prüfungen ausgestellt wurde, war größer als früher. Die Schulgelder der Eingebornen übertrafen jene des letzten Jahres um 12000 Mark. Der schweren Disciplinarfälle waren nur wenige, dagegen die geistlichen Erfolge sehr ermutigend.

---

*) Ausführliche Mitteilungen über die Lovedaler Anstalten hoffen wir später zu bringen. D. H.

Kirchliche Statistik.

Diese hat wie gewöhnlich ihren ersten Platz. Was sie an Arbeit und
rfolg berichtet, ist von größerer Wichtigkeit als andere Zweige der Arbeit,
e hier gethan wird.

Gemeindeglieder . .	124.
Katechumenen . . .	91.
Keins von beiden . .	85.
Andere, inkl. Kinder .	105.
	405.

as Sakrament des Abendmahls wurde am Schlusse der Semester im Juni
nd Dezember ausgeteilt.

Neue Kommunikanten (Eingeborne) 17[1]).

Der folgende Bericht über die Gemeinde, die mit dem Institut verbunden
, wurde dem Kirchenrat in seiner Versammlung im Oktober v. J. bei Ge-
genheit der jährlichen Visitation unterbreitet. Die Institutskirche für ein-
borne Studenten, Schüler und andere an dem Platze wohnende wurde 1886
n der Lovedaler Gemeinde der Eingebornen getrennt, wird von Pastor
zimba pastoriert und feierte ihr erstes Abendmahl am 12. Dez. jenes
hres. In den 4 Jahren sind 52 Jünglinge und 19 Jungfrauen in die
emeinde aufgenommen worden. Im Durchschnitt gingen während der 4 Jahre
) von ihnen zum Tische des Herrn. Taufkandidaten waren 1886 36, in
889 87. Bei dieser Arbeit wurde der Pastor von 2 eingebornen Studenten
terstützt.

Während der evangelistischen Versammlungen im Oktober suchten 24
nge Leute, meistens Eingeborne, Rat, und bekannten, zur Sorge um ihre
eele erweckt worden zu sein. Von diesen haben mehrere bewiesen, daß ihre
orge echt war. Diese werden nun weiter unterrichtet.

Erfolge des Missionswerkes.

Die Eingebornen Afrikas, unter denen das Missionswerk betrieben wird,
rfallen in 3 Klassen. Wahrscheinlich ist es ebenso in anderen Ländern, wo
s Evangelium gepredigt wird. Niemand, der nur ein wenig mit der Mission
kannt ist, braucht an der Existenz dieser drei Gruppen zu zweifeln.

1. Giebt es solche, die einen guten Gebrauch von dem neuen Lichte ge-
icht haben, das zu ihnen gekommen ist, sei es nun das Licht des Wissens,
er das der geistlichen Wahrheit, oder beides, aber besonders das letztere.
durch, daß sie die günstige Gelegenheit auf die rechte Weise gebraucht haben,
d sie unverkennbar fortgeschritten, sind nun bessere Männer und Frauen, ob
g oder alt. Sie sind nicht länger Heiden, die sie geblieben wären, wäre
s neue Licht nicht zu ihnen gekommen, sie sind Christen. Sie sind nicht
hr ganz unwissend, sie sind mehr oder weniger erzogen. Sie wissen ein
ch zu gebrauchen, eine Feder, einen Spaten oder anderes Handwerkszeug
handhaben, und können ihre Kenntnisse auf verschiedene Weise praktisch ver-
den.

[1]) Da in diesem Institute Weiße und Farbige erzogen werden, so ist nicht er-
lich, ob obige Gemeindeglieder u. s. w. bloß Eingeborne sind.

Ihr Charakter und moralischer Einfluß ist ein solcher, der sie brauchbar macht im höchsten Sinne, in den Kreisen, in denen sie verkehren. Daß solche Erfolge an lebenden Männern und Frauen zu sehen sind, wo die Mission eine hinreichende Zeit gearbeitet hat, kann nicht bestritten werden.

2. Es giebt solche, die bedeutend fortgeschritten sind und sich gebessert haben in bezug auf ihren früheren Zustand, deren Leben und natürliche Fähigkeit aber nicht gerade besonders ist, deren Kenntnis oder Erziehung oder Geschicklichkeit im Handwerk mangelhaft ist. Nichtsdestoweniger sind sie nicht, was sie waren, und was sie geblieben wären, wäre die Mission nicht zu ihnen gekommen. Diese Klasse ist zahlreicher als die erste; vielleicht die zahlreichste von allen dreien. Dies kommt von der Thatsache, daß der Unterricht in der heil. Schrift und christlichen Wahrheiten, die Mitteilung von menschlichen Kenntnissen und das Erlangen von Arbeitsfertigkeit, sei es allgemeine oder technische, daß nichts von diesen Dingen, seien es einzelne oder alle gemeinsam, den Mann, der sie empfängt, zu einem schlechteren Menschen macht. Aber nimmt man diese Einflüsse, wie sie sind, und die menschliche Natur, wie sie ist, so haben sie den direkten Zweck, die Leute besser zu machen, und zwar in dem Umfang und dem Maße, in dem sie empfangen, erfaßt und gebraucht werden. Wenn diese zwei Klassen sich ohne Zweifel hier und auf allen Missionsstationen befinden, was bleibt dann in Wahrheit von der oft gehörten und oft wiederholten Anklage übrig, daß die Mission keinen Erfolg hat? oder daß die Missionare hier die Eingebornen verderben, oder daß solche Arbeit unter den Eingebornen der meisten Länder mehr Schaden als Nutzen bringt?

3. Zur dritten Klasse gehören jene, die nicht fortgeschritten, aber doch ein klein wenig anders geworden sind. Die Gelegenheiten fortzuschreiten haben sie nicht benutzt, vielleicht sind sie zu etwas schärferem Verstande gekommen, so viel zum Bösen wie zum Guten. Moralisch sind sie nicht umgewandelt, sie sind nicht fleißiger noch praktisch brauchbar geworden. Hier in Afrika sind sie weder alte Heiden noch neue Christen; sie sind nicht erzogen und doch nicht gänzlich unerzogen; sie haben keine volle Kenntnis von irgend einem Handwerk und doch sind sie nicht gänzlich unwissend darum; sie sind nicht Glieder der christlichen Kirche, und doch sieht man sie häufig innerhalb der Kirchenmauern. Moralisch stehen sie nicht hoch bei ihren Nachbarn. In socialer Beziehung fügen sie wenig oder nichts zu der Kraft der Gemeinschaft hinzu, der sie angehören, sei es Missionsstation, oder Dorf der Eingebornen oder Stadt der Weißen. Sie arbeiten bald hier, bald dort, immer nur kurze Zeit, gerade wie es ihnen einfällt. Sie laufen umher und niemand weiß, wovon sie leben; sie führen ein armes Dasein. Es ist nicht wahr, was oft gesagt wird, daß sie von ihren Nachbarn stehlen, da sie dann früher oder später gefaßt werden würden.

Daß es eine solche Klasse giebt, ist ohne Zweifel wahr; es ist nur gut, daß diese Klasse nicht so zahlreich ist als die andern beiden. Auf diese Klasse heften die Gegner der Mission ihre Augen und generalisieren. Auf diese Klasse wird die Aufmerksamkeit der Missionare fortwährend gerichtet, und von dieser Klasse wird argumentiert, daß das Unterrichten durch Bücher, das Lehren von Handwerken unnütz sei, ebenso wie die Mühe, einen Mann, dessen Haut schwarz ist, zum Christentum zu bekehren.

Aber der Missionar wird dadurch nicht beunruhigt. Seine Antwort ist:

bin solchen Leuten schon früher begegnet, unter anderem Himmel, in anderer t, und unter anderen Völkern. Ihr Dasein beweist, wenn es überhaupt ist, daß einige Leute nicht fortschreiten, selbst unter veränderter Umgebung, es dauert lange mit ihrem Besserwerden, oder sie schreiten so wenig fort, es nicht wahrzunehmen ist. Solche, die dieser Art von Beweisen, die Er- ofigkeit des Missionswerkes damit zu konstatieren, Glauben schenken, müssen ch der Freiheit ihres eigenen Willens mit allen Folgen und Verantwor- , die daraus hervorgeht, überlassen werden, ob sie Schreiber, Reisende Kanonikusse der Kirche seien, die nie von Hause weggekommen, oder Kolo- n, die hier leben, die in ihren Arbeitsschwierigkeiten oft schmerzlich berührt den von der Faulheit und Arbeitsscheu dieser dritten Klasse von Menschen, oft irrtümlich für bekehrte Heiden gehalten werden. Was wir an diesen en ist nicht das Produkt der christlichen Religion, sondern die Civilisation inus christl. Religion) in ihrer Wirkung auf Urvölker oder einen gewissen il derselben. Materielle Veränderung ohne moralische Wiedergeburt endet mit Entartung, zuweilen mit Untergang, so traurig dies auch sein mag.

Zwei Änderungen

d während des Jahres versucht worden, die wahrscheinlich guten Erfolg ben werden, wenn sie hinreichend Zeit gehabt haben werden, sich aus- wirken.

Die erste bezieht sich auf den ausgiebigeren Gebrauch der Bibel als hulbuch. Während die Bibel bisher täglich in allen Klassen gebraucht rde, ist in diesem Jahre der Anfang gemacht worden zu einem mehr syste- ischen Unterricht, in dem ihre Wahrheiten hauptsächlich in historischer Weise hrt werden. Mit den Evangelien ist begonnen worden. Ein kleines ulbuch mit mehr als tausend Fragen ist von Pastor Philip geschrieben den, dessen Druck beinahe vollendet ist und zu Anfang des Jahres 1890 Gebrauch genommen werden kann.

Eine andere Anstrengung ist gemacht worden, um die Arbeitsabteilung reorganisieren, damit mehr Zeit für den rein technischen Unterricht ge- nen werde, deshalb sollen die Lehrlinge in Gruppen geteilt werden, um diesem Unterricht mehr zu profitieren. Freilich wird unter diesen Um- den der bisherige Gewinn von der praktischen Arbeit geschmälert und da- die Selbstunterhaltung in gewissem Maße, wenn auch nicht gänzlich, in ge gestellt.

Untergeordnete Fächer der Missionsarbeit.

An einem so großen Orte wie Lovedale findet sich Raum oder kann er wenigstens gemacht werden für viele gute Arbeiten zum Besten der sion neben den Haupt- und regelrechten Kanälen. Dahin gehört der älteste ig, der literarische Verein, mit jüngeren, die Gesellschaft für ktische Übungen, beide im kräftigen und hoffnungsvollen Zustand. Missionsverein unternimmt, das Evangelium in allen Ecken und keln zu verkündigen, seine Glieder für diese Arbeit zu interessieren und sie anzuleiten, ebenfalls persönliche Frömmigkeit unter ihnen zu pflegen.

Der Verein zum Lesen der heil. Schrift hat seit 1884 einen ig in Lovedale, dem etwa 300 junge Leute angehören. Seine Glieder

sind jetzt über das ganze Land verbreitet, von denen einige wieder um sich zu Hause oder in ihren Schulen neue Gruppen versammelt haben. Viele betrachten dies gemeinschaftliche Bibellesen als ein besonderes Band, das sie an Lovedale bindet.

Eine Bibliothek ist hier, wo sich die theologischen Studenten Rats erholen können, eine andere mit lesenswerten Büchern für solche, die monatlich 10 Pfennige beitragen. Die Mäßigkeitssache wird durch den „Hoffnungsverein" und einen Zweig der wahren Templer repräsentiert. Die „Lovedaler Neuigkeiten" werden wieder herausgegeben; der Chor führt fort, Geschmack für gute Musik zu verbreiten.

Wir wünschen, so weit es möglich ist, die ganze Natur unserer Zöglinge in Anspruch zu nehmen und zu erziehen. Die unschätzbare Arbeit außerhalb des Hauses an jedem Nachmittag, die Ermutigung zu gesunden und passenden Spielen, die besonderen Übungen in Handarbeiten in der Arbeitsabteilung stärken und entwickeln den Leib. Die Schule und Vereine reichen Kenntnisse dar, und bringen die verborgenen intellektuellen Kräfte in Thätigkeit, während die verschiedenen Gottesdienste die geistliche Natur anregen und leiten, oder sie zu einem bewußten Leben erwecken. Es ist zuweilen erstaunlich zu finden, in welch einer kleinen Welt viele Leute leben, und von wie wenigem und geringem Interesse die Tage vieler Menschen erfüllt sind. Den Eingebornen dieses Landes eröffnet die Bibel und Erziehung eine ganz neue Welt. Es ist unser Verlangen, ihre Augen und Verstand auf die wunderbare Erschließung ihres eigenen Kontinents, dessen Hilfsquellen und Bedürfnisse zu richten, und an ihre Pflichten gegen die noch mit dem Evangelium unbekannten Heiden fern und nah zu mahnen.

Während des Jahres 1889 waren in den Büchern verzeichnet:

Kostschüler (Eingeborne)	165		
Lehrlinge "	49		
Tagesschüler "	34	= 248.	
Europäische Kostschüler und Tagesschüler		47.	
Mädchenschule:			
Kostschüler, junge Frauen und Mädchen (Eing.)	44		
Arbeitsschüler (Eing.)	30		
Tagesschüler (Eing.) 24, Europ. 38	67	= 141	
Stationsschule			98 = 534.
Am Ende des Jahres 1889:			
Kostschüler (Eing.)	159		
Lehrlinge (Eing.)	45		
Europ. Kost- und Tagesschüler	40		
Tagesschüler (Eing.)	28	= 272	
Mädchenschule, alle Klassen		128	
Stationsschule			75 = 475.

Schulgeld in 1889.

Kost- und Tagesschüler 32,380 Mark (Eingeborne).

Hiervon müssen 6000 Mark abgezogen werden, die Europäer für gewisse Schüler bezahlt haben.

Eingeborne Schüler und Schülerinnen sind in diesem Jahre 8000 Mark schuldig geblieben.

In den letzten 20 Jahren haben die Eingebornen an Schulgeld bezahlt 420380 Mark.

Kostschule.

Verbraucht wurden für dieselbe im Jahre 1889 (eingeschlossen etwas, was an die Mädchenschule und an die Farm abgegeben wurde:

705 Sack (à 200 Pfd.) Mais, 197 Sack Weizenmehl, 19 Ochsen, 378 Schafe, 6150 Gallonen Milch, 476 Pfd. Butter, 337 Pfd. Kaffee, 360 Pfd. Thee, 6172 Pfd. Zucker, 720 Pfd. Lichte, 1600 Pfd. Seife, 620 Gallonen Paraffin, 96 Frachten Brennholz.

Arbeit: Jeden Nachmittag hat die eine Hälfte der Schüler und Studenten 2 Stunden im Garten und Felde zu arbeiten, die andere ist mit Holzhauen, Lampenreinigen, Fegen u. s. w. beschäftigt, andere in der Bibliothek, Telegraphenbureau, Buchhandel u. s. w.

Das Betragen der Kostschüler ist im großen und ganzen zufriedenstellend gewesen. Schwere Krankheiten waren nicht eingetreten.

Die Arbeit der Mädchen durch Waschen hat 3200 M., durch Nähen 1000 M. eingebracht.

Literatur-Bericht.

1. **Nordisk Missionstidskrift,** udgivet af **J. Vahl,** Sognepraest i N. Alslev, Provst, under Mednuirkning af Praest Knudsen i Drammen og Kyrkoherden Strømberg i Mønsterås. Kjøbenhavn 1890. — Die neue „Nordische Missions-Zeitschrift", deren Herausgabe, wenn wir nicht irren, auf der vorjährigen skandinavischen Missionskonferenz in Christiania beschlossen wurde, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt des nordischen Missionswesens. Bisher besaßen die betreffenden Länder, wenn wir von den auf einen bestimmten Kreis beschränkten Mitteilungen des Studenten M. B. in Upsala[1]) absehen, nur Missionsblätter von mehr erbaulicher Haltung. Das neue Blatt hat dagegen einen wissenschaftlichen Charakter. Es scheint ganz in die Fußstapfen dieser unsrer Zeitschrift zu treten. Man scheint es auch dort gefühlt zu haben, daß bloße Liebe zur Mission ohne eine angemessene Sachkenntnis nicht ausreicht. Die wissenschaftliche Behandlung ist zur Entwicklung eines gesunden Missionslebens nicht zu entbehren. Auch als Gegengewicht gegen eine Zersplitterung der Missionskräfte, wie sie in Schweden bereits in nicht unbedenklicher Weise vorhanden ist, wird die neue Zeitschrift, wenn es ihr gelingt, zu einem Bande innerer Vereinigung zu werden, ihre gute Wirkung nicht verfehlen.

Bis jetzt liegt das erste Quartalheft vor.[2]) Die Probe zeigt eine Tüch-

---

[1]) Meddelanden från St. M. F. i Upsala. 1. Heft. Dez. 1888. Eine Fortsetzung ist uns nicht zugegangen.

[2]) 6 Bogen stark, gr. 8., in grünlichem Umschlage. In diesem Hefte sind alle Artikel in dänischer Sprache abgefaßt. Wahrscheinlich werden künftig die Artikel

tigkeit der Leistung, deretwegen wir die nordischen Brüder nur beglückwü
können. Mit einem geschichtlichen Artikel über die dänisch-luthe
Mission in Dänisch-Westindien beginnt die Zeitschrift. Der V
E. V. Lose, war, wie wir sehen, selbst Pastor auf einer der dä
Inseln. Er hat die Quellen seiner gründlichen Arbeit aus den betre
Archiven der Kolonien, wie des Mutterlandes entnommen. Bisher hat
wenig oder gar keine Kenntnis von der dänischen Staatsmission in Wes
Die ersten Missionare wurden 1757 hinausgesandt. Mit dem Beschl
Abschaffung des Sklavenhandels hörte die Aussendung auf. Hier fin
eingehende Mitteilungen über die Aussendung theologischer Kandidate
Unterkatecheten, die in keiner Weise für die Mission vorgebildet ware
einer möglichst verfehlten Instruktion u. s. w. Das alles ist sehr
ristisch für den Staats-Missionsbetrieb. Überdies wurde von der Re
selbst aus politischen Rücksichten auch die katholische Mission ins Land
Daß unter diesen Verhältnissen neben der unter allen Schwierigkeite
henden Mission der Brüdergemeine die lutherische Mission dort nur
Fortschritte machen konnte, liegt auf der Hand. Ein kleines Häuflei
rischer Christen, das einzige in ganz Westindien und Centralamerika,
bis jetzt erhalten.

Die zweite Arbeit ist nur kurz, doch inhaltsschwer. Propst Ba
bereits aus den Erläuterungen zu seinem Atlas als tüchtiger Missions
bekannt ist, hat sich der Mühe unterzogen, nach den Angaben der „Mi
Catholicae" eine Übersicht über den Stand der römisch-katholischen
soweit sie Heidenmission ist, zu bearbeiten. Die Propaganda scheidet be
nicht die Arbeiten unter Heiden und Ketzern. Es war eine dank
Arbeit, alles die letztere Betreffende auszuscheiden. So haben wir Za
wir für unsre Missionsbetrachtungen und Vergleichungen benutzen
Daß sie, wie die Originalangaben, in manchen Beziehungen nur
Wert haben, braucht kaum bemerkt zu werden. Doch sind es jeden
besten Tabellen, die wir zur Zeit über die römische Mission besitzen.

Es folgt sodann ein längerer Aufsatz (25 S.) von Knudse
dem Titel: Was macht diese Zeit zur Missionszeit? Die aus
Gedanken sind zumeist den Lesern dieser Blätter aus manchen Art
läufig; hier aber erscheinen sie in ansprechender, neuer Bearbeitun
gesunde Urteil und die Wärme der Darstellung berührt wohlthuend.
einem Stücke kann ich dem Verfasser nicht ganz zustimmen, nämlich
der Bedeutung, die er dem eschatologischen Charakter der jetzigen Mi
legt. Daß die Mission überhaupt zur Eschatologie in direkter B
steht, ist sicher. Säen und ernten sind auch auf das engste miteinan
bunden; und doch sind die beiden zeitlich durch eine Entwicklung
welche die ganze Saatzeit unter Verhältnissen um das Hundertfache i
Die Missionsarbeit, soweit sie von menschlichen Organen getrieben
kann, ist nur die eine und die geringere Seite der Sache. Das A
vollbringt doch der Herr durch seinen Geist, der das Leben wirkt.
ihm gefallen wird, den Ordnungen des irdischen Lebens nicht entsprec

schwedischer Verfasser in ihrer Sprachen wiedergegeben werden. Der Dru
für diese Sprache ungewohnten lateinischen Buchstaben erschwert uns eini
das Lesen.

nach vollbrachter Pflanzung schnell und plötzlich zur Ernte zu führen, ob auch hier noch eine ausgedehnte Entwicklung dazwischen liegen wird, niemand sagen. Jedenfalls scheint es nicht unbedenklich, das erstere als emacht anzunehmen. Wo der eschatologische Charakter der Mission so besonders in den Vordergrund gestellt wird und wo man durch ein iten mit fieberhafter Hast meint, die Wiederkunft des Herrn beschleu- n zu können, scheint mir eher ein krankhafter Zug des Missionslebens liegen — wie ähnliche Erscheinungen ja in den Epochen des gesteigerten stums zu koinzidieren pflegen. Das wichtigste Moment im Missionsleben . in der menschlichen Seite der Ausbreitung des Reiches Gottes) ist und der Gehorsam gegen den Befehl des Herrn und die Treue. Nicht wenn Mission fertig ist kommt der Herr; sondern wenn der Herr kommt, wird Mission fertig sein, ehe es die Missionsleute ahnen. Denn niemand weiß, n er kommt.

In allem Übrigen kann ich den Ausführungen des Verfassers nur zu- uen.

Den Schluß macht ein interessanter Artikel vom Herausgeber über sions-Romantik und Missions-Realismus. Er geht in demselben von den realistischen Bestrebungen, die sich in neuster Zeit in der Kunst die früher herrschende Romantik geltend machen. Die beiden Richtungen in den verschieden gestalteten Zeiten, lösen einander wellenförmig ab äußern sich auf den verschiedensten Gebieten. Was sodann als Missions- ntik dargelegt wird, sind die bei vielen Missionsfreunden herrschenden, hst günstigen Anschauungen von der Sache mit übertriebener Schön- ei, während die möglichst ungünstige Auffassung derselben, wie wir sie en Argumentationen der Missionsfeinde kennen, als Missions-Realismus führt wird.

In diesem Punkte scheint mir die Darstellung nicht ganz zutreffend zu Denn beiden Gegensätzen fehlt die gemeinsame Basis. Auch stehen sie dem richtigen Realismus gleich fern, da jene Argumentationen ebensogut Phantasien beruhen und sich von der Wirklichkeit entfernen, wie die er- e Missions-Romantik. Was der Verfasser einander gegenüberstellt, scheint reffender als Optimismus und Pessimismus in bezug auf die Mission net werden zu müssen.

Der Verfasser würde aber seine Betrachtung weit wirksamer gemacht , wenn er die Gegensätze so fixiert hätte, wie sie auf dem Boden des onswesens selbst Platz haben, wenn er uns den Realismus vorgeführt welcher bei aller Liebe zur Mission die falsche Schönfärberei zu be- n und die Wirklichkeit in ihren Lichtern und Schatten zu erfassen strebt. Die weitere Gegenüberstellung der Romantik und des Realismus wird nzelnen durchgeführt in bezug auf die Missionare (Berufstrieb, äußere ltnisse, Arbeitsweise — ob immer umherreisend oder auf einer festen on wohnhaft)[1]), sodann in bezug auf die Sehnsucht resp. Stumpfheit der , sowie auf die Zustände der Heidenchristen (Beweggründe des Über- Sündenerkenntnis, Glaube, christliches Leben und sittliches Verhalten).

Hier greift die durch verschiedene Verhältnisse bedingte verschiedene Missions- e in die Gegensätze ein.

In allen Punkten sind die Gegensätze möglichst weit voneinander entfernt genommen. Der Verf. findet auf jeder Seite Unrechtes und Rechtes. Auch bei dem Realismus verkennt er nicht gewisse berechtigte Punkte, während er bei der Romantik viel Verfehltes zugiebt. Als Hauptgrund dessen, was hüben und drüben gefehlt wird, erkennt er sehr richtig das unrechte Generalisieren. Dies sucht er zu beseitigen und hier die übertrieben günstige Darstellung ablehnend, dort die nicht zu bestreitenden Schatten erklärend, zwischen den Gegensätzen die sachgemäße zutreffende Auffassung der Mission zu gewinnen.

Ich habe mich über die Arbeit, trotzdem ich in der angedeuteten Beziehung eine andre Behandlung des Gegenstandes gewünscht hätte, herzlich gefreut. Es regt sich überall das Bedürfnis, die Mission kennen zu lernen, nicht wie man sie sich bisher nach den eignen Wünschen ausmalte, sondern wie sie wirklich ist, und mit nüchterner Forschung erkannt wird. Daß sich auch in den nordischen Missionskreisen dieses Bedürfnis zeigt, ist ein Zeichen von gesunder Entwicklung des Missionslebens. Solcher Realismus bricht der Missionsliebe und dem Missionseifer nichts ab, sondern stärkt vielmehr den wahren Idealismus, indem er das hehre Ziel auch in der Knechtsgestalt erkennen und ihm mit Hingebung dienen lehrt. Möge die neue Zeitschrift durch die Mitarbeit an der wissenschaftlichen Fundierung der Mission in solchem wahren Realismus anstatt der falschen phantastischen Romantik, den wahren Missionsidealismus zur weiteren Entwicklung eines gesunden, kräftigen Missionslebens pflegen und fördern helfen.

Dazu wünschen wir derselben Gottes reichen Segen.

D. R. Grundemann.

2. **Baumgarten**: „Ostafrika, der Sudan und das Seeengebiet. Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Scenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Kulturerfolge der christlichen Mission, Sklavenhandel. Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart. Nach den neusten und besten Quellen." Gotha 1890, Perthes. 8 Mk. — Ein aus den verschiedenartigsten Quellen kombiniertes Lehr- und Lesebuch, das, wie schon aus seinem langen Titel erhellt, in möglichst allen Beziehungen den Leser über das genannte Gebiet informieren möchte und von dem man sagen kann: wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Auch der Mission wird ziemlich ausführlich gedacht und in einem von unverkennbarem Wohlwollen getragenen Sinne. Freilich laufen der Ungenauigkeiten, Unrichtigkeiten und schiefen Urteile viele mit unter und wir müßten eine ziemlich lange Abhandlung schreiben, wenn wir sie alle zurechtstellen wollten. Nicht wenige derselben kommen allerdings auf Rechnung der Gewährsmänner, deren Worte der Verf. citiert und die er je und je auch selbst beanstandet. Man kann ja dagegen nichts einwenden, daß Stimmen über die Mission aus den verschiedensten Lagern beigebracht werden; aber weil diese verschiedenen Standpunkte oft unvermittelt nebeneinander hergehen, ohne daß der Verfasser immer durch ein eignes, sachlich begründetes, festes und in sich konsequentes Urteil sie beleuchtet, so fehlt dem Buche in etwa der einheitliche Geist; und man weiß nicht recht, woran man mit der Mission eigentlich ist. — Der Verfasser hat viel Sammelfleiß aufgewendet, aber weil er die Sache nicht genügend beherrscht, so ist, was er giebt, meist zu sporadisch und

ig; wir vermissen Plan und Übersichtlichkeit. So ist, um nur ein Bei-
zu bringen, die ebenso interessante wie für Ostafrika epochemachende
he Kirchenmission im Mombasdistrikt und in Uganda völlig übergangen,
nd die unbedeutende, längst nicht mehr existierende Mission in Matama,
rläufig bemerkt nicht von der Baseler M.-G., sondern von der Chrischona
ng, einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Der Verfasser bemüht sich,
n der modernsten Kolonialära Mode gewordenen überschätzenden Urteilen
die katholische Mission die nüchternen Beurteilungen evangelischer Missions-
änner zur Seite zu stellen, was wir ihm besonders danken; aber er ist
frei von den gleichfalls durch die modernste Kolonialära Mode gewordenen
teilsvollen Anklagen gegen die evangelischen englischen Missionare und
z. B. S. 54 ohne jede Limitierung seinerseits folgenden Satz ab:
Anlage der Stationen der englischen Missionare hat einzig und allein
eventuelle politische und kommerzielle Wichtigkeit jener Distrikte zur Richt-
gedient" — eine durch und durch unwahre Behauptung. Ich kenne
Herrn Dr. Schmidt nicht, auf den sie zurückgeführt ist, aber daß er in
ionssachen nichts weniger als eine Autorität ist, erhellt nicht nur aus
on ihm gemachten falschen Angabe, daß in Sansibar — wo er doch
en war!! — englische wesleyanische und independentische Missionare
sollen, sondern auch aus seinem ganzen schiefen und oberflächlichen Ge-
bsel über die Mission überhaupt. Gewundert hat mich auch, daß der
sser manche seiner Citate nicht nach den abgeleiteten Quellen angiebt,
er sie offenbar entnommen hat, sondern nach den Originalquellen, so
S. 12: Revue des deux mondes 15. juin 15 aout 1886 (was
fig bemerkt 1866 heißen muß) und S. 14: The Miss. Herald 1871,
— zwei Stellen, die sich wörtlich in meiner „Protest. Beleuchtung" S.
und 294 finden. Auch aus meinen „Gegenseitigen Beziehungen zwischen
modernen Mission und Kultur" ist manches entnommen, ohne daß das
angeführt ist. S. 21 heißt es: „Nach dem Jahresberichte der C. M.
o 1884/85 beteiligen sich die titled classes etc. so wenig, daß sie
362 Personen nur 1065 Lstrl. leisten." Ich kann in dem angezogenen
esbericht diese Angabe nicht finden, wohl aber hat nach dem Ch. M.
ligencer 1886, 322 die Allg. M.-Z. 1886, S. 516 einen Artikel
ht über „die Missionsbeiträge in den hochadeligen und reichen Kreisen
nds", in welchem die betr. Angaben enthalten sind.

Es würde uns zu weit führen, auf diejenigen Abschnitte einzugehen,
über Kolonialpolitik, Arbeitserziehung und Sklavenfrage handeln, die
vielem Guten auch viel zu beanstandende Behauptungen bringen. Wir
gen uns mit einem Proteste, nämlich dem gegen die überraschende Über-
: „Paul Reichards entscheidendes Urteil über den afrikanischen Neger"
16). Ja der Verfasser schreibt: „Die entscheidende Stimme in allen
tafrikanischen Neger betreffenden Fragen hat der hochverdiente P. Rei-
" Nun, wir sind weit entfernt davon, diesem „hochverdienten" Manne
Verdienste zu schmälern; aber, Gott sei Dank, ist weder „entscheidend",
r über den Neger geschrieben hat, noch ist der Mann so groß, daß er
llen den ostafrikanischen Neger betreffenden Fragen" das unfehlbare
wäre. Es giebt Leute, die den afrikanischen Neger besser kennen und
s beurteilen als P. Reichard, der u. a. über ihn schreibt (S. 118):

„Er ist aus allen nur denkbaren schlechten Eigenschaften zusammengesetzt
ist man oft versucht, den Neger auf eine Stufe mit hochstehenden Tiere
stellen, um so mehr, da ihr Seelenleben ein ganz unglaublich armes ist,
man schon aus dem fast gänzlichen Mangel abstrakter Begriffe in i
Sprache entnehmen kann. Und oft steht man sprachlos vor den Äußeru
ihrer Gehirnthätigkeit. Schon dies allein dürfte dem Versuche, sie zu
lisieren, schwer zu überwindende Schranken entgegensetzen . . Diese W
sind die glücklichsten Menschen, welche man sich denken kann und Elend ist
ihnen völlig unbekannt. Eltern- und Kinderliebe sind dem Neger ganz f
und kann man davon nur insofern sprechen, als eine gewisse, auch dem T
eigne gegenseitige Anhänglichkeit vorhanden ist . . . Anhänglichkeit kennt
Neger ebensowenig und er ist jeden Augenblick zum Verrat bereit. Nur
eiserner Strenge und Konsequenz ist man imstande, ohne dabei jedoch ge
thätig sein zu dürfen, einen Haufen dieser Menschen zusammen zu h
Unsägliche Verachtung ist der Eindruck, den man im Umgange mit i
davonträgt." Wir können es nur beklagen, daß der Verfasser einem M
der den Neger so beurteilt, „die entscheidende" Stimme in alle
Neger betreffenden Fragen zuschreibt. P. Reichard hat viel Negerblut
gossen und viel Negerdörfer niedergebrannt, als er in Afrika war, eine
rige Thatsache, auf die wir vielleicht ein andermal ausführlich zurückko
werden. Andre Reisende haben es verstanden, anders mit dem Neger
zugehen und es mag wohl daher kommen, daß sie auch anders über i
urteilt haben.

So reizt das Buch, abgesehen von den geographischen und ethnolo
Kapiteln, zu vielem Widerspruch; aber es ist inhaltsreich und eine f
Lektüre, aus der auch mit den einschlagenden Verhältnissen näher bekannt
manches lernen können, jedenfalls manche Anregung empfangen.

3. **Büttner**: „Reisen im Kongolande. Ausgeführt im A
der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Mit einer Karte von Ki
3. Aufl. Leipzig 1890, Hinrichssche Buchhandlung. 3 Mk. — Daß
Buch bereits in 3. Auflage erschienen, muß von vornherein als ein
günstige Recension derselben gelten. Und es verdient auch eine solche;
unter der Masse afrikanischer Literatur, welche uns das letzte Jahrzeh
bracht hat und die mehr oder weniger unter dem Banne kolonialpol
Tendenz gestanden, zeichnet es sich durch objektive Haltung und große Nü
heit aus. Wir lernen hier die Dinge kennen, wie sie in Wirklichkeit
ohne Tendenz und Schönfärberei, so daß wir besonders den enthusia
Afrikaschwärmern seine Lektüre empfehlen möchten. Speciell die Licht
welche optimistische Schönfärberei von dem modernen Kongostaate zu z
beliebte, zerrinnen vor den wahrheitsgetreuen Schilderungen unsres A
Unter allen mit einem Aufwand von so großen Mitteln gegründeten Sta
des genannten Staats hat er nur eine einzige gefunden, Lukunga, die si
Vorstellung einer self-supporting station nähert; und der Vorsteher
selben war ein ehemaliger amerikanisch-baptistischer Missionar (269—
Große Schwierigkeiten bereiteten fortgehend die Träger und diese Schwieri
trugen die Hauptschuld, daß die Reise weder nach dem geplanten U
ausgeführt werden konnte, noch den Ertrag lieferte, den man von i
wartete. — Besonders interessant sind uns die Mitteilungen gewesen übe

en jämmerlichen Zustand des angeblich vor Jahrhunderten so glänzenden ugiesisch-katholischen Kongoreiches als ein lautredendes Zeugnis sowohl von kolonialen portugiesischen Mißwirtschaft, wie von der Erbärmlichkeit der katholischen Kongomission. Erheiternd wirkt die Geschichte von der Fälg eines Dokumentes, in welchem der „König" von San Salvador, Dom o V, der in Wirklichkeit nichts weiter ist, als ein machtloser Dorfschulze, blich gegen eine Besitzergreifung seitens der Association International icaine protestiert und die portugiesische Souzeränität über sein „Königreich" kannt haben sollte, eine seitens des portugiesischen Gouverneurs und der olischen Patres ins Werk gesetzte pia fraus, die der erzürnte Fürst als foolich palaver bezeichnete, mit dem man ihn hintergangen. „Er hat nun hoch und teuer verschworen, nie wieder etwas zu unterzeichnen" (53). ie lustige Geschichte ist eine drastische Illustration dafür, wie es bei der schließung von Verträgen mit afrikanischen Häuptlingen hergeht und was einen „rechtlichen" Wert diese Verträge besitzen.

Häufig durch sein ganzes Buch hindurch (4. 5. 15. 16. 23. 30. 54. . 90. 101. 122. 124. 223. 242. 246. 270. 282.) kommt der Verser auf die Mission zu sprechen. Er erfuhr seitens der evangelischen, engen wie amerikanischen Missionare eine uneigennützige, großartige Gastndschaft und wertvolle, willige Unterstützung in seinen Unternehmungen, und gedenkt derselben mit viel Dankbarkeit. Aber das hindert ihn nicht, an Methode seiner missionarischen Freunde manche zum Teil berechtigte Kritik üben, vornehmlich über ihre zu abstrakte Lehrthätigkeit. Von merklichen olgen hat er nicht viel zu sehen bekommen, was ja freilich bei der vernißmäßigen Kürze der Arbeitszeit und dem durch das Klima bedingten ndigen Wechsel der Arbeiter nur zu begreiflich ist. Die Missionare nahmen mit auf einer Fahrt den mittleren Kongo hinauf, vom Stanleypool zur atorstation, aber er empfing auf derselben den Eindruck, daß von einer en Fahrt für die Mission nicht gerade viel herauskomme, ein Urteil, das unsrerseits bereits wiederholt ausgesprochen haben. Es ist ja ganz schön, die Missionare durch solche Fahrten den Eingebornen den Glauben an Friedfertigkeit eingewöhnen wollen; aber uns dünkt, es wäre besser, sie en weniger herum und konzentrierten ihre Arbeit auf einige feste Statio- Während der Verfasser an einigen ihn begleitenden Schülern der sionare aus San Salvador wenig erfreuliche Erfahrungen machte, ist er Anerkennung gegen einen Zögling der Baseler Mission, Kornelius, den von der Goldküste mitnahm, zu seinem headman machte und auf der jen Reise erprobt fand. An den katholischen Missionsstationen, die er en lernte, gefielen ihm die schönen Kulturen (15. 16.), die auch am nn und in Bagamoyo den Reisenden in die Augen fallen und sie leicht chen. Daß diese Kulturen nur möglich, weil „eine große Anzahl der linge das feste Eigentum der Mission und durch dieses Verhältnis das Haus und an die Anordnungen der Patres gebunden" ist (90), r hat zu unsrer Überraschung auch B. kein Wort des Tadels. Von den gelischen Missionsstationen am Kongo werden nur bei Tondoa Kulturen htet (101). „Eine moralische Einwirkung oder ein Verständnis auch nur einfachsten christlichen Lehren dürfte von beiden Missionen kaum erreicht " (90), ein Urteil, zu dessen Begründung es dem Reisenden doch wohl

an genügender Sprachkenntnis wie an Umgang mit den jungen Christen gefehlt haben dürfte. Dagegen beklagen wir mit ihm, daß „die Rivalität" der beiden (evangelischen und katholischen) Missionen von den afrikanischen Despoten zu einem „Aussaugesystem" benutzt wird, aus dem sie möglichst viel Vorteil ziehen und daß sie schon aus diesem Grunde vermieden werden sollte.

Warneck.

4. **Cooper**: „Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China." Hannover, Stephansstift. 2. Aufl. 1890. 1 M. — Dies von Frauenhand in Frauenweise mit liebevollem Eingehen auf seinen Gegenstand geschriebene Buch zerfällt in 2 Hauptabschnitte, einen allgemeinen, der S. 5—56 über „das chinesische Kind," „heidnische Religionslehren" und „-gebräuche", „die Tochter des Hauses," „Verlobung und Hochzeit" und „die Frau und Mutter" orientiert; und einen speciellen, der aus S. 57—151 in die Geschichte und Arbeiten, das Leben der Hausgenossen, Freuden und Leiden des deutschen Findlingshauses auf Hongkong einführt. Alles anschaulich geschildert von einer Augenzeugin, die selbst mit dabei gewesen ist; ein willkommener Beitrag zur chinesischen Missionsgeschichte überhaupt.

5. **Grundemann**: „Bun-liong und Un-ong. Eine Geschichte aus Formosa." 8. Heft der von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg herausgegebenen „Dornen und Ähren". Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. 1890. 10 Pf. — Ein charakteristisches Miniaturbild aus der evangelischen Mission auf Formosa, mit welcher ein längerer Artikel des Verfassers in der nächsten Nummer die Leser bekannt machen wird, um seiner volkstümlichen Anschaulichkeit willen zur Massenverbreitung sehr geeignet.

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.

Von Merensky.

II. Die Mission in der Kapkolonie.

Dieses unter englischer Flagge stehende Gebiet, welches sich aber seit 1872 einer fast unbeschränkten Selbstverwaltung erfreut, ist durch die Annexionen von britisch Kafferland 1865, Griqualand-West 1877, Transkei und Griqualand-Ost 1879, Tembuland und Pomvanaland 1885 zur Ausdehnung von 213 636 englischen □Meilen (etwa 4545 deutschen □Meilen) angewachsen und erstreckt sich nach Osten bis zu der Grenze der Natal-Kolonie. Da der letzte allgemeine Census im Jahre 1875 stattgefunden hat, als die Grenzen der Kolonie noch ganz andere waren, ist man in bezug auf die Bevölkerung auf Schätzungen angewiesen. Die Gesamtzahl aller Bewohner schätzt man jetzt auf 1 377 213, von denen 300 000 (— 350 000?) europ. Abkunft sein dürften; so wird man annehmen können, daß neben diesen etwas über eine Million Farbiger hier leben, von denen c. 700 000 den Kaffern, Fingu und Bassuto und c. 300 000 den Hottentotten und Mischlingen zuzuzählen sind. Beide Klassen der Bevölkerung unterscheiden sich durchaus, obwohl da, wo sie sich berühren, der Prozeß der Mischung immer mehr an Umfang zunimmt.

Die Mischlingsbevölkerung wohnt vom Westen bis etwa zu dem 26. Längengrad, welcher Port-Elisabeth durchschneidet. Reine Hottentotten finden sich in größeren Mengen kaum noch irgendwo, am ehesten noch im nordwestlichen Gebiet. Die Hottentottensprache ist indessen innerhalb des ganzen Kolonialgebietes fast vollständig verschwunden, nur am Garieb finden sich Häuflein von Koranna, die noch ihrer Väter Sprache reden. Auch die echten Buschleute sind selten geworden und reden nicht mehr ihre Sprache. Kreuzung von beiden Völkerschaften mit den Weißen und untereinander, sowie mit den Nachkommen der früher von der Ostküste eingeführten Sklaven (Mosambiker) hat das Mischvolk entstehen lassen, welches heut als dienende Klasse die Kolonie bewohnt. Die Bezeichnung „Hottentott“ wäre hier wohl schon vergessen, wenn sie nicht im Kapholländisch die Bedeutung „Diener“ angenommen hätte. Neben diesen Mischlingen

leben in Kapstadt und Port-Elisabeth c. 12000 Malaien, welche auch die holländische Sprache angenommen haben.

Die Mischlinge des Kaplandes haben sich körperlich besser entwickelt als geistig. Man klagt allgemein über ihre Unbeständigkeit, Zanksucht, Trunksucht, Hang zur Unzucht, über Unzuverlässigkeit und Leichtsinn. Nationalgefühl ist nicht vorhanden.

Gewiß sind manche dieser Eigenschaften von Haus aus besonders den Hottentotten und Buschleuten eigentümlich; allein man muß auch hervorheben, daß die Farbigen der Kapkolonie sich unter äußerst ungünstigen Verhältnissen entwickelt haben. Ihre Väter waren unfreie Knechte, und die Schule der Sklaverei hat noch stets den Charakter der ihr Unterworfenen verschlechtert. Weiter haben diese Leute niemals Grund und Boden ihr eigen nennen können, abgesehen von einigen vereinzelten kaum nennenswerten Punkten. Sogar Weideland, welches ihnen Viehzucht ermöglichen könnte, fehlt. Da ist der größte Teil von ihnen auf das Wechseln des Wohnsitzes angewiesen; als dienende Klasse ziehen sie von Farm zu Farm, von Dorf zu Dorf. Und ihre Lage verschlimmert sich von Jahr zu Jahr. Wenn der weiße Bauer früher den Knechten etwas Land abgeben konnte, muß er jetzt seinen ärmeren Verwandten helfen und sie in Dienste nehmen. Die Weißen verarmen und mit ihnen ihre Diener. Das Kapland vermag in seinen westlichen und mittleren Strichen seine Bevölkerung nicht mehr zu ernähren, was kein Wunder ist, wenn man bedenkt, daß hier auf die deutsche Quadratmeile nur 87 Magdeburger Morgen angebautes, das heißt anbaufähiges, Land kommen. Wenn sich nicht Gelegenheit für die Bewohner bietet auszuwandern, so kann sich nur dann ihre Lage bessern, wenn es gelingt, industrielle Beschäftigung für sie zu finden. Manche verdienen sich mit Wagentreiben und Sammeln von Aloësaft auch schon jetzt ihr Brot. Das Einführen von Handwerk im gewöhnlichen Sinne würde wenig Nutzen haben, weil Leute fehlen, welche vielen Handwerkern Arbeit geben können. Kein Wunder, daß über zunehmende Liederlichkeit und zunehmenden Branntweingenuß geklagt wird. Denn um das Maß voll zu machen, haben die Bürger des Kaplandes jetzt, da sie sich ihre Gesetze selbst machen, alle Bestimmungen aufgehoben, welche das Brennen und Verkaufen von Branntwein beschränkten. Dies geschah, weil in diesem Lande alle größeren Farmer auch Branntweinbrenner sind, die es sich angelegen sein lassen, ihr Produkt an den Mann zu bringen.

Von eigentlichem selbstbewußtem Heidentum ist unter den Mischlingen des Kaplandes kaum noch eine Spur zu finden. Es fehlt nicht an abergläubischer Anwendung von Zaubermitteln in Krankheitsfällen; die Träger

laubens sind aber meist mohammedanische Farbige aus den
sodaß man auch hierin einen Rest alten Heidentums nur
nen kann. Eine gewisse Kenntnis des Christentums und
r göttlichen Dingen ist dagegen auch unter den Ungetauften
reitet. Das Heidentum kennzeichnet sich durch Freiheit des
d Freiheit von den Schranken, welche die Zugehörigkeit zu
ngemeinde auflegt.

ueste Statistik[1]) giebt in bezug auf die Verbreitung des
in der Kolonie folgende Zahlen an (für 1888/89): Christen
Abstammung, welche festen Gemeindeverbänden angehören,
Farbige Christen 234 329. Sämtliche Kirchen enthalten zu-
825 Sitzplätze, und die durchschnittliche Zahl der Kirchen-
hrend des sonntäglichen Hauptgottesdienstes stellte sich auf
sonen. Sonntagsschulen wurden besucht von 57 678 Kindern.
also der achte Teil der gesamten Bevölkerung am Haupt-
teil und fast ein Viertel aller Farbigen (Kaffern u. s. w.
ist getauft. Zwanzig verschiedene evang. Kirchen und Ge-
rbeiten im Lande, mit 547 Geistlichen. Sämtliche evang.
kirchliche Schulen erhalten eine jährliche Dotation von der
rung im Betrage von Lstrl. 190 432 (M. 3 808 640), von denen
0 M. eigentlicher Missionsarbeit zu gute kommen mögen.
Parlament herrschende Afrikaner- (Buren-) Partei ist aber
Zuschüsse möglichst zu beschränken.

este und größte Stadt der Kolonie ist noch immer Kapstadt
wohner).[2]) Von den Bewohnern sind 8—10 000 mohammeda-
n, wie viele von ihnen sonst den Farbigen zuzuzählen sind und
diesen Farbigen noch Heiden sind, läßt sich nicht feststellen. In
tehen 24 evangelische und 2 römische Kirchen. Die älteste Missions-
Gesticht" (erbaut 1806) von Gliedern der holländisch reformierten
nde: 1500 Getaufte, 550 Kommunikanten, 220 Schulkinder).
Missionsgemeinden gehören zu dieser Kirchengemeinschaft: St.
00 Getaufte, 600 Kommunikanten, 200 Schüler) und Eben-
Getaufte, 279 Kommunikanten, 346 Schüler). Die Barack-
ist der Mittelpunkt einer Gemeinde, die zur Congregational-
(c. 300 Getaufte, 124 Schüler). Die Wesleyaner haben

South African Directory, Capetown 1890. Argus Printing

: Privatmitteilungen des Rev. Kolbe und anderer Missionare in Kap-
hlen sind etwas höher als die weiter unten in den statistischen An-
nen, weil sie sich auf die Gegenwart (1890) beziehen, während jene
8 entstammen.

eine Gemeinde (1015 Getaufte, 405 Kommunikanten, 120 Schüler) in der Stadt und eine in der Vorstadt Mowbray (250 Getaufte, 120 Schüler). Von der englischen Kirche ist Kapstadt im Jahre 1847 zu einem Bischofsitz gemacht worden, den jetzt ein Metropolitan-Bischof inne hat, während die übrigen 6 Bischöfe S. Afr. Suffragan-Bischöfe sind. Die bischöfliche Kirche arbeitet hier mit großem Eifer. St. Pauls Kirche (1888 für 3000 Lstrl. errichtet), St. Philips und St. Columbans sind Missionskirchen mit zusammen über 2000 Getauften (480 Kommunikanten, 700 Schüler). Letztgenannte Kirche ist der Mittelpunkt für eine Mission unter den vielen hierhergekommenen Arbeitern aus den Kaffernstämmen. Auch in den Vorstädten (Woodstock, Rondebosch, Claremont) arbeitet diese Kirche.

Von den deutschen Gesellschaften hat die Brüdergemeine in Kapstadt seit 1884 eine Station gegründet, Moravianhill, um sich ihrer Gemeindeglieder anzunehmen, die zu hunderten hier Arbeit suchen (103 Getaufte, 20 Kommunikanten, 120 Schüler), und endlich predigt Missionar Krönlein (in Mowbray) den Bergdamra-Arbeitern im Khoi-Khoi und sammelt aus ihnen eine Gemeinde. Einige evang. Sekten mögen noch einige hundert Anhänger unter den Farbigen der Stadt haben. Statistik: 9 Missionskirchen, 6118 Getaufte, 1934 Kommunikanten, 1730 Schulkinder.

Unter den Gesellschaften, welche die Missionsarbeit unter den Mischlingen der westlichen Kapkolonie betreiben, stehen drei deutsche Gesellschaften, die rheinische, die Berliner und die Brüdergemeine vornean. Von ihnen hat die erstgenannte die westlichen und nordwestlichen Gegenden besetzt. Die Arbeit ist hier in den größeren Städten, die der Kapstadt nahe liegen, der Arbeit in der alten Christenheit immer ähnlicher geworden. Wir finden an diesen Orten große farbige Gemeinden, welche über 2000 Seelen zählen. In Stellenbosch besteht nicht nur ein „Jünglingsverein“, sondern ist auch von der Gemeinde ein „Vereinshaus“ gebaut. Bezeichnend ist, daß die Missionare in ihren Berichten erwähnen, sie müßten bei Taufen und Konfirmationen vorsichtig sein. Der Branntwein ist besonders für die Eingeborenen, welche in der Nähe der Kupferminen wohnen, eine große Gefahr. Die Schulen werden gut besucht.

Statistik der rheinischen Mission in der Kapkolonie: 11 Stationen, Stellenbosch, Sarepta, Worcester, Tulbagh, Saron, Wupperthal, Eben-Ezer, Schietfontein, Komaggas, Konkordia, Steinkopf. 13 ordinierte europäische Missionare, 87 eingeborne Helfer, 11 138 Getaufte, 3918 Kommunikanten, 2373 Schüler. Aufbringungen der Gemeinden 38 750 M.

Die Berliner Synode im westlichen Kaplande zählt 8 ordinierte Missionare. Auf dem bekannten Amalienstein finden sich unter 105 Schulkindern nur noch 4 ungetaufte und unter allen Bewohnern nur noch 17 ungetaufte Leute. Auf allen 7 Stationen wurden (im Jahre 1888) 72 Erwachsene getauft. Die Schulen sind in gutem Zustande.

Statistik: 7 Stationen: Amalienstein, Ladysmith, Anhalt-Schmidt, Rivers-Mosselbay, Herbertsdale, Laingsburg. 8 Missionare, 74 Helfer, 4335 fte, 1843 Kommunikanten, 614 Schüler. Aufbringung der Gemeinden: 7 M.

Die **Brüdergemeine**[1]) hat am 9. Juli 1887 die 150jährige ihrer Arbeit in Süd-Afrika begangen und konnte dabei für viel ugenen Segen danken. Ihr Werk ist immer noch wichtig und rt, leidet aber unter einem Übelstand, der sich mehr und mehr be-ar macht. Sie arbeitet nämlich nicht auf Kolonialdörfern, sondern igens ausgesuchten Stationen, wo sich überall die Erfahrung be-t, daß dort die Farbigen verarmen, weil der Ackerbau in diesen den nur in sehr beschränktem Maße betrieben werden kann. Waren nten besser, so waren die Produkte so billig, daß ihr Verkauf nicht :. Infolge dieser Verhältnisse haben im Laufe der Jahrzehnte gerade iesen Stationen viele Leute verziehen müssen, und es finden sich inge der Brüdergemeine in großer Anzahl auf den Diamantfeldern, rbeiter an den Bahnlinien und auf Kolonialdörfern, wo ihnen jetzt dazu ausgesendete Missionare oder farbige „Diaspora-Arbeiter" nach-jen wird. Besonderes ist von einzelnen Stationen nicht zu berichten, eistliche Leben krankt bei vielen Leuten an Gleichgültigkeit, aber es n dann auch wieder bessere Zeiten für die einzelnen Gemeinden und ten Christen, in denen das Leben wieder mehr erwacht, wie z. B. ahre 1885 für Gnadenthal, wo damals eine „Kindererweckung" nd.

Statistik für die Arbeit der Brüdergemeine in der westlichen Kapkolonie. tationen: Berea, Gnadenthal, Mamre, Pella, Elim, Wittewater, Goede-Clarkson, Wittkleibosch, Eno, Kapstadt. 20 Brüder, 2 eingeborne rte Missionare, 239 Gehilfen, 9145 Pfleglinge, 2218 Kommunikanten, Schüler.

Die **holländisch-reformierte Kirche der Kapkolonie**, welche 173555 getaufte weiße Glieder zählte, übernahm die Arbeit der durch Dr. v. der Kemp gegründeten Südafrikanischen Missions-haft, und hat sich seither mit wechselndem Eifer der in dem Bereich Gemeinden wohnenden Farbigen angenommen.[2]) Durch schottische und he Anregung ist der Missionseifer großer Kreise innerhalb dieser jetzt ein lebendiger, besonders ist Stellenbosch mit seiner theolo-

---

[1]) Quelle: Missionsblatt aus der Brüdergemeine und Überblick über das Mis-rk der Brüdergemeine 1879—1889.

[2]) Quelle: Almanak voor de Nederduitsch Gereformeerde Kerk in Zuid-. Kaapstad I. C. Juta. Außerdem Privatmitteilungen.

gischen Bildungsanstalt für Geistliche ein Herd des Missionslebens
daß sich hier selbst unter den Studenten ein eigener Missionsverei
bildet hat. Von dem kräftigen Missionsleben dieser Kirche zeugt
Umstand, daß über die Grenzen der Kapkolonie hinaus in Tran
und unter den Betschuanen ihre Sendboten stehen, und neuerdings
Mission am Njassa-See begonnen worden ist. Die Kirche fördert
leitet die Mission durch zwei Kommissionen (Komitees), deren ein
Mission innerhalb der Kapkolonie, und das andere die in den außer
der Kolonie gelegenen Gebieten zu pflegen und zu leiten hat. Die M
onare, welche in der Kapkolonie angestellt sind, haben eine wissenschaf
Ausbildung nicht genossen; da sie sich bei ihrer Arbeit nur der holländi
Sprache bedienen, macht sich dies weniger fühlbar. Fast auf
größeren Dörfern der Kolonie finden wir Gemeinden, die mit der r
mierten Kirche verbunden sind. Denn die Arbeit ist nicht auf die
beschränkt, wo die Sendings-Kommission einen Missionar angestell
An einigen Orten haben Geistliche mit der Hilfe von Kirchenräten
anderen gottesfürchtigen Leuten eine Gemeinde aus den Farbigen gesa
und bedienen sie dann selbst mit Wort und Sakrament. Diese Teil
der reformierten holländischen Geistlichen an der Missionsarbeit
hoffnungsvolles Zeichen. Wenn jeder der 108 Geistlichen, welch
Kirche in der Kapkolonie zählt, auch eine farbige Gemeinde ve
wollte, so wäre die Missionsfrage in diesem Koloniallande gelöst.
sionsgemeinden dieser Kirche finden sich jetzt an folgenden Orten: Ka
George, Beaufort, Elandskloof, Middelburg, Zuurbraak, Well
Wynberg, Ceres, Graaf-Reinet, Montagu, Aberdeen, Murray
Richmond, Viktoria-West, Prins Albert, Lady Grey, Malmesbury,
berley, Fraserburg, Villiersdorp, Kneysna, Vredeburg, Paarl, F
Hoek, Simonstadt, Kalkbaai, Palmietrivier, Caledon.

Statistik (Diamantfeld einbegriffen): 29 Stationen, 31 ordinie
nicht ordinierte Missionare, Getaufte 22887.

Unter der Arbeit der übrigen Missionsgesellschaften tritt d
Wesleyaner[1]) ganz besonders hervor. Es ist bekannt, daß die
leyanische Kirche in Süd-Afrika seit 1882 selbständig organisiert
als solche innerhalb ihres Gebietes selbständig Mission treibt.
Organ für die Arbeit ist die Wesleyan Methodist South Africa
sionary society,

---

[1]) Quelle: Seventh Report of the South African Missionary
Grahamstown 1889. J. Slater. Minutes of the Seventh Conference
Wesleyan M. Church of South Africa. Ebendaselbst erschienen.

elche im Jahre 1888 von englischen Kolonisten Lst. 2031. 11. 11.
von Eingebornen Lst. 1914. 19. 3.
in Summa Lst. 3946. 11. 2.

enommen hat. Allgemein wird in bezug auf diese Gesellschaft darüber agt, daß sie die eigentliche Arbeit zu sehr eingebornen Helfern und sionaren überläßt, welche ohne besondere Sorgfalt ausgewählt und gebildet und auch zu wenig beaufsichtigt werden. Unausbleibliche Folge on ist dann wieder mangelhafter Unterricht der Taufkandidaten und ngelhafte Zucht in den Gemeinden, sowie schlechter Zustand der Schulen. europäischen Missionare und Geistlichen wechseln zu oft, als daß sie Gemeinden und einzelnen Persönlichkeiten genau kennen lernen könnten, auch häufig im westlichen Teil der Kolonie nicht der holländischen, Osten und im Norden nicht der Sprachen der Eingebornen mächtig, daß eine Kontrolle der eingebornen Helfer und Gemeinden schon da- ch fast unmöglich ist. Man muß aber anerkennen, daß sie sonst eifrig eiten, daß sie eingeborne Hilfskräfte zu gewinnen und die Gemeinden ch das Ticket-System an regelmäßige Beiträge zu gewöhnen wissen. In westlichen Kapkolonie arbeiten sie auf 9 Stationen. Gottesdienste und ulen werden hier von über 7000 Personen besucht.

Statistik (für den westl. Teil der Kapkolonie) der wesleyanischen Mission: Stationen: Kapstadt, Diep-River, Stellenbosch, Raithby, Somerset-West, ertson, Lady-Grey, Klipfontein, Kamiesberg. 6 Geistliche, 96 eingeborne er, 1476 Kommunikanten, 1467 Schüler.

Die Mission der englisch-bischöflichen Kirche,[1] English Church Church of South Africa, wird in Süd-Afrika überall im Anschluß die Ausbreitungsgesellschaft betrieben, welche die Südafrikanische Kirche jährlich 10000 Lst. unterstützt. Dies hat zur Folge, daß ein ritua- ch hochkirchlicher Geist auch unter deren Missionsarbeitern herrscht. ngelische Missionare anderer Kirchen bezeichnen sie oft als halbkatholisch. haben in der Diöcese Kapstadt 28 Stationen und Geistliche, in rsdale, Caledon, Swellendam, Ober-Paarl, Unter-Paarl, Newlands, mesbury, George, Plettenberg-Bai, Prince Albert, Worcester, Oudts- n, Ceres, Port Nolloth, D'Urbanville, Stellenbosch, Constantia, ertson, Knysna, St. Helena-Bai, Zuurbraak, Zonnebloem, Uniondale, elberg, Clanwilliam, Mosselbai (2 Stat.) und Bredasdorp. 33 cheten und Lehrer stehen hier in der Arbeit.

Die Statistik ist lückenhaft, wir verzichten deshalb darauf, die vor-

[1]) Quellen: The mission Field und Report of the S. P. G. 1888, sowie Directory 1890.

handenen Notizen wiederzugeben. Einige Gemeinden sind sehr groß, so zählt die Gemeinde von Ober- und Unter-Paarl 1940 Getaufte, die von Heidelberg 1348, die von Mosselbai 1800. In Riversdale und Mosselbai klagen die Berliner Missionare über Mangel an „Wohlverhalten“ auf Seiten der Anglikaner, während diese hinwiederum klagen, daß sie von den Buren bei ihrer Arbeit eher Hinderung als Förderung erfahren. Letzteres kann nicht befremden, da die Buren bekanntlich sehr stark gegen alles, was „römisch“ aussieht, eingenommen sind.

Eine eigene Art selbständiger Missionskirche bildet die Congregational Union,[1]) welche sowohl im westlichen als im östlichen Kaplande arbeitet. Sie ist gebildet durch Gemeinden, welche früher von der Londoner Gesellschaft gegründet und dann langsam selbständig geworden sind. Nachdem auch die Londoner Stationen im Kafferlande, Peelton und Kingwilliamstown, im Jahre 1888 selbständig wurden, haben die Londoner südlich vom Vaalfluß eigene Stationen überhaupt nicht mehr. Zu dieser Kirche zählen die bekannten Gemeinden von Bethelsdorp, Pacaltsdorp, Katrivier, Hankey u. a. Es gehören zu ihr in Kapland und Kafferland, Diamantfeld einbegriffen, 29 659 Farbige, welche zu 29 Gemeindeverbänden zusammengefaßt sind. Ihnen dienen 23 Geistliche, unter ihnen 4 ordinierte Eingeborne. Über die Arbeit selbst und den Bestand der einzelnen Gemeinden ist wenig zu erfahren. Im westlichen Kaplande ist die bedeutendste Station Oudtshoorn, mit mehr als 700 Kommunikanten, die übrigen hier gelegenen Stationen sind: Hankey, Pacaltsdorp, Groot-Brak-Rivier, Uniondale und Heidelberg. Wichtig ist die Thatsache, daß alle zur C. Union gehörenden Gemeinden ohne Ausnahme für den Unterhalt ihrer Kirchen und Schulen selbst Sorge tragen.

Früher hatte man in der Kapkolonie sich mit großen Hoffnungen auf die Entwicklung der sogenannten Institute getragen, d. h. solcher Stationen, wo die Eingebornen in den Stand gesetzt sind, Landbau zu betreiben. Solche Orte sind die meisten Stationen der Brüdergemeine, Wupperthal und Steinthal unter den rheinischen, Amalienstein unter den Berlinern, Hankey und Pacaltsdorp unter den früher Londoner Stationen, allein ein Stand von wohlhabenden Bauern hat sich unter der Ungunst der Umstände nicht heranbilden lassen. Mühe ist nicht gespart worden; in Hankey z. B. ist von dem Londoner Missionar Philip (Sohn des bekannten Dr. Philip) eine Wasserleitung in einem Tunnel durch einen

[1]) Quellen: The Chronicle of the London Miss. Society und South Afr. Directory 1890.

t. Auch lag es nicht an mangelndem Fleiß der Bewohner,
ehr in die Augen fallende Resultate erzielt wurden. Die Ur-
sind hauptsächlich folgende: Um möglichst viele Leute um
Schule zu sammeln, mußte das Land in zu kleinen Anteilen
erden, für diese aber wurde eine immerhin empfundene Pacht
sellschaften gefordert. Den kleinen Leuten fehlten Dungmittel,
auch Arbeitsgeräte, denn die vielen Ochsen, die den Pflug
hwere Erdreich ziehen müssen, sind teuer. Wenn das Jahr
, waren die Feldfrüchte, besonders Obst u. dergl., nicht zu
ie waren zu billig. Viehzucht konnte aber bei der Beschränkt-
idelandes und den Schwierigkeiten, welche periodische Dürren
nirgends die Landwirtschaft wirklich unterstützen. Man wird
ken, daß man gut gethan hätte, mehr Eingeborne zu Hand-
erziehen. Allein dies hätte kaum einen bessern Erfolg gehabt,
völkerung des Kaplandes ist zu arm, um vielen Handwerkern
g geben zu können. Solche finden ihr Brot nur in Städten
ı Dörfern. Möchte es bald gelingen, lohnende Beschäftigung
rmten Farbigen dieses Landes zu finden!

ie Schulen, welche sich auf allen Missionsstationen befinden,
ustande sind, beweisen die bedeutenden Beiträge, welche die
erung zu ihrem Unterhalte zahlt, während die von der Re-
lge dieser Zuschüsse geübte Beaufsichtigung auch für die Leiter
ein heilsamer Ansporn ist.

uß bedauern, daß nicht mehr Wert auf die Erziehung tüchtiger
Geistlichen aus den „Farbigen“, d. h. der Mischlingsbevölkerung
gelegt worden ist. Das Gehilfen-Seminar in Gnadenthal stand
als einzige Anstalt dieser Art im westlichen Kaplande da.
ndet, hat es 1888 sein Jubiläum gefeiert. 125 Zöglinge
verflossenen 50 Jahren darin aufgenommen worden, von denen
n- und Schuldienst Anstellung fanden. Endlich ist in den letzten
„theologische Klasse“ in dieser Anstalt eingerichtet worden. Er-
dient noch die englisch-kirchliche Anstalt in „Sonneblum“ bei Kap-
werden Handwerker ausgebildet, Eingeborne erhalten auf Wunsch
Erziehung, und auch Lehrer gehen aus der Anstalt hervor, welche
sten.
re eine dankbare Aufgabe für die holländisch-reformierte Kirche
es, vielleicht im Einverständnis mit der rheinischen Gesellschaft,
Seminar zur Ausbildung farbiger Gehilfen und Prediger zu

ir uns zu den westlichen Gebieten der Kaplande wenden, sei
beit auf den Diamantfeldern gedacht.

Die hier seßhaft gewordenen Eingebornen gehören zum größten Teil der Kapschen Mischlingsrasse an, haben aber auch Koranna, Betschuanen und Kaffern unter sich aufgenommen. Die beständig wechselnde übrige Arbeiterbevölkerung rekrutiert sich aus allen umwohnenden Stämmen, aus Bassuto, Betschuanen, Küstenkaffern, Stämmen des nördlichen Tieflandes und des Innern bis zum Sambesi hin. Die seßhafte farbige Bevölkerung der Diamantfelder wird auf 14000 Seelen, die Zahl der während eines Jahres gehenden und kommenden Arbeiter auf 80000 Köpfe geschätzt. Der Einfluß, den diese Felder in weite Fernen, 100—150 Meilen weiter in das Innere hinein, ausüben, ist bedeutend. Daß durch ihn bei vielen einzelnen Heiden und endlich wieder durch diese bei manchen Heidenvölkern das Heidentum erschüttert wird, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß viele schwache Elemente der bereits gesammelten Christengemeinden den dort lauernden Versuchungen zum Trunk, zur Unzucht und zum Diamantstehlen erliegen. Man muß es deshalb mit Dank begrüßen, daß neuerdings mehr und mehr das Zwingersystem durchgeführt wird, wonach die Arbeiter sich verpflichten, auf eine gewisse Zeit sich ihrer Freiheit berauben zu lassen. Sie leben dann in den Zwingern, Compounds genannt, von denen Schachte und Stollen in die Minen führen, abgeschlossen von der Welt, aber auch ohne den genannten Verführungen bloßgestellt zu sein. Es giebt „Zwinger", welche 2000 Arbeiter beherbergen. Zu diesen Orten haben die Missionare Zutritt, so daß die eigentliche Missionsarbeit dadurch nicht verhindert wird. Bis jetzt leben in diesen Zwingern zwischen 8—9000 Eingeborne, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bald alle Minen-Arbeiter nur hier zu finden sein werden.

Auf den Diamantfeldern arbeiten in Kimberley und Beaconsfield vornehmlich die englisch-kirchliche Gesellschaft mit drei Missionaren (c. 300 Getaufte), die Wesleyaner mit 3 Missionaren (darunter 2 eingeborne) und 44 eingebornen Helfern (c. 1000 Getaufte) und die Berliner mit 6 Missionaren und 19 Helfern in den genannten Städten und Pniel (456 Kommunikanten, 700 Getaufte und 223 Schulkinder.) Auch die holländisch-reformierte kapsche Kirche unterhält hier einen Missionar und hat eine Gemeinde hier gegründet, wie auch eine Gemeinde der E. Union in Kimberley besteht, während die Brüdergemeine ihre vielen hierher verschlagenen Glieder bisher nur ab und zu durch Reiseprediger besuchen ließ. In Barkly arbeitet ein Missionar der Londoner Gesellschaft, und man kann die Zahl der mit dieser Gesellschaft in Verbindung stehenden Farbigen, die nördlich vom Vaalfluß, aber noch innerhalb der Kapkolonie wohnen, auf 2000 schätzen.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit der östlichen Hälfte der Kapkolonie zuwenden, so begegnen wir hier in den westlich vom großen Fischfluß gelegenen Gebieten noch überall der Mischlingsbevölkerung, welche wir in der westlichen Hälfte der Kapkolonie kennen gelernt haben, von hier aber bis zum Fluß Umsimkulu, welcher in seinem oberen Lauf die Grenze Natals bildet, wohnen die in verschiedene Stämme geteilten Kaffern. In den nordöstlichen Distrikten nahe dem Oranjefluß finden sich Bassuto, südlich von den Stormbergen Tambukki (c. 40000 Seelen), weiter südlich Tembu (c. 100000), weiter Fingu und Galeka (ebensoviel),

(c. 100 000) und endlich die Pondo im Pondolande, c. 150 000.
nere Stämme (Pondomisi und Xesibe) wohnen dazwischen, während
suto über das Drakengebirge herüberkommend den östlichsten Distrikt,
qualand-Ost, langsam füllen. Die gesamte Kaffernbevölkerung der
chen Kapkolonie schätzt man etwa auf 700 000 Seelen. Einzelne
fen von Hottentotten und Mischlingen finden sich auch hier noch
chen den Kaffern, so am Katrivier und in Silo, endlich auch Griqua
and um Kokstadt. Die Griqua sind meist Christen, sind aber wirt-
ftlich und sittlich vielfach verkommen. Die ihnen zugewiesenen Farmen
en viele verkauft und treiben sich unter den Kaffern schmarotzend
her.

Die oben genannten Kafferstämme verlieren mehr und mehr ihren
sammenhalt im einzelnen, da die politische Selbständigkeit der einzelnen
ämme seit Jahren gebrochen ist. Am meisten halten noch Tembu und
gu zusammen. In bezug auf Ackerbau und sonstige Erwerbsthätigkeit
seit dem letzten großen Kriege (1877) ein bedeutender Aufschwung
tgefunden, wenn auch der Branntweinhandel (besonders unter den
a) eine gesunde Entwicklung hemmt und gefährdet. Am vorteilhaftesten
en sich die Fingu entwickelt, sie mögen etwa 90 000 Seelen zählen,
denen die Hälfte im Fingulande (Distrikt der Kapkolonie) und die
ere Hälfte in den übrigen östlichen Distrikten zerstreut wohnt. Von
Fingu ist ein Drittel christlich geworden. Fast alle leben in großem
hlstande. Zum Bau der Kei-Brücke spendeten sie freiwillig 36 000
rk und zu der Gründung der von den Freischotten geleiteten Erziehungs-
talten in Blythwood steuerten sie Lst. 4500 (M. 90 000) bei. Die
gu, wie die Eingebornen in Transkei überhaupt, verdanken viel dem
16. September 1889 verstorbenen Magistrat M. S. Blyth, sie
melten Mk. 12 000, um ihm ein Denkmal zu errichten, auf welchem
Worte stehen: „Wir weinen, denn wir haben einen teuren und treuen
und verloren, der stets auf unsere wahre Wohlfahrt bedacht war. Er
stets auf der Seite von Wahrheit und Gerechtigkeit zu finden. Er
te uns das schöne Beispiel eines Christen und stand uns zu allen
en mit seinem Rate bei.“ Nach ihm ist jene Station Blythwood
nnt worden.

In den östlichen Distrikten der „alten“ Kapkolonie (also westlich vom
luß) finden wir auf den Dörfern und in den Städten fast überall
einden der Congregational Union, welche zum Teil bedeutend sind.
-Elisabeth, Queenstown, Somerset, Uitenhage, Graaf-Reinet, Gra-
stown, haben solche Gemeinden, in denen das Mischlings-Element

stark vertreten ist. Andere Gemeinden, wie die zu Bethelsdorp und Katrivier (Aberdeen) sind aus der Missionsgeschichte bekannt. 11 ... meinden tragen den Charakter reiner Kaffer- oder Fingu-Gemeinden ... große Kafferngemeinden, die von King-Williamstown (665 Kommuni-kanten, 2193 Anhänger, 457 Tagesschüler) und Peelton (414 Kommuni-kanten, 3130 Anhänger, 400 Tagesschüler) traten 1889 dieser Kolo... kirche bei, indem sie die bisher mit der Londoner Missionsgesell... unterhaltene Verbindung löſten. Im äußersten Osten hält sich zu... Union eine Griquagemeinde in Kokstadt (Missionar Rev. Dover). ... meinden der Congr. Union finden sich im Osten der Kolonie an folge... Orten: Bethelsdorp, Cala, Ėlucewe, Ezolo, Cradock, Dysselsdorp, G... hamstown, Port Alfred, Graaff-Reinet, Hackney, Eardley, Musa, Ein... King-Williamstown, Kokstadt, Kruisfontein, Peelton, Port-Elisab... Queens-Town, Somerset-East, Pearston, Uitenhage, Tzitzikama.

Sehr ausgedehnt ist im östlichen Kaplande sowohl unter der ... mischten Bevölkerung der Städte und Dörfer, als auch unter den eig... lichen Kaffern die Arbeit der Wesleyaner, welche ihre Gemeinden ... zu drei Verbänden oder Konferenzen gesammelt haben, den „Distrikt... von Grahamstown, Queenstown und Clarkebury.

In dem Bezirk von Grahamstown finden wir zwanzig Gemeind... unter denen als die größten hervorzuheben sind die von Grahamst... (472 vollberechtigte Glieder, 200 Tagesschüler), Cradak (232 Glie... 188 Schüler), Healdtown (441 Glieder, 412 Schüler), Annschaw (... Glieder, 382 Schüler), Perksdale (226 Glieder, 238 Schüler) und Pe... (252 Glieder, 242 Schüler).

Kleinere Gemeinden finden sich an den Orten: Salem, Bathurst ... Port Alfred, Port Elisabeth, Uitenhage, Graaff-Reinet, Middelburg, Some... East, Fort Beaufort, Seymour, Amatole, Keiskamma, Tuku, Newton... Horton.

Die Berichte über das geistliche Leben in diesen Gemeinden la... nicht besonders günstig, auch ist von Fortschritten innerhalb dieser K... ferenz im Laufe der letzten Jahre nicht besonders Erfreuliches zu ... richten.

Zur Konferenz Queenstown gehören 17 Gemeinden (Butterw... 1635 Kommunikanten, 2131 Schüler in 34 Schulen, Tsomo 1... Kommunikanten, 1272 Schüler in 21 Schulen, Mount Arthur ... Kommunikanten, 684 Schüler in 12 Schulen. Mount Coke 494 K... munikanten und 426 Schüler in 6 Schulen. In vielen dieser Gemei... pulsiert ein regeres Leben.

Sonst gehören noch Gemeinden zu dieser Konferenz in Bensonville, maftone, Wittebergen, King-Williamstown, Queenstown, Lesseytown, Bürgers-rp, Cathcart, East-London, Dortrecht, Cala, Maclear und Barkly-East.

Am bedeutendsten ist die Konferenz Clarkebury, welche 23 reine fferngemeinden umfaßt, von denen vier im Pondolande gesammelt sind. ie größte Gemeinde ist Osborn (511 Kommunikanten, 400 Schüler) r folgt Clarkebury (253 Kommunikanten, 342 Schüler), Qumbu (241 ommunikanten, 113 Schüler).

Außerdem gehören dazu: Etembeni, Rode, Emecweni, Engcobo, Umtata, ambele, Qokolweni, Morley und Xora Encoti, Titsana, Mount Fletscher, wa Entlabeni, Ibisa, Emnceba und Kokstadt.

Die Schulen (199) werden gut besucht (11837 Schüler), Sonntags-julen sind überall eingerichtet. Eine höhere Töchterschule (95 Schüle-nnen) findet sich in Grahamstown, Mädchenpensionate in Lesseyton, ichawbury und Peddie, am letzteren Orte mit einer kleinen Industrieschule rbunden.

In Buntingville und Clarkebury bestehen Knaben-Pensionate, in ensonvale ein solches, welches Lehrer ausbildet (20 Schüler). Ein rößeres Institut dieser Art ist in Healdtown (40 Schüler), aus welchem reits 240 Lehrer hervorgegangen sein sollen. Das Seminar für Aus-ildung von eingebornen Geistlichen in Lesseyton stand Ende 1888 leer.

Statistik der Wesleyanischen Missionskirche in der Kap-Kolonie (1888).

	Stationen	Kirchen und Kapellen	Geistliche	Helfer- u. Laien Prediger	Kommunikanten	Getaufte	Schulen	Lehrer	Schüler
z. Kapstadt	9	20	6	11	1565		14	23	1560
Grahamstown	20	66	14	314	4412		51	76	3260
Queenstown	17	103	16	551	7340		102	145	5921
Clarkebury ohne Pondoland	22	51	14	268	2875		46	58	2511
amantfeld u. lesberg (Bez. umfontein)	3	6	5	54	648		5	8	551
Summa	71	156	55	1198	16840	88500	218	310	18803

Die Minutes of the Seventh Conference of the W. M. Ch. of A. führen 41 ordinierte Farbige als im Amte stehend auf. Die Gesamt-mme der Getauften geben wir nach der Regierungsstatistik von 1889.

Neben den Wesleyanern sind auch die Primitive Methodists in Arbeit mit eingetreten. Sie haben drei Missionare in Aliwal North,

und wollten von dort aus in das Innere ziehen, über ihre Erfolge verlautet nichts Gewisses.

Die *deutschen Gesellschaften* sind im östlichen Kaplande durch die *Brüdergemeine* und die *Berliner Gesellschaft* vertreten. Erstere arbeitet in dem alten Grenzgebiet diesseits der Kei auf drei Stationen (Silo, Engotini, Gosen) und über der Kei auf 4 (Baziya, Tinana, Ezincuka, Bethesda) mit 11 Missionaren, von denen einer ein Eingeborner ist, und 132 Helfern und Helferinnen. Von den drei erstgenannten älteren Gemeinden ist „wenig Gutes“ zu berichten. Aberglaube, Trunk und Roheit sind die Hauptschäden. Es fehlt nicht an Streitigkeiten wegen der Überlassung von Stationsländereien, besonders machten die Hottentotten in Silo Not, aber auch die Fingu in Gosen. Im früher „freien Kafferlande“ ist in den Gemeinden regeres und erfreulicheres Leben zu spüren, sie erstarken sichtlich nach innen und außen.

Statistik der Arbeit der Brüdergemeine im östlichen Kaplande: 7 Stationen, 10 europäische Missionare, 1 ordinierter Eingeborner, 132 Gehilfen, 2465 Getaufte, 988 Kommunikanten, 861 Schüler.

Die *Berliner Synode „Kafferland“* umfaßt 5 Stationen, auf welchen die Arbeit in altgewohnter Weise betrieben wird und langsame aber sichere Fortschritte macht. An der Revision der Kafferbibel hat der Sup. Kropf hervorragenden Anteil, sein langjähriger Mitarbeiter auf diesem Felde, Missionar Rein, ist am 23. Oktober heimgegangen.

Statistik der Berliner Mission in der östlichen Kap-Kolonie: 5 Stationen: Bethel, Wartburg, Petersberg, Emdizeni, Etembeni. 4 Missionare, 24 eingeborne Helfer, 866 Getaufte, 375 Kommunikanten, 239 Schüler.

An die Arbeit der deutschen Missionen schließt sich die Arbeit der *schottischen Gesellschaften* an,[1]) was Tüchtigkeit, Nüchternheit und Fleiß, verbunden mit wahrer evangelischer Frömmigkeit angeht. Keine andere in Südafrika arbeitende englische Gesellschaft ist in diesen Stücken den Schotten gleich. Im westlich von der Kei gelegenen Gebiet haben die Freischotten vier Stationen, welche alle bedeutenden, segensreichen Einfluß auf weite Kreise des Volkes ausüben. Auch die Berichte der letzten Jahre lauten günstig. Geklagt wird darüber, daß gar viele Gemeindeglieder nach den Diamant- und Goldfeldern verzogen sind. Von der Station Pirrie liegen besonders erfreuliche Berichte vor über Mäßigkeits- und Erweckungs-Versammlungen. Viele haben sich zur Taufe gemeldet, und früher Entlassene melden sich zur Wiederannahme. Weniger erfreu-

[1]) Quellen: Free Church of Scotland Monthly. Christian Express. Free Ch. of Sc. Miss. Reports.

die hochkirchlichen Missionsarbeiter zu wenig streng gegenüber heidnischen Unsitten seien, z. B. gegenüber der Beschneidung und dem Frauenkauf. Man bemüht sich jetzt aber, die eingebornen Helfer durch Konferenzen, die namentlich auf den Hauptstationen abgehalten werden, zu beleben. In Grahamstown und St. Matthews bestehen Institute nach Art der Anstalten in Lovedale und Blythwooth. Hier werden Lehrer und Geistliche gebildet, und andere Eingeborne werden zu Handwerkern erzogen oder erhalten höhere wissenschaftliche Bildung. Einer der Examinatoren stellt den für Ordination Geprüften folgendes Zeugnis aus: „Sie haben ein hohes Maß von Vortrefflichkeit gezeigt. Ihre Arbeiten erhielten hohe Nummern und bewiesen, daß sie vollständig das Maß theol. Wissens sich angeeignet hatten, welches gewöhnlich in einer englischen Diöcese gefordert wird.“ Über die Industrieschule in St. Matthews (Keiskammahoek) liegen genaue Angaben vor. 36 eingeborene Lehrlinge werden zu Tischlern, Wagenbauern, Schmieden, Klempnern und Gärtnern ausgebildet, 18 andere Schüler sind Pensionäre, die Mädchen-Anstalt zählt 28 Schülerinnen, die im Nähen, Waschen und Plätten unterrichtet werden. Die Ausgaben der Anstalt beliefen sich auf Lst. 4012. 16. 8. (1888), von denen nur Lst. 885 durch Regierungszuschuß gedeckt wurden.

Die Diöcese St. Johns umfaßt 11 Stationen mit 17 Missionaren, von denen 5 ordinierte Eingeborne sind. Von diesen Stationen liegen 9 in den östlichen Provinzen der Kapkolonie und 2 im Pondolande. (In der Kapkolonie: Umtata, Kokstadt, St. Peters, Clydesdale, St. Marks, Matatiele, St. Cuthberts, St. Augustines und St. Albans.) Die Stationen sind mit einem Kreise von Außenplätzen umgeben, auf welchen die Arbeit ganz in den Händen eingeborner Helfer liegt. Unter den eingebornen Geistlichen ragt Peter Masiza in St. Marks durch Eifer und Tüchtigkeit hervor. Die Zahl der Getauften wird nur bei einzelnen Stationen genannt (St. Cuthbert zählt 1250 Seelen). Umtata ist Sitz des Bischofs Key, hier befindet sich das St. Johns-College zur Ausbildung von eingebornen Lehrern und Geistlichen, auch ist dort eine höhere Mädchenschule. Der Bischof schätzt die Zahl der getauften Farbigen seines Sprengels (Pondoland eingeschlossen) auf 8—10000.

Außer den Kirchengemeinschaften, deren Arbeit wir betrachtet haben, erwähnt die Regierungsstatistik noch eine französisch-reformierte Gemeinde von 2500 Bassuto in Griqualand-Ost (Missionar Rev. Cochet in Masube), 100 Baptisten, 1450 „Frei-Evangelische“ und 758 Glieder der „Apostolischen Union“. Letztere Gemeinschaften tragen wohl darbystischen Charakter. Der Römischen Kirche gehörten 1888 in der Kapkolonie nur 568

Schon lange vor der schottischen Freikirche arbeitete die United Presbyterian Church (seit 1821) in Kafferland. Sie unterhält jetzt diesseits und jenseits der Kei zwölf europäische Missionare auf 11 Stationen (Glenthorn, Adelaide, Tarkastad, Somerset-East, Mbulu, Paterson, Tutura, Buchanan, Emgwali, Malan und Kolumba), deren Berichte durchweg erfreulich lauten. Freilich ziehen auch von diesen Stationen viele Christen nach den größeren Mittelpunkten des Verkehrs, allein überall, besonders im Transkei-Gebiet, nehmen die Gemeinden in erfreulicher Weise zu an Gliedern. Auch die Schulen blühen, fast alle Lehrer werden von den Gemeinden besoldet, ebenso die „Evangelisten“, welche die Heidenkraale in der Nachbarschaft der Stationen besuchen, selbst zu der Errichtung neuer Gebäude, wie zu der Instandhaltung der alten haben die Eingebornen reichlich beigetragen. Sehr erfreulich ist die lebendige Beteiligung der Christen in mehreren Gemeinden an der Missionsarbeit, so in Glenthorn, Adelaide und Buchanan. Unter den Bomwana arbeitet Dr. W. A. Soga mit bestem Erfolge, und der kleine den Fingu verwandte Stamm der Xesibe (10—15000 Köpfe, an der westlichen Grenze von Pondoland) hat um Missionare gebeten; der „Studenten-Missions-Verein“ der Kirche in Schottland wird dieser Arbeit seine specielle Fürsorge widmen.

Statistik (Christian Express 1889 August) 11 Stationen, 12 Missionare, 60 eingeborne Helfer, 2307 Kommunikanten, 545 Taufbewerber, 43 Schulen, 1735 Schüler. Summa der Getauften nach der Regierungs-Statistik 8080.

Die englisch-bischöfliche Kirche hat im Osten zwei Diöcesen, die von Grahamstown und die von St. Johns. Erstere beschränkt sich auf die östlichen Gebiete der alten Kapkolonie, während letztere das früher „freie“ Kafferland (Transkei) umfaßt. In der Diöcese Grahamstown wird die Arbeit auf 22 Stationen betrieben (Richmond, Dortrecht, Sidbury, Bedford, Herschel, Peddie, Port-Elisabeth, King-Williamstown, Adelaide, Uitenhage, Southwell, Bolotwa, Komgha, Fort Beaufort, Graaff-Reinet, Cradock, St. Peter (Indwe), Queenstown, Gwaba, Newlands, St. Matthews und vor allem Grahamstown selbst), 11 europäische und 5 eingeborne Geistliche, stehen hier in der Arbeit, von den letzteren haben zwei sogar die Ordination zu Priestern empfangen. Die größte Gemeinde findet sich in St. Matthews (1600 Seelen), indessen ist die Statistik so lückenhaft, daß es möglicherweise auch größere giebt, mehrere Gemeinden haben von 4—500 Seelen. Über die Teilnahmlosigkeit und Lauheit vieler Glieder wird geklagt. Missionare anderer Gesellschaften beklagen, daß

die hochkirchlichen Missionsarbeiter zu wenig streng gegenüber heidnischen Unsitten seien, z. B. gegenüber der Beschneidung und dem Frauenkauf. Man bemüht sich jetzt aber, die eingebornen Helfer durch Konferenzen, die namentlich auf den Hauptstationen abgehalten werden, zu beleben. In Grahamstown und St. Matthews bestehen Institute nach Art der Anstalten in Lovedale und Blythwooth. Hier werden Lehrer und Geistliche gebildet, und andere Eingeborne werden zu Handwerkern erzogen oder erhalten höhere wissenschaftliche Bildung. Einer der Examinatoren stellt den für Ordination Geprüften folgendes Zeugnis aus: „Sie haben ein hohes Maß von Vortrefflichkeit gezeigt. Ihre Arbeiten erhielten hohe Nummern und bewiesen, daß sie vollständig das Maß theol. Wissens sich angeeignet hatten, welches gewöhnlich in einer englischen Diöcese gefordert wird.“ Über die Industrieschule in St. Matthews (Keiskammahoek) liegen genaue Angaben vor. 36 eingeborene Lehrlinge werden zu Tischlern, Wagenbauern, Schmieden, Klempnern und Gärtnern ausgebildet, 18 andere Schüler sind Pensionäre, die Mädchen-Anstalt zählt 28 Schülerinnen, die im Nähen, Waschen und Plätten unterrichtet werden. Die Ausgaben der Anstalt beliefen sich auf Lst. 4012. 16. 8. (1888), von denen nur Lst. 885 durch Regierungszuschuß gedeckt wurden.

Die Diöcese St. Johns umfaßt 11 Stationen mit 17 Missionaren, von denen 5 ordinierte Eingeborne sind. Von diesen Stationen liegen 9 in den östlichen Provinzen der Kapkolonie und 2 im Pondolande. (In der Kapkolonie: Umtata, Kokstadt, St. Peters, Clydesdale, St. Marks, Matatiele, St. Cuthberts, St. Augustines und St. Albans.) Die Stationen sind mit einem Kreise von Außenplätzen umgeben, auf welchen die Arbeit ganz in den Händen eingeborner Helfer liegt. Unter den eingebornen Geistlichen ragt Peter Masiza in St. Marks durch Eifer und Tüchtigkeit hervor. Die Zahl der Getauften wird nur bei einzelnen Stationen genannt (St. Cuthbert zählt 1250 Seelen). Umtata ist Sitz des Bischofs Key, hier befindet sich das St. Johns-College zur Ausbildung von eingebornen Lehrern und Geistlichen, auch ist dort eine höhere Mädchenschule. Der Bischof schätzt die Zahl der getauften Farbigen seines Sprengels (Pondoland eingeschlossen) auf 8—10000.

Außer den Kirchengemeinschaften, deren Arbeit wir betrachtet haben, erwähnt die Regierungsstatistik noch eine französisch-reformierte Gemeinde von 2500 Bassuto in Griqualand-Ost (Missionar Rev. Cochet in Masube), 100 Baptisten, 1450 „Frei-Evangelische“ und 758 Glieder der „Apostolischen Union“. Letztere Gemeinschaften tragen wohl darbystischen Charakter. Der Römischen Kirche gehörten 1888 in der Kapkolonie nur 568

Farbige an. Diese Kirche hat eine Station an der Kei und arbeite
in Grahamstown. Nur 9466 Weiße, die zur römischen Kirche ge
leben in der Kolonie, es stehen aber hier bereits 33 Priester, u
Gründung eines Erzbistums in Kapstadt soll im Werke sein, ma
also versuchen einzuholen, was man in Südafrika bisher versäum
In Griqualand-East haben die Trappisten 50 000 Acres Land erw

Gesamtstatistik II. Statistik der evang. Mission inner der Kapkolonie 1888.

	Stationen	Missions-Geistliche		Sch
		Europäer	Eingeb.	
Rheinische Mission	11	14		11
Berliner Mission	15	18		5
Brüdergemeine	17	31	3	9
Holländisch-reformierte Kirche . . .	29	25		22
Holländisch-reformierte Freikirche . .	1	1		
Wesleyaner	71	14	41	88
Englisch-bischöfliche Kirche	61	51	10	33
Congregationalisten	29	19	4	29
Londoner Mission in Griqualand-West	1	1		2
Presbyterianer u. Schottische Freikirche	9	10	2	12
Unierte Presbyterianer	11	12		8
Congregationalistische Presbyterianer .	1	(1)		
Englische Baptisten	(1)	(1)		
Apostolische Union (Quäker?) . . .	(1)	(1)		
Frei evangelische Gemeinden	(1)	(1)		1
Lutheraner	(?)	(?)		
Französisch-Reformierte	1	1		2
Summa	260	200	60	229

Anmerkung. Die mit * bezeichneten Zahlen entstammen einer im Jahre
aufgenommenen Regierungs-Statistik.

Nach dem Report of the Superintendent-General of Education für
besuchten 55 016 farbige Kinder in der Kap-Kolonie evangel. Schulen (
Knaben und 28 906 Mädchen), an welchen 449 Lehrer, 295 Lehrerinnen u
Hülfslehrer arbeiteten. Römische Schulen wurden von 2173 Kindern (991 K
1182 Mädchen) besucht, welche von 5 Lehrern, 24 Lehrerinnen und 12 Hülfsl
unterrichtet wurden.

Die Mission auf Formosa.

Von D. R. Grundemann.

II.

(Schluß.)

Es ist nicht Lust zu nörgelnder Kritik oder eine Tadelsucht, die uns lgenden Bemerkungen in die Feder drängt, sondern der Wunsch, die ormosa gemachten Erfahrungen für andre Missionsarbeiten zu ver- und solche vor Fehlern bewahren zu helfen, die anderwärts gemacht n und die wir uns nicht verhehlen können, so sehr wir auch bereit ie soviel irgend möglich zu entschuldigen.

Formosa bietet in der That ein höchst lehrreiches Beispiel für mis- heoretische Betrachtungen. Es bildet ein sehr passendes Pendant Goßnerschen Kolsmission. Hier wie dort haben wir den sozialen der dem Evangelio weite Thüren aufthat. Hier wie dort fehlten orderlichen Arbeitskräfte, und wie bei den Kols zum Teil das Ver- is für und das Eingehen auf die soziale Frage gefehlt hat, wird s auf Formosa noch immer geflissentlich abgelehnt. Auch die Sprachen- bietet manche Parallele dar. Eine eingehende Behandlung der Missionsgebiete würde einen wichtigen Beitrag zur Missionslehre . Wir müssen uns hier auf einige Bemerkungen über Formosa nken.

Vergleicht man die Zahl der Missionare auf den drei Missions- n der E. P., A-moy, Swa-tau und Formosa, mit der Zahl der ten so ergiebt sich für letzteres (1888) ein ungünstiges Verhältnis europ. Missionsarbeitern auf 1307 Mitgliedern (Swa-tau 10: A-moy 7: 918). Wir wollen nicht behaupten, daß auf den andern en zu viel Missionare waren; aber sicherlich waren ihrer auf For- angesichts der eigenartig geöffneten Thüren, zu wenig.

Daß sämtliche europäische Arbeiter auf einem Punkte zusammenbleiben, den Erfolg beeinträchtigt zu haben. Hätten die Leiter der Mission schichte andrer erfolgreicher Arbeiten besonders unter Völkerschaften scher Rasse eingehender studiert und die Bedeutung des persönlichen rs der Missionare mit den jungen Gemeinden beachtet (vergl. Mina- und Batakkenmission) so würden sie sich nicht begnügt haben, jene nen Gemeinden ein oder zweimal im Jahre besuchen zu lassen. einen Erfolg würde es gehabt haben, wenn ein Missionar anfangs er Jahre seinen Wohnsitz zu Po-sia genommen hätte. Die da-

maligen 6000 Bewohner der Ebene hätten sich ohne Schwierigkeit fürs Christentum gewinnen lassen und alle nachfolgenden Ansiedler wären in eine christliche Gemeinschaft eingetreten, der sie sich gleichfalls eingegliedert hätten. Schon 1878 zählte die Ebene 10000 Einwohner. Bei richtiger Leitung würden die Sek-hoan in jener günstigen Lage sich so haben stärken lassen, daß sie den eindringenden Chinesen, die nun den Kampf ums Dasein herbeiführten, hätten widerstehen können. Ein zweiter Missionar in Toa-sia wohnhaft und ein dritter etwa in Giam-tscheng würden ebenfalls eine weit erfolgreichere Thätigkeit als von Tai-wan-fu aus haben ausüben können.

Ich muß jedoch fürchten, bei unsern engl. presbyterianischen Brüdern lebhafte Mißbilligung zu finden, wenn ich in obigem eine Christianisierung der ganzen Bevölkerung als wünschenswert andeute. Ich halte allerdings dafür, daß wo uns Gott Gelegenheit giebt, große Massen unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen, wir mit allen Kräften an der Gründung einer Volkskirche zu arbeiten haben. Die Gemeinde der Heiligen in derselben sammelt sich der Heilige Geist noch durch andere Arbeiten. Campbell spricht sich, wie schon oben angedeutet, über diesen Punkt anders aus. Die Neigung großer Massen, zum Christentum überzutreten, erfüllt ihn mit Besorgnis.[1]) An einer andern Stelle redet er von dem Bestreben *eine reine geistliche Kirche aufzubauen.* Alle Achtung vor dem heiligen Ernste der Brüder, der sich in solchem Streben offenbart. Aber man übersieht dabei, daß die Kirche Christi auf Erden den Gesetzen der Entwicklung unterstellt ist. Man verwechselt den erst durch allmähliche Entfaltung herbeizuführenden Zustand mit den Anfängen, in denen die Lebenskräfte naturgemäß sich mehr in extensivem Wachstum zeigen, während Blühen und Früchtetragen einer weiteren Periode angehört. Auch die geistliche Entwicklung, insbesondere die des Gemeinschaftslebens, ist in vielen Beziehungen der natürlichen Entwicklung, wie wir sie z. B. in der Pflanzenwelt vor Augen haben, parallel; wobei das schnellere Heranreifen Einzelner, das sich auf den verschiedenen Stufen der Gesamtentwicklung findet, nicht bestritten werden soll. Aber nicht die Sammlung einzelner frühreifer Ähren aus einem im ganzen noch grünen Felde, sondern die Einbringung der ganzen Ernte ist die Aufgabe. Selbst bei dem Bestreben

[1]) Jedenfalls, sagt er dort, ist, was wir verlangen, mehr persönliche Aktion im Gegensatz zu einer bloßen Annahme des Christentums — — — klarere Erkenntnis seines göttlichen Charakters, tieferes Gefühl von Sünde, Glaube, Hoffnung, Freude, Gehorsam — kurz alles, was nicht Menschen Macht sondern Gottes Geist wirkt. (S. 258.)

reine geistliche Gemeinde zu sammeln, ist es nicht zu vermeiden, daß viel
raut und Spreu mit hineingerät. Auf Formosa hat man das reichlich
hren und Campbell ist nüchtern genug, hie und da diese Thatsache
erkennen. Diese Erfahrungen aber hätten zu einer veränderten Me-
de leiten sollen. Daß man sich nicht entschlossen hat, geradezu an der
nmlung einer Volkskirche zu arbeiten[1]), hat die Erfolge auf Formosa
nfalls sehr beeinträchtigt, was um so mehr zu bedauern ist, als die
säumnis sehr schwer nachgeholt wird, wenn man nicht das Eisen
iedet, solange es warm ist.

Nur im Vorübergehen sei angedeutet, daß auch die selbständige Or-
isation der Gemeinden in solchem Anfangsstadium der Entwicklung nach
er Auffassung verfrüht ist. Viel gedeihlicher wird eine väterliche Leitung
Zucht seitens des Missionars sein, bei der er sich erst allmählich aus
Gemeinde selbst Gehilfen heranzubilden hat. Die Wahl der Kirchen-
sten seitens so unreifer Gemeinden muß jedenfalls etwas Mißliches haben.

Eine ganz besondere Veranlassung dem Evangelio Bahn zu machen,
en die sozialen Notstände jener chinesierten malaiischen Stämme.
n sollte erwarten, daß die Missionare diesen Verhältnissen die volle
chtung zuwendeten und soweit es irgend in ihren Kräften stand, ihren
ängern Schutz und Hilfe gegen die Bedrücker gewährten, auch sich
ühten, die wirtschaftliche Tüchtigkeit so zu stärken und fördern,
die Christen instand gesetzt würden, den Wettkampf mit den
n überlegenen Gegnern erfolgreich zu bestehen. Es sollte dies
ein selbstverständliches Werk der Barmherzigkeit angesehen werden,
jeder Christ dem Unterdrückten zu leisten schuldig ist. Mag der
nst, dem wir seiner Seele mit Gottes Wort leisten können, ungleich
tiger und wertvoller sein, er würde illusorisch werden, wenn wir dem
losen Bedrücker nicht wehren wollten, der jenem die Wurzeln seiner
chen Existenz abgräbt. Es ist dieselbe Sache, wie die bei uns jetzt
rennend gewordene Frage über die Stellung der Kirche zu den sozialen
äden unsres Volkslebens — die jüngst von dem norwegischen Dichter
rnson so drastisch beleuchtet wurde. In einem heidnischen Lande aber
ltet sich ein Rassenkampf ungleich schlimmer als der Kampf der Stände
inem christlichen Lande.

Dazu kommt, daß die Mission doch nicht bloß für einzelne Indivi-
einer Generation arbeitet. Die Völker der Erde sollen in das

[1]) Auch andere, die sonst den Massenbekehrungen äußerst abhold sind, haben sich
die Verhältnisse gedrängt, im Grunde zu solchen entschlossen. Man vergleiche
Telugumission der amerikanischen Baptisten. D. Vf.

Gnadenreich Jesu gebracht werden. Es giebt Völkerreste, denen nicht mehr zu helfen ist. Gott segne jeden, der solchen Sterbenden noch in der letzten Stunde den Trost des Evangeliums bringt. Aber Völkerschaften, die von andern gemordet werden, christianisieren zu wollen, ohne einmal den Versuch zu machen, ihre irdische Existenz zu retten, muß völlig verfehlt erscheinen. Wenn einmal etwa nach 50 Jahren in der schönen Po-sia-Ebene kein Christ mehr vom Stamme der Sek-hoan vorhanden sein wird, weil auch die letzten Angehörigen dieser Völkerschaft dort verdrängt oder ausgestorben sind, dann wird man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß die E. P. Missionare in gewissem Sinne vergeblich gearbeitet haben. Man mag fragen, ob denn hier überhaupt menschliche Hilfe möglich sei? Sollte nicht der Einfluß eines Europäers manchen gutmütigen, unerfahrenen Sek-hoan in ungerechten Prozessen schlauer Chinesen so beistehen können, daß ihnen ihr gefährdetes Eigentum gerettet würde? Noch wichtiger scheint uns die indirekte Hilfe. Wenn ein Volksstamm durch christliche Bildung gehoben auch in allen äußeren Lebensbeziehungen so gefördert wird, daß er tüchtigeres leistet, als der ihm bisher überlegene heidnische Stamm, so wird seine Existenz gesichert.[1])

Für solche Betrachtungen scheint den Brüdern von der E. P. Mission alles Verständnis zu mangeln. „Wir lehnen es ab, uns in bürgerliche Angelegenheiten zu mischen“ — „wir halten es für besser, selbst uns mit offenbaren Fällen von Verfolgung nicht zu befassen.“ (Presbyt. Messenger 1886, IV, S. 9.) Diese Äußerungen stehen in einem Bericht

[1]) Es sei gestattet ein Beispiel anzudeuten — das ich allerdings nicht von Formosa nehme, da mir für dies Gebiet die speziellen Verhältnisse nicht bekannt genug geworden sind. Aber von Tschutia Nagpur weiß ich, daß z. B. die Milchwirtschaft sehr im argen liegt. Viele Kühe geben kaum den fünften Teil (manche vielleicht nur 1/10) des Ertrages, der sich durch eine sachgemäße Behandlung erzielen ließe. Die erforderliche Mehrarbeit ist kaum zu rechnen. Einführung eines zweckmäßigen Molkereiwesens könnte für manchen Kol, der im Besitze von zwei Kühen nicht bestehen kann, die Wirkung haben, als sei er im Besitze von 6—8, von deren Ertrag er seinen Lebensunterhalt größtenteils decken könnte. Mancher, der jetzt entmutigt sein Vaterland verläßt, könnte durch dergleichen Verbesserungen instand gesetzt werden zu bleiben. Man wolle mich nicht mißverstehen. Ich verlange nicht, daß der Missionar Anweisung zu rationeller Molkerei erteile, obwohl er sich des nicht zu schämen braucht, wenn er einige Mußestunden darauf verwendet. Aber wenn eine Missionsverwaltung für Einführung solcher Verbesserungen in besondrer Weise sorgte und einem Volksstamme die bedrohte äußere Existenz retten hülfe, so wäre das ein dankenswertes Samariterwerk, das zu gleicher Zeit den Boden für das Gedeihen des Missionswerkes sichert — während dasselbe andernfalls ganz hinfällig werden kann. D. Vf.

über das Laßwerden der Christen, weil sie den gehofften Beistand nicht finden, und wo der Untergang der Sek-hoan in Po-sia im Kampf mit den überlegenen Chinesen als wahrscheinlich hingestellt wird. Ich halte es nicht für recht, wenn man einem Volke, das langsam hingemordet wird, nur die geistlichen Güter bringt, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihm das Leben zu retten.[1])

Endlich sei noch ein sehr wichtiger Punkt angedeutet: Die Sprache. Aus meinem Material gewinne ich zwar kein vollständiges Bild von den sprachlichen Verhältnissen der Mission auf Formosa; doch muß ich nach verschiedenen Bemerkungen annehmen, daß von den Missionaren (oder vielleicht auch gar von den eingeborenen Predigern?) nur das Chinesische (Amoy-Dialekt) gebraucht wird. Auf einer Reise war in der Begleitung des Missionars niemand, der dem mit kommenden Haufen von Sek-hoan die Abendandacht in ihrer Sprache halten konnte. Zwar hat Campbell eine 1661 von dem holländischen Missionar Gravius gemachte Übersetzung des N. T. im Sin-kang-Dialekt neu herausgegeben. Aber es ist nichts davon erwähnt, ob dieser mit der heutigen Pi-po-hoan-Sprache übereinstimmt, und ob die Übersetzung gebraucht wird. Ich möchte es bezweifeln. Oft ist vom N. T. in romanized colloquial die Rede,[2]) was ich als den mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Amoy-Dialekt nehme. — Sollte meine Annahme zutreffen und die Volkssprachen vernachlässigt worden sein, so würde darin ebenfalls ein bedeutendes Hindernis für die Erfolge der Mission zu erkennen sein. Die Pflege der chinesischen Sprache durch die Mission würde geradezu eine Stärkung der Gegner und eine Beschleunigung des Ausrottungsprozesses bedeuten. Die Sprache der Pi-po-hoan

[1]) Obgleich ich kaum befürchte, daß die vorstehenden Bemerkungen als eine auf alle Fälle geltende Empfehlung von Massenbekehrungen mißverstanden werden könnten, füge ich auf Wunsch der Redaktion noch ausdrücklich hinzu, daß alles Gesagte nur für solche Verhältnisse gilt, in denen durch Gottes Fügung in einem Volke die Thüren besonders weit aufgethan sind. Es wäre thöricht, das letztere durch irgend welche äußere Mittel erzwingen oder herbeiführen zu wollen. Wo aber große Scharen willig sind, in die christliche Kirche einzutreten, sollen wir nicht durch eine einseitige Methode ihnen den Zugang versperren. Daß die Verpflichtung der Mission für genügende Kräfte zu sorgen in solchem Falle dringlicher als unter andern Verhältnissen ist, liegt ebenfalls auf der Hand. Ebenso betone ich nur unter der obigen Voraussetzung die Fürsorge für die Hebung der sozialen Zustände, ohne damit der großen Hauptaufgabe der Mission Abbruch thun zu wollen. D. Verf.

[2]) Die Schottische National-Bibelgesellschaft hält in Verbindung mit der E. P. M. auf Formosa einen Kolporteur, der zahlreiche Teile der Heiligen Schrift verbreitet. Campbell hat die Herstellung des Ev. Matthäi in Blindenschrift besorgt — ein sehr dankenswertes Werk.

und Sek-hoan hat um so mehr Anspruch auf unsre Sympathien, als sie bei der in früherer Periode erfolgten chinesischen Civilisierung sich erhalten hat — ein Zeichen von der ihr eignen Lebenskraft. — Eine Parallele mit Formosa bildet vielleicht auch in dieser Beziehung die Minahassa, wo erst mit der Verwendung der Volkssprache in der Mission die außerordentlichen Erfolge begannen.

Allem Anscheine nach waren der E. P. Mission auf Formosa weite Thüren aufgethan. Fast scheint es, als wollten sie sich allmählich wieder schließen. In welchem Maße die angedeuteten Mißgriffe in der Methode daran schuld sein mögen, wage ich nicht zu entscheiden. Gott aber gebe allen Missionsleitern Weisheit, daß jede Gelegenheit Völker in sein Gnadenreich einzuführen immer richtiger benutzt werden möge.

3. Die Kanadisch-Presbyterianische Mission.

Die im nördlichen Teile von Formosa arbeitende Mission der Kanadischen Presbyterianer weicht in manchen Beziehungen von der bisher betrachteten nicht wenig ab. Wie diese hat sie seit einer Reihe von Jahren das Interesse der Missionsfreunde durch ihre außergewöhnlich schnellen Erfolge auf sich gezogen, ohne daß bis jetzt etwas von einem Stillstande oder Rückgange wie auf dem andern Gebiete zu vernehmen gewesen wäre. Es ist nur zu bedauern, daß wir so wenig von dem interessanten Werk erfahren und uns meistenteils mit kurzen, sehr allgemein gehaltenen Nachrichten begnügen müssen. Um so mehr scheint es uns geboten, alle genaueren Mitteilungen, die uns darüber zur Hand sind, zusammengestellt den Missionsfreunden darzubieten. Bei Campbell findet sich einiges derart; auch hat der schon erwähnte Botaniker Dr. Warburg uns manche interessante Züge mitgeteilt, die um so wertvoller sind, als wohl niemand an der Unparteilichkeit dieses Berichterstatters zweifeln wird.

Diese Mission nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als sie in außergewöhnlichem Maße mit einem Manne identifiziert ist. Dr. Mackay ist ein außergewöhnlicher Mann, ein Missionsoriginal ersten Ranges. Es wäre nicht richtig, ihn mit dem gewöhnlichen Maßstab zu messen, so wenig wie einen John Williams oder Livingstone, einen Riedel, Rhenius und ähnliche Männer. Die Missionsverwaltung ist sich dessen wohl bewußt und hat dem außergewöhnlichen Missionar bereitwilligst vollkommen freie Hand gelassen. Wir bitten dies Verhältnis zu beachten. Die Gegner der organisierten und Freunde der individualisierten Mission haben kein Recht, denselben als einen der ihrigen zu reklamieren, wie der

† R. G. Wilder (Miss. Review 1884, 23 f.) unter heftigen Angriffen gegen ein paar verdiente Missionssekretäre versucht hat. Es würde nur unheilvolle Verwirrung zur Folge haben, wenn einem jeden Missionar, der nicht über den mittleren Durchschnitt kommt, die Freiheit des Handelns überlassen würde, die nur Männer wie Mackay recht zu benutzen imstande sind.

Bei der weittragenden Bedeutung dieser Persönlichkeit für die in Rede stehende Mission werden einige biographische Notizen hier am Platze sein. Rev. George Leslie Mackay, D. D., ist geboren am 21. März 1844 zu Zorra, in der Grafschaft Oxford, Provinz Ontario. Seine Eltern stammten aus Schottland. Von ihnen wurde er von frühster Kindheit an in ein lebendiges Christentum eingeführt. Er erinnert sich „keiner Zeit, in der er nicht den Heiland geliebt hätte". Er wählte den geistlichen Beruf, bereitete sich im Knox-College zu Toronto vor und absolvierte seine Studien in Princetown (N. Jersey) 1870. Darauf brachte er noch einen Winter mit theologischen Studien in Edinburgh zu. Er besuchte das Kolleg der Freikirche, und kam in Verbindung mit Dr. Duff. Immer fester wurde sein Entschluß, sich der Heidenmission zu widmen, mit dem er sich 1871 der presbyterianischen Kirche seiner Heimat zur Verfügung stellte. Das Missionskomitee hatte die Gründung einer Mission in China beschlossen. Mackay wurde mit der Ausführung beauftragt. Die Wahl des Feldes in dem großen Gebiete blieb ihm selbst überlassen. Seine persönliche Erscheinung ist bemerkenswert. Bei kaum mittlerer Statur ist er „wohlgebaut". Das kurzgehaltene Haar und der stattliche bis auf die Brust reichende Vollbart sind schwarz. Der Blick der schwarzen Augen ist durchdringend, und jeder Zug des Gesichtes deutet auf einen unbezwinglichen Willen und feste Beharrlichkeit. Er muß eine eiserne Konstitution haben, daß er die unzähligen Fieberanfälle, denen er unterworfen war, überstehen konnte. Nachdem er bereits fünf Jahre auf seinem Felde gearbeitet hatte, trat er in den Ehestand mit einer chinesischen Dame, die sich — wie unser Gewährsmann sagt — bisher seiner Wahl in jeder Beziehung würdig bewiesen und ihm unschätzbare Hilfe in seinem Werk geleistet hat." (M. Review 84, 20.)

Mackay ging zunächst nach Swa-tau. Deutliche Fingerzeige wiesen ihn nach Formosa hinüber. Während eines längeren Aufenthalts in Takau lernte er fleißig die Sprache und wurde von den engl. presbyterianischen Brüdern in die verschiedenen Zweige der Missionsthätigkeit eingeführt. Auch seine medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten scheint er sich dort angeeignet zu haben. Die Missionare Ritchie und Dr. Dickson begleiteten ihn sodann nach Tam-sui, dem nördlichen Vertragshafen der Insel, woselbst ein englischer Konsul und die Vertreter einiger europäischer Firmen wohnten. Die Stadt liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses in herrlicher Berglandschaft. 12 deutsche Meilen südlich von dort in dem von Sek-hoan bewohnten Dorfe Sin-kang war bereits ein Anfang

für die Mission gegeben. Dort hatten sich einige Familien dem Christentume, das sie bei Verwandten in Lai-sia kennen gelernt hatten, zugewandt. Dort wurde der eingeborne Prediger Dzoe stationiert, der mit Bewilligung seiner Lehrer in den Dienst der kanadischen Mission trat. Der Tai-kah-Fluß sollte die Grenze zwischen den beiden Arbeitsfeldern bilden.

Mackays Anfang in Tam-sui war sehr unscheinbar. Er wohnte in einem „Stall" (sagt sein Biograph), dessen Fußboden in der Regenzeit manchmal fußtief unter Wasser stand. An die Thür heftete er die 10 Gebote und nahm jede Gelegenheit wahr, sie den Vorübergehenden zu erklären. Auch in der Umgegend suchte er Bekanntschaften anzuknüpfen; und es gelang ihm, in einigen Dörfern ein Häuflein Zuhörer, welche die Neugierde anzog um sich zu sammeln. Als Campbell ihn im Jahre 1873 besuchte und ihn auf einem seiner Predigtausflüge begleitete, fand er sogar 2¼ d. M. stromaufwärts in Go-ko-khi eine kleine Kapelle, zu deren Bau Mackay seine dortigen Freunde veranlaßt hatte. Die Leutchen aber hatten noch entsetzlich weltliche Begriffe von dem Missionswerk.

Neben der eifrigsten Bemühung möglichst tüchtig in der chinesischen Sprache zu werden, lag ihm besonders die Ausbildung eingeborner Gehilfen am Herzen. In der Stadt Tam-sui, sowie auch in Bang-kah wurde er bald von Literaten heftig angefeindet. Er begegnete ihnen mit Takt und Mut. „Nach maßlosen Schwierigkeiten und selbst Lebensgefahr" gelang es ihm, den Sieg zu erringen und nicht zum mindesten ist es ihm zu verdanken, wie Dr. Warburg bemerkt, daß man jetzt nicht mehr den früher so häufigen Spottruf hört, der gewöhnlich mit „fremder Teufel" übersetzt wird. Trotz jener Anfeindungen aber gelang es ihm schon bald einen Bekehrten zu gewinnen, Giam-tscheng-hoa, der bald im Missionswerke seine rechte Hand wurde. Er und noch einige Zeit ein paar weitere Anhänger wurden seine treuen Begleiter. Zu Hause oder auf Reisen, überall unterrichtete er sie. „In der praktischsten Weise führte er sie in die Pastoraltheologie ein. Aber nicht allein das. Er gab ihnen improvisierte Vorlesungen über Botanik, Naturgeschichte, Geologie, Geographie, Anatomie, Kirchengeschichte und endlich wurden sie in der systematischen Theologie gedrillt."[1])

---

[1]) Allerdings ein etwas sonderbarer Lehrplan! Die Biographie von James Croil (Miss. Rev. 84, I), der wir dies und das obige Citat entnehmen, ist allerdings nicht ganz zuverlässig; sie ist etwas überschwenglich und dabei ziemlich summarisch gehalten. Nach Campbell soll Mackay, ganz ähnlich „wie der große Meister selbst", immer mit seinen Jüngern umhergereist sein und sie unterwegs unterrichtet haben. Er hat jedoch in Tam-sui eine ganz feste Station gegründet, sodaß seine Reisen doch

Mackays Arbeiten wurden bald von außergewöhnlichen Erfolgen be-
tet. Nach 5 Jahren machte ihm Campbell wieder einen Besuch (1878).
fand bereits 15 christliche Kapellen vor mit eben so vielen Predigern.
es scheint waren die Gemeinden aus der chinesischen Bevölkerung ge-
mmelt. Außerdem waren 6—7 Schulen in Thätigkeit, sowie zwei Bibel-
ren. 6 Studenten wurden täglich von Mackay unterrichtet. Die Zahl
Mitglieder (Abendmahlsgenossen) war schon über 200 gekommen außer
r weit größeren Schar von Anhängern. Die Errichtung zweier Ban-
ows (Häuserkomplexe) in vortrefflicher Lage mit einem großen Hospital
d dicht bevor. „Aber die bloße Aufzählung", sagt Campbell, „giebt
en rechten Begriff von dem, was erreicht ist. Man muß die Kapellen
n mit den 15 Predigern etwas bekannt werden und sich unter die
glieder mischen, um das Werk beurteilen zu können, das außerordentlich
nd und sich in allen seinen Teilen wohl entfaltet, ebenso wie es wegen
er Ausdehnung merkwürdig ist."

Damals aber hatte Mackay eben erst Fuß gefaßt auf demjenigen
le seines Arbeitsfeldes, welches die ausgedehntesten Erfolge bringen
e. Bisher hatte er, wie es scheint, sich auf die chinesische Bevölkerung
hränkt.[1]) Aber auch in diesem Teile der Insel giebt es chinesierte
rigines, die ebenfalls Pi-po-hoan genannt werden. Der Ausdruck
nt im grunde appellativ zu sein; es ist kaum anzunehmen, daß wir
den gleichen Stamm, den wir in den Distrikten Tai-wan und Ka-gi
ten lernten, wiederfinden, da das weite Gebiet der Sek-hoan dazwischen
t. Aber auch im Norden ist der malaiische Typus dieses Teils der
völkerung nicht zu verkennen. Dr. Warburg hält die Pe-po-hoan für
ographisch nicht verschieden von den wilden Bergstämmen, wenngleich
Mischung mit Chinesen einige Änderungen bewirkt haben mag. Weit
rwiegend sind sie in der nordöstlichen fruchtbaren Küstenebene von
p-tsu-lan (oder Kabalan, auf Campbells Karte: Gi-lan). In den
renzenden Thälern steht die Kolonisation in lebhaftem Kampfe mit den
fjägern. Ein reicher Chinese kauft von der Regierung so ein Thal
sendet eine Anzahl Kolonisten (Pe-po oder Hak-ka) hin, denen er Ge-

einen Teil seiner Thätigkeit bildeten. Jene Darstellung wie manche andern
der genannten Biographie gehören auch zu den von der Wahrheit abweichenden
lisierungen, die der guten Sache einen schlechten Dienst leisten. Campbells Mit-
ngen kommen uns sehr zu statten, um ein der Wirklichkeit näher kommendes Bild
ewinnen.

1) Die Sek-hoan Gemeinde zu Sin-kang finde ich nicht weiter erwähnt. Die
it blieb wohl meist dem eingeb. Prediger überlassen.

wehre liefert. Viele von ihnen fallen den Kopfjägern zum Opfer, obgleich sie bei allen ihren Kulturarbeiten stets die Waffen zur Hand haben. Andrerseits aber kommt es auch vor, daß Leute von den Bergstämmen sich den Pi-po-hoan anschließen, wozu Verheiratungen viel beitragen mögen, die zwischen den verschiedenen Völkerschaften nicht selten sind. Die Frauen gelten in dieser Beziehung als unverletzlich und bilden ein Bindeglied zwischen den sonst so schroff einander gegenüberstehenden Stämmen. So kommt es, daß man in den Dörfern noch manche Leute mit den tatuierten Stammeszeichen im Gesichte findet. Meist aber verlernen sie ihre Muttersprache und gewöhnen sich ganz an die neuen Verhältnisse.

Die genannte Ebene sollte insbesondere der Schauplatz einer erfolgreichen Mission werden. Bei seinem Besuche 1878 begleitete Campbell seinen Kollegen auf einer Reise durch das erst kürzlich von diesem erschlossene Gebiet. Die Leute, die er dabei kennen lernte, standen tiefer als die civilisierten Eingebornen im Süden. Nur wenige sprachen etwas chinesisch. Sie schienen außerordentlich arm zu sein und weniger geistig beanlagt als die Eingebornen im Süden. An einem Orte schienen die Frauen wegen ihrer ungenügenden Kleidung kein Zartgefühl zu haben, während auf den Gesichtern der Männer die blasse Unwissenheit und feige Furcht sich spiegelten. Sie schienen von einem Schöpfer keine Idee zu haben und sagten, daß die chinesischen Religionsgebräuche erst vor 50 oder 60 Jahren bei ihnen eingeführt seien. Obwohl Mackay erst ein bis zwei Besuche bei ihnen gemacht hatte, wurde er wie ein alter Bekannter aufgenommen. Er hatte als Zahnarzt schnell die Herzen gewonnen; infolge des übermäßigen Betelkauens haben viele schlechte Zähne und leiden an Zahnschmerzen. Dies wurde der Anknüpfungspunkt zu einer ausgedehnten Missionsarbeit. So willig Mackay ist, jedem leidenden Mitmenschen leibliche Hilfe zu spenden, so hält er sich jedoch nie lange bei dem äußerlichen auf, sondern kommt immer bald auf das Heil der Seele zu sprechen.

Als der eifrige Missionar im Dezember 1879 eine kurze Erholungsreise in seine Heimat antrat, konnte er berichten von 20 Kirchen, 300 Kommunikanten und 2000 Personen in christlichem Unterricht. Nach seiner Rückkunft wuchs das Werk zusehends. Der Bericht von 1882 hat 26 Kirchen 350 Kommunikanten und 3000 eingeb. Christen. Im nächsten Jahre aber setzte folgendes Telegramm die Christenheit in Erstaunen: „2000 Aborigines haben ihre Götzen weggeworfen und wünschen dem Herrn zu folgen." „Eine Dorfschaft nach der andern — wurde später hinzugefügt — ist in corpore herausgetreten und die wilden Kinder der Berge singen schon unsre süßen Gesänge bis tief in die Nacht hinein.

Geben Sie uns 2500 Dollars (10 000 M.), daß wir 10 Kirchen bauen können. Um Gottes willen, schlagen Sies nicht ab und schieben Sies nicht auf." Selbstverständlich kam vom fernen Kanada sehr bald die Drahtantwort: „Das Geld wird geschickt."

Da haben wir also richtige Massenbekehrung und eine Freude darüber, die in ziemlichem Gegensatz steht zu jener Besorgnis, daß die Ältesten eines Dorfes den Beschluß gefaßt haben könnten mit der ganzen Gemeinde das Christentum anzunehmen (Campbell 257).

Zehn Jahre lang hatte Mackay als einziger Missionar auf jenem Felde gearbeitet.[1]) Bei der Fülle der Arbeit aber, wie sie nun an ihn herantrat, nahm er gern die Dienste eines Gehilfen an, obgleich es sein Grundsatz ist, daß die Heidenchristen mehr auf eingeborne Prediger, als auf ausländische Missionare angewiesen sind. Die Ausbildung von Eingebornen wurde daher mit allen Kräften betrieben. Ein hübsches Gebäude war als Seminar (Oxford College) eröffnet mit 25 Zöglingen. Rev. John Jamieson, der neueintretende Missionar empfing den besten Eindruck von dem Gedeihen des Werkes. Die Zahl der Kommunikanten war inzwischen auf 1128 gestiegen. Auch die Errichtung einer schönen massiven Kirche in der Stadt Bang-kah, wo zuvor der Mission immer die heftigste Feindschaft entgegengetreten war, mußte als ein schöner Triumph gelten.

Nicht lange, so brachte der französische Krieg gerade dieser Mission eine schwere Prüfung. Ku-lung wurde bombardiert und auch Tam-sui traf das gleiche Los. Mehr als 1000 Projektile wurden in die letztere Stadt geworfen und zwar ohne die mindeste Schonung. So z. B. waren alle europäischen Gebäude zerstört. — Man konnte es nicht anders erwarten als daß der volle Haß der Chinesen sich gegen alle, die irgend wie sich zu Ausländern hielten — also auch gegen die Christen — zum Ausbruch kommen würde. Der Unterschied in der Nationalität der Missionare war den Volkshaufen völlig unklar. So erhob sich denn gegen verschiedene Gemeinden eine schwere Verfolgung. Ich finde über dieselbe nur eine kurze Andeutung bei Campbell. Zwei Christen wurden ermordet. Sieben Kirchen wurden zerstört. Es ist nicht gesagt, ob Mackay während jener Zeit die Insel verlassen hatte. Fast scheint es, daß er nur seine Familie nach Hongkong geschickt.

---

[1]) Nachträglich finde ich im Baseler Magazin 78, 123 aus dem Jahre 1875 einen Dr. Bruce-Fraser als kanadischen Missionar auf Formosa erwähnt. Derselbe scheint aber nicht lange daselbst thätig gewesen zu sein.

Dem Missionswerk hat die Verfolgung bis auf den finan
Schaden wenig oder keinen Abbruch gethan. Die Christen blieben
Sobald nur der Waffenstillstand geschlossen war, nahm der Mi
seine Arbeiten wieder auf. Überall wurde er von der Bevölkerun
Jubel begrüßt. Über den Ruinen einer Kirche hatte der Pöbel zum
ein Grab errichtet. Eine Figur, die Mackay vorstellen sollte, war
bestattet. Jetzt trat er selbst mit einem der eingebornen Predige
den Grabstein und stimmte ein Lied an: „Ich schäme mich des
nicht" — während eine Versammlung von mehr als 1000 M
schweigend zuhörte. In manchen Gegenden war die Kunde seiner A
ihm vorausgeeilt. Selbst bei den Wirtshäusern an der Landstraße
teten Patienten auf ihn, die sich wollten Zähne ausziehen lassen oder
ärztliche Hilfe suchten.

Einen Fortschritt machte die Mission in jener Zeit durch die
nation der ersten Pastoren. Mackay vollzog sie unter Assistenz
Ältesten an A-hôa und Tan-hè. Die zerstörten Kirchen, auch
Bang-kah wurden schöner und solider als zuvor wiederhergestellt un
mit dem Zeichen des brennenden Busches und der Umschrift: Nec t
consumebatur — (dem Wahrzeichen der schottischen Kirche) ve
Manche neue Kirche ist seitdem gebaut. Der eifrige Missionar war
wieder in vollster Thätigkeit.

Auch unser Landsmann Dr. Warburg hat ihn in derselben
achtet.[1]) Er machte mit ihm eine Reise durch die Kap-tsu-lan-Ebene
der er u. a. berichtet:

„Jeden Abend und häufig mittags wurde gepredigt, anders i
Städten der Chinesen, anders in den Dörfern der Pe-po-hoan. In chin
Orten predigte Dr. Mackay über Sätze des Konfucius, z. B. gegen den
glauben und Idolenanbetung und bewies, daß das Christentum diese Sät
verwirkliche. Die Sätze waren in chinesischen Lettern hingehängt, meist
Bilder zum Demonstrieren benutzt, da der Chinese als Schriftmensch das
zum Denken sehr nötig hat; auch ich wurde verschiedentlich als Demonstr
objekt benutzt. Bei den viel einfacheren schlichten Pe-pos wirkte er durch
nisse und suchte sie nicht durch Beweise zu bekehren, sondern vielmehr a
Moral zu wirken; namentlich zog er häufig gegen die Unbeständigkeit
Charakters zu Felde. Dadurch, daß diese 6000 Pe-po-hoans der Kap-t
Ebene größtenteils Christen, zum andern Teil aber seine Schüler sind,
übrigens ihrer Vermischung mit den Chinesen etwas entgegengewirkt."

Bei den südlicheren Dörfern wurden sie auf den Feldern mit
schüssen empfangen — denn die Männer haben bei der Feldarbeit

[1]) Verhandl. d. Ges. f. Erdkunde 1889, 381.

ihre Luntenflinten bereit aus Furcht vor den Kopfjägern. In dem einen Dorfe, südlich von der Sa-o-Bai hatte sogar die Kirche etwas befestigt werden müssen. Nach einer Bemerkung des Dr. Warburg erfahren wir auch, daß Mackay früher eine Kapelle bei einem der Bergstämme hatte, die er jährlich einmal besuchte. Aber schon seit einer Reihe von Jahren hatte er sie aufgeben müssen. — Die fruchtbare Ebene ist sehr ungesund. Neben der Zahnausziehzange wurde nichts so sehr als die Chininflasche des Missionars in Anspruch genommen.

Die letzten statistischen Zahlen, die uns vorliegen, sind folgende:

51 eingeborne Prediger, 50 christl. Gemeinden,
2719 Kommunikanten, 20 Zöglinge im Seminar.[1])

Die Mission in Nord-Formosa ist ein eigenartiges und ein großartiges Werk. Der wunderbare Segen Gottes, der auf demselben ruht, muß jeden Missionsfreund zum Loben und Danken anregen. Auch des treuen Knechtes Gottes, der mit seltener Hingabe seine Kräfte in der Arbeit für das Reich des Herrn verzehrt, können wir nicht anders als in Ehren gedenken. Dennoch ist auch er ein Mensch, der sich nicht der Unfehlbarkeit rühmen kann. Um der Sache willen müssen wir hier noch ein Bedenken in bezug auf seine Wirksamkeit andeuten. Er ist ein richtiger Einspänner, und solche Männer sind leicht in der Gefahr in Einseitigkeiten zu geraten. Als eine solche erscheint es uns, wenn er sich bemüht, die jungen von ihm gegründeten Gemeinden schon jetzt zur vollen Selbständigkeit zu führen. Mit dem Berichte über die erste Ordination schrieb er nach Hause:

„Ich gebe Ihnen den Rat, schicken Sie keinen weiteren Missionar. Gleichviel, was die Leute in Kanada denken; sie sind nicht hier, um zu urteilen. Die beiden Ordinierten sind wahrhafte Mitarbeiter, tüchtig und willig. Glauben Sie nicht, daß Männer, die Sie senden, besser sind. Ich sehne mich danach eine sich selbst erhaltende Kirche zu sehen. Das sollte das Ziel jedes Missionars sein."

In dem Missionsblatte wird dazu bemerkt: Wir stimmen Dr. Mackay völlig bei, daß die Heranbildung eines eingebornen Predigerstandes die kürzeste Methode zur Lösung des Missionsproblems ist. Wir sind nur angenehm überrascht zu finden, daß er so bald in der Lage ist, sie ins Werk zu setzen." Überrascht werden die meisten Missionsfreunde sein; aber manche nicht angenehm. Man kann sich doch nicht verhehlen, daß jene jungen Gemeinden sich noch im Zustande der Kindheit befinden. Die volle Selbständigkeit ihnen jetzt schon zu gewähren, heißt ihre Entwicklung ernstlich

[1]) Miss. Review 1889, 311 und 877.

gefährden. Fünfjährige Kinder sind nicht fähig, als selbständige Menschen zu leben und 10—15jährige Gemeinden sind ihnen sicherlich darin nicht voraus. Tüchtige eingeborne Prediger sind kaum hoch genug zu schätzen. Aber Dr. Mackay täuscht sich jedenfalls über seine Gehilfen, indem er den Halt, welchen ihnen sein persönlicher Einfluß giebt, außer Rechnung läßt. Wenn sie erst wirklich ganz auf eignen Füßen stehen sollten — wie viel Schwachheiten würden dann an ihnen offenbar werden, die sie jetzt unter der Macht seiner Mahnungen, Warnungen und seines Rates noch überwinden.

Mackay ist ein von Gott begnadeter Pionier. Den Grund hat er gelegt. Aber man irre sich nicht. Jene eben erst aus tiefer Roheit auftauchenden Gemeinden werden noch jahrzehntelanger treuer Pflege und Förderung bedürfen, wenn die jetzt noch schwachen Keime des christlichen Lebens nicht wieder welken sollen. Die kanadische Mission sollte sich warnen lassen, durch die Anfänge des Rückganges, wie wir sie in den Gemeinden der englisch presbyterianischen kennen lernten. Nur die genügende Zahl tüchtiger europäischer Arbeiter, die möglichst in den Gemeinden leben, wird solchen Gefahren wirksam vorbeugen können.

Missionsbewegung unter den nordamerikanischen Studenten.[1])

Mit einem Nachwort des Herausgebers.

Eine der größten Missionserweckungen seit den Tagen der Apostel begann im Juli 1886 in der studentischen Mount Hermon Konferenz. Auf die Einladung des Mr. Moody waren hier aus 89 Colleges der Vereinigten Staaten und Kanadas 251 Studierende zusammengekommen, um einen Monat dem Studium der Bibel zu widmen. Fast zwei Wochen waren vergangen, ohne daß die Mission in den Sitzungen der Konferenz auch nur erwähnt worden war. Doch einer der jungen Männer des Princeton-College hatte nach wochenlangem Gebete die feste Überzeugung gewonnen und war in dieser hierher gekommen, daß Gott wenigstens einige aus dieser großen Zahl Studierender sich berufen und bereit machen würde, dem Dienste der äußeren Mission sich zu widmen. Eines Tages berief er alle jungen Männer, welche ernstlich daran dächten, Gott unter den Heiden zu dienen, zu einer Versammlung. Einundzwanzig folgten diesem Rufe, obwohl einige von ihnen noch nicht fest entsch

---

[1]) Übersetzung des Artikels: The Student Missionary Uprising in The M Rev. of the World. 1889, 824.

waren. Diese kleine Schar gottgeweihter Männer fing an zu beten, daß der Missionsgeist und -trieb die Konferenz durchdringen und der Herr viele zu diesem großen Werke erwählen möge. Schon nach wenigen Tagen durften sie sehen, wie ihr Glauben und Bitten über Verstehen erhört und gekrönt wurde. Am Abend des 16. Juli fand eine besondere allgemeine Versammlung statt, wo Rev. Dr. A. T. Pierson[1]) eine zündende Missionsansprache hielt. Er stellte den Satz auf: „Alle müssen gehen und zu Allen“ und verteidigte und bewies ihn mit überzeugenden Argumenten. Dieser Gedanke trieb viele ins Nachdenken und Gebet. Eine Woche verging. Sonnabend den 24. Juli wurde wieder eine Versammlung gehalten, welche bekannt ist als „die Versammlung der zehn Nationen“. Ansprachen wurden gehalten von den Söhnen eines indischen, eines persischen und eines chinesischen Missionars, außerdem von sieben Jünglingen verschiedener Nationen — einem Armenier, Japaner, Siamesen, Deutschen, Dänen, Norweger und einem Indianer. Die Ansprachen dauerten nicht länger als je 3 Minuten und bestanden in Aufrufen um mehr Arbeiter. Am Schluß seiner Ansprache sagte jeder Sprecher in seiner Muttersprache: „Gott ist die Liebe!“ Darauf folgte eine Zeit stillen und lauten Gebetes — Minuten, die gewiß von keinem der Anwesenden je vergessen werden. Die glühenden Aufrufe dieser Versammlung übten auf alle eine große Gewalt aus. Von diesem Abende an bis zum Schlusse der Konferenz wurde das Interesse für die Mission immer intensiver. Jeder dieser Männer kämpfte, im Freien und im Kämmerlein, mit Gott und der Bibel, den Kampf gegen sein Selbst und wurde durch den heiligen Geist zu dem Entschlusse getrieben: „Alles zu verlassen und das Evangelium bis zu den fernsten Enden der Erde zu tragen.“ Dr. Ashmore, eben von China zurückgekehrt, trug durch seinen gewaltigen Appell an die Christen, die Mission anzusehen als „einen Eroberungskrieg, und nicht als eine zum Scheitern bestimmte Unternehmung“, der Flamme neue Nahrung zu. In der letzten Weiheversammlung in dem Saal von Marquand Hall, wo die Lichter ausgelöscht waren, wo die Männer auf ihrem Antlitz lagen und mit Gott im Gebete rangen, gab mancher die Antwort auf den Ruf des Herrn: „Hier bin ich, sende mich.“

Nur acht Tage lagen zwischen der „Versammlung der zehn Nationen“ und der Schlußsitzung der Konferenz. Aber während dieser Tage wuchs die Zahl der „Freiwilligen“ von 21 auf genau 100, welche aussprachen, daß sie „willig und bereit wären, so es Gottes Wille sei, als Missionare zu den Heiden zu gehen.“ Mehrere von den übrigen 140 Delegierten wurden später, nach monatelangem Studium und Gebet, auch noch „Freiwillige“.

Am letzten Tage der Konferenz hielten die „Freiwilligen“ eine Versammlung, in welcher sie einmütig beschlossen, daß der Missionsgeist, welcher sich mit so wunderbarer Macht in Mt. Hermon bezeugt hatte, doch in gewissem Maße den tausenden von Studierenden im ganzen Lande, welche nicht so bevorzugt gewesen waren, an seiner Quelle mit ihm in Berührung zu kommen, mitgeteilt werden müsse. Es war ihre Überzeugung, daß dieselben Antriebe,

[1]) Vergl. A. M. Z. 1888, 518. 521. 534. Jetzt hält er einen großen Missions-„Kreuzzug“ durch Schottland. Er ist der rhetorischste Vertreter des sanguinischen Dogmas von der „Evangelisierung der Welt in dieser Generation.“ D. H.

welche die hundert in Mt. Hermon zu ihrem Entschluß bewogen hatten, noch hunderte von Studierenden zur gleichen Entscheidung bringen würden, wenn sie ihnen nur auf die rechte Weise d. h. mit Glauben, Weisheit und Gebet nahe gebracht wurden. Natürlich dachten sie an die „Cambridge Schar"[1] und ihren wunderbaren Einfluß auf die Universitäten Großbritanniens und sie beschlossen auf gleiche Weise vorzugehen. So wurde ein Ausschuß von vier jungen Männern gewählt, um die Mt. Hermon Konferenz zu repräsentieren und im Lauf des Jahres so viele Colleges in Amerika zu besuchen, als ihnen möglich wäre. Leider war von den vier Erwählten nur einer in der Lage den Auftrag ausrichten zu können: Kandidat Robert P. Wilder vom Jahrgange 1886 des Princeton College. Mr. John N. Ferman, auch ein Graduierter von Princeton, wurde bewogen, Mr. Wilder auf seiner Rundreise zu begleiten. Die Kosten ihrer Reise trug ein erweckter Mann, welcher stets frei und bereit war, wenn er Missionsunternehmungen unterstützen konnte. Während dieses Reisejahres wurden 167 höhere Lehranstalten besucht; so berührten sie fast alle Hauptcolleges der Vereinigten Staaten und Kanadas. Zuweilen besuchten sie gemeinsam ein College; dann wieder, um mehr besuchen zu können, trennten sie sich. Ihre gradsinnige, eindringliche, schriftgemäße Darlegung fand, wohin sie auch kamen, mit überzeugender Gewalt den Weg zu Gemüt und Herzen der Studierenden. In mehreren Colleges wurden bis 60 „Freiwillige" gewonnen. Keine Anstalt verließen sie, ohne das Missionsinteresse belebt zu haben. Beim Schluß des Jahres hatten sich mehr als 2200 Jünglinge und Jungfrauen zur Missionsarbeit freiwillig verpflichtet.

Während des Studienjahres 1887—1888 überließ man die Bewegung sich selbst, ohne besondere Leitung und Aufsicht darüber zu führen. Doch war sie so lebenskräftig, daß sie dessenungeachtet nicht zum Stillstand kam. Im Lauf des Jahres traten über 600 neue „Freiwillige" hinzu, meist durch die persönliche Arbeit der alten Freiwilligen gewonnen.

Bei der Northfield Konferenz im Juli 1888 vereinigten sich ungefähr 50 Freiwillige, um für die Bewegung zu beten und einen Plan für Fortgang und Leitung zu entwerfen. Aus den Berichten, welche über Wesen und Ausdehnung der Bewegung erstattet wurden, erkannte man, daß drei bedenkliche Tendenzen sich zu zeigen anfingen. 1. An einigen Orten die Tendenz: die Einigkeit aufzugeben. Missions-Gesellschaften und Vereine mit verschiedenen Zwecken, verschiedenen Arbeitsmethoden und verschiedenen Verpflichtungsformen machten sich bemerkbar. Es war klar, daß die Bewegung viel von ihrer Kraft einbüßen würde, sobald sie die Einheit ihrer Bestrebungen fallen ließ. 2. In einigen Colleges die Tendenz zur Lauheit. Einige Kreise von Freiwilligen waren erkaltet, weil man nicht genügend über sie gewacht und sie gefördert hatte; ja einzelne waren sogar dahin gekommen, ihren Entschluß wieder aufzugeben. 3. An einigen Orten die Tendenz mit schon länger bestehenden

---

[1]) Diese bestand, irre ich nicht, aus 10 meist den besten Ständen angehörenden Studenten von Cambridge, die sich vor 5 Jahren in den Dienst der China Inland M. stellten, ein Ereignis, das in England großes Aufsehen erregte und besonders unter den Studierenden eine nicht geringe Bewegung hervorrief. Über den Führer dieser Cambridge-Schar, den Herrn Studd, vergl. A. M. Z. 1886, 241. D. H.

Vereinen in Konflikt zu geraten. Da alle diese Tendenzen entschieden nicht im Einklang mit dem ursprünglichen Geist und Sinn der Bewegung waren, so beschlossen die in Northfield versammelten Freiwilligen, daß schleunigst Schritte gethan werden müßten, um eine zweckmäßige Organisation der Bewegung zu veranlassen. Zu diesem Entschluß trieb sie noch der Grund und Wunsch, der Bewegung eine weitere Ausdehnung zu geben. Den Herren Wilder und Forman war es auf ihrer Rundreise nur möglich gewesen, etwa den fünften Teil der höheren Unterrichtsanstalten zu besuchen. Deshalb bat man Mr. Wilder dieser Arbeit noch ein Jahr zu opfern, um auf den Colleges, welche er im ersten Jahre besucht hatte, die Missionsfreiwilligen zu organisieren, da es ihm unmöglich gewesen war, dies schon bei seinem ersten Besuche zu thun.

Man wählte ein ständiges Komitee, welches den Auftrag hatte, die ganze Freiwilligen-Bewegung zu organisieren. Nach reiflicher Überlegung und vielem Gebet beschloß das Komitee, daß die Bewegung auf Studierende beschränkt bleiben sollte; deshalb gab man ihr den Namen: „Studentische Freiwilligen-Bewegung für die äußere Mission." Es wurde festgestellt, daß bis jetzt alle Freiwilligen den drei großen aus allen Denominationen bestehenden studentischen Vereinigungen angehörten; nämlich: dem Christlichen Verein junger College-Männer, dem Christlichen Verein junger College-Frauen, dem Allgemeinen seminaristischen Missionsbund. Dies legte den Gedanken nahe, an die Spitze der Bewegung ein ständiges Exekutiv-Komitee von drei Mitgliedern zu stellen und zwar von jedem Verein sollte je ein Mitglied erwählt werden; dieses Komitee sollte Recht und Pflicht haben, die Bewegung dem Geist und den Konstitutionen der Vereine gemäß zu leiten und zu fördern. Dieser Plan wurde zuerst dem College-Komitee des internationalen Komitees des Christlichen Vereins junger Männer vorgelegt und erlangte seine völlige Billigung. Mr. J. R. Mott wurde zu ihrem Vertreter erwählt. Ebenso erlangte der Plan die völlige Billigung des National-Komitee des Christlichen Vereins junger Frauen, und man wählte Miß Nettie Dunn als Vertreterin; das Exekutiv-Komitee des Allgemeinen seminaristischen Missionsvereins genehmigte gleichfalls den Plan und ernannte Mr. R. P. Wilder zum Vertreter.

Das neue Exekutiv-Komitee begann seine Arbeit im Januar 1889. Zunächst wurde ein Plan für die Organisation der Bewegung ausgearbeitet, welcher den Leitern der verschiedenen Denominationen vorgelegt wurde und ihre Zustimmung erhielt. Dieser Organisationsplan mag hier kurz skizziert werden. 1. Das Exekutiv-Komitee soll, wo die Bewegung in Fluß gekommen ist, für ihre weitere Entwicklung sorgen, Pläne dazu entwerfen und ausführen, aber sich auch bestreben, sie in den höheren Schulen, die noch nicht von ihr berührt worden sind, zu verbreiten. 2. Das Komitee soll besondere Agenten haben, an deren Spitze der Reisesekretär steht. Während des letzten Studienjahres (September 1888 bis August 1889) hat Mr. Wilder dieses Amt inne gehabt. Während dieser Zeit besuchte er 93 der wichtigsten Institute und machte sie mit den Missionsbestrebungen der College-Vereine bekannt. Der Lohn seiner Thätigkeit sind beinahe 600 neugewonnene Freiwillige. In mehr als 30 Colleges hat er es veranlaßt, daß die selbständigen Missionskreise dem Allgemeinen College-Verein beitraten und mit ihm verschmolzen. Ein

weiterer augenfälliger Erfolg seiner Thätigkeit in diesem Jahre ist es, daß über 40 Institute es übernommen haben, je für die Ausbildung und Erhaltung eines Missionszöglings zu sorgen. Die dafür jährlich aufzubringenden Kosten betragen 105 000 M. In den Colleges der einzelnen Denominationen hat man den Wunsch, daß der Mann durch die Kirchenbehörde ausgesandt werde; in den keiner bestimmten Denomination angehörenden Colleges werden die Gaben für allgemeine Missionszwecke gegeben z. B. zur Aussendung von Lehrern für die Regierungsschulen in Japan. Da Mr. Wilder jetzt von diesem Amte zurücktritt, um seine Ausbildung für den Missionsdienst in Indien zu vollenden, so ist es nicht mehr als billig, auszusprechen, daß er mehr als irgend jemand sonst geleistet hat, um diese große Bewegung, von ihren ersten Anfängen an bis zu diesem Augenblicke, auszubreiten. Mr. R. E. Speer, aus dem Jahrgange 1889 des Princeton-College ist zu Mr. Wilders Nachfolger gewählt worden. Mr. Speer ist einer von den eifrigsten Freiwilligen im ganzen Lande. Ein durch und durch geheiligter Mensch war er auch Primus und Disputant seiner College-Klasse. Außer dem Reisesekretär soll das Komitee auch einen Verwaltungssekretär und einen Sekretär für die Herausgabe von Drucksachen haben. 3. Ein beratendes Komitee, aus 7 Personen bestehend — 5 Repräsentanten der 5 evangelischen Hauptdenominationen und je einen Vertreter des Christlichen Vereins junger Männer und junger Frauen. Das Exekutiv-Komitee muß mit diesem Komitee über jeden neuen Schritt, der gethan werden soll, konferieren, so daß nichts ins Werk gesetzt werden darf, was nachher eine ungünstige Kritik der Kirchengemeinschaften rechtfertigen könnte. Die Bewegung will den Kirchengemeinschaften auf jede Weise helfen, durchaus nicht in ihr Gebiet sich eindrängen, noch ihre Arbeit stören. 4. Mr. Speer wird im nächsten Jahre nur den fünften Teil der Colleges besuchen können. Darum ist es klar, daß man noch auf andere Mittel und Wege sinnen muß, um auch die übrigen Colleges mit der Bewegung in Berührung zu bringen. Das Exekutiv-Komitee hat beschlossen, in jedem Staat und jeder Provinz, wo die Bewegung genügend eingeführt ist und Boden gewonnen hat, zur Sicherung ihrer Fortdauer ein korrespondierendes Mitglied zu ernennen. Dieses Mitglied soll zugleich in dem betreffenden Staate der Agent des Exekutiv-Komitees sein und seine Geschäfte übernehmen, nämlich: die Bewegung in dem Staate fördern und verbreiten. Der Reisesekretär wird nur die Hauptcolleges in jedem Staate besuchen können. In den Staaten, wo es ratsam scheint, wird statt des korrespondierenden Mitgliedes ein korrespondierendes Komitee eingesetzt werden. In den Staaten Maine, New-Jersey und Nord-Karolina wurde im letzten Jahre diese Einrichtung getroffen, und es wurde in jedem durch sie etwas Tüchtiges geleistet. In diesem Jahre werden New-York, Ohio, Pensylvanien, Virginien und Kansas so eingerichtet werden. Die Arbeit in einem Staate besteht nicht nur darin, in den Colleges und Seminaren mehr Missionsinteresse zu erwecken, sondern durch Besuche der Freiwilligen in den Kirchengemeinden dem Missionsgeist frisches Leben einzuhauchen. Freiwillige, welche Zeit und Begabung für diese Art Arbeit haben, benutzen ihre ganzen Ferien oder doch einen Teil derselben, um so in den Gemeinden zu wirken. Dadurch sind auch die Missionsbeiträge der Gemeinden beträchtlich gewachsen. So hat

ein Freiwilliger in nicht ganz zwei Monaten in mehreren Gemeinden
solchen Einfluß geübt, daß sie an Beiträgen 5000 Dollar mehr opferten,
le sonst für die Mission gaben. Doch unternehmen wir diese Arbeit nur
, wenn die Gemeinde vorher ihre Zustimmung erklärt hat; die Pastoren
erschiedenen Denominationen haben sie stets sehr willkommen geheißen. Ein
r Mann, der unmittelbar vor seiner Aussendung zu den Heiden steht,
ja wohl auch besondere Wirkung auf eine Gemeinde aus. 5. In den
ges wird die Bewegung als „Missions-Departement des Christ-
n Vereins junger Männer“ organisiert werden. Der Grund dazu
lar. Indem man sie der Leitung eines Organismus, der seiner Natur
so lange bestehen muß, als das College besteht, unterstellt, sichert man die
dauer des Missionsinteresses im College, was man von freien unabhängigen
ionsvereinen nicht sagen kann. In mehr als 60 Colleges sind während
letzten zwei Jahre die unabhängigen Missionsvereine in den Christlichen
in aufgegangen, und noch hat sich keiner nach der früheren Einrichtung
k gesehnt. Wo möglich soll der Vorsitzende im Missionsdepartement des
tlichen Vereins ein Freiwilliger sein.

Die Bewegung hat die Erwartungen ihrer ersten Freunde weit übertroffen.
Anfange konnten selbst Dr. Pierson und Mr. Wilder nicht auf mehr als
nd Freiwillige von den Colleges Amerikas rechnen. Heut sind schon
7 Freiwillige[1]) eingeschrieben; teils sich vorbereitend, teils fertig den „un-
rschlichen Reichtum Christi“ in allen Ländern unter dem Himmel zu ver-
gen. Die überwiegende Mehrzahl von ihnen befindet sich noch in den

[1]) Nach Miss. Rev. of the World (1890, 202) beträgt die Zahl der „Frei-
gen“ jetzt 4752! 194 derselben sollen bereits als Missionare ausgesandt worden
und zwar auf 21 verschiedene Arbeitsfelder. Von dieser Gesamtzahl sind 78
ent männlichen, 22 Prozent weiblichen Geschlechts; 35 Prozent College-Gradu-
31 Proz. noch in den Colleges, 16 Proz. Graduierte Theol. Seminarien
didaten), 2½ Proz. mediz. Graduierte, 10½ Proz. noch in den Seminarien und
Proz. noch in den mediz. Schulen. Im Juni des vorigen Jahres wurden an
der Freiwilligen Cirkulare geschickt mit vertraulichen Fragen betreffs ihres
ens, Alters, des Termins der Abreise, der Denomination, „ob sie matter oder
seien in dem Entschlusse zu gehen.“ Bis März 1890 hatten darauf — — —
geantwortet! Mir ist unbegreiflich, wie nach Mitteilung dieser charakte-
hen statistischen Thatsache das genannte Organ schreiben kann: also „bereit zum
n 24 Prozent“ — „zurückgezogen nur 2½ Prozent“. Angenommen die 800,
e geantwortet haben, blieben fest und gingen wirklich als Missionare aus, so
en wir das als ein großartiges Ergebnis der in Rede stehenden Bewegung
hnen; aber es hieße doch immerhin: mehr als 75 Prozent haben „zurückgezogen“.
Eben erhalte ich die Mai-Nummer des Miss. Herald. In derselben findet
leichfalls ein begeisterter Artikel über The Student Volunteer Movement for
ign Missions, in welchem u. a. berichtet wird, daß die Zahl der „Freiwilligen“
5000 übersteige, 250 ihre Zusage zurückgenommen hätten und 50 zurückgewiesen
250 hätten ihre Studien vollendet und seien ausgegangen, 150 hätten gleich-
ihre Studien beendet, seien aber noch in Amerika, 400 würden 1890 mit ihren
ien fertig. In jedem der folgenden 4 Jahre würden 550 mit ihren Studien
, während 1200 noch einen längeren als 4jährigen Studienkursus vor sich
. Seitens des Am. Board seien von den „Freiwilligen“ bereits über 30 aus-
et worden. Zusammen im Jahre 1889 hat der Am. Board 52 Missionare
issionarinnen) ausgesandt, die größte Zahl bis jetzt im Zeitraum eines Jahres.
sieht: es geht frisch vorwärts in Amerika. D. H.

verschiedenen College-Klassen. Wahrscheinlich haben erst fünfhundert die S
minare, die medizinischen Colleges und andere Anstalten für spezielle Beruf
zweige erreicht. Zwischen ein- und zweihundert haben sich schon nach de
Ländern der Heiden eingeschifft. Wohl mag Dr. Mc Cosh fragen: „Ist i
unserm Zeitalter unter den jungen Männern und Frauen schon eine solch
Bereitwilligkeit gewesen? oder in unserm Lande? oder in irgend einem Zeit
alter oder in irgend einem Lande seit der Zeit der ersten Pfingsten?“ Nachdem
die evangelische Kirche seit hundert Jahren Mission getrieben hat, stehen heute
erst c. 6000[1]) ordinierte Missionare auf dem Missionsfelde. Und wenn die
Kirche auch nur die Hälfte von den jetzigen Freiwilligen aussendet, so wird
diese Bewegung seit der Apostelgeschichte das bedeutendste und ermutigendste
Kapitel der Kirchengeschichte bilden. Aber wir brauchen nicht die Hälfte, sondern
jeden einzelnen der 3847 Freiwilligen und noch viel mehr. Mr. Wishard
schreibt aus Japan, daß in dem schnell fortschreitenden Reiche noch vor dem
Jahr 1900 20000 Missionare und eingeborene Prediger nötig sind, wenn
es nicht dem Unglauben anheimfallen soll. Für Indien fordert Dr. Cham-
berlain noch in diesem Jahrhundert 5000 Missionare. „Die Evangelisation
der Welt in dieser Generation!“ so lautet die Parole der Studentischen
Freiwilligen Bewegung für die Äußere Mission. Aber was heißt das? Bei
einer vor einigen Monaten in Indien abgehaltenen Versammlung der Mis-
sionare wurde festgestellt, daß für je 50000 Einwohner eines heidnischen Landes
ein fremder Missionar notwendig sei. Dies muß man noch als eine sehr
mäßige Forderung ansehen. Es heißt also, daß wenigstens 20000 Missionare
nötig sind, um in dieser Generation, „aller Kreatur das Evangelium zu predigen.“
Heißt das zu viel fordern oder zu viel erwarten? In noch nicht zweihundert
Colleges haben sich schon beinahe 4000 freiwillig gemeldet. Auf diesen selben
Colleges werden in dieser Generation noch zwanzig Jahrgänge von dieser Be-
wegung berührt werden, ehe sie graduieren. Hunderte von Colleges haben noch
keine Gelegenheit gehabt, mit dieser Bewegung in Berührung zu kommen. Die
Colleges des Südens, des fernen Westens und der Seeprovinzen wissen fast
noch nichts davon. Es giebt zweihundert medizinische Colleges und Schulen
in Amerika, von denen jährlich Tausende von Graduierten abgehen. Neunzehn
Zwanzigstel von diesen Graduierten lassen sich in diesem Lande nieder, so daß
ein Arzt auf je sechshundert Einwohner kommt, während in den Heidenländern
auf 1000000 Einwohner nicht mehr als ein ärztlicher Missionar kommt.
Zwanzigtausend Freiwillige wäre von dieser Generation zu viel gefordert und
erwartet!? Unsere höheren Unterrichtsanstalten werden noch 2000000 junge
Männer und Frauen in dieser Generation entlassen. Die Heiden fordern nur
ein Hundertstel von ihnen. Aber wo soll das Geld herkommen, um sie
auszusenden und zu erhalten? Man würde nur ein Sechshundertstel des
Reichtums der Glieder der Christlichen Kirche in Amerika und England
dazu bedürfen.

Es giebt Menschen genug, um diese größte Mission aller Zeitalter aus-
zuführen. Es giebt Geld genug, um sie auszusenden.

---

[1]) Dies ist eine irrige amerikanische Statistik. Die Zahl muß mindestens um
die Hälfte reduziert werden, wenn von ordinierten Missionaren die Rede ist. D. H.

Möge Christi Geist seine Kirche antreiben, ihre Menschen und ihr Geld zu opfern, um seinen letzten Befehl auszurichten.

Nachwort des Herausgebers.

Die vorstehend geschilderte Missionsbewegung gehört ohne Zweifel zu den bedeutungsvollsten Zeichen des gegenwärtigen Missionslebens, und wir würden uns einer großen Versäumnis schuldig machen, wollten wir unsre Leser über dieselbe ununterrichtet lassen. Um unsrerseits uns einer vollkommen objektiven Berichterstattung zu befleißigen, haben wir dem amerikanischen Autor selbst das Wort gegeben. Die Leser bekommen auf diese Weise zugleich eine originelle Anschauung von der amerikanischen etwas rhetorisch-überschwänglichen Art der Darstellung der betreffenden Bewegung und werden instand gesetzt, sich ein ganz selbständiges Urteil über dieselbe zu bilden.

Unsrer deutschen christlichen Nüchternheit erscheint die in Rede stehende Bewegung freilich mit viel ungesunder Treiberei verbunden. Dennoch müssen wir uns wohl hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Amerika und England gegenüber leidet Deutschland an einer gewissen Mattigkeit seines Missionslebens und haben wir allen Grund zu wünschen, daß ein frischerer Zug in dasselbe komme; zumal die Klage ist bei uns nur zu berechtigt, daß unsre akademische Jugend nur einen verschwindend kleinen Prozentsatz von Arbeitern in den Missionsdienst stellt. Mit der bloßen Kritik der amerikanischen Exzentrizitäten entzünden wir kein deutsches Missionsfeuer, und der Ruhm der deutschen christlichen Nüchternheit wird zum Pharisäismus, wenn unsre Kritik sich in der bloßen Negative hält. Wir sind daher zunächst völlig einverstanden mit dem Herausgeber der Kalwer „Monatsblätter", wenn derselbe (1890, 8 f.) schreibt:

„So verschieden das amerikanische Christentum oder sagen wir lieber das amerikanische Kirchentum von dem deutschen ist, so verschieden ist selbstverständlich auch diese einzelne Erscheinung desselben von allem, was es bei uns etwa Ähnliches giebt. Aber giebt es denn überhaupt etwas Ähnliches in Deutschland? Wir fürchten, nein. Wohl sind studentische Missionsvereine da, aber sie sind keine Gebetsvereine, und daß aus ihrer Mitte jemand in den praktischen Missionsdienst tritt, das kommt selten vor. So lange es bei uns so steht, sollten wir auf diese jungen Amerikaner nicht mit Geringschätzung oder phärisäischem Mitleid herabsehen, sondern — Respekt vor ihnen haben. Sie sind doch wenigstens begeisterungsfähig, sie schämen sich doch nicht, offen für die gute Sache einzutreten, ja nach dem Maß ihrer jetzigen jugendlichen Einsicht sind sie entschlossen, das eigne Leben an die Mission zu wagen. Schon so ein Entschluß ist doch wohl in den meisten Fällen als ein Sieg über den natürlichen Menschen hoch anzuschlagen."

Also lassen wir uns getrost von der amerikanischen Missionsbegeisterung ein wenig anstecken. Wir können schon etwas mehr Missionsbegeisterung brauchen, ganz speziell auch unsre Studenten, Kandidaten und jungen Pastoren. Wir leben in einer großen Missionszeit; allerorten thut Gott die Thüren der Welt auf; durch die Erwerbung eigner Kolonien ist die Mission uns jetzt auch zur nationalen Pflicht gemacht; kommt durch die Vermehrung der Missionsarbeiter ein frischerer Schwung in die deutsche Mission, so wird ohne Zweifel auch die Missionsgemeinde belebt werden, daß sie ihre Beiträge steigert.

Und nun hoffen wir nicht mißverstanden zu werden, wenn wir auch mit unsrer Kritik an die amerikanische Missionsbewegung herantreten.

1. Uns ist des Volks zu viel auf einmal. Im Reiche Gottes macht es nicht die Menge. Auch die Vermehrung der Missionsarbeiter muß im langsameren Tempo gehen. Gesund ist nur die Steigerung, welche den Gesetzen des natürlichen Wachstums entspricht. Wie wir hören, wird jetzt auch von dem ehrwürdigen Leiter der China Inland M., Hudson Taylor, die Parole ausgegeben: 1000 neue Arbeiter bezw. Arbeiterinnen für China! Binnen einem Jahrzehnt wird die Erfahrung zeigen, wie sehr diese großen Zahlen werden dezimiert werden, selbst wenn es gelingt, sie zusammen zu bringen.

2. Es ist viel ungesunde Treiberei in der Art, wie die jungen Missionskandidaten geworben werden. Wir haben Gelegenheit gehabt einen Mann zu sprechen, der diese Treiberei selbst mitgemacht hat. Ein förmlicher methodistischer Parforce-Sturmlauf auf die Seelen ist vielfach in Scene gesetzt worden. 3, 4, 5 immer stürmischere Versammlungen haben hinter einander manchmal nach Auslöschung der Lichter stattgefunden; 3, 4, 5 immer dringlichere Aufforderungen sind an die aufs höchste erregten Jünglinge gerichtet worden, bis erst einer, dann 2, dann 4, 6, 10 sich endlich meldeten und durch Namensunterschrift verpflichteten. Bei vielen ist das in einer Art künstlich bewirkter Berauschung geschehen und viele schwere Gewissensnöte werden die Folge sein, wenn die Ernüchterung eintritt.

3. Die Evangelisierung der Welt in dieser Generation oder wie die neuste Parole lautet: bis Ende dieses Jahrhunderts, ist eine utopische Schwärmerei, die, abgesehen von dem Widerspruch, in welchem sie zu den elementarsten Naturgesetzen des Himmelreichs steht, ganz allein schon an der Unmöglichkeit scheitern muß, die sämtlichen Sprachen der Welt in diesem kurzen Zeitraume so zu bemeistern, daß einem jeden Volke zum Zeugnis in seiner Muttersprache das Evangelium verkündigt werden kann.

Das sind unleugbare Auswüchse. Aber hoffentlich gesundet die Bewegung mit der Zeit und bringt der Heidenwelt wie der Christenheit einen bleibenden Segen. Wck.

Ein Wort über die Predigt auf dem Missionsfest.

Von P. Bastian in Zehden (Prov. Brandenburg).

In der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg zu Potsdam am 4. Februar d. J. hat Missionssuperintendent Merensky u. a. den Satz aufgestellt, der Prediger, welcher auf dem Missionsfest die Predigt hält, habe sich der Missionsgeschichten zu enthalten und nur die biblische Grundlage für den folgenden Festbericht darzureichen. Es sei gestattet, dieser Anschauung eine andere gegenüberzustellen.

Ein kürzlich heimgegangener Amtsbruder pflegte zu erzählen von einem Missionsfest, auf welchem, wie üblich, erst eine Predigt und danach ein Bericht gehalten werden sollte. Hier habe der erste Redner gepredigt sehr allgemein, darauf habe der Berichterstatter berichtet ebenfalls sehr allgemein, nun habe er selbst als Veranstalter des Festes einen anwesenden ehemaligen Missionar aufgefordert, einen zweiten Bericht zu erstatten, um doch endlich aus dem Schatz seiner Erfahrung etwas Specielles zu bieten, jedoch auch dessen Ausführungen seien sehr allgemein gehalten gewesen: das Ganze habe einen unbefriedigenden Eindruck gemacht. Die Hauptschuld lag dort ohne Zweifel an dem zweiten Redner, der, wenn er wirklich die in der Potsdamer Versammlung vom Referenten mit Recht geforderten Quellenstudien gemacht haben sollte, sie wenigstens in seinem Bericht nicht verarbeitet hatte. Er insonderheit wird getroffen von dem irgendwo einmal aufgestellten Satz, es sei traurig, wenn, der in Sachen der Mission zu berichten habe, etwa äußere: „Da ich specielle Mitteilungen nicht machen kann, so will ich mich mit allgemeinen Andeutungen begnügen.“ Allein auch jenem ersten mit der Predigt beauftragten Redner kann ein Vorwurf nicht erspart werden. Es ist ein entschiedener Mangel, wenn eine Missionspredigt nur allgemein gehalten ist, wenn sie auf die Mission wenig oder gar nicht bezug nimmt. Leider haben wir von derartigen Missionsfestpredigten wiederholt hören müssen. Erst vor wenigen Jahren erzählte auf einer Berliner Missionskonferenz ein warmer Missionsfreund, selbst Wallmann mit seinem anerkannten Talent zu erzählen habe

vor seinen Gemeindegliedern eine derartige Missionspredigt gehalten und ihnen zugerufen, sie möchten nur Buße thun, dann würden sie von selbst für die Mission ein Herz gewinnen. Auch wird versichert, in jener Zeit, in welcher Missionsfeste mit größerer Begeisterung und größerem Segen gefeiert sein sollen als heutzutage, sei in den erwecklichen Missionsfestpredigten von der Mission oft wenig die Rede gewesen. Diese wohlgemeinte Methode, welche durch ihr bloßes Dasein bezeugt, daß es noch etwas Höheres giebt als das Interesse für die Mission, nämlich die Liebe zum Heiland, so segensreich sie sein kann und wiederholt gewesen sein mag, ist doch unmöglich die normale. So gewiß die Missionspredigt nicht von der Mission allein reden darf, sondern auch reden muß vom Herrn der Mission, so gewiß darf sie von Mission nicht schweigen. Nun kann sie ja freilich der Mission gedenken, ohne die Missionsgeschichte zu berücksichtigen. Um deswillen, daß diese Berücksichtigung fehlt, wird sie der Vorwurf nicht treffen, sie sei zu allgemein gehalten gewesen. Indes was kein unbedingtes Erfordernis ist, das kann ein dankenswertes Mittel zum Zweck sein, zu dem Zweck, die Gemeinde für die Mission zu erwärmen. Freilich solches durch die Missionsgeschichte zu thun, ist Hauptaufgabe des Festberichtes. In ihm ist die Missionsgeschichte die Hauptsache. In der Festpredigt kann die herangezogene Missionsgeschichte immer nur Nebensache sein, aber auch die Nebensache ist manchmal sehr wichtig, bisweilen entscheidend.

Um nun der Frage, auf welche Weise in der Missionsfestpredigt da, wo ein Festbericht folgt, die Missionsgeschichte berücksichtigt werden darf, näher zu treten, dürfen wir nicht vergessen, daß zwischen den verschiedenen Missionsgeschichten, die uns je und je begegnen, ein großer Unterschied ist. Diesen Unterschied deutet von Zezschwitz an in einer Missionspredigt, in welcher er sagt:[1]

„Nun möchte ich schweigen — — weil ich nicht heucheln mag. Ich bin nicht der Mann, euch zu ermuntern zum Werke der Mission. Und könnte ichs besser, ich möchte schweigen, weil ich es unsres großen Werkes nicht mit würdig erachte, wie wohl von andern geschieht, die mehr davon wissen, Missionsgeschichtchen zu erzählen, wahr oder halbwahr."

Diese Worte geben zu denken. Zwar was in Sachen der Mission Halbwahres oder Unwahres erzählt wird, das ist gerichtet und soll fern bleiben aus Missionspredigt und Missionsbericht. In keiner andern

[1] Vergl. Zwölf Missionspredigten, II. Sammlung. Nürnberg, Verlag der Rawschen Buchhandlung. Preis 1,20 M.

Weise kann es dem Redner gestattet sein, derartige Geschichtchen zu bringen, als in der Weise, in welcher sonst auf der Kanzel ausnahmsweise wohl einmal eine Sage oder eine Fabel verwendet, jedoch gleichzeitig als solche bezeichnet wird. Weshalb aber ein Missionsgeschichtchen, wenn es wahr ist, nicht an seinem bescheidenen Teil soll dazu beitragen können, zum Werke der Mission zu ermuntern, und daher aus der Predigt und nun gar aus der Missionspredigt verbannt sein soll, ist zunächst noch nicht einzusehen. Nun ist aber zu betonen, daß der Ausdruck mißverständlich ist. v. Zezschwitz selbst hat in einer früheren Missionspredigt[1]) folgende drei Mitteilungen aus der Missionsgeschichte gemacht.

1. Es waren gewiß nicht eben blühende Zeiten der Kirche, die Zeiten des 17. Jahrhunderts, und doch hat dieses seinen Eliot, den Apostel der Indianer, unvergeßlichen Andenkens. 2. Wir erleben das seltene Schauspiel, eine Bauerngemeinde, in einmütigem Missionseifer um ihren Pfarrer geschart, den Mittel- und Ausgangspunkt eines jugendlich aufsprossenden Missionslebens werden zu sehen. 3. Ich bin nicht unwissend genug, mich zu erinnern, daß ein Otto von Bamberg im Gewande kirchlicher Pracht seine Missionserfolge erzielt hat."

Versteht der Verfasser unter den wahren Missionsgeschichtchen, die er dort verwirft, solche Mitteilungen, wie er sie hier macht? Es scheint nicht. Und so mag noch mancher unter Missionsgeschichtchen und Missionsgeschichten sich etwas anderes vorstellen als Mitteilungen aus der Missionsgeschichte oben angedeuteter oder anderer Art. Ist aber der Ausdruck mißverständlich, dann werde er vermieden. Nicht Missionsgeschichten jeglicher Art sollen auf dem Missionsfest der Gemeinde geboten werden, sondern Missionsgeschichte jeglicher Art, selbstverständlich nur in der Form von Geschichten. Auch das Missionsgeschichtchen ist da am Platz, jedoch nur dasjenige, welches nicht halbwahr oder weniger als das, sondern völlig wahr und eben deswegen ein Teil der Missionsgeschichte ist. Demnach lautet die uns hier beschäftigende Frage nunmehr so: Ist der Prediger zu tadeln, der auf einem Missionsfest in seiner dem Bericht vorangehenden Predigt die Missionsgeschichte berücksichtigt und sich der Missionsgeschichten (in obigem Sinne) nicht völlig enthält? Die Frage ist zu verneinen.

In jener Konferenz ist von dem Referenten gefordert worden, es solle der Festbericht dreimal so lang sein wie die Festpredigt.. Wo dieser

---

[1]) Vergl. Zwölf Missionspredigten, I. Sammlung. Nürnberg, Verlag der Rawschen Buchhandlung. Preis 1,20 M.

Forderung, die ziemlich neu sein dürfte, auch nur annähernd genügt wird, was soll es da schaden, daß dieselbe Thatsache erst in der Predigt, dann noch einmal im Bericht vorgetragen wird?[1]) Was hat es denn geschadet, daß bei Gelegenheit des Missionsjubelfestes zu Herrnhut 1882 in allen den 3 dem Festbericht vorangehenden Festpredigten ein Stück Missionsgeschichte gebracht ist, ein Stück, das im Festbericht in anderem Zusammenhange wiederkehrt? Hat nur der Verfasser des Berichtes — denn nur dieser kommt hier in Betracht — das mit Recht ihm zugemutete Quellenstudium und die von ihm geforderte sorgfältige Auswahl nicht versäumt, dann braucht ihn die Wiederholung der eben gehörten Thatsache nicht zu verdrießen, und den Hörer wird sie um so gewisser machen. In zwei Fällen würde man sich geradezu wundern, wenn in der Missionspredigt, auch da, wo ein Bericht folgt, nicht ein Stück der Missionsgeschichte gefunden würde, dann nämlich, wenn der Prediger entweder seine sonntäglichen Predigten mit Geschichten aus der Geschichte überhaupt zu würzen gewohnt ist, oder in der Missionsgeschichte, vielleicht einem Teil derselben, leibt und lebt. Wer will es, um Repräsentanten dieser Richtungen zu nennen, einem Ahlfeld verargen, wenn er Missionsgeschichten verwendet, oder einem Graul, wenn er die tamulische Literatur heranzieht, auch da, wo der Festpredigt alsbald der Festbericht folgt? Doch nicht nur in diesen Fällen ist das Heranziehen der Missionsgeschichte zulässig, weil gewissermaßen selbstverständlich. Hat man uns doch wieder und wieder gesagt, wir möchten uns daran gewöhnen, die Missionsgeschichte in den sonntäglichen Predigten zu berücksichtigen, erst durch sie werde manches Bibelwort verständlich und anschaulich gemacht. Gesetzt, es hätte der mit der Festpredigt Beauftragte solches nicht ganz ohne Erfolg versucht, ist ihm wirklich zuzumuten, die nunmehr gewonnene Neigung gewaltsam zu unterdrücken da, wo er von Mission, auch ihrer Geschichte, wenigstens andeutungsweise zu reden zwiefache Veranlassung, daneben einen Zuhörerkreis hat, bei dem er mehr denn sonst ein Verständnis für diese Art zu predigen voraussetzen darf? Das kann unmöglich gefordert werden. Das wird auch thatsächlich kaum da geschehen, wo ein Prediger mit einigem Geschick so zu predigen weiß. Nicht jeder, aber doch mancher versteht es. Noch einmal sei es gestattet, einen Blick zu werfen in die oben erwähnte erste Sammlung der zwölf Missionspredigten, die in der Rawschen Buchhandlung in Nürnberg für 1,20 M. zu haben ist. Dort finden wir außer je einer Predigt von Luthardt, Delitzsch, von Zezschwitz,

[1]) Ein Fall, der wohl nicht allzuhäufig eintreten dürfte. D. H.

Thomasius u. a. eine Predigt von Besser über Röm. 1, 14—16. Da heißt es:

„Unter den Heiden, als deren Schuldner Paulus sich bekennt, hebt er die zu Rom besonders hervor. — — Nach Europa beschieden durch den Hilferuf des macedonischen Mannes — — wandte er sein Angesicht mit starker Neigung gen Rom. — — Auch wir erfreuen uns einer deutlichen Leitung und klaren Berufung Gottes auf unserem Missionswege. — — Durch die Geschichte, welche Gott gewirkt hat, ist unsrer Kirche Schuld an die Heiden zu einer Schuld vornehmlich an die Heiden in Ostindien, an die Tamulen geworden. Ein tamulischer Mann war es, der vor König Friedrichs IV. von Dänemark evangelisch geöffnete Augen trat und rief: „„Komm herüber und hilf uns““. — — Wir sind Schuldner der Tamulen, beide der Arier und der Un-Arier, beide der weisen Brahminen und der unweisen Parias. — — Geneigt sein, das Evangelium zu predigen, auch wo es ein Geruch des Todes zum Tode werden soll, das ist Jesaia-Gehorsam. Doch fälschlich würden wir uns trösten, wollten wir alle Schuld der Geringheit an Lebensfrucht unserer ostindischen Mission den Heiden aufbürden. Wie würde es heute stehen im Tamulenlande, wäre unsere Kirche treu gewesen im Thun ihrer Schuldigkeit, hätten die Kinder fleißig begossen, was die Väter fleißig gepflanzt hatten? Als B. Ziegenbalg seinen Segenslauf selig beschloß, hörte man ihn sagen: — — „„Gott lasse das, was ich geredet habe, gesegnet sein!““ Das hat Gott gethan. — — — Er hat das Werk seiner Hände nicht gelassen, trotz der Untreue seiner faulen Knechte, welche das Schweißtuch, das Ziegenbalg und seine Mitarbeiter zum Abwischen von Schweiß und Thränen gebrauchten, lieber zum Einwickeln des anvertrauten Pfundes anwandten. Er hat mit bleibendem Segen die Arbeit der Väter unserer Mission gekrönt, so daß davon noch heute die Fußstapfen der Nachfolger Ziegenbalgs triefen: eines Benjamin Schultze, eines Schwartz, eines Fabricius. Er hat die Kleinode unserer Kirche: ihren Katechismus, ihre Lieder, ihre Gebete wie Samenkörner ins Tamulenvolk gesät, welche aufgehn nach 150 Jahren wie der Weizen Ägyptens. Er hat in der Zeit, als die lutherische Kirche daheim konnte, was sonst eine Mutter nicht kann: ihres Kindes vergessen, diesem Kinde eine Amme bestellt in der englischen Kirche und endlich, als die Mutter nach hartem Schlafe erwachte, das „„Talitha kumi““! hörend, als wir wieder lernten, daß alle Stücke der heilsamen Lehre, die unserer Kirche vertrauet ist, zum Evangelio gehören, welches wir den Heiden nicht halb, sondern ganz schuldig sind — da hat er die mütterliche Stimme wieder ertönen, die lautere Muttermilch wieder fließen lassen auch ihren tamulischen Kindern.“

Wer hat den Mut, den Prediger, der so predigt, deshalb zu tadeln, weil er um des folgenden Berichtes willen der Missionsgeschichte sich nicht völlig enthalten hat? Nein, ist es erlaubt, in bezug auf das Verhältnis von Missionspredigt und Missionsbericht einen Wunsch zu äußern, so sei es ein anderer: nicht, daß der missionsgeschichtlichen Thatsachen weniger,

sondern daß der biblischen Gedanken mehr als üblich auf den Missionsfesten gebracht werden. Bringt man nur von der Missionsgeschichte nicht zu wenig, dann wird man des Bibelwortes nicht leicht zu viel bringen. Stehen doch bekanntlich Bibelwort und missionsgeschichtliche Thatsache in einem doppelten Verhältnis zu einander. Das eine Mal ist das missionsgeschichtliche Ereignis uns nach irgend einer Seite hin unverständlich; sobald wir es aber in das Licht eines passenden Bibelwortes rücken, sehen wir es mit ganz andern Augen an. Das andere Mal ist uns ein Bibelwort dunkel und wir sind froh, wenn es uns klar geworden ist, nachdem wir eine ganze Predigt darüber gehört haben; ziehen wir aber zum Verständnis desselben die Missionsgeschichte heran, dann kann es geschehen, daß wir urteilen: jetzt ist mir erst ein Licht über das Bibelwort aufgegangen. Warum kann dieser doppelte Gedanke nicht auf den Missionsfesten zum Ausdruck kommen, in der Predigt der eine, im Bericht der andere? Das eine ist vielfach geschehen, praktische Anleitungen zum andern dürften sich in Hesses Mission auf der Kanzel finden. Zwar absolut nötig ist es nicht, daß ein Missionsbericht, damit er seinen Zweck erreiche, durch ein einzelnes Bibelwort beleuchtet werde. Liegt doch dem bei der Jubelfeier in Herrnhut 1882 erstatteten Festbericht ein biblischer Text nicht zu Grunde, (obschon er seinen Ausgangspunkt von einem Bibelworte nimmt und zahlreiche andere weiterhin berührt), und doch hat dieser Bericht seinesgleichen in der Missionsliteratur bisher wohl noch nicht gefunden; indessen zu verachten ist es niemals, wenn man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen kann. Freilich ist dann die Grenze eine fließende: es trägt auch die Predigt in etwas den Charakter des Missionsberichtes und auch der Missionsbericht wird — übrigens bisweilen auch ohne biblischen Text — zu einer Predigt — aber ist das ein Schade? Die sonntägliche Predigt hat gewiß ganz andere Aufgaben als die, Kenntnis der Missionsgeschichte zu verbreiten, trotzdem ist es denkbar, daß dem regelmäßigen Kirchenbesucher einige Kenntnis der Missionsgeschichte als Nebengewinn zufällt. Ebenso hält unter Umständen ein entweder selbst erlebtes oder anderswie erfahrenes Ereignis eine stumme aber gewaltige Predigt jedem, dem nach dieser Seite hin das Ohr geöffnet ist. Allein obschon die Grenze fließend ist, sie ist unleugbar vorhanden. Dort ist das Erschließen des Bibelwortes der Hauptzweck und die Missionsgeschichte nur Mittel zum Zweck, hier ist die Missionsgeschichte die Hauptsache, das Heranziehen des Bibelwortes die — nicht unwichtige — Nebensache. Darum auf dem Missionsfest in der Predigt

darbieten das Bibelwort im Lichte der Missionsgeschichte, in dem Bericht darbieten die Missionsgeschichte im Lichte des Bibelwortes — wer das verstünde!

Literatur-Bericht.

1. **Baierlein:** „Unter den Palmen. Im Lande der Sonne." Leipzig, Naumann. 1890. 2,50 Mk. Als wir vor 2 Jahren das Buch desselben Verf.'s: „Im Urwalde. Bei den roten Indianern" anzeigten, schlossen wir mit dem Wunsche, es möchte ihm gefallen uns mit ähnlichen Erinnerungen auch aus seinen 33jährigen Missionserlebnissen in Ostindien zu beschenken. Wir freuen uns, daß der noch immer so geistesfrische Veteran schneller als wir zu erwarten gewagt, diesen Wunsch erfüllt hat. Wenn wir beide Serien von Memoiren mit einander vergleichen, so möchten wir bezüglich des Inhaltes der letzteren fast den Vorzug geben. Was uns besonders gefesselt hat, das ist die Fülle konkreter Einzelzüge, die uns das Buch vorführt, ganz speziell die Fülle der Gespräche, durch die es uns einen lehrreichen Einblick sowohl in die Anschauungsweise der Heiden wie in die missionarische Methode des Verkehrs mit ihnen thun läßt. Man lernt aus der Lektüre dieser Erinnerungen ein gut Stück indischen Lebens, indischen Denkens, indischer Missionsgeschichte und indischer Missionsmethodik kennen, und man wird warm über dem Lernen und gewinnt auch den Mann lieb, der so frisch und erquicklich erzählt und dem sein Herr so vieles hat wohl geraten lassen. Kurz: das Buch gehört zu denjenigen Erzeugnissen der Missionsliteratur, die man mit Freuden zur Anzeige bringt und gerne in recht vieler Leser Hände sehen möchte.

2. **Römer:** „Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger." Gütersloh. 1890. 1 M., geb. 1,50 M. Dasselbe gilt auch von diesem Büchlein. Es erzählt die alte ebenso traurige wie ergreifende Geschichte von der romantischen oder richtiger tragischen Mission der Brüdergemeine unter den nordamerikanischen Indianern und speziell von dem heldenmütigen Manne, den die Geschichte von Rechts wegen mit dem Ehrennamen eines Apostels der Indianer bezeichnet hat, dem originellen, großen David Zeisberger. Dieses Stück Missionsgeschichte ist ja nicht unbekannt; aber der Verfasser, ein Prediger der Brüdergemeine, hat nicht nur manches Neue beigebracht, sondern auch die alte Geschichte so anschaulich und ergreifend zu erzählen verstanden, daß sie in der vorliegenden Gestalt selbst von solchen mit dem lebhaftesten Interesse nochmals gelesen werden wird, denen der alte Zeisberger ein bekannter Mann ist. Vollends aber für diejenigen, bei denen das nicht der Fall, bildet das vorliegende Buch eine fesselnde Lektüre.

3. **Warneck:** „Missionsstunden. 2. Band, erste Abteilung: Afrika und die Südsee." Dritte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann 1890. 5 M. In der kurzen Zeit, welche zwischen der 2. u. 3. Auflage dieser Missions-

stunden liegt, ists doch wieder viel vorwärts gegangen und viel anders ge-
worden auf den meisten derjenigen Teile des Missionsgebietes, welche in d
vorliegenden Buche vor das Auge des Missionsfreundes gestellt werden.
haben daher auch viele Veränderungen vorgenommen werden müssen und zw
nicht bloß statistischer Art, sondern auch sachliche. So war z. B. in de
Ugandamission der Reichtum an bedeutungsvollen Ereignissen so groß, daß
Hinzufügung einer neuen Missionsstunde: „Der fernere Passionsweg d
Ugandamission" notwendig wurde. In der Grundanlage des Ganzen
natürlich nichts geändert worden.

4. **Frick**: „Geschichten und Bilder aus der Mission." Nr.
Halle a. S. Waisenhausbuchhandlung. 25 Pf. In Partien 20 Pf. Di
soeben erschienene Heft enthält 3 Artikel, 1. ein Einleitungswort: „Ein W
ruf aus alter Zeit an die heutige Missionsgemeinde" aus einem Sendschrei
von Ziegenbalg und Gründler aus dem Jahre 1712. 2. „Die Mission un
den Eskimos in Grönland" von Dr. Reinecke mit Bild und 3. „Der N
bischof am Nigerfluß" von Missionsinsp. Zahn mit 2 Bildern. Auch die
Heft eignet sich wie alle früheren zur Massenverbreitung auf Missionsfe
und in den Gemeinden und wird hiermit für dieselbe bestens empfohlen.

Selbständige Kirchen, das Ziel evangelischer Missionsarbeit.

Von F. M. Zahn.

Die Welt zu christianisieren! wie groß ist die Aufgabe, die Christus seinen Jüngern gegeben! Fast unübersehbar scheint das Arbeitsfeld, unüberwindbar die Schwierigkeiten, und heute noch, wie damals, als zuerst die Aufgabe gestellt wurde, hat eine Minderzahl sie zu lösen und die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Unlösbar wäre in der That diese riesenhafte Aufgabe, wenn nicht der Same, mit dem der weite, weite Acker der Welt bestellt werden soll, ungleich anderen Samen, die immer nur auf einem beschränkten Gebiete fortkommen, so geartet wäre, daß er überall aufgeht und einheimisch wird. Er hat es an sich, daß er nicht, wie andre Samen immer wieder aus der ersten Heimat eingeführt werden muß, wenn er nicht entarten soll; allerorten schägt er so ein, daß seine Früchte Samen in sich haben nach ihrer Art, der sich fortpflanzend immer neue Früchte hervorbringt. So geschieht der Fortschritt nicht, indem immer nur eins zu eins addiert wird, sondern in progressiver Steigerung.

Das Wort der evangelischen Verkündigung ist kirchenbildend.[1])

Dennoch würde das Ziel nicht nur in endlose Ferne gerückt sein, da, wie die Missionsarbeiter in unsern Tagen von den Statistikern erinnert werden, auch die Menschheit schnell zunimmt, es würde auch wohl nie erreicht werden, wenn dem Worte, welches der Same ist, nicht noch eine besondere Kraft beiwohnte. Gewönne dieses Wort immer nur einzelne für Christus und stellte sie einen neben den andern, man könnte es nicht begreifen, wie diese einzelnen sich zu halten vermöchten gegenüber einer nichtchristlichen Welt, die ihrerseits in Gemeinschaften lebt, und deren sämtliche Gemeinschaften von der Familie bis zum Staat in hundert-, in tausendjähriger Geschichte mit den Religionen verbunden sind, von ihnen gestützt werden und sie stützen, aus denen die Christen gewonnen werden sollen. Doch das Wort, welches die Christen aus diesen Gemeinschaften berufen hat, läßt auch sie nicht allein stehen, sondern so wie ihrer zwei oder drei sind, ruft es dieselben zusammen in eine Gemeinschaft. Das Volk Israel war berufen, die Völker in seinen festgeschlossenen Verband aufzunehmen. In dem alttestamentlichen Missionsbilde sehen wir die Völker zu Israel herbeiströmen. Aber dieses hat den Dienst verweigert, und als es klar wurde, daß Israel nicht den Sohn anerkennen werde,

[1]) Der kleinere Druck bezeichnet jedesmal den Inhalt des folgenden Abschnittes.

da hat Jesus für die, welche ihn als den Christus erkannten und kannten, von seiner Kirche geredet (Matth. 16, 13—18). Das eine Eigentümlichkeit des Christentums, daß es eine Kirche hat. Religion betont so sehr, wie die christliche, daß man nicht compagnie selig wird, aber keine sagt in ihrem Bekenntnis: Ich gla an eine Kirche. Keine giebt so viele Antriebe, die Gemeinschaft Glaubensgenossen zu suchen, mit denen allen jedes Einzelnen Glau Lieben und Hoffen, Erkennen und Wirken erst zu seiner Vollend kommt.

Diese Gemeinschaft der christlichen Kirche tritt aber hier auf E nie in einer einheitlichen Gestalt in die Wirklichkeit. Es giebt eine, auch reale, aber nie auf Erden greifbare und sichtbare, eine ideale Ki die eine Einheit bildet. Hier in der Sichtbarkeit aber finden wir im nur Kirchen, die zu Antiochien oder Korinth, die Galatiens oder Acha

Die Kirchen haben die Aufgabe, das Wort zu gebrauchen, zu bewahren und auszubreiten.

In einer Mehrzahl von Kirchen, von einzelnen Gemeinschaften Christen, erfüllt die Kirche ihre Aufgabe, oder besser läßt ihr Haupt Sache auf Erden ausführen. In diesen Gemeinschaften ermöglicht er Seinen ihr christliches Leben, zu welchem auch, und zwar nicht als unwesentliches Stück, gehört, daß sie das „Licht der Welt" seien, daß alle Völker zu ihres Herrn Jüngern machen. Zu diesem Zweck ist Gemeinschaft gegründet und wird sie erhalten, und damit sie ihren Z erreiche, ist ihr das Wort gegeben, das Wort samt dem mit dem Elem verbundenen Wort, dem Sakrament (Röm. 3, 2). Was von Is gesagt ward: Es ist ihnen vertraut, was Gott geredet hat, das jetzt von den Kirchen: Gottes Wort ist ihnen anvertraut. Mit Worte Gottes ermöglichen die kirchlichen Gemeinschaften ihren Glie ein christliches Leben, indem sie dasselbe für sich selbst gebrauchen, für Nachkommen bewahren und denen, die noch draußen sind, mitteilen. ist eine geistige Thätigkeit, aber sie tritt auch in die Erscheinung bedarf darum äußerer Mittel. Die Mission hat demnach die Aufg durch das Wort die, welche sich gewinnen lassen, in die Gemeinschaft Kirchen zu berufen, welche alle die äußeren und inneren Thätigkeiten zuüben vermögen, die nötig sind, um ihren Gliedern ein vollkräft Christenleben zu ermöglichen, und welche zu diesem Zweck Wort Sakrament für sich zu gebrauchen, ihren Nachkommen zu bewahren denen draußen zu bringen im stande sind.

Ich hoffe, mit dieser Beschreibung der Aufgabe der Kirchen

Sache, auf die es ankommt, zutreffender bezeichnet zu haben, als Henry Venn, der ehrwürdige Sekretär der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, welcher den Ausdruck aufgebracht hat: Die Kirchen müssen sich unterhalten, regieren und ausbreiten. Diese Formel ist sehr oft wiederholt worden und ist auch zu praktischen Zwecken recht bequem. Meines Erachtens sind jedoch alle diese Thätigkeiten, das Unterhalten wie das Regieren und selbst das Ausbreiten nur Hilfsthätigkeiten; sie alle könnten unter Umständen geschehen, ohne daß der Hauptzweck erreicht wäre. Diese Formel kann darum verführen, und ich glaube, sie hat auch wohl schon verführt, die Aufgabe der Mission, die hier als Arbeit der Kirchengründung aufgefaßt wird, zu äußerlich zu nehmen. Jenes alles ist auch richtig, muß aber der Aufgabe der Kirche dienen, ein Christenleben zu ermöglichen.

Selbständig lösen die Kirchen ihre Aufgabe, wenn sie abhängig von Gott, frei sind von Menschen.

Henry Venns Formel lautet jedoch vollständig, daß die Kirchen, welche die Mission pflanzt, im stande sein müssen, sich selbst zu unterhalten, sich selbst zu verwalten und sich selbst auszubreiten. Das ist, was unser Thema meint, wenn es selbständige Kirchen das Ziel evangelischer Missionsarbeit nennt. Es handelt sich also darum, Kirchen zu pflanzen, die für sich stehen, für sich bestehen können, die ohne fremde Hilfe die Aufgabe zu lösen vermögen, welche, wie ich mir zu wiederholen erlaube, darin besteht, daß sie ihren Gliedern verhelfen zu einem christlichen Leben durch Anwendung, Bewahrung und Verbreitung von Wort und Sakrament.

Selbständige Kirchen, Kirchen, die auf sich stehen! in welchem Sinne ist das möglich? An dem Tage, an welchem die Kirche gegründet wurde, an welchem die Kirche die Mission begann, d. h. Kirchen pflanzte, war ihr Haupt nicht mehr auf Erden. Soll sie ohne ihn, auf sich stehend, ihre Aufgabe lösen? Bedarf sie für ihn, der sie an ihre Aufgabe stellte mit der doppelten Verheißung: Ich bin bei euch alle Tage und: Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, bedarf sie für ihn noch einen andren Ersatz? Wir evangelische Christen glauben und bekennen, daß die Kirche für ihre Selbständigkeit keine andre irdische Sicherheit hat noch braucht. Keine einzelne Person, etwa ein vicarius Christi oder gar dei, keine Konstitution, papale, episkopale oder synodale, macht sie selbständig. Auch die Zahl thuts nicht. Zwar sind alle in diese Gemeinschaft seiner Kirche einzuladen, doch schon zwei oder drei haben die Verheißung, daß unter ihnen das Haupt sein will, welches verheißen hat: Die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen. Die Selbständigkeit der

Kirche beruht vor allem in dem himmlischen Herrn der Kirche, der sie erhalten wird, bis sie ihre Aufgabe erfüllt hat.

Es ist sehr nötig, sich daran zu erinnern. Man kann nicht leugnen, daß im Beginne der evangelischen Mission der Gedanke an die Pflanzung selbständiger Kirchen zurückgetreten ist. Auch sind wohl hier und da Baupläne befolgt worden, welche der Selbständigkeit nicht förderlich waren. Venn handelt auch davon, was man thun solle, wenn der Kirchenbau verpfuscht sei. Unter den Umständen wäre sehr schlimm, wenn der Bestand und die Selbständigkeit der Kirchen nicht ihre erste Stütze an dem Herrn hätten, welcher, wie Ludwig Harms gesagt, die Dummheiten seiner Knechte wieder zurecht bringt. Die Moral davon ist freilich nicht, daß man im Vertrauen auf ihn solche begehen darf. Allein, obgleich wir selbstverständlich klüger sind als unsre Väter, und unsre Nachfolger klüger sein werden als wir, bei aller Achtung vor ihrer und unsrer Weisheit sei es gesagt, Fehler werden doch auch in Zukunft beim Kirchbau gemacht werden. Wie gut ist die Kirche und sind die Baumeister daran, daß der Herr im Himmel seine Kirche hält!

Das ist übrigens keineswegs nur ein Notbehelf, dessen wir uns bei eigenen und fremden Gebrechen trösten, sondern ist vielmehr die Hauptsache bei dem Thema, das uns beschäftigt. Nur die Kirche ist gepflanzt zu einer selbständigen Kirche, deren Glieder gelernt haben zu wissen und zu glauben, daß ihr Haupt, von dem sie abhängen, im Himmel ist. Selbständige Kirchen pflanzen, heißt das Christentum so verkündigen, daß die Christen an keine Person auf Erden, an keine Institution, recht verstanden auch an keine Lehre gebunden, sondern mit Gott selbst in Verbindung gebracht werden. Das älteste Bekenntnis verkündet keine Lehrsätze, sondern bekennt den Glauben an Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Nur wer von ihm abhängt, ist unabhängig in der Welt.

Unter dieser Voraussetzung reden wir von der Selbständigkeit der Kirchen. Unabhängig von Menschen sollen sie stehen und ihre Aufgabe lösen können. Die Entstehungsgeschichte jeder Kirche auf Erden hat zu erzählen, daß Fremdlinge gekommen sind und sie gegründet haben. Unter Selbständigkeit der Kirchen verstehen wir, daß diese Kirchen ohne diese Fremdlinge bestehen können. Die Mission leistet den Dienst, den das samaritanische Weib in Sichem gethan; aber es muß dahin kommen, daß, die den Dienst empfingen, nun nicht mehr um ihrer Rede willen, sondern aus eigener Erfahrung glauben und erkennen und, was sie empfangen haben, für sich gebrauchen und bewahren können.

Doch die Fremdlinge könnten, nachdem sie den Kirchbau vollendet, weggezogen und die Kirche doch nicht selbständig geworden sein. Es hat den Schein, daß sie auf eigenen Füßen steht, in Wahrheit aber steht sie nur, weil man ihr Stützen, ihr nicht angehörige Stützen gegeben hat. Vielleicht wenn ein König aufkommt, der nichts von Joseph weiß, oder ein Gesetz verändert wird, auf das der Aufbau der Kirche sich gründete, oder eine Gefühlserregung vorbei ist, die für eine Weile elektrisiert hat, oder eine irdische Hoffnung, die Anziehungskraft geübt, unerfüllt bleibt — vielleicht wenn diese Stützen, die dem Baue nicht wesentlich sind, weggezogen werden, so stürzt alles zusammen. Unabhängige Kirchen sind solche, welche ohne Fremdlinge und ohne ihrem Wesen Fremdartiges, Kraft in sich haben, ihre Aufgabe zu lösen.

Nicht von Gott unabhängig, sondern vielmehr von ihm ihr Leben habend, sollen die Kirchen gegen fremde und fremdartige menschliche und irdische Beeinflussungen gesichert sein. Aber auch so verstanden ist eine Beschränkung nötig, ist die Selbständigkeit keine absolute, sondern nur eine relative.

Die Kirchen sind konfessionell und national verschieden.

Um dies ins Licht zu stellen, erinnere ich noch einmal daran, daß es nicht nur eine, sondern viele Kirchen giebt. Man mag das beklagen, es ist doch eine Thatsache. Die Verschiedenheit der Kirchen ist veranlaßt durch verschiedene Auffassung des Christentums und seiner Lehre und insofern durch die Sünde verursacht, sei es, daß man um Verschiedenheiten willen besondere Kirchen gebildet hat, um deretwillen man die Einheit nicht zerstören durfte, oder daß man, was für das gesunde Leben der Kirche nötig war, nicht hat anerkennen wollen und sich lossagte. Die Mission wird nicht darauf ausgehen, neue Lehrkirchen zu gründen, aber sie kann genötigt sein, um der Sünde andrer willen besondere Kirchen zu gründen, und wird unter diesen Umständen diese Kirchen erst dann für selbständig ansehen können, wenn sie in sich die Kraft haben, gegen den in Frage kommenden Irrtum sich zu halten. Beispielsweise eine evangelische Kirche würde nicht für selbständig gelten können, wenn sie Rom gegenüber sich nicht zu behaupten vermöchte.

Ein andrer Grund der Verschiedenheit oder Mehrheit der Kirchen liegt nicht in der Sünde, sondern in der Natur der Menschen. Wie das Christentum die Individualität des Menschen nicht tötet, sondern verklärt, so will es auch die Verschiedenheiten, die in den verschiedenen natürlichen Gemeinschaften sich finden, seien sie nun lokal oder national, nicht aus-

rotten, sondern verklären. So entstehen Kirchen von verschiedenem Gepräge, und es ist nach Gottes Willen und dient zur Verherrlichung seiner Sache, daß seine Kirche in verschiedenem Glanze strahlt, wenn sie ihre Heimat in Antiochien oder in Alexandrien, in Syrien oder Nordafrika, im Morgenlande oder Abendlande hat. Das ist enger und weiter, als was man mit dem heutzutage so viel gebrauchten Worte „national“ meint. Doch will ich den Ausdruck gebrauchen, nur nicht in dem Sinne, daß eine nationale Kirche eine Kirche ist, die ein Volk in seiner Gesamtheit oder Mehrheit umfaßt, bei der die Grenzen der Kirchengemeinschaft und Volksgemeinschaft zusammenfallen. Nationale Kirchen in diesem Sinne sind möglich, aber weder nötig noch gewiß. In der ersten Missionsperiode hat wohl die nationale Eigentümlichkeit des Syrers oder des Nordafrikaners ihre Bedeutung gehabt, aber eigentlich nationale Kirchen gab es nicht, da in dem großen Missionsgebiet des römischen Weltreiches die Nationalitäten untergegangen waren. Ob in der zweiten Periode von nationalen Kirchen in dem Sinne die Rede sein kann, ob und wie weit man z. B. von einer einheitlichen deutschen Kirche reden könnte, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls giebt es seit der Reformation keine protestantische nationale Kirche in dem Sinne, es sei denn in den nordischen Ländern. Die christliche Kirche deutscher Nation ist konfessionell und territorial getrennt; die der englischen Nation desgleichen. In dem Sinne nationale Kirchen mögen in der göttlichen Führung eines Volkes beabsichtigt sein, sie sind kein bewußtes Ziel der Missionsarbeit; soll es dahin kommen, so hat die Mission am besten vorgearbeitet, wenn sie Kirchen pflanzt, die der besonderen Art jedes Ortes und jeder Nation entsprechen, die in dem Sinne national selbständig sind, daß sie ihre Volksart geltend machen können.

Daß diese nationale Eigentümlichkeit sich in bezug auf die Lehre geltend mache, sei es materiell, indem der objektiven Lehre eine neue Seite abgewonnen wird, oder formell, indem eine subjektiv andersartige Lehrdarstellung gegeben wird, davon ist in der modernen Mission meines Wissens noch nicht viel bemerkbar gewesen. Die römisch-katholische Kirche pflanzt eben seit der Reformation keine selbständigen Kirchen mehr, und die Thätigkeit der evangelischen Mission ist noch zu jung. Es ist darum einstweilen in den Missionskreisen noch wenig von der Hoffnung oder Furcht die Rede, daß einmal Chinesen oder Hindu oder Afrikaner eine neue Lehre aufbringen und eine theologische Schule gründen werden. Daß aber ihre Nationalität auf die Gestaltung des christlichen Lebens, in der Kirchenverfassung, in der Predigtweise, im Gottesdienst, in der christlichen

Sitte und Lebenshaltung sich geltend mache, das wird heutzutage mehr als je gefordert und als ein Stück zu erstrebender kirchlicher Selbständigkeit angesehen.

Diese Verschiedenheit und Selbständigkeit ist nur zu behaupten a) im Zusammenhang mit dem normativen Anfang der christlichen Kirche.

Ganz mit Recht; die Kirchen, welche in der Heidenwelt gepflanzt werden, müssen, wenn sie ihre Selbständigkeit haben sollen, imstande sein, ihre konfessionelle wie ihre nationale Eigenart zu behaupten. Allein je mehr man dies betont, desto mehr ist daran zu erinnern, daß die Selbständigkeit auch in diesem Sinne keine absolute, sondern nur eine relative ist. Als die Kirche zu Korinth allerlei selbständige Neigungen verriet, da schrieb ihr der Missionar, welcher sie gegründet hatte: — es handelte sich um die Sitte, ob die Frauen in den Gemeindeversammlungen reden dürften — Ist das Wort Gottes von Euch ausgekommen (1 Kor. 14, 36)? Keine Missionskirche ist in dem Sinne selbständig, daß sie autochthon wäre. Keine Nationalität hat den Anspruch zu bleiben, was sie ist und das Christentum zu gestalten ganz nach eigenem Belieben. Das Christentum ist überall eine eingeführte Pflanze und so sehr sie überall einheimisch werden soll, man darf nie vergessen, daß sie von fremd herkommt.

Sie kommt von Israel her. Der, welcher in dem Fundamente der Kirche der die Richtung angebende Eckstein ist, gehörte zum Samen Abrahams. Der normierende Anfang aller christlichen Kirchen ist in Israel zu suchen. Zwar war dies Israel nicht sehr geeignet, Missionar zu werden, wie das Beispiel des alttestamentlichen Missionars, des Jonas, zeigt, der auch im Walfischleib den Juden nicht so verlor, daß er für Ninive hätte Missionar werden können. Erst mußte an dem großen Davidssohne das Jonaszeichen sich wiederholen und in der Erde Schoß die Schale des Weizenkorns durchbrochen werden, ehe sein Leben für alle aufgeschlossen war, ehe er erhöht alle zu sich ziehen konnte. So ist er das Haupt der Kirche geworden, die unter allen Nationen ihre Stätte findet, und der Anfang, den er gemacht, muß für immer das Gesetz seiner Kirche bleiben.

b) im Zusammenhang mit der Geschichte der Kirche.

Doch nicht unmittelbar von daher sind die Kirchen gegründet. „Zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde", so hat einmal der Herr selbst den Gang vorgezeichnet. Und wie

von einem Orte zum andern, so ist das Wort von einer Zeit zur andern fortgegangen, bis auch in unsern Tagen Kirchen unter den Heiden gepflanzt werden, von deren Selbständigkeit wir jetzt handeln. Diese kann darum nicht so gemeint sein, daß jede Kirche den ganzen geschichtlichen Entwicklungsgang überspringt und an den Anfang anknüpft. Wir halten unsre Kirche darum nicht für weniger deutsch, weil dem Ein feste Burg ein Psalm, und Nun danket alle Gott ein apokryphisches Wort und O Haupt voll Blut und Wunden ein lateinisches Lied zu Grunde liegt. Wir halten uns nicht für berufen, das älteste christliche Bekenntnis zu beseitigen und ein national deutsch-christliches Bekenntnis dafür aufzustellen. So wird auch die Selbständigkeit der jungen Kirchen, welche in unsern Tagen entstehen, es nicht erheischen, daß sie den ganzen in Jahrhunderten kirchlicher Entwicklung gesammelten Schatz christlicher Erkenntnis, christlichen Zeugnisses zu Erkenntnis und Erbauung mißachten, um alles urwüchsig national zu schaffen. Z. B. es wird sehr dankenswert sein, wenn eine nationale Kirche dem Chor der Lieder, dessen die ganze Kirche sich freut, ein neues hinzufügt, und sie mag auch für sich Lieder singen, die nur ihr wohllautend und kräftig tönen, aber warum sollte sie sich arm machen, indem sie den aufgehäuften Schatz der Kirche aller Zeiten verschmäht?

Den letzten Ring, welcher die junge Kirche mit dieser Geschichte verbindet, bildet die missionierende Kirche, und es ist nur natürlich, daß die junge Kirche insbesondere mit ihr eine lebendige Verbindung behält. Daß junge Kirchen, wie es z. B. in der Karenenmission geschehen, der Gemeinschaft, welcher sie ihr Leben verdanken, die Thür zuschließen, ist nicht nur undankbar, sondern auch schädlich. Als Paulus mit seiner Gemeinde Schwierigkeiten hatte, erinnerte er sie, daß sie, wenn sie gleich zehntausend Zuchtmeister in Christo, doch nicht viele Väter hätte (1 Kor. 4, 15). Das ist ein Vorteil, den die Kirchen nicht leicht verscherzen sollten. Niemand wird geeigneter sein, sie in den Zusammenhang mit Anfang und Geschichte der Kirche zu bringen, deren selbständige Glieder sie werden sollen, als die geistlichen Väter.

c) im Zusammenhang mit der gesamten Christenheit der Gegenwart.

Bei der Gelegenheit, die wir schon erwähnten, fragt aber Paulus nicht nur: Ist Gottes Wort von euch ausgegangen? sondern auch: Ists *allein zu euch* gekommen (1 Kor. 14, 36)? Und als dieselbe Gemeinde ihre Selbständigkeit auch darin beweisen wollte, daß die Frauen unbedeckten Hauptes in den Gemeindeversammlungen beteten, schrieb e ihr: „Wir haben solche Weise nicht, *die Gemeinden Gottes* auch

nicht" (1 Kor. 11, 16). Nicht nur mit der Kirche der Vergangenheit, auch mit denen der Gegenwart sollen sie Gemeinschaft halten und nicht denken, daß sie allein den Auftrag Gottes ausüben könnten. Noch immer sind die Gemeinden verkommen — und je jünger und kleiner sie sind, desto größer ist die Gefahr — noch immer sind sie verdorrt und verarmt, die sich von der Gemeinschaft der Kirchen losgerissen haben, in denen allen Gott in der Gegenwart seine Sache ausführt.

Schon hieraus ist ersichtlich, daß auch diese Beschränkung, wie die vorhin genannte, im letzten Grunde keine Beschränkung, sondern vielmehr eine Grundlage ihrer Selbständigkeit ist. Wie eine Kirche nur darum auf sich stehen kann, weil sie auf Gott sich verläßt, so kann nur die Kirche selbständig sein, welche ihren Zusammenhang mit dem Ursprung, der Geschichte und der Gegenwart der Kirche bewahrt, die zwar in vielen Kirchen erscheint, aber von der wir doch bekennen: Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche. Es ist ein wesentlich heidnischer Gedanke, daß jede Nation ihre Weise habe Gott zu ehren. In dieses heidnische Wesen fällt die Kirche zurück, welche eine nationale Selbständigkeit ohne Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche behaupten will. Von dieser unabhängig, wird sie wieder abhängig von den Mächten, die in der sich selbst überlassenen Völkerwelt ihr Spiel haben, und aus deren Herrschaft sie das Wort errettete, welches sie zur Gemeinschaft der Kirche Christi berief.

Im Vollsinn selbständig ist darum nur eine Kirche im Besitz gelehrter Bildung.

Wie selbständige Kirchen pflanzen, bedeutet Kirchen pflanzen, deren Glieder durch Christum mit Gott persönliche Gemeinschaft haben, so heißt es auch zum andern, Kirchen pflanzen, die diesen Zusammenhang mit der Gesamtkirche Christi aufrecht zu erhalten vermögen. Die Kirche kann darum nicht ohne Gelehrsamkeit sein; eine im Vollsinn des Wortes selbständige Kirche ist unmöglich ohne den Besitz von Gelehrsamkeit. Durch Gottes Vorsehung haben wir Urkunden behalten, die uns von dem normativen Ursprung der christlichen Kirche Nachricht geben und in griechischer wie hebräischer Sprache geschrieben sind. Eine Kirche ist nur dann selbständig, wenn sie die Möglichkeit hat, zu diesen Quellen zu gehen, um aus ihnen zu schöpfen. Eine Kirche entbehrt auch wenigstens einer großen Stütze für ihre Selbständigkeit, wenn sie nicht einen Zugang hat zu allem dem, was die Kirche im Lauf der Jahrhunderte in Abwehr von immer neu auftauchendem Irrtum, in Entwicklung der einen selbigen Wahrheit zum Verständnis ihres Schatzes beigetragen hat. Um konkret zu reden, eine im Vollsinn selbständige Kirche muß im Besitz klassischer Bildung

sein, muß hebräische und griechische Sprachkenntnis, muß eine Gottes-gelehrsamkeit haben.

Die Selbständigkeit der Kirche gehört zur Arbeitsordnung, nicht zur Heilsordnung.

Das hört sich gefährlich an, das Ziel evangelischer Missionsthätigkeit scheint in unendliche Ferne gerückt. Ich sehe auch schon den Praktiker sein Haupt schütteln über diese hochfliegenden Pläne und den einfachen Missionsfreund sich von dieser gelehrten Kirche abwenden. Als die Theologen Israels den Dienst versagten, hat da nicht der Herr der Kirche sich ungeschulte Männer erwählt und war es nicht bei ihrer Rückkehr von einer Predigtreise, daß er jubelte, das einzige Mal, daß uns ein solcher Ausbruch der Freude von ihm berichtet wird, jubelte: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen? Wie so ganz anders sieht die Kirche aus, die uns hier als Ziel vor Augen gestellt wird! Ich hoffe, den Bedenken von beiden Seiten zu begegnen, wenn ich noch eine dritte Beschränkung nenne und diesmal eine, welche nicht im höheren Lichte besehen als Grundlage der Selbständigkeit erscheint, sondern in der That als eine Schranke gelten muß. Ich behaupte, *unabhängige Kirchen*, insbesondere *unabhängige Kirchen im Vollsinn sind* **nicht** *auf jedem Missionsgebiete das Ziel evangelischer Missionsthätigkeit.* Die Selbständigkeit der Kirche gehört nämlich *nicht zur Heilsordnung*, sie gehört *zur Arbeitsordnung* der Kirche. Wie nachteilig es wirken muß, wenn bei der Arbeit nicht die Selbständigkeit als Ziel ins Auge gefaßt wird, so verwirrend und schädlich ist, wenn diese Selbständigkeit als ein Stück des christlichen Heiles angesehen wird.

Wie sehr das *Arbeitsinteresse* die Selbständigkeit der jungen Kirchen fordert, liegt auf der Hand; man braucht nicht viel davon zu reden. Wir gingen davon aus, daß die Missionsaufgabe unlösbar scheinen müßte, wenn nicht das Wort kirchenbildend wäre. Es ist geschichtlich nicht so hergegangen, daß die Mutterkirche Jerusalem alle Kirchen gegründet hat, sondern die von ihr gegründete Kirche von Antiochien ist die Missionskirche geworden. Die Tochterkirchen wurden Mutterkirchen; so ist die Ordnung Gottes. Es ist gewiß wahr, wenn man sagt, daß die alte Kirche viel mehr thun könnte, als sie thut. Aber die Rechnungen, was alles zu stande gebracht würde, *wenn* z. B. die Christen alle den Tabak aufgeben wollten, *wenn* sie alle rechte, eifrige Christen wären, sind doch Spielereien; sie machen aus Häckerling Hafer. Es *ist* eben nicht so, und

wenn es auch so wäre, so würde doch mit noch so vermehrter Anstrengung nicht so viel erreicht werden, wie wenn die Mission selbständige Kirchen gründen kann. Eine Arbeit, die heute zwanzig Missionare auf ein Gebiet verwendet und sie zu gegebener Zeit von einer selbständigen Kirche zurückziehen und auf ein anderes Gebiet senden kann, hat ihr Missionskapital verdoppelt. Mehr als das; jeder Heide, der Christ wird, ist ein Zeugnis für das Christentum an die Heiden; wie viel mehr eine Kirche im Heidenlande, die äußerlich und innerlich selbständig ist! Alle die Anstöße, daß die Religion eine fremde Pflanze, daß nur der Einfluß des Fremdlings sie im Lande am Leben erhalte, daß vielleicht nur das schmutzige Geld die Stütze dieser Sache sei, alle diese Anstöße schwinden und mit ungemein gesteigerter Kraft wird das evangelische Zeugnis wirken, wenn eine selbständige einheimische Kirche es vorträgt. Und endlich: nicht nur sind Anstöße entfernt; eine selbständige Kirche ist auch eine selbstthätige. Sie tritt in die Arbeit ein und nach allen drei kurz erwähnten Seiten hin, indem die Missionskirche an neue Arbeit gehen kann, indem die junge Kirche in die Arbeit tritt, indem intensiv die Predigt gekräftigt wird, ist die Missionskraft gemehrt, viel mehr, als wenn etwa nur die Zahl altchristlicher Missionare verdoppelt oder verdreifacht wäre.

Wie die Selbständigkeit zu erzielen sei,
darum keine Lehrfrage.

Doch wäre dies auch nicht der Fall, so würde man ja an der jungen Kirche Unrecht begehen, wollte man sie unselbständig halten, und ihr den Segen vorenthalten, der in der Selbstthätigkeit liegt, oder ihr die Herrlichkeit rauben, welche in einem selbständigen Christentum ruht. Wenn ein alter Heide zum Glauben an den Heiland kommt, kann aber nicht mehr lesen lernen, so weiß ihm Gott diesen Mangel zu ersetzen. Kann er es aber noch lernen, so wäre es doch ein Unrecht, ihm die Möglichkeit zu rauben, daß er ein solcher Edler würde, wie die Israeliten zu Beroea, welche täglich in den Schriften forschten, ob es sich also verhielte. Dem Lazarus haben die Brosamen von des Reichen Tische sittlich nicht geschadet, einem gesunden Bettler wären sie nicht heilsam gewesen. Wer eine Aufgabe, die Gott stellt, thun kann und thut sie nicht, dem ist es Sünde und Schade. Darum muß die Mission die Selbständigkeit der Kirchen als ihr Ziel ansehen, im Interesse der Arbeit, die quantitativ wie qualitativ von derselben den größten Nutzen hat.

So gehört diese Selbständigkeit zu der Arbeitsordnung, aber nicht zur Heilsordnung. Zwar scheint das zuletzt Bemerkte dem zu widersprechen. Allein ich habe gesagt, wer kann selbständig sein und ists

nicht, dem ist es Sünde. Es ist nicht so, daß nur Menschen mi
ihren Gliedern ins Himmelreich eingehen, sondern viele kommen
die ein Auge, Hand oder Fuß um der Seligkeit willen haben pre
müssen. So giebt es auch Kirchen, die nicht das Maß menschlic
licher Vollkommenheit erreichen, nicht erreichen können; die nicht od
nicht im Vollmaß selbständig werden. Auch in solchen unvollkom
unselbständigen Kirchen kann man selig werden. Dies zu erke
von größter Wichtigkeit, nicht nur weil man ein Unrecht an den Sc
thut, wenn man ihnen eine Last auflegt, die sie nicht tragen
sondern auch weil man sonst den Heilsweg fälscht. Wenn man
Fürsprecher kirchlicher Selbständigkeit reden hört — ich meine n
nicht in unsrem Vaterlande, sondern in der Mission — so soll
glauben, die Heilsordnung laute heutigestags: Thue Buße, glau
sei Glied einer selbständigen Kirche! Das ist blinder Eifer, der
gelisch geworden ist.

Gehört aber diese Sache nicht zur Heilsordnung, sondern
Arbeitsordnung, so haben die Sätze, die man aufstellt, auch kei
matische Bedeutung. Seit einer Reihe von Jahren ist diese Fra
sonders ein Teil derselben, die Frage der finanziellen Selbstän
fast auf jeder Konferenz von Missionaren besprochen worden.
sich da bewährt, daß ars practica multiplex ist, und ein ganzer S
von Verhaltungsmaßregeln ist losgelassen. Ganz gut, aber e
wohl gethan, diese praktischen Maximen mit etwas weniger dogm
Bestimmtheit vorzulegen. Wenn es sich darum handelte, wie ein
wird, so könnte man, auch dann mit gebührender Vorsicht, sagen
cunque vult salvus esse, ante omnia opus est, dies oder das
achten. Aber wann ein Missionar die Gemeinde nicht mehr pa
darf, ob man eingeborene Gehilfen ganz, halb oder gar nicht
Kasse der Missionsgesellschaft bezahlen soll u. s. w. u. s. w.,
alles keine Sachen, über die sich allgemein giltige Regeln und
aufstellen lassen. Daß eine Missions-Gesellschaft sich über die Pr
klar wird, Regeln für die praktische Behandlung aufstellt, ist gew
und heilsam. Aber es sollte eine große Weite beachtet werden; we
nur einig ist, daß kirchliche Selbständigkeit das Ziel ist, wird es h
da, heute und morgen verschiedene Wege zum Ziele geben.

Die Frage ist darum nicht unberechtigt, ob
unter jedem Volk, und ob in der Gegenwart
noch selbständige Kirchen zu gründen sind.

Ist dem so, so muß der Missionsarbeiter doch die Frage st
das Volk, unter dem er arbeitet, zur Selbständigkeit berufen ist

welchem Maße der Selbständigkeit. Ist die Frage zu verneinen oder nur bis zu einem großen Maße zu bejahen, so ist es eine Unbilligkeit und Grausamkeit, das Volk zu quälen, ebenso wie es barbarisch ist, aus einem unmusikalischen Menschen durchaus einen Musiker machen zu wollen. Man hat an der Brüdergemeine, die am längsten ununterbrochen evangelische Missionsarbeit treibt, getadelt, daß sie so wenig ihre Pflegebefohlenen zur Selbständigkeit erzogen hat, und in der That hat sie in 160 Jahren keine selbständige Kirche gepflanzt. Die Brüdergemeine wird selbst zugeben, daß Fehlgriffe daran mit schuldig gewesen sind. Allein es scheint mir, daß man bei dem Vorwurf nicht genügend berücksichtigt, wie diese Missionskirche einen jugendlichen Gedanken des Grafen Zinzendorf ausgeführt hat und an die Elendesten unter den Elenden sich gewandt hat. Es war seinerzeit mehr zu bewundern, daß sie einer Welt zum Trotz glaubte, auch für Eskimos, Indianer, Negersklaven, Hottentotten und in unsern Tagen noch, für Australneger, sei die himmlische Wahrheit da, daß sie zu singen wagte:

> Und ist ein Volk auch noch so dumm,
> Glaubts doch dem Evangelium,

ich sage, solcher Glaube war mehr zu bewundern, als der Zweifel zu tadeln, ob aus solchen Bausteinen eine selbständige Kirche errichtet werden könne. Da die Selbständigkeit nicht die Seligkeit bedingt, so ist die Frage erlaubt und berechtigt, ob nicht einem Volke versagt ist, als selbständiges oder vollselbständiges Glied der Kirche zu bestehen.

Es ist auch gar nicht so ganz ohne Veranlassung, wenn man die Frage aufwirft, ob es denn überhaupt in unsrer Missionsperiode noch Völker giebt, die berufen sind, selbständige Kirchen zu bilden. Es wäre freilich eine auffallende Erscheinung, wenn der Herr der Kirche in der Zeit, wo er ihr ein Arbeitsgebiet aufgeschlossen hat von einer Ausdehnung, die frühere Zeiten nicht geahnt, von einer Massenhaftigkeit der Menschenseelen, daß eine Missionsprovinz der Gegenwart mehr Menschen zählt, als die ganze Missionswelt der Apostel, ich sage, es wäre höchst auffallend, wenn er den Missionsarbeitern gerade heute versagt haben sollte, Kirchen zu gründen, die selbständig und selbstthätig mit eingreifen. Allein so sonderbar es wäre, manches scheint doch dafür zu sprechen. Wir hören besonders in unserm Vaterlande, von vielen Zeugen, ein großer Teil der Missionsvölker sei in einer Verfassung, daß sie noch auf Generationen hinaus nur unter der Aufsicht des Weißen die Dinge des irdischen Lebens selbständig zu verwalten im stande sein würden. So sie mit dem

Irdischen nicht allein fertig werden, wer will ihnen das Wahrhaftige anvertrauen?

Die römisch-katholische Kirche hat in 400 Jahren keine selbständigen Kirchen gepflanzt.

Es sind gewöhnlich nicht Missionsfreunde, die so reden; aber das Beispiel der ältesten evangelischen Missionsarbeit, das schon erwähnt ist, scheint ähnliche Bedenken zu wecken. Diese thatkräftige Missionskirche war freilich nur ein Kirchlein und hatte besondere Schwierigkeiten. Besseres wird gelingen, wenn eine große Kirche auf den Plan tritt. Sofort als die neueste Missionsperiode mit der Umschiffung Afrikas und der Entdeckung Amerikas begann, ist die römisch-katholische Kirche in die Mission eingetreten und hat das Werk begonnen. Jetzt sind vier Jahrhunderte verflossen, und wo ist die selbständige Kirche zu finden, welche sie in allen diesen Jahren gepflanzt hat? Es ist wahr, ihre ganze Verfassung ist nicht günstig für die Selbständigkeit der Einzelkirchen und ist es immer weniger geworden. Aber auch in der Art ihrer selbständigen Kirchen, wie man etwa von einer deutschen römisch-katholischen Kirche reden kann, hat sie keine einzige in vier Jahrhunderten gepflanzt. An den meisten Orten kann sie nur Ruinen als Beweis ihrer Arbeit vorzeigen und wo etwas mehr zu sehen, ist es keine selbständige Kirche. Das solideste Kirchengebäude findet sich vielleicht auf den Philippinen, aber auch dieser Bau bedarf künstlicher Stützen, um nicht zu stürzen. Die Kirche der Philippinen ist so wenig selbständig, als man die römisch-katholische Kirche Deutschlands so nennen würde, wenn ihre Erzbischöfe und Bischöfe Italiener wären. Wenn aber Rom in vier Jahrhunderten keine neue selbständige Kirche gepflanzt hat, wie sollten die evangelischen Kirchen, verrufen wegen ihres Ungeschickes im Kirchbau, etwas Besseres zu stande bringen? Ist vielleicht nicht doch die Zeit vorbei, wo man selbständige Kirchen baute, und die heutige Heidenwelt berufen, ihr christliches Leben unter dem Schutze der altchristlichen Kirchen zu führen?

Will man eine Antwort, so braucht man nicht gar zu weit von den Philippinen zu reisen. Eine kurze Seefahrt führt uns in jene Inselwelt, die der erste Schauplatz evangelischer Missionsthätigkeit gewesen ist, als ihr im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein neuer Frühling anbrach, auch heute noch, wo sich nicht die römisch-katholische Mission eingedrängt hat, vornehmlich ein evangelisches Missionsgebiet. In einem Jahrhundert ist dort mehr Selbständigkeit erwachsen, als auf den Philippinen in drei Jahrhunderten. Läßt man Venns Formel gelten, so findet man hier selbständige Kirchen, d. h. solche, die sich selbst unterhalten, verwalten und

eiten. Auch unter der Feuerprobe der Verfolgung, unter den
nen Frankreichs und allem dem Einfluß, den eine europäische Macht
t, sind einige dieser Kirchen im stande gewesen, von ihren fremden
n verlassen, ihre konfessionelle Selbständigkeit zu wahren. Die Zeit
ch zu kurz und nach menschlicher Berechnung scheint diesen Völkern
Zeit genug gelassen werden zu sollen, um in vollem Maße selb-
g zu werden, aber sie zeigen, daß es nicht ein Verhängnis der
eit, sondern ein Verhängnis der römisch-katholischen Kirche ist, wenn
cht mehr imstande ist, selbständige Kirchen zu pflanzen.

rste Aufgabe der Mission Christen,
var selbständige, zu zeugen.

Woran fehlt es denn? Zunächst erlaube ich mir eine Antwort zu
, die ich schon einmal gegeben habe. Es ist die Schwäche der
ch-katholischen Mission, daß die Kirche ihr das erste ist, dem alles andre
geordnet wird. Ich fürchte fast, daß in den evangelischen Missions-
t im Eifer für Selbständigkeit der Kirchen eine ähnliche Gefahr
fbeschworen wird. Wenn ich lese, wie ein Missionar Corbert auf der
renz in Shangai sagt: „Ohne Zweifel wird man zugeben, daß die
Aufgabe eines Missionars ist, Kirchen zu pflanzen, die sich selbst
en und unterhalten“, oder daß der vortreffliche und nüchterne Venn
r eine wichtige Beschreibung des Missionars hält, daß derselbe be-
sei, „eingeborene Arbeiter zu erziehen“, wenn man sich dafür auf den
ung des Herrn selbst beruft, der auch seine Lehrzeit darauf ver-
e, Apostel zu erziehen, so kann ich darin nur eine höchst gefährliche
iebung des wahren Verhältnisses sehen. Unser Heiland ist nicht
men, um Apostel zu wählen, sondern um uns zu erlösen, daß wir,
von uns, mit seinem Vater könnten Gemeinschaft haben. Das
welches ein Stück in seiner Thätigkeit war, galt nicht den Aposteln,
n allem Volke, und von denen, die auf sein Wort zu ihm kamen,
r einige zu seinen Aposteln gemacht und erzogen. Der Befehl,
n er seinen Jüngern gab, lautet nicht: Gründet eine Kirche, sondern:
t alle Völker zu meinen Jüngern. Sie sind nicht umhergezogen mit
otschaft: Kommt in eine Kirche, sondern als Gottes Botschafter
sie: Laßt euch versöhnen mit Gott! Wir sahen früher, daß das
welches seine Boten verkündigen, gemeinschaftbildend ist; das bleibt
, aber es ist vorerst ein Ruf zur Gemeinschaft mit Gott, ehe es
uf zur Gemeinschaft unter einander ist. Das ist der Grund für
chwäche und die Mißerfolge Roms, daß es vor allem in eine Kirche
ihr erst zu Gott einladen will. Daher kann es keine selbständigen

Kirchen bilden. **Der erste Schritt zur Pflanzung einer selbständigen Kirche ist die Menschen einzuladen mit dem Haupte der Kirche in Gemeinschaft zu treten.**

Dies ist die größte und erste Aufgabe des Missionars und es ist für die Erreichung des Zieles von der höchsten Bedeutung, daß er sie richtig erfüllt. Indem er die Menschen zu Gott weist, soll er Christen gewinnen, selbständige Christen und ohne selbständige Christen keine selbständigen Kirchen, ebenso wenig wie es Republiken giebt ohne Republikaner. Ich bin ein großer Freund der Selbständigkeit der Kirchen auch in der Heimat, aber zuweilen habe ich den Eindruck, es sei in der Rechnung ein großer Fehler; man will eine selbständige Kirche und hat keine oder wenig selbständige Christen; die rechten Bausteine fehlen. Wir haben uns vorhin mit der Frage beschäftigt, ob jedes Volk zu kirchlicher Selbständigkeit veranlagt und berufen ist. Ich würde einen Missionar nicht leiden können, der schnell diese Frage verneint, aber sollte er sie mit Zögern und Bedauern verneinen müssen, dann bleibt doch auch für ihn, wie für alle die Aufgabe, selbständige Christen zu zeugen. Damit ist das Fundament für den zukünftigen Bau gelegt, der so herrlich sein wird, wie Gott es will. Selbständige Christen, d. h. Christen, die nicht zu dem Missionar bekehrt sind, auch nicht zu seiner Kirche oder seiner Kirchenordnung, nicht zu gewissen Lehrgedanken, oder gar zu äußeren Vorteilen, die der Missionar bieten kann, sondern in wahrhaftiger Erkenntnis des eigenen Verderbens und in aufrichtigem Ergreifen des Heiles zu Gott gebracht sind.

Diese Selbständigkeit wird wohl irgend einmal begonnen, aber sie bedarf doch der Pflege und Auferbauung durch fortgehende Gewöhnung. Es ist darum ein weiterer Schritt zum Ziel, wenn diese Christen gewöhnt werden in allen ihren Anliegen an Gott sich zu wenden, von ihm Leitung zu suchen. In einigen Missionsgebieten haben die Heiden den Christen den Namen gegeben: die Betenden. Das ist das rechte Material, eine selbständige Kirche zu bauen, Christen, die geübt sind, nicht in erster Linie an einen Menschen, sondern durch den einigen Mittler an den Herrn sich zu wenden, von ihm alles zu erfragen und zu erbitten. Diese Gewöhnung macht selbständig gegen fremde Einflüsse.

Das ist um so mehr nötig, als die Stellung des Missionars an und für sich dahin neigt, die Selbständigkeit zu ertöten. Er ist und muß sein eine Autoritätsperson. Schon in der Heimat ist der Pastor u der Lehrer auch außerhalb seines Berufes daran erkennbar, daß er d Ton, das Gebaren eines hat, welcher andre leitet. Wie viel mehr d

Missionar, der nicht in allen, aber in den meisten Fällen dem Heiden in jeder Hinsicht überlegen, immer der Gebende, der Strafende, Lehrende ist. Es ist ein großartiges Wort, wenn einer dieser Missionare, dem es keineswegs an Autoritätsbewußtsein gefehlt hat, gesagt hat: Prüfet alles und das Beste behaltet! Ist es ein erster Schritt zur Selbständigkeit, daß man die Menschen zu Gott führt, so ist es der andre, daß man in ihnen einen prüfenden, scheidenden Sinn weckt in bezug auf alles, was von Menschen kommt. Die Christen müssen erzogen werden zu richten, zu scheiden zwischen böse und gut, zwischen Wahrheit und Irrtum. Nur so werden sie selbständig.

Dazu bedarf es der Predigt in der Landessprache.

Um dieses selbständige Leben, abhängig von Gott, frei gegenüber den Menschen, zu erzeugen, hat der Bote Christi das mündliche Zeugnis, und ich sage selbstverständliches, wenn ich geltend mache, daß dieses mündliche Wort in der Sprache des Volkes gebracht werden sollte, dem die Arbeit gilt. Daß der Jude den Griechen ein Grieche, der Engländer oder auch Deutsche dem Hindu ein Hindu wird, daß der Fremdling nur das Notwendige der Botschaft bringt, ist außerordentlich schwer, aber die halbe Schwierigkeit ist überwunden, wenn der Bote sich die Sprache seines Missionsvolkes angeeignet hat. Es bedarf dazu eines Eingehens auf die Art dieses Volkes, eines fortwährenden Ringens den richtigen Ausdruck zu gewinnen, welcher wirklich volkstümlich und gemeinverständlich den Kern der Sache wiedergiebt, daß schon durch diese Bemühungen der Zeuge getrieben wird, sein Zeugnis seinen Hörern so anzupassen, daß es bei ihnen ein selbständiges Gepräge bekommt.

Den jungen Kirchen muß die Bibel gegeben werden.

In diesem Ringen ist jedoch der Bote und in dem Annehmen der Hörer nicht von dem eigenen Gutdünken abhängig, sondern der eine hat eine Norm, die er dem andern übergiebt, eine Norm an den Urkunden über den Anfang des Glaubens, dem er neue Anhänger schafft. Es ist ein notwendiger Schritt zur Selbständigkeit der Kirchen, wenn sie die Bibel bekommen. Das ist meines Erachtens eine Verkehrung des richtigen Verhältnisses, wenn der Missionar zuerst die Bibel zeigt und dann sagt: Dieses Buch verkündige ich. Für die Heiden kommt zuerst die Predigt, dann die heiligen Schriften. Es ist auch keineswegs an dem, daß die Bibel, die ganze Bibel, das erste Buch ist, welches man in der Mission gebraucht. Es kann sehr praktisch sein, nur einen Auszug aus der Bibel

zu geben. Aber alle diese Erwägungen dürfen nicht abhalten, m
bald jedem Volke die Bibel in seiner Sprache zu geben, welch
wichtige Säule der kirchlichen Selbständigkeit ist. Man mag imm
spotten über den „papiernen Papst"; wer nun einmal nicht ohne
auskommen kann, ist immerhin mit dem papierenen besser daran, als
dem lebendigen. Dieses Buch hat doch einen Geist der Selbständ
im Forschen und Suchen nach der Wahrheit, eine Tapferkeit im Bek
und Behaupten der Wahrheit erzeugt, der auf keinem andern Wege
vorgebracht wird. Die Märtyrergeschichte Madagaskars ist nicht ga
schön, wie der Missionsmythus sie darstellt; aber eine langjährige
folgung hat doch den evangelischen Glauben nicht auszurotten verm
weil die Mission die Bibel zurückgelassen hatte, und die Kirche M
gaskars wäre unter dem französischen Protektorat schlimmer bedroht,
sie nicht erzogen wäre in der Schrift zu forschen, ob es sich also verh
Selbständige Kirchen bedürfen der Schulen.

Die „Leute des Buches" hat man an manchen Orten die j
Christen genannt. Das erinnert uns, daß die zur Selbständigk
wichtige Gabe der Bibel keinen Wert hat, wenn die Mission nicht Sc
gründet, welche die Christen lesen lehren. Das ist ein weiteres M
die Selbständigkeit herbeizuführen und insbesondere in allen Gebieten
die Schule und die Lesekunst mit der Mission einzieht, ein sehr wirks
Mittel. Die geistige Macht, die das Buch giebt, ist eine mächtige
gegen den Einfluß der heidnischen Illiteraten.

Wenn wir recht hatten zur vollen Selbständigkeit der Kirche
rechnen, daß dieselbe den Zugang zu der Bibel selbst, nicht nur zu
Übersetzung, die doch immer auch eine Auslegung ist, zu der Bibel
und zu der Geschichte der Kirche haben, so kann die Mission nicht be
Elementarschule stehen bleiben; sie muß höhere Schulen gründen, um
Missionskirche selbständig zu machen. In den Konferenzen der M
nare von Japan und China ist wohl gesagt worden, daß den Le
der selbständigen Kirchen mehr gedient sei mit einer höheren japan
oder chinesischen Bildung, als mit einer englischen oder abendländi
Das kann man zugeben, es ist jedoch nicht zu übersehen, daß
selbständige Kirche diese einheimische Bildung wohl für sich erw
kann, daß aber die abendländische christliche Bildung und weiter z
liegend die Bildung Israels in der Verwahrung der christlichen V
ist, und nur sie können diese bringen. Schon hier möge im v
gehen, um nicht Mißverständnisse zu veranlassen, gesagt sein, daß
dem Tempo, in welchem die Schulbildung vorgehen soll, hier

nd gar nicht die Rede ist. Ganz recht haben die, welche mit dem Allereinfachsten anfangen, besonders wenn sie bedenken, daß nur die größte Meisterschaft das Allereinfachste leisten kann. Allein wenn sie im Grimm über die pädagogische Überfütterung daheim jubilieren, mit wie wenigem sie in den Missionsschulen auskommen, so verschließen sie doch ihren Blick der Thatsache, daß nur eine Kirche, die im Besitz der höchsten Bildung ist, im Vollsinn selbständig sein kann. Wenn man erkannt hat, daß ein Volk hierzu nicht fähig oder noch nicht fähig ist, so muß man auch die Thatsache zugeben, daß die Kirche dieses Volkes von andern Kirchen abhängig bleiben wird.

Selbständige Kirchen nicht ohne Missionssinn.

Die Notwendigkeit höherer Schulen wird noch mehr ersichtlich, wenn wir einen Schritt weiter gehen. Bisher handelten wir von dem, was die Kirchen empfangen und lernen müssen, um selbständig zu sein; wir gehen jetzt zu dem über, was sie als selbständige lehren und geben müssen. Der Kirche ist das Wort vertraut, damit sie es weitergebe. Schon bald gehen in die jungen Kirchen Unmündige ein, denen Gottes Wort von Kindheit auf gesagt werden soll. Überall haben die Glieder der jungen Kirchen in ihrem Hause, in ihrer bürgerlichen Gemeinde, in ihrem Volke Heiden, denen sie das Zeugnis bringen sollen. Und sind alle diese erreicht, so gilt ihnen wie allen Kirchen das Wort: Gehet hin! Eine Kirche ist nicht selbständig, in der nicht dieser Zeugentrieb geweckt ist und nach allen Seiten hin geübt wird. Der Angriff ist die beste Verteidigung. Der mächtigen heidnischen Einflüsse, die sie umgeben, erwehren sich die Kirchen am besten, wenn sie mit ihrem Zeugnis die Heiden angreifen.

Dieser Zeugentrieb ist ein christlicher Naturtrieb. „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben“, sagen die Apostel. Man sollte ihn darum nicht verkünsteln. Die Christen sollten gelehrt werden, ihren Nächsten zuerst das Wort zu sagen in der Weise, wie es einem Sohn oder einer Tochter, einem Weibe oder dem Manne zukommt. Der letztere soll der Priester seines Hauses sein, und Hausandachten sind ein Zeichen einer großen christlichen Selbständigkeit. Man wird auch bei uns die größte Selbständigkeit finden, wo es viele Häuser mit Hausandachten giebt; wo gar der Hauspriester die Freudigkeit hat, ein freies Wort oder ein freies Gebet zu sprechen, wird das christliche Leben so selbständig sein, daß es auch ungünstige Zeiten wohl überdauert. In manchen Missionskirchen ist es aus naheliegenden praktischen Gründen gebräuchlich, daß statt der Hausandacht eine

gemeinsame Andacht in der Kapelle abgehalten wird. Wenn es sein kann, ist die Hausandacht vorzuziehen.

Selbständige Kirchen müssen ihre Beamten und zwar auch schulmäßig gebildete haben.

In seinen nächsten Verhältnissen und wo er auch sei, ist jeder Christ berufen, ein Zeuge des Evangeliums zu sein. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß ein Amt, ein geordneter Dienst am Worte da sei. Die Kirchen sind erst selbständig, wenn sie ein mit einheimischen Kräften bedientes Ministerium haben. Dieses Ziel wird um so eher und um so sicherer erreicht, je einfacher man anfängt. Das Amt in unsern Kirchen ist sehr einseitig geworden; von allen den Diensten, die wir in den urchristlichen Gemeinden finden, ist nur eines übrig geblieben, oder alle sind in eins zusammen gezogen, und dies eine ist sehr steif geworden; nur ein schmaler Weg und eine enge Pforte führt ins Ministerium. D. Warneck hat mit Recht in seiner Arbeit über das biblische Ältestenamt hervorgehoben, daß wir von der lebensvolleren Ausbildung der διακονία in erster Zeit lernen sollten. Auch solche, die mehr Lebenserfahrung als Schulweisheit haben, sollten ins Amt kommen und würden der Kirche lebendige, aus ihr und ihrem Volke herausgewachsene Säulen sein.

Allein sie genügen nicht. Außer dem, was schon gesagt worden ist und dem, was später zur Geltung gebracht werden wird, sei hier ein Punkt hervorgehoben. Warneck hat erinnert, daß der Missionar Paulus seine Gemeinde auch durch Briefe geleitet habe, was von den Missionaren unsrer Zeit gleichfalls zu geschehen habe. Sehr gut, aber immerhin behalten die Briefe des Paulus, was von denen unsrer Missionare nicht gilt, für alle Zeiten eine normative Bedeutung. An diese Norm sollte der Diener der Kirche diese weisen; aber während der einfach gebildete Christ der korinthischen Gemeinde den Brief, auch seine alttestamentlichen Citate, leicht und rasch verstand, ist zwischen dem Gemeindepresbyter in Botschabelo oder wo sonst und jenem Briefe eine große Kluft, die nur gelehrte Bildung überbrückt. Auch aus diesem Grunde bedarf die Mission der höheren Schulen, um neben den Diakonen, die um der Tüchtigkeit ihres christlichen Lebens willen gewählt werden, solche zu haben, bei denen diese nicht fehlt, die aber außerdem technisch, wissenschaftlich gebildet sind, die Gemeinde im Zusammenhang zu halten mit allen Quellen, aus denen das kirchliche und christliche Leben sich nährt.

In selbständigen Kirchen wird der Gemeinschaftstrieb zur kirchlichen Organisation führen.

Das Amt ist der Dienst der Kirche. Überall sind wir daran er-

ert, daß die Selbständigkeit auch des einzelnen Christen von der Kirche
hützt wird. Es ist auch ein christlicher Naturtrieb, daß die Christen
meinschaft suchen. So wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemein-
ift unter einander, sagt Johannes. Dieser Naturtrieb ist zu pflanzen
d zu pflegen, und unter der Hülfe der Missionare wird sich auch die
hte Organisation der Gemeinschaft finden. Wie bei dem Sandhaufen
ht zu sagen ist, wie viele Sandkörner dazu gehören, um einen Sand-
ufen zu machen, so ist auch nicht zu sagen, wie viele Glieder eine selb-
ndige Kirche ausmachen. Wie wir sagten, auch zwei bis drei sind eine
rche, in der das Haupt gegenwärtig sein will. Aber es wird immer
h eine gewisse Anzahl von Christen und von Christengemeinden nötig
n, um eine selbständige Kirche zu geben, die national ist, d. h. das
istliche Leben in eigentümlicher nationaler Färbung darstellt. Da ent-
icht es dem christlichen Gemeinschaftstrieb, daß diese Christen sich in
meinden, die Gemeinden in größere Kirchenverbände zusammenschließen.
ir evangelischen Christen, wenigstens in Deutschland, halten dafür, daß
Form dieser Organisation nicht wesentlich ist, daß es deren verschiedene
en könne. Auch die kongregationale Verfassungsidee, welche die Einzel-
neinde souverän macht, schließt nicht aus, daß diese souveränen Ge-
inden sich zusammenschließen. Ihre Weise kann immerhin unter Um-
nden die beste sein, wenn wir vielleicht auch die synodale und presby-
iale Organisation für die idealere halten. Und auch die episkopale
rm würde dem Ziele, selbständige Kirchen zu haben, nicht im Wege
hen. Schwierig ist es allerdings, wo die episkopale Verfassung ganz
er halb als ein notwendiger Bestandteil der Kirche angesehen wird.
le englisch-kirchliche Gesellschaft hat darum durch nicht geringe Schwierig-
ten sich durchzuwinden. Sie hat einen Plan selbständige Kirchen zu
lanzen, der damit anhebt, daß auch die kleinste Zahl von Christen
gewiesen werde, eine Gesellschaft zu bilden, aus der dann Gemeinden und
ynoden aus Pastoren und Laien zusammengesetzt sich bilden und die schließ-
h in dem Bischof ihren Abschluß findet. Allein merkwürdigerweise hat sie
f den meisten Arbeitsgebieten, wo der Unterbau vorhanden, die krönende
pitze, einen eingebornen Bischof noch nicht gefunden, nicht in Südindien,
cht in Sierra Leone, nicht im Yorubalande. Der einzige eingeborne
ischof, Dr. Crowther, dagegen ist der Nigermission gegeben, als der
nterbau noch nicht da war. Doch mag es nun so oder so ausgeführt
rden, kongregational, synodal oder episkopal oder auch in einer Kom-
nation verschiedener Methoden, die Hauptsache ist, daß den jungen
rchen der Gemeinschaftstrieb lebendig eingepflanzt werde, und daß man

ihnen hülfreiche Hand leiste, wenn derselbe sie bewegt, sich zu gemeinsa
Arbeit zusammenzuschließen.

Nicht unwichtig ist bei diesen Hülfsleistungen vor zwei Abwegen
warnen, von denen der eine wohl von den Missionaren den jun
Christen erst beigebracht ist oder wird, während der andere aus heidnis
Gedanken entspringt und insbesondere da, wo die Mission die Nation
größeren Massen ergreift, nahe liegt. Der erstere Abweg ist der, w
man die Christen, weil sie in ihren heimischen Gemeinschaften zu sch
scheinen, sich gegenüber den Heiden zu halten, nicht nur in kirchlic
sondern auch in bürgerliche Gemeinschaften sammelt. Ich will n
sagen, daß dies nicht zuweilen nötig sein könnte, aber es ist ein Übelst
und eine Gefahr für die Selbständigkeit. Auf der Konferenz in Calcu
sagte Missionar Roberts, der in Nasik arbeitete, daß diese christlic
Institute ein „schwaches Treibhaus-Christentum erzeugen, statt die Un
hängigkeit und robuste Kräftigkeit, welche, wie wir hoffen, die zukünft
Kirche Indiens auszeichnen wird." „Wenn ein Dorf christlich wir
fügt er hinzu, „das ist ein Grund zu danken; dagegen ein christlic
Dorf zu machen, ist ein Fehlgriff."

Allein auch wenn ein ganzes Dorf christlich wird oder gar ein V
in der Mehrheit seiner Glieder, so sind Fehlgriffe zu fürchten. D
Heidentum kennt keine Kirche; der Gedanke ist ihm geläufig, daß
Grenzen von Nation und Religion zusammenfallen. Die Gestalt ei
besonderen Religionsgemeinschaft erfüllt sie mit Mißtrauen. Als
französische Basutomission ihren Gemeinden, die schon vorher presbyter
geordnet waren, eine Synode gab, erschraken zuerst nicht nur man
Kirchenglieder, die ganz wie bei uns befürchteten, daß es sich in ei
organisierten Kirche nicht ganz so bequem wie vormals würde leben lass
sondern auch die Fürsten wurden ängstlich. „Es ist kein Grund, schriel
die Missionare, darüber zu erstaunen. Wenn in unsrem Europa,
dem Einfluß des Evangeliums seit Jahrhunderten unterstellt ist,
Demarkationslinie zwischen dem religiösen und dem politischen und bürg
lichen Gebiet noch so undeutlich gezogen und so wenig geachtet ist, so
steht man, welche Verwirrung über diese Sache in den Geistern sich v
finden muß, die durch das Heidentum gebildet sind." Es wäre verhä
nisvoll, wenn man diesem Mißtrauen begegnen wollte, indem man
besondere Gestalt der Kirche aufgiebt oder ihr Leben fälscht, indem
fremdartige Elemente in sie aufnimmt. Das ist besonders zu fürchten,
wie eben grade in Lesuto oder in der Südsee oder in Madagaskar,
die Fürsten der Kirche angehören. Die Königin von Madagaskar hat

m Punkte schon manche Schwierigkeiten bereitet. Es ist ja nicht ab-
weisen, wenn die Fürsten den oft citierten Ammendienst thun wollen,
ber die Kirchen haben wohl darauf zu achten, daß sie dafür nicht zu
uer bezahlen und immer in den Händen von Ammen, d. h. babies
leiben.

Selbständige Kirchen bringen selbst die
ötigen äußeren Mittel auf.

Eine große Versuchung den letzteren Abweg zu betreten ist, wenn
uf diesem Wege gewonnen werden könnte, ohne was die Selbständigkeit
er Kirche nicht möglich ist, ich meine das Geld. Eine Kirche ist
icht selbständig, die nicht die nötigen Geldmittel selbst aufbringt. Viel-
eicht haben die Leser erwartet, daß auf diesen nervus rerum schon viel
rüher die Rede gekommen wäre. Ich habe den Punkt nicht ans Ende
estellt, weil seine Bedeutung mir verborgen wäre. Wer könnte auch in
Deutschland leben ohne zu wissen, daß kirchliche Selbständigkeit und die
Geldfrage in naher Verbindung stehen? Trösten doch die einen die
Kirche mit dem Schmerzensgelde einer Dotation, wenn sie nur aufgiebt,
elbständig zu sein, und wollen die andren ihre Selbständigkeit damit an-
angen, daß sie eine Dotation sich schenken lassen. Ohne Zweifel ist die
Geldfrage von großer Bedeutung für die heimatliche Kirche. Es liegt ja
uf der Hand, daß viele Missionsmittel für neue Arbeit frei werden,
enn erst die neugegründeten Kirchen die Mittel für sich selbst aufbringen.
Und endlich welche moralische Stärkung wird es sein, wenn die Kirchen
s sich etwas kosten lassen! Mancher ist gerne ein unabhängiger Mann,
enn er es umsonst haben kann. Daß er es wirklich ist, zeigt sich dann,
enn er dafür ein Opfer bringt. „Des Menschen Beutel, sagt ein
inesischer Missionar, ist so ziemlich das letzte Stück, das bekehrt wird."
Das Wort ist wohl nicht ganz wahr, aber wie viel hohles Gerede fällt
och weg, wenn nicht nur Worte, sondern auch klingende Münzen gefor-
ert werden!

Geldgeben kein Gnadenmittel, Geldnehmen
ine Sünde.

Dennoch habe ich das Geld an den letzten Platz gestellt, weil es in
r That dahin gehört, und weil man im Übereifer ihm ein ungebühr-
ches Gewicht beigemessen hat. Die ersten Missionare haben in ihrer
iebe nicht Maß gehalten, und eine Reaktion ist eingetreten, welche das
ind mit dem Bade ausschüttet. Wenn ein indischer Missionar sagt:
Geben ist eines der besten Gnadenmittel", so kann man den Tetzel nur
dauern, daß er den Mann nicht zum Bundesgenossen hatte. Und wenn

derselbe Mann ausruft: „Wäre keine Rupie fremden Geldes für die direkte evangelistische einheimische Arbeit in Indien bezahlt worden, so würden seine alten Religionen heute einer Stadt gleichen, die verurteilt ist von einem Erdbeben vernichtet zu werden", so ist das hohle Rhetorik. In der Hitze des Kampfes hat man sich ein Dogma ausgebildet, als ob Geld empfangen im Dienst für kirchliche Arbeiten identisch sei mit Korruption. So hat auf der Konferenz in Osaka 1883 Missionar Leavitt einen Vortrag gehalten, der viele ernste, beherzigenswerte Worte enthält, aber sich gegen jedes Bezahlen einheimischer Gehilfen durch die Missionsgesellschaften ausspricht. Der Missionar, so etwa ist seine Argumentation, soll abziehen, wenn er seine Aufgabe erfüllt hat. Diese ist Christen, wie sie sein sollen, zu zeugen, sie zu einer Kirche, wie sie sein soll, d. h. aus echten Christen bestehend zu verbinden, welche Kirchenarbeit, wie sie sein soll, d. h. Arbeit, in der sie wiederum typische Christen erzeugt, treibt. Also überall kommt es auf Christen an, die sind, wie sie sein sollen. Der Christ aber beweist, daß er echt ist, wenn er sich selbst hingiebt, er bethätigt die Echtheit seines Christentums, wenn er sich selbst opfert. Das wird nun gestört, wenn man Geld — nicht *überhaupt*, so argumentiert Leavitt nicht, aber wohl, wenn man es *von Fremden annimmt*. Aber verhindert das Geld das Selbstopfer, warum dann nur das fremde? warum kann dann einer typischer Missionar und doch besoldet sein? Wo beweisen dann die Kranken und Armen, die nehmen müssen, die Echtheit ihres Christentums?

Charakteristisch ist bei diesen Verhandlungen, wie man mit einem oft citierten Worte des Apostels umgeht, dem Worte nämlich 1 Kor. 9, 14: Also hat auch der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelium nähren. Bekanntlich braucht der Apostel dieses Wort, um zu sagen, daß er, der Missionar, von der Gemeinde zu Korinth sich könnte ernähren lassen, was er aber aus bestimmten Gründen nicht thun will, während er andren Gemeinden dies erlaubt. (Daß dies nur in der Gemeinde zu Philippi geschehen, sagt Phil. 4, 15 keineswegs. Auch Apg. 20, 33—35 ist nicht zu generalisieren.) Jenes Wort wird nun immer angewandt, um als schriftgemäß zu beweisen, daß die heidenchristlichen Gemeinden ihre *Pastoren*, aber nie, wie es doch gemeint ist, daß sie ihre *Missionare* zu unterhalten verpflichtet sind. Ein japanischer Pastor hat allerdings gesagt, daß die japanischen Kirchen auch das könnten, allein sein Kollege hat ihm alsbald widersprochen. Ein Missionar Carpenter hat ein Buch geschrieben mit dem Titel: Selbstunterhaltung, in welchem er diese illustrieren will an

em Beispiele der Karenenmission in Bassein. In demselben wird erählt, daß die Karenen einmal um Missionare gebeten haben, denen sie en Gehalt bezahlen wollten, nachher aber gesehen haben, das gehe nicht. arpenter, dessen ganzes Buch die Heilsamkeit des Bezahlens empfiehlt, ndet letzteres ganz in der Ordnung. Aber wenn sich etwas bezahlen ssen, unmoralisch ist und demoralisierend wirkt, warum hört das hier uf? In Wahrheit ist nur dann ein Geschenk unrecht und wirkt schädlich, enn es unnötig ist.

Diese Inkonsequenz ist auch nach andrer Seite hin lehrreich. Carnter sagt, bei den fremdländischen Missionaren ginge es nicht, da iese sonst von der Kirche abhängig würden. Allein diese können ihre elbständigkeit doch noch eher wahren, als die einheimischen Pastoren. agegen bemerkt er mit Recht, daß der Apostel Paulus in einer ganz dren und viel günstigeren Lage war, als der heutige Missionar, und es scheint mir nicht genügend gewürdigt. Die äußere Lebenshaltung s Paulus war kaum verschieden von der eines Philipper oder eines orinther; für ihn konnte es keinen Anstoß geben, sich unterhalten zu ssen. In der modernen Missionsgemeinde dagegen ist zwischen dem issionar und dem Heiden fast überall eine ungeheure Kluft befestigt, as die äußere Lebenshaltung betrifft. Die heutige Missionsarbeit ist ch nur möglich, weil wir eine so hohe Kultur haben. Dem Heiden scheint, ich sage erscheint, eben jeder Weiße, auch wenn er einfach bt, als ein Mann von sehr vielen Bedürfnissen, und es würde eine nbilligkeit sein, von ihm zu erwarten, daß er den Weißen in dessen Weise unterhalte. Das würde gerade den Anstoß geben, den Paulus in n Gemeinden Achaias vermeiden wollte. Dies erstreckt sich aber auch f die Eingeborenen, die Christen werden. Als der Crispus in Korinth it seinem Hause zum Christentum übertrat, ist wahrscheinlich in Kleidung, ausrat, Lebensweise gar keine Änderung eingetreten, wenn nicht, was hr gut möglich, in der Richtung, daß alles einfacher wurde. Dagegen uß heutzutage fast überall ein Bekehrter und noch mehr ein Lehrer unter nen sein äußeres Leben ändern. So einfach man sie mit Recht hält, an muß verlangen, daß sie höhere Ansprüche ans Leben machen in ezug auf Kleidung, Wohnung und vieles andre. Infolgedessen wird e Selbstunterhaltung schwieriger.

Es ist unbillig dies zu vergessen, und auch sonst wird kein gleiches aß angewandt. In der alten Christenheit leben tausende von Christen, kaum etwas dafür thun, daß sie kirchlich bedient werden, und ich ube nicht, daß man die alle für faule Christen ausgeben kann. Auch

dürfen sich die jungen Heidenchristen an manchem Orte wohl sehen lassen vor ihren älteren Brüdern. In der Karenenmission von Bassein kam im Jahre 1879 auf jedes Mitglied 13,40 M. Wenn jedes konfirmierte Glied der deutschen evangelischen Kirchen den Beitrag geben wollte, so würde manche kirchliche Not gestillt werden.

Finanzielle Selbständigkeit ein Segen für die Kirchen.

Doch wir wollen nicht im Eifer der Abwehr auf den alten Standpunkt uns treiben lassen, der es aus dem Auge verlor, daß unsre Aufgabe ist, selbständige Kirchen zu pflanzen, selbständig auch darin, daß sie sich selbst unterhalten. Als der Apostel von seinem morgenländischen Arbeitskreise Abschied nahm, hat er an manche Gefahr gedacht, die den Bestand seiner Kirchen bedrohen könnte. Wohin unter andern seine Gedanken gingen, verrät uns das Wort unsers Herrn, dessen Besitz wir dieser Abschiedsrede eines Missionars verdanken: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Ohne dieses Geben kann die Kirche Christi nicht bestehen, und in ihm liegt eine Seligkeit für ihre Glieder. Dieser Sinn muß den Gemeinden eingepflanzt und in ihr gepflegt werden. Es giebt da gewiß manche Weisen, die eine hier, die andre dort anwendbar; es giebt manche Hülfen, mit denen man die Gebelust groß ziehen kann. Aber je einfacher, desto besser, desto gesunder. Es handelt sich nicht ums Geld, sondern darum, daß jeder Christ erzogen werde nach Kräften zu thun, was nötig ist, damit er, die Seinen, die noch Fernen das Evangelium bekommen und behalten. Man sollte nie das Geldgeben als Selbstzweck hinstellen; das Thun der Kirche soll ermöglicht werden, und die Christen erzogen werden, an innerlicher wie äußerlicher Hülfe zu leisten, was hierzu nötig, was ihnen möglich. Hat man diesen Sinn gepflanzt, dann kommt nicht nur das Geld, sondern jeder andre Dienst, der zum Selbstunterhalt der Kirche nötig.

Die Mission hat nur zu pflanzen.

Diese selbständigen Kirchen soll der Missionar pflanzen. Wir wollen nicht vergessen, daß er sie nur pflanzen soll. Sie würden nie selbständig werden, wenn er sie immer in der Hand halten, wenn er sie nicht verlassen wollte, ehe er ihrer Zukunft sicher ist. Wenn er den richtigen Samen gesäet hat, wenn er nur auf den ein für allemal gelegten Grund kein Heu und Stoppeln aufgebaut hat, dann kann er die Zukunft getrost dem Herrn der Kirche überlassen. Ich glaube, wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß die Zukunft sehr viel anders sein wird, als wir es uns denken und auch, als wir sie anbahnen. Wenn es wirklich einmal

eine Kirche Indiens geben sollte, so läßt sich erwarten, sie wird vielleicht in der Lehre, wohl jedenfalls im Gottesdienst, in der Sitte, der Verfassung und vielem andren sehr verschieden von dem sein, was die ersten Missionare aufgeprägt haben. Gott hat es auf eine große Behausung im Geiste abgesehen; um die herzustellen, werden wie bei einem Dombau überall Bauhütten angelegt. Alle unsre Kirchen sind solche Bauhütten, die einmal abgebrochen werden, damit der große Bau ans Licht trete. Unsre Missionskirchen sind aber nur noch die Bauhütten zu den Bauhütten des Domes; sie werden wohl nicht so stehen bleiben, wenn einmal wirkliche nationale Kirchen entstehen.

Wann soll die Mission sich zurückziehen?

Davor sollen wir uns nicht fürchten und nicht etwa recht lange bleiben, um das möglichst lange zu verhüten. Aber wann sollen wir uns zurückziehen? Ich antworte, so bald als möglich. So antworte ich, weil dieses Zurückziehen u. s. w. allmählich geschehen kann. Ist die Pflanze des christlichen Lebens ordnungsmäßig gepflanzt, so finden sich alsbald kleine Gelegenheiten, die Selbständigkeit zu üben. Man sollte keine vorbeigehen lassen ohne sie zu benutzen. Es ist eine Krankheit, auf heroische Beweise zu warten und die ordinären, von denen man nicht viel Wesens machen kann, zu vernachlässigen, und doch übt sich an diesen kleinen Proben die Kraft für die große Übung vollständiger Selbständigkeit.

Wann wird sie kommen? wann darf die Mission sich ganz zurückziehen? Eine allgemein gültige Antwort giebt es nicht. Sie fällt verschieden aus nach der Persönlichkeit der Missionsgesellschaft und ihrer Arbeiter. Die einen sind ängstlich und halten das Kind etwas länger am Gängelbande, damit es nicht zu arg falle; die andern sind wagehalsig und lassen es laufen, wenn das Kind sich auch einige Beulen holt. Es läßt sich pro und contra reden; die Hauptsache ist, daß das Kind nur einmal freikommt. Die Frage muß auch verschieden beantwortet werden, je nach der Art der Völker, an denen missioniert wird, die einen sind leistungsfähiger als die andern, und nur genaue Kenntnis des einzelnen Volkes und Falles kann die rechte Antwort geben.

Die Mission kann sich zu früh und zu spät zurückziehen, und beides hat seine Gefahren. Es scheint mir, die erstere Gefahr ist die größere, und insbesondere bei der gegenwärtigen Strömung die größere. Junge Missionskirchen sind beschädigt und insbesondere ihre Missionskraft hat gelitten, weil man sie zu früh sich selbst überließ. Wenn man einen jungen Christen zu früh missionieren läßt, so leidet er Schaden an seinem

inwendigen Menschen. Unsre Missionskirchen sind alle jung, und sie sind sehr angespannt. Nimmt man eine Statistik und berechnet, wie viel bezahlte und unbezahlte Christen im Amte stehen, so ist es ein ungemein großer Prozentsatz. Wenn die alte Christenheit so viele Diener hätte, die christlichen Länder würden wimmeln von Schwarzröcken. Es ist natürlich ein Unterschied. Denn die Missionskirchen sind auf Kriegsfuß; je größer sie werden, desto geringer wird der Prozentsatz sein. Ich führe es nur an, um an einem Beispiel zu zeigen, wie gefährlich für das innere Leben eine zu frühe Selbständigkeit werden könnte, die eine junge Kirche zu einer übermäßigen Anspannung der geistlichen Kräfte nötigt.

Das voreilige Zurückziehen der Mission ist vielfach unterstützt worden durch eine unrichtige Vergleichung der apostolischen Missionsmethode mit der, welche zu unsern Zeiten die richtige ist. Man hat hingewiesen darauf, wie schnell doch Paulus seine Gemeinden in verhältnismäßiger Selbständigkeit verlassen hat. Wir wissen nicht, daß er an irgend einem Orte länger als drei Jahre blieb. Nun glaube ich zwar nicht, daß irgend ein Missionar heutzutage meint, in einer Provinz oder einem Lande in drei Jahren eine selbständige Kirche pflanzen zu können. Aber man sieht doch auf dies Beispiel und motiviert damit ein schnelleres Verlassen. Allein dabei übersieht man eine wichtige Sache, die wohl überhaupt in ihrer vollen Bedeutung für die apostolische Mission noch nicht genügend berücksichtigt ist. Die Hauptgefahren in den gegenwärtigen Missionskirchen sind, daß ein sittlicher Rückfall eintritt, eine Verwirrung in der Lehre und infolge von beiden eine Erschlaffung der christlichen Thatkraft. Die christliche Sittlichkeit ist nicht nur das Kind eines Augenblickes, sondern bedarf der Gewöhnung, des Fortschrittes auch von einem Geschlecht zum andern. Auch die christliche Erkenntnis ist nicht gesichert mit der Einprägung einiger Katechismussätze; sie muß aus immer neuen Verwicklungen siegreich hervorbrechen. Und wo beide leiden, kann die Kirche nicht mehr selbständig bleiben. So lang der Missionar da ist, vertritt er den Gewinn der Christenheit aus langen Jahrhunderten; ist er weg, so sinkt nur zu leicht der Standard hinunter. Wie ganz anders in der apostolischen Zeit! Ging der Missionar weg, so blieben ja wohl in allen Gemeinden, von denen wir wissen, Judenchristen. Diese hatten eigentlich keine neue Moral empfangen, als sie Christen wurden, sondern in einer langen Geschichte war ihnen der Standard des Dekalog in Fleisch und Blut übergegangen, den sie nur in neuem Lichte verstanden, den sie mit neuer Kraft erfüllten. Nehmen wir nur das eine Gebot: Du sollst nicht ehebrechen. Welcher Unterschied, wenn in Korinth sage ein halbes Dutzend

Judenchristen waren, die heidnischer Verwirrung gegenüber durch Wort und Wandel den israelitischen und christlichen Standpunkt wahrten. Oder in Bezug auf die Lehre. Eine neue Lehre war ja im Grunde das Christentum auch nicht, nur die Vollendung dessen, was den Vätern gesagt war. Ein „Meister in Israel“ mußte eigentlich in Sachen christlichen Glaubens Bescheid wissen, wenn er zu dem Glauben gekommen, daß Jesus der Christ. Auch hier stelle man sich vor, daß ein halbes Dutzend so geschulter Judenchristen in Korinth der Gemeinde angehörten. Sie mochten gesetzlich einwirken und haben das gethan, sie mochten im Artikel von der Auferstehung nicht gerade ihre Stärke haben, aber gegen den Abfall in polytheistische Verirrung waren sie fest und der ganzen Gemeinde ein Halt. In der That kann man dem nicht nachdenken ohne zu erkennen, daß das apostolische Beispiel keine solche Anwendung erlaubt.

An die zweite Missionsperiode wenden sich die Eiligen nicht, sie würden ihnen auch keine Unterstützung bringen. In der Missionsstadt Bremen hat der erste Missionsbischof Willehad von 788—789 gewirkt; er war natürlich ein Fremder, aber auch seine nächsten fünf Nachfolger waren Fremdlinge, d. h. aus altchristlichem Lande jenseits des Rheins. Erst Roger, der 909 sein Amt antrat, also 120 Jahre später, ist vielleicht ein Sachse gewesen, gewiß ist es nicht. Auch als noch 60 Jahre später Otto den Bischofsitz in Magdeburg gründete, holte er den ersten Erzbischof Adalbert aus Weißenburg, von jenseits des Rheins. Es hat also sehr lange gedauert, ehe diese Kirchen selbständig wurden. Es wird wohlgethan sein, den Negern und andren Heidenvölkern unsrer Zeit nicht mehr zuzumuten, als unsern deutschen Vorfahren. Festina lente! sonst wird man durch Überstürzung gerade das vereiteln, was man erstrebt, selbständige Kirchen. Mit einem Blick, der die ganze Aufgabe übersieht, soll die Mission ihr Ziel, selbständige Kirchen, im Auge behalten, indem sie mit Fleiß und Eifer guten Samen säet und indem sie mit Umsicht und Geduld wartet, bis die junge Pflanzung so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß sie den Stürmen trotzen, Früchte tragen und den Samen weiter austragen kann.

Ist der rechte Grund gelegt und von Anfang an das Ziel ins Auge gefaßt, dann könnte immer noch ein Fehlgriff geschehen, indem man nicht den richtigen Zeitpunkt trifft, in welchem die Mission sich zurückziehen sollte, und könnte so die Pflanzung, besonders wenn sie zu früh sich selbst überlassen würde, beschädigt werden. Aber bei richtiger Grundlegung wird der Schade wieder gut gemacht werden. Die zur Selbständigkeit Erzogenen werden selbst ihre Rechte gegen zu lange Bevormundung geltend

machen und die zu früh Verlassenen bleiben doch unter der Pflege dessen, von dem wir singen:

> Dein Senfkorn arm und klein
> Wächst endlich ohne Schein
> Doch zum Baume.
> Weil du, Herr Christ, sein Hüter bist,
> Dem es von Gott vertrauet ist.

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.

Von Merensky.

III. Evang. Mission im Pondolande.

Das Pondoland ist noch immer ein freies Kafferland, seine eingeborne Bevölkerung schätzt man auf 150000 Seelen. Für Ausbreitung des Christentums ist hier bisher sehr wenig gethan worden. In der Hafenstadt St. Johns und auf der Station St. Andrews arbeiten engl. bischöfliche Missionare, welche etwa 1000 Seelen um sich gesammelt haben. Auf 5 Plätzen (Buntingville, Shawbury, Emsundisweni, Palmerton und Emnceba) finden wir Gemeinden der Wesleyaner mit zusammen über 600 Kommunikanten. Von diesen Getauften mögen viele noch zu den Grigua gehören oder von anderwärts eingewandert sein.

Gesamt-Statistik III für Pondoland:

	Stationen	Geistliche		Getaufte
		Europäer	Eingeb.	
Engl. bischöfliche Kirche	2	2		c. 1000
Wesleyaner	5	2	3	c. 2000
Summa	7	4	3	c. 3000.

IV. Natal.

Ein äußerst interessantes Gebiet, interessant in gleichem Maße für den Kolonialpolitiker und Missionsfreund bildet die kleine Kolonie Natal, welche bis jetzt noch Kronkolonie gewesen ist. Hier leben (1888) 410158 Sulu-Kaffern und 35 270 eingewanderte Indier (Kuli) mit 35 933 Europäern friedlich zusammen. Die Eingeborenen und ihre Rechte hat man in dieser Kolonie von Anfang an geschont. Man hat die Eingeborenen im Besitz von Land gelassen (Lokationen), ihnen auch das Recht gegeben, Land zu

kaufen, ihre Häuptlinge sind Unterbeamte der englischen Magistrate geworden, welche nach dem bereits kodifizierten Sulu-Recht Recht zu sprechen haben. Von Kolonisten und auch von Missionaren ist der Regierung der Vorwurf gemacht worden, daß sie zu wenig gethan habe, das Heidentum ihrer Sulu-Unterthanen zu brechen, besonders daß sie die Polygamie und den Frauenkauf legalisiert habe.[1]) Gewiß ist, daß die Polygamie immer üppiger ins Kraut geschossen ist, je ruhiger die Leute leben konnten und je reicher sie wurden, gewiß auch, daß infolge des Wohlstands der Preis für die heiratsfähigen Mädchen stieg, bis die Regierung bestimmte, daß nicht mehr als 10 Stück Vieh für ein Mädchen gezahlt werden dürfe. Indessen ist anzuerkennen, daß die Zauberei durch Bestrafung der Zauberer beschränkt worden ist, daß nicht erlaubt wurde, Branntwein an die Eingeborenen zu verkaufen, daß infolge der gerechten Behandlung die Eingeborenen niemals einen Aufstand auch nur versucht haben und loyale Unterthanen der Regierung geworden sind, so daß sie hohe Abgaben Jahr für Jahr willig zahlen. 1888 betrug die Einnahme aus der Besteuerung der Hütten[2]) (14 Sh. pro Hütte) Lstrl. 74319. 14. 0 und die Einnahme aus der Heirat-Steuer Lstrl. 1899. 0. 0. (Zusammen Lstrl. 76218. 14. 0 oder M. 1524604.) Dabei werden von solchen Gütern, die ausschließlich für die Eingeborenen eingeführt werden, doppelte Zölle erhoben, so daß man annehmen kann, daß die Sulu reichlich 2 Mill. Mark zu den Einnahmen der Kolonie beitragen. Die Mission hat in Natal bereits gearbeitet, ehe die Engländer das Land annektierten (Amerikaner seit 1836), aber die kriegerischen Sulu sind ein hartes Ackerfeld. Die auf den verschiedenen Stationen in Natal gesammelten Christen (im ganzen 22454) bestehen zum großen Teil aus Leuten, welche von Buren als Kinder gekauft oder erbeutet, in Natal, dem Freistaat oder Transvaal ihre Herren verließen und sich nicht auf Kraalen der „wilden“ Kaffern niederlassen wollten. Auch Bassuto, welche vom Drakengebirge herabkamen, mehrten die Zahl der Christen. Man kann vielleicht annehmen, daß höchstens die Hälfte derselben aus der eigentlichen Sulu-Bevölkerung gewonnen worden ist. Wenn unter diesen vor 40—50 Jahren der von den Isanusi (Zauberern) gepflegte Aberglaube das Haupthindernis für die Ausbreitung des Evangeliums war neben dem vom freien Sululande

[1]) 1889 hat die britische Regierung die Monogamie wenigstens für die christlichen Kaffern legalisiert. D. H.

[2]) Irre ich nicht, so ist die Hüttentaxe für die nach europäischem Muster gebauten und bestimmten Anforderungen entsprechenden Kaffernwohnungen gleichfalls seit 1889 aufgehoben. D. H.

her immer wieder genährten kriegerischen Geist, so sind jetzt als
nisse die Vielweiberei, der Weiberkauf, das Bier, die Faulheit und l
zu nennen.

Die Art und Weise, wie die amerikanische Mission in Natal
trieben und geleitet wird, könnte manchen anderen evang. Mi
als Vorbild dienen. Nur tüchtig vorgebildete befähigte Missiona
man hierhergesendet, welche sich dann auch die Achtung der Ko
bevölkerung erworben haben. Gesund und echt evangelisch ist die Mi
praxis, auf den Unterricht von Täuflingen und die Erziehung de
tauften wird Wert gelegt, wie auch die Schulen in blühendem Zu
sind. Eine Mission, welche auf so gesunder Grundlage sich erbaut,
zu immer größerer Bedeutung heranwachsen. Die neun Hauptsta
liegen an der ganzen Ausdehnung der Küste entlang. Sie tragen
Sulunamen: Umsumbe, Umtwalumi, Umsundusi, Magumulo, Esidu
Ifumi, andere heißen nach heimgegangenen Missionaren: Adams, L
Groutville. Außerdem sind 85 Predigtplätze vorhanden. Im
Jahre wurden 132 Erwachsene neu aufgenommen, in Umtwalumi
52. Man arbeitet auf das Ziel hin, daß eingeborene Pastoren a
Gemeinden angestellt und von diesen erhalten werden können. D
meinden zählen jetzt 1097 Kommunikanten und vier Eingeboren
ordiniert. Auf Adams besteht ein theologisches Seminar mit 17 Sch
dort ist auch eine „Normal-Schule" wie auch eine Schule für In
und Technik (66 Schüler). Auf Lindley und in Umsumbe sind Erzieh
anstalten für Mädchen (109 Schülerinnen). Die Erziehung hat das
gute „Sulu-Hausfrauen" zu bilden, deshalb arbeiten die Zöglinge
in Garten und Feld. Die Resultate sind bisher durchaus erfr
gewesen.

Statistik der amerikanischen Mission in Natal: 9 Statione
Predigtplätze, 9 europäische Missionare, 4 eingeborene Geistliche, 107
1097 Kommunikanten, 5520 „Anhänger", 22 Schulen, 35 Lehrer,
Schüler.

Die amerikanischen Gemeinden sind kirchlich verbunden mi
Congregational Union of Natal and South Eastern Afric
welcher sich noch ein Missionar Aitchison hält, der bei Harding in
lichsten Teil der Kolonie eine Station gegründet hat. Er ist ausg
von der Young mens foreign mission society. In Hardin
Iknesi bestehen Griquagemeinden, die sich zu diesem Verbande halte

[1]) Quelle: The Missionary Herald und Annual Report of the A. B. C

Statistik der Congregational-Mission: 1 Station, 1 Missionar, 5 Helfer. Getaufte: 100 (?).

Die Wesleyan Methodist Church of South Africa arbeitet in Natal auf zehn Stationen. In den Hauptorten D'Urban, Maritzburg, Ladysmith, Verulam, Richmond, Newcastle hat sie Gemeinden gesammelt, wie an weniger bekannten Orten (Cato Ridge, Edendale, Stuartstown, Jorronos Kop). Die Gemeinde des von Allison einst gegründeten Edendale zählt jetzt 259 Kommunikanten. Die größten Fortschritte macht die Arbeit im Norden der Kolonie, wo sich die zahlreichsten Gemeinden in Newcastle (787 Kommunikanten) und Ladysmith (710 Kommunikanten) finden. Die 16 Schulen dieser Mission zählen 534 Schüler. Ein Erziehungs-Institut findet sich in Edendale.

Statistik der Wesleyanischen Mission in Natal: 10 Stationen, 38 Kirchen und Kapellen, 1 europäischer Missionar, 5 ordinierte Eingeborene, 24 Helfer, 2927 Kommunikanten, 13580 Gottesdienstbesucher und Schüler, 16 Schulen, 17 Lehrer, 534 Schüler, Getaufte nach Schätzung c. 10000.

Die English Church of South Africa[1]) hat in Natal eine Diöcese (Bischof Macrorie), deren Missionsthätigkeit wie die der früher erwähnten Diöcesen durch die Ausbreitungsgesellschaft unterstützt wird. Auf 11 Stationen arbeiten 15 ordinierte Missionare dieser Kirche. (In Durban, Pinetown, Maritzburg, Ladysmith, Estcourt, Dundee, Springvale, Stuartstown, Polela, Highflats, Umsinto, Karkloof, Newcastle). In Maritzburg bestehen Erziehungsanstalten für Knaben (auch industrieller Unterricht) und Mädchen. Berichte über die Arbeit fehlen, auch statistische Angaben. Da aber die eine Gemeinde in Ladysmith unter dem früheren Berliner Missionar Illing über 1000 Getaufte zählt und Springvale 325, wird man die Zahl der in Natal zu dieser Kirche gehörenden eingeborenen Christen auf mindestens 3000 schätzen dürfen.

Statistik der engl. bischöfl. Arbeit in Natal: 13 Stationen, 12 europäische Missionare, 4 ordinierte Eingeborene, 5 eingeborene Helfer, Getaufte nach Schätzung 3000 Seelen.

Neben dieser Kirche besteht in Natal noch die staatskirchliche Diöcese (Church of England), welche der bekannte Bischof Colenso begründet hat. Auch sie treibt noch Mission (Colenso-Mission). Seele dieser Arbeit ist die Tochter des verstorbenen Bischofs, Miß H. E. Colenso, welche noch auf ihres Vaters Station (Ekukangeni) lebt. Hier, wie an der Illowo und oberen Umgeni, in Tsigingo und Durban arbeiten eingeborene Helfer, während in Umlasi ein ordinierter Eingeborener (Rev. Wintenla)

---

[1]) Quelle: Außer dem Report S. P. G. auch der Natal-Almanac 1889 u. 1890.

steht. Über den Erfolg der Arbeit fehlen leider Berichte. Es wäre interessant zu hören, ob man in dieser Mission noch die laxe Praxis festhält, welche Colenso der Polygamie gegenüber empfahl.

Statistik der Colenso-Mission: 2 Stationen, 4 Predigtplätze, 1 Missionar (ordinierter Eingeborener), 10 eingeborene Helfer, Zahl der Getauften nach Schätzung 300.

Die Arbeit, welche die beiden deutschen Gesellschaften, die Berliner und die Hermannsburger in Natal treiben, ist bekannt. Die Berliner arbeiten auf ihren 6 Stationen (Emmaus, Christianenburg, Stendal, Emangweni, Hoffenthal und Königsberg) in alter Weise mit 7 ordinierten Missionaren. Obwohl diese Missionare auf diesem Felde eingearbeitete, mit Sprache und Sitten der Sulu vollkommen vertraute Männer sind, von denen manche ihrem Beruf mit besonderem Eifer obliegen, so zeigt doch der Umstand, daß eine größere religiöse Bewegung noch von keiner dieser Stationen ausgegangen ist, daß der Boden immer noch hart und steinig ist, auf dem man in Natal arbeitet. Von den 1302 Getauften sind nur wenige aus den „wilden" Sulu, d. h. denen, die nicht von Weißen erzogen sind, gesammelt.

Statistik der Berliner Natal-Mission: 6 Stationen, 7 Missionare, 27 Helfer, 741 Kommunikanten, 1302 Getaufte, 242 Schüler.

Die Hermannsburger[1]) arbeiten in Natal bekanntlich seit 1854. Die Wege, in denen sich ihre Arbeit bewegt, sind ganz dieselben wie die, welche andere deutsche Gesellschaften gehen. Von der Idee, die Mission durch Handwerker und Ackerbauer erhalten zu lassen, welche dann ihrerseits durch ihr christliches Leben, besonders das Familienleben auf die Heiden wirken sollten, ist nichts verwirklicht worden. Sie haben jetzt in Natal 11 Stationen und mehrere Nebenstationen. Sechs dieser Stationen liegen (wie Neu-Hermannsburg selbst) auf angekauftem Grund und Boden. Von schnellem Wachstum der Gemeinden ist auch bei dieser Mission nicht zu reden. Die von der Gesellschaft neuerdings hinausgesandten Visitatoren berichten, daß unter den Christen im allgemeinen der Wille gut sei, daß aber vielfach die Kraft zum Vollbringen bei Dingen fehle, die uns als selbstverständlich erscheinen. Hie und da fanden sie aber „recht energische" Christen, besonders da, wo der Missionar die Leute ernstlich zur Arbeit anleitete und anhielt. Die Gemeinden sollen mehr als bisher zu kirchlichen Beiträgen herangezogen werden. Der eingeborene Lehrerstand zeichnet sich mit einigen Ausnahmen durch Energie und Eifer aus; wenn auch die Leistungen im Lehrfach noch gering waren, so waren die

[1]) Quelle: Hermannsburger Missionsblatt und Natal-Almanac 1890.

eistungen dieser Leute als „Katecheten“ um so besser. Hermanns-urg (Gemeinde 373 Getaufte, 200 Kommunikanten) ist Sitz des Superintendenten. Hier besteht ein Pensionat für Missionarskinder und olonistenkinder. In Ehlanseni besteht ein Lehrer-Seminar, aus welchem 2 Lehrer hervorgegangen sind (12 Zöglinge). Erfreulich ist, daß be-ichtet wird, die mit der Hermannsburger Mission in Verbindung stehen-n deutschen Gemeinden hätten ein Herz für die Sulu und unterstützten e Mission.

Statistik der Hermannsburger Arbeit in Natal: 12 Stationen: ermannsburg, Ehlanseni und Emakabelini, Etembeni, Impala, Müden, pangweni, Marburg, Elim, Nazareth, Neu-Hannover, Kirchdorf (Noods-rg), Hebron. 17 Missionare, 32 eingeborene Gehilfen, 1185 Getaufte, 15 Kommunikanten, 411 Tagesschüler, 245 Abendschüler.

Die schottische Freikirche arbeitet in Natal seit 1867. Sie ernahm damals die Arbeit des bekannten Missionar Allison in Maritz-rg und Impolweni, wo sie noch jetzt in gewohnter Gründlichkeit arbeitet. e erhält dort 2 europäische Missionare. An dem letztgenannten Orte t eine Anstalt zur Ausbildung von Eingeborenen auch zu Handwerkern, n Entstehen.

Mit dieser Kirche verbunden ist die Gordon-Mission, welche n der schottischen Adelsfamilie Gordon begründet und mit Lstrl. 10500 10000 M.) dotiert wurde. Diese Mission ist seit 1875 unter der itung des äußerst tüchtigen Dr. James Dalzell, welcher ein ordinierter ediziner ist. Im östlichen Biggarsberg ist die Hauptstation Ellismere, f welcher den Eingeborenen auch Unterricht in Handarbeiten erteilt wird d zwei Lehrerinnen in einer Anstalt Sulu-Töchter erziehen. Eine Neben-ation ist Overtoun.

Statistik der freischottischen Mission in Natal: 3 Stationen, 3 euro-päische Missionare, 2 europäische Lehrer, 13 eingeborene Helfer, 1018 Ge-aufte, 615 Kommunikanten, 795 Schüler.

Neuerdings ist auch eine Quäker-Mission (Society of Friends) rch den Missionar E. S. Clarke (Unsectarian mission genannt) in atal eröffnet worden. Predigtplätze sind Entakamu, Rock-Fountain, ope-Vale und Embumbuma im südwestlichen Teile der Kolonie. Über e Erfolge dieser Arbeit verlautet nichts.

Sehr erfreulich ist es, daß die holländisch-reformierte Kirche n Natal (Burenkirche) anfängt, sich an der Missionsarbeit thatkräftig u beteiligen. Von den vier Geistlichen dieser Kirche sind zwei, Rev. Schoow in Ladysmith und Turnbull von Greytown missionierend thätig. Ersterer unterstützt die Arbeit der Schotten in Impolweni durch gelegent-

liche Mitarbeit auf Außenplätzen. Am lebendigsten ist der Missionssin in der (Buren-)Gemeinde Greytown erwacht. Hier nehmen Farmer, welche die Sulusprache wie ihre Muttersprache kennen, predigend und betend an den Versammlungen der Eingeborenen teil. Ein junger Farmer hat drei Predigtplätze. Die Gemeinde sammelte 1888 Lstrl. 65 für das Werk, man nennt es jetzt Boer-farm-mission. Eingeborene Helfer sollen angestellt werden, wo ein Farmer einem solchen Gartenland und Lstrl. 5 Gehalt verspricht, aus Missionsmitteln sollen dann bis zu Lstrl. 10 zugelegt werden. Zum Bau von dem Wohnhause des Helfers und dem Versammlungslokal erhalten die Leute nichts, das sollen sie selbst herstellen. Der „Helfer" oder Evangelist soll nicht zum Gentleman gemacht werden. Der Farmer beaufsichtigt die Sache als Patron. Getauft waren 1888 96 Erwachsene, 50 Taufbewerber zählte man an zwei Orten allein. Getaufte c. 200.

Die Norwegische Missionsgesellschaft hat noch eine Station in Natal: Umpumulo, wo zwei Missionare arbeiten. Getrennt von dieser Gesellschaft (seit Bischof Schröders Austritt aus ihrem Dienst) ist die Station Untinjambili (Schröders Mission). In Christiania hat sich 1888 ein Komitee für „freie ostafrikanische Mission" gebildet, welches 1889 zwei Missionare Wettegren nach Natal sandte. Jakob Wettegren starb bald, Olaf Wettegren hat eine Station an der mittleren Tugela bezogen, wohin sich neuerdings noch ein anderer Bruder der Genannten begeben hat.

Die Mission der Schwedischen Staatskirche unterhält in Natal drei Stationen: Oskarsberg (am Büffelsfluß) mit Außenstation Amoibie und Appelbosch. In einem Kinderheim werden in Oskarsberg 30 Mädchen von zwei Lehrerinnen erzogen, in ebensolchem Heim in Appelbosch 11; da auch in Amoibie solch Heim sich findet, scheint die Errichtung solcher Anstalten Princip dieser Mission zu sein. Missionar Witt in Oskarsberg hat sich nach den letzten Nachrichten der norwegischen Freimission angeschlossen.

Statistik: Norwegische Mission: 2 Stationen, 3 Missionare, c. 400 Getaufte, 120 Schüler. Schwedische Mission: 3 Stationen, 2 ordinierte Missionare, 34 Kommunikanten, 79 Getaufte, 129 Schüler.

Auch unter den 35000 Indiern, die zumeist an der Küste wohnen, wird in Natal Mission getrieben. In Durban und Umgeni bestehen zwei „konfessionslose" Regierungsschulen. Sonst arbeiten an den Indern die Wesleyaner (1 Geistlicher Rev. Hott, 6 Laienprediger), welche auch an 4 Orten Schulen unterhalten und die englische Kirche mit einem Geistlichen (Durban) Rev. Booth. Letztere unterhält Schulen an 10 Orten.

statistik der Mission unter den Indern (Kulis) Natals: 2 Missionare, e c. 400, Schüler c. 450.

samt-Statistik der evang. Mission in Natal 1888.

	Stationen	Geistliche		Getaufte
		Europäer	Eingeb.	
nische Mission A. B. F. M.	9	9	4	5 520
ationalMission	1	1		c. 100
ner-Mission	10	1	5	c. 9 000
-bischöfliche Mission . . .	13	12	4	c. 3 000
-Mission	2		1	c. 300
:	6	7		1 302
nsburger	12	17		1 185
che Freikirche	3	3		1 018
. . . .	1	1		
isch-reformierte Kirche . . .	1	1		c. 200
ische Mission	2	3		c. 400
ische Mission	3	2		79
-kirchl. Mission unter d. Kuli	2	2		200
ner-Mission unter d. Kuli .	1	1		150
Summa	66	60	14	22 454

Bir haben noch einen Blick auf die römisch-katholische Mis-
in Natal[1]) zu werfen, welche von ganz besonderer Bedeutung ist.
nd die römische Kirche im Kaplande unter den Eingeborenen so gut
ne Wirksamkeit entfaltet hat, ist Natal von ihr als Punkt gewählt
t, einen Eingriff in die segensreiche Arbeit der evangelischen Mission
d-Ost-Afrika zu versuchen. Von hier wurde schon vor 30 Jahren
mische Mission in Süd-Bassutoland angefangen. Jetzt geht man
neuter Kraft vor. Obwohl in Natal nur 3300 römische Katho-
erstreut leben, hat man in Durban eine prächtige Kathedrale gebaut,
euerdings hat das Auftreten der Trappisten hier eine große Be-
g erlangt. Auf besonderen Wunsch des Papstes wanderte 1880
nzes Trappistenkloster aus Bosnien hier ein. Bei Pinetown erwarb
!0000 engl. Acres Land, und unter der Leitung des äußerst um-
n energischen Abtes Franzis Pfanner wurde hier bald „Wunder-
' geleistet. 100 Mönche, von einem Willen regiert, unter denen
instler und Handwerker vertreten waren, legten das Kloster Mariann-
i Pinetown an, machten Land urbar, bauten und zimmerten, fingen
ald ihr Bekehrungswerk an. Die beiden Faktoren römischer Missions-

Quellen: Natal Mercury und Mariannhill-Kalender 1889 und 1890.

thätigkeit „Gewalt und Gewöhnung" wurden bald angewendet. Den Sulu, welche auf dem Klostergrunde wohnten, wurde verboten, evangelische Kirchen zu besuchen, und der Abt erklärte: „Wer nicht in 10 Jahren Katholik ist, muß fort." (Mariannhill-Kalender 1890 S. 76.) Um die Schwarzen zu ködern verschenkte man „ganze Waggons voll Kleider" (ebendaselbst S. 75) und legte endlich große Erziehungsanstalten an, in denen alle Kinder Unterricht, Lehre, Beköstigung und Kleider ganz umsonst erhielten. Eltern giebt es in den Städten und Dörfern Süd-Afrikas genug, welche ihre Kinder gern gut unterbringen; so ist im Verlauf der Jahre das Kloster gewachsen und die Mönche sind in voller Arbeit. Gegen Ende des Jahres 1889 zählte es 170 Mönche und 120 Nonnen.

Die Knabenanstalt hatte 84 Schüler im Alter von 6—22 Jahren, die in zwei Abteilungen lebten, die Mädchenanstalt 93 Schülerinnen, auch in zwei Abteilungen. Unter diesen Kindern waren nur 18 weiße. 5 Stunden Schulunterricht wechselten mit $4^1/_2$ Stunden Arbeitsunterricht. 25 Knaben lernten unter 5 Brüdern Steineformen und Mauern, 8 Zimmerei und Tischlerei (5 Brüder), 7 Wagenbau (2 Br.), 4 Schmiederei (2 Br.), 3 Klempnerei (1 Br.), 4 Malerei (2 Br.), 11 das Schneidern (2 Br.), 8 Schusterei (2 Br.), 6 Drucken und Buchbinden (12 Br.), 2 Gerberei (1 Br.). Die Mädchen lernten Stricken, Nähen, Kochen und Strohflechten.

Im vorigen Jahre bat der Abt, den ihm gewährten Regierungszuschuß von Lstrl. 100 auf Lstrl. 500 zu erhöhen, infolgedessen schickte die Kolonialregierung eine Kommission zur Berichterstattung ab. Die Kommission berichtete, daß auf Mariannhill eingeborenen Kindern mehr Unterweisung in Handwerken erteilt werde, als auf allen übrigen Missionsstationen der Kolonie zusammen. Das System aber, den Kindern alles umsonst zu geben, sei sehr schlecht (a very bad one), denn die Eingeborenen kämen dadurch zu der Meinung, daß sie auf solche Wohlthaten ein Recht hätten. Der Bericht tadelt, daß die Kinder unter „Gefängnis-Aufsicht" stünden, ausgeschlossen vom öffentlichen Leben, denn sie dürften nicht einmal ihre Eltern besuchen., Es wird von hohem Interesse sein, die weitere Entwicklung dieser Klostermission zu verfolgen, es wird sich ja später zeigen, wieweit diese Art der Erziehung die Zöglinge wirklich an die römische Kirche und an die Patres des Klosters fesselt. Hier auf dem freien Boden der englischen Kolonie kann wirklicher Zwang, wie man ihn in Ländern üben würde, wo die Sklaverei zu Recht besteht, nicht auf die Dauer ausgeübt werden. Schon jetzt fordern Eltern manchmal ihre Kinder zurück. Von der Kommission befragt, wie er sich zu solchen Forderungen der Eltern stelle, erwiderte der Abt, daß er die Kinder ihnen nicht zurückgäbe, denn man müsse Gott mehr ge-

zen als den Menschen; nur wenn ein Richterspruch ihm die Kinder
ne, füge er sich der Gewalt, dann trage der Richter die Verantwortung.
die Frage, ob die Lehrlinge, wenn sie ausgelernt hätten, würden bei
nisten arbeiten dürfen, antwortete der Abt, nein, denn sie müßten
ische Missionsfamilien bilden, ihre Kinder würden bei Kolonisten
iten. Bei der freien Luft, welche in solcher englischen Kolonie weht,
eint es uns sehr fraglich, ob man einen Erfolg erzielen wird, der den
heuren Mitteln, die man hier anlegt, entspricht. Nach Süden hin
man bereits Filialen angelegt. Abt Franz ist bemüht, durch die
se seine Sache zu fördern. In Mariannhill erscheinen drei Blätter
isch, sulu, polnisch) und jährlich wird ein Kalender in deutscher
che herausgegeben, welcher im Jahrgang 1890 unwahre, zu lügen-
und hämische Angriffe gegen die evangelische Mission in Menge
lt.

Als Zeichen der Zeit sei noch erwähnt, daß ein Syndikat von
mmedanischen Kaufleuten eine mohammedanische Mission unter
Sulu der Kolonie errichtet hat. Nicht weit von Mariannhill hat
mohammedanische Missionsgesellschaft ein Stück Land erworben,
f eine Moschee aus Eisen errichtet und einen zum Islam bekehrten
als Missionar angestellt; etwa 100 Schüler soll er haben, denn
Bemühungen werden durch Almosen seiner reichen Protektoren
stützt.

Eingabe an den Reichskanzler

ffend die Grenzregulierung zwischen evangelischen und katholischen Missionen innerhalb der deutschen Schutzgebiete.

Ew. Excellenz

gestattet sich der gehorsamst Unterzeichnete namens des Vorstandes
Norddeutschen Missions-Gesellschaft eine Bitte vorzulegen in Sachen
Mission in den deutschen Kolonien.

Nach den Zeitungen wird im Reichstag ein Antrag eingebracht
n, in welchem die deutsche Reichsregierung gebeten wird, eine Grenz-
ierung zwischen Missionsgebieten der evangelischen und der römisch-
lischen Kirche zu veranlassen, damit keine in das Gebiet der andern
ife.

Der Vorstand der Norddeutschen Missions-Gesellschaft nimmt sich
Freiheit Ew. Excellenz zu bitten, diesem Antrage nicht zustimmen
ollen.

Es sei dem gehorsamst Unterzeichneten gestattet, diese Bitte näher zu begründen.

Im Oktober 1885 haben die deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften, veranlaßt durch die überseeischen Erwerbungen Deutschlands in Bremen eine Konferenz abgehalten, an welcher im Auftrage des Herrn Fürsten Bismarck der Herr Legationsrat Raschdau teilgenommen hat. Diese Konferenz nahm einstimmig folgende Resolution an:

„Sie (die versammelten Vertreter der deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften) sprechen die Hoffnung aus, daß die deutschen Kolonialregierungen auf den neuerworbenen Gebieten nicht nur die deutschen Missionsunternehmungen schützen und fördern, sondern auch, unter Anerkennung des internationalen Charakters der Mission, den Missionaren andrer Nationalität dieselbe wohlwollende Behandlung werden zu teil werden lassen, welche die deutschen Missionare bisher von fremden Kolonialregierungen erfahren haben."

Es war damals keine Veranlassung, wie die nationale, so auch die konfessionelle Missionsfreiheit zu betonen, aber es darf wohl behauptet werden, daß gleichfalls einstimmig eine Resolution Annahme gefunden haben würde, welche für alle Kirchen Freiheit der Missionsarbeit gefordert hätte. Denn eine hundertjährige evangelische Missionsthätigkeit hat gelehrt, daß wie die Kolonien so die Missionen am besten gedeihen, wenn man letztere ganz frei und unbeeinflußt ihr Werk thun läßt. Frankreich ist die einzige Macht, welche unter dem Deckmantel nationaler Interessen die evangelischen Missionen[1]) in ihren Gebieten verhindert, und die Evangelischen werden nicht begehren, daß protestantische Mächte dies Unrecht mit Unrecht erwiedern und römisch-katholische Missionen ihrerseits verbieten oder erschweren.

Der Vorschlag nun, eine Teilung der Missionsgebiete zwischen der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche vorzunehmen, ist allerdings nicht so gemeint, daß die eine oder die andere soll beschädigt werden. Vielmehr verdankt derselbe sein Entstehen der wohlwollenden Absicht, in den Missionsländern Rivalitäten zu vermeiden, die dort noch schädlicher wirken müssen, als in der Heimat. Allein bei aller Anerkennung dieses Wohlwollens muß man doch bei näherer Überlegung sagen, daß der Plan wenn nicht unmöglich, so doch sehr schwer auszuführen sein würde, und daß er statt den konfessionellen Unfrieden zu verhüten vielmehr Anlaß zu neuen Reibungen und Unzufriedenheiten geben würde.

---

[1]) Nämlich die einer andern als der französischen Nation. D. H.

Zur Begründung dieser Behauptung erlaubt sich der gehorsamst Unterzeichnete drei Gesichtspunkte hervorzuheben:

1. Es wird nicht bestritten werden, daß jede christliche Kirche das Recht und die Pflicht hat, den Befehl des Hauptes aller Kirchengemeinschaften: „Prediget das Evangelium aller Kreatur" auszuführen. Wenn eine Obrigkeit irgend ein Gebiet der Kirche verschließen wollte, in dem sie diesen Befehl ihres Hauptes nicht ausführen dürfte, so könnte sie dies mit Recht nur, wenn sie mit den Kirchen darüber verhandelt hätte. Eine hohe deutsche Regierung würde darum ohne Zweifel zuvor mit den Kirchen sich verständigen, ehe sie diesem Antrag nachgebend eine Gebietsteilung vornehmen wollte.

Der römisch-katholischen Kirche gegenüber ist das einfach. Sie hat an dem Papst ihr sichtbares Haupt. Einer Verständigung mit dem Papste müßten sich die einzelnen katholischen Missionsgesellschaften fügen.

Es wird nicht unangebracht sein im vorbeigehen die Notwendigkeit einer Verhandlung mit dem Papste selbst zu betonen. In Ostafrika ist die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft die erste an der Arbeit gewesen, indem ihr Missionar, Dr. Krapf, 1844 ihre dortige Mission begann. Ihr folgte 1860 eine römische Missions-Gesellschaft, die französische Kongregation vom h. Geiste und dem unbefleckten Herzen Mariä. Mit dieser Gesellschaft verabredete die evangelische Missions-Gesellschaft eine Art Demarkationslinie. Als aber im Anfange der siebziger Jahre infolge der Berichte, welche Livingstone sandte, und der Entdeckungen, die Stanley machte, die protestantische Mission dort im Osten kräftig vordrang, wurde der Erzbischof von Algier, Kardinal Lavigerie, darauf aufmerksam und stellte Pius IX. vor, daß die protestantischen Kirchen Ostafrika erobern würden, wenn sich die römische Kirche nicht rühre. Infolge dieser Anregung entstand im Jahre 1878 die Mission der „Missionare von Algier" unter der Leitung des Kardinals Lavigerie, welche jene Demarkationslinie ganz mißachtete. Als die Missionare Lavigeries hierauf aufmerksam gemacht wurden, erklärten sie, die Vereinbarung sei nur für jene Kongregation, nicht für sie getroffen, da sie einem andern Orden angehörten.[1]) Es würde demnach jedenfalls nötig sein, mit dem Papste selbst zu unterhandeln.

Aber mit wem wollte man auf protestantischer Seite unterhandeln? Ein einfaches Verbot würde, wenn es überhaupt zulässig sein sollte, jeden-

[1]) Die Antwort der Lavigerieschen Missionare lautete: „Pater Horner hat uns von der betreffenden Vereinbarung allerdings Mitteilung gemacht; aber er gehört einem andern Orden an und wir sind an sein Versprechen nicht gebunden" (Int. 1879, 70 u. ff.)

falls sehr unbillig sein und Anlaß zu berechtigter Unzufriedenheit geben. Sollen aber Verhandlungen geführt werden, so müßten sie, abgesehen von den fremdländischen Missionen, mit den sämtlichen deutschen protestantischen Kirchen geführt werden. Allein auch das könnte nicht genügen. Das evangelische Missionsleben, insbesondere in Deutschland, hat sich in ganz kirchlichem Sinne, aber ohne offiziellen Zusammenhang und ohne förmliche Eingliederung in den kirchlichen Organismus entwickelt, und dies zu großem Vorteil der Mission. Keine dieser Missions-Gesellschaften, die historisch die Träger des deutschen-evangelischen Missionslebens sind, ist durch eine der deutschen Landeskirchen genügend vertreten. Unsere Norddeutsche Missions-Gesellschaft z. B. wird von Gliedern von sechs verschiedenen deutschen Landeskirchen unterstützt und so wird es in größerem und geringerem Maße bei den meisten Gesellschaften sein. Die meisten auch, insbesondere die Evangelische Missions-Gesellschaft in Basel und die Evangelisch-lutherische Missions-Gesellschaft in Leipzig finden auch im Auslande unter evangelischen Glaubensgenossen Hilfe. Nur unter gewaltsamer Mißachtung des historischen Rechtes könnte man an diesen Gesellschaften vorbeigehen; man müßte mit ihnen verhandeln, und die Ausführung des Vorschlages würde dadurch sehr erschwert und umständlich gemacht.

Dem muß noch hinzugefügt werden, daß nach dem Vorgang andrer evangelischer Länder immer neue Gesellschaften entstehen, und auch sogenannte „Freimissionare", fromme Männer, die auf eigene Hand zu den Heiden gehen, auftreten werden. Das ist vielleicht nicht wünschenswert, aber es liegt in der Entwicklung des evangelischen Missionswesens, wie denn auch, seit Deutschland Kolonien hat, zwei neue deutsche Gesellschaften entstanden und eine dritte jüngere in die Arbeit auf deutschem Gebiet eingetreten ist. In allen diesen Fällen immer wieder zu verhandeln und etwaigen Missionsplänen entgegen zu treten mit dem Wort: Verbotener Weg! wird zu immer neuen Unzufriedenheiten und Verbitterungen Anlaß geben.

Die historisch-entstandene Gespaltenheit evangelischen Kirchenwesens und die mannigfachen freien Gestaltungen, welche der evangelischen Missionsthätigkeit eigen sind, erschweren außerordentlich den Plan, eine solche Teilung der Arbeitsgebiete vorzunehmen.

2. Ist es so schwer eine Grenzlinie zwischen römisch-katholischer und evangelischer Mission zu ziehen, so kommt auch der Vorschlag zu einer solchen zu spät, wie ein Überblick über die deutschen überseeischen Gebiete zeigt.

Togolande ist allerdings einstweilen noch keine Hauptmissions-
ber schon seit Jahrzehnten sehen zwei Missionsgesellschaften, eine
: und eine römisch-katholische, das Land als ihr Arbeitsgebiet
Norddeutsche Missions-Gesellschaft ist schon im Jahre 1847 dort
eit eingetreten und hat in der südwestlichen Ecke der Sklaven-
Stationen angelegt mit der Absicht, das ganze Evhevolk, das
Togolande und darüber hinaus wohnt, zu evangelisieren. Sie
Volke das Neue Testament und viele Teile des Alten Testaments
Sprache gegeben. Vor Jahrzehnten schon ist auf ihren Jahres-
Feldgeschrei ausgegeben: Dahome muß erobert werden! Bereits
ihren ist Agotime, das jetzt im Togogebiete liegt, von ihren
n Steinemann und Schlegel bereist, und seitdem bis auf den
Tag sind ihre Missionare je und dann schon mit der Predigt
eliums ins deutsche Gebiet gekommen. Nachdem es ihr unter
n Schwierigkeiten gelungen ist, eine kleine Gemeinde zu sammeln,
5 Männer und Frauen bei dieser Grundlegung ihr Leben gelassen,
Norddeutsche Missions-Gesellschaft es als ein bitteres Unrecht
issen, wenn irgend eine künstliche Barriere aufgerichtet werden
sie hindern würde, die Früchte ihrer Aussaat einzuernten.
er andern Seite aber würde auch das Seminar für afrikanische
in Lyon, welchem die Mission auf der Sklavenküste übergeben
Grenze für seine Arbeit unbillig finden müssen. Schon 1860
enannte „Apostolische Vikariat von Dahome" gegründet worden,
nzen die Flüsse Niger und Volta sein sollten, das also das
tsche Togogebiet einschloß. Dasselbe empfing später den Namen
der Beninküste", und seit 1882 ist davon die „apostolische Prä-
ome" zwischen den Flüssen Okpara und Volta, abgetrennt. Vor
en Besitzergreifung hat also dieses Seminar für afrikanische
vom Papst das Togoland als Gebiet angewiesen erhalten. Ihre
n Ague liegt hart an der deutschen Grenze, ob die andre, Atak-
eutschen oder englischen Gebiete liegt, wird noch nicht entschieden
ußenstationen aber, Kleinpopo und Porto Seguro, die in ihrem
nannt werden, sind im deutschen Gebiete. Es würde nicht
dieser katholischen Mission das Gebiet zu verschließen. Ent-
evangelischen oder der römischen Mission würde eine Grenzlinie
n.

er nächsten deutschen Kolonie Kamerun ist die evangelische
esellschaft von Basel auf vieles Drängen deutscher Kolonial-
getreten und hat es gewagt, obgleich sie schon eine gräberreiche

westafrikanische Mission auf der Goldküste hat, eine zweite zu beginnen. Es wäre sehr unbillig, ihr nun nachträglich eine Grenzlinie zu ziehen, und würde dies nicht ohne Verletzung der Zusage „freier Bewegung" geschehen können, welche von der deutschen Reichsregierung dieser Gesellschaft gemacht ist.

In Südwestafrika ist bisher die evangelische Mission allein in der Arbeit. Die einheimische Obrigkeit hat einen früheren Versuch, die römisch-katholische Mission einzuführen, verhindert. Wenn die deutsche Regierung veranlassen wollte, daß die Arbeit unter den 1—200000 Einwohnern zwischen beiden Kirchen geteilt werden sollte, so würde allerdings die römische Mission einen Vorteil davon haben, die evangelische Mission dagegen unter deutschem Regiment ungünstiger stehen als früher.

In allen westafrikanischen Gebieten ist es demnach unpraktisch und nicht ohne Zurücksetzung der einen oder andern oder beider Parteien möglich den Gedanken einer friedlichen Teilung durchzuführen. In Ostafrika möchte es nicht minder schwierig sein. Außer der schon erwähnten englisch-kirchlichen Mission ist dort eine zweite anglikanische, die sogenannte Universitäten-Mission thätig, und eine dritte, die Londoner, deren Glieder verschiedenen protestantischen, meistens independentischen Kirchengemeinschaften angehören. Eine vierte, methodistische Mission wird wohl für Deutschland nicht in betracht kommen. Aber die drei andern sind schon in deutschem Gebiet oder deutscher Interessensphäre und werden sich bei gesunder Entwicklung weiter ausbreiten. Will man ihnen auch eine Demarkationslinie ziehen? Da unter den englischen Missionsfreunden absolute Missionsfreiheit als eine Forderung der Religionsfreiheit angesehen wird, so würde man durch eine solche Maßregel denen neuen Stoff zuführen, die in Großbritannien mißgünstig und abfällig über unsere Kolonien urteilen.

Doch diese Teilung würde auch sehr schwer sein. Zieht man in Ostafrika eine Grenzlinie zwischen der Sphäre, in der Protestanten, Deutsche und Engländer, und der Sphäre, in welcher Katholische, Deutsche und Franzosen wirken dürfen, und nimmt dabei wie billig, auf die schon aufgewandte Arbeitskraft, auf das Alter der Arbeit, auf die Erfolge, kurz auf die ganze Geschichte Rücksicht, so würde der evangelischen Mission der größere Teil zugewiesen werden. Bekanntlich sind die Missionsleistungen der evangelischen Kirche viel größer als die der römisch-katholischen Kirche, relativ größer, in den neuern Missionsländern aber, in Afrika und der Südsee, also in allen deutschen Gebieten, auch absolut größer. Berücksichtigt man dies bei der Teilung, so müßte die römische Kirche den kleineren Teil zugewiesen erhalten. In Ostafrika wie in Westafrika würde sie mit we-

nigem sich begnügen müssen, und würde sich schwerlich darüber trösten, daß man ihr den Löwenanteil in der Südsee, soweit dort noch nicht evangelische Missionen in Arbeit sind, zuwiese. Wollte man aber andrerseits die Vorteile, welche die evangelische Mission in der freien Konkurrenz errungen hat, zu Gunsten einer äußerlichen Gleichheit mißachten, so würde die evangelische Mission sich mit Recht beklagen. Nachdem die Mission seit Jahrzehnten gearbeitet hat, würde der Vorschlag in seiner Ausführung entweder nach der einen oder andern Seite verletzen

3. Die Gegengründe liegen aber noch tiefer. Protestantischerseits kann man es dem Papste überlassen, ob er sich zufrieden geben will, wenn einige Gebiete der Heidenwelt der „allein seligmachenden" Kirche verschlossen werden. Papst Leo XIII., welcher in seiner Encyklika vom 3. Dezember 1886 die protestantischen Missionare „trügerische Männer, Verbreiter von Irrtümern" nennt und die Hoffnung ausspricht, daß sie, „welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten" durch den Eifer römisch-katholischer Christen zu nichte gemacht werden, muß sich sehr überwinden, wenn er den Protestanten das Recht auf gewisse Gebiete zugesteht.

Es kann hier auch unerörtert gelassen werden, ob Protestanten, die ein offnes Auge haben für die immer größer werdenden Abirrungen der römischen Kirche, und welche etwas Näheres von ihrer Praxis in der Mission wissen, nicht von Gewissens wegen dagegen protestieren müßten, daß irgend ein Gebiet der Heidenwelt der römisch-katholischen Kirche unbestritten überlassen werde.

Man kann dies unerörtert lassen, da doch die Grenzlinie, die heute gezogen ist, morgen überschritten wird, und die Schwierigkeiten, die man am Anfang übersieht, sich bald im Verlauf der Arbeit aufs neue melden werden. Fast überall in der Heidenwelt ist eine große Bewegung in der Bevölkerung und auch aus den Missionsgebieten gehen solche, die den Samen des Christentums aufgenommen haben, in andre Gegenden. Unter der Vorsehung Gottes sind diese Auswanderer Mittel geworden zur Ausbreitung des Christentums, indem die Missionare den Zerstreuten nachgingen. In West-Afrika ist auf diese Weise die christliche Kolonie Sierra Leone der Herd für zwei bedeutende Missionskirchen geworden, die in Yorubaland und die am Niger, beide weit entfernt von der Mutterkirche. Ähnliche Erfahrungen hofft man mit der Kolonie Freretown in Ostafrika zu machen. Die Baseler Mission auf der Goldküste hat eine so starke Auswanderung, daß in den Jahren 1877—1887 aus der Kirche, die jetzt 8200 Seelen zählt, 1400 Gemeindeglieder ausgewandert sind, ohne wieder-

zukehren. Die Norddeutsche Missions-Gesellschaft auf der Sklavenküste hat zu ihrem Vorteil davon einige dreißig bekommen, während sie ihrerseits von ihrer Kirche, die jetzt 717 Glieder zählt, in den letzten Jahren 34 Glieder durch Auswanderung verloren hat, d. h. diese junge Kirche hat eine Auswanderung gehabt von 16,7% oder 92 mal so groß, als die Deutschlands in 1889. Nicht in gleichem Maße, aber ähnlich wird es in allen Missionen sein. Sollen die Missionare diese große Gelegenheit, das Christentum auszubreiten, versäumen? Darf man sie zwingen, diese zerstreuten Glieder der römisch-katholischen oder auch anderen evangelischen Kirchengemeinschaften zu überlassen, wenn sie über die künstlich gezogene Demarkationslinie gegangen sind? Während wir im Vaterland den Glaubensgenossen in der Diaspora nachgehen, um sie nicht Rom zu überlassen, während wir sogar in katholische Länder, nach Spanien und Italien, Evangelisten senden, wollte man uns zwingen in der Heidenwelt die Frucht evangelischer Arbeit an Rom fallen zu lassen? Das kann unmöglich beabsichtigt sein, denn es wäre eine Verletzung der Religionsfreiheit. Verbietet man aber den Missionaren nicht, ihren Pfleglingen über die Grenze nachzugehen, so ist dieselbe sehr bald überhaupt nicht mehr vorhanden.

Doch wäre es auch thunlich, den fremden Missionaren zu verbieten, daß sie ihren Kirchengliedern über die Grenzen nachgehen, so kann man doch diese nicht hindern, zu gehen, wohin sie wollen und ihren Glauben zu behalten und auszubreiten. Wollte man und könnte man auch dies verbieten, so würde man gerade die evangelische Mission aufs empfindlichste beschädigen.

Die römisch-katholische Kirche versteht es nämlich sehr wohl in der Heidenwelt unter eingehender sorgfältiger Pflege der Missionare auf den Stationen wohl aussehende Pflanzungen herzustellen, die dann auch die Bewunderung flüchtiger Reisender auf sich ziehen und den schlecht begründeten Ruhm ihrer Meisterschaft auf dem Missionsfelde ihr erworben haben. Allein von diesen Pflanzstätten christlichen Lebens wird nur wenig selbständiges Christentum im ganzen Lande verbreitet. Die evangelische Mission dagegen hat vielleicht weniger schöne Hauptstationen vorzuzeigen, dagegen erweist sie sich sehr fähig, selbständige Kirchen zu pflanzen, die wohl die Schwächen der Kindheit haben und dem oberflächlichen Beobachter sogar lächerliche Seiten zeigen, die aber die Lebenskraft haben zu wurzeln und sich auszubreiten. So ist z. B. in West-Afrika die Tochterkirche von Sierra Leone, die evangelische Kirche am Niger mit 4000 Seelen, zehn Pastoren und zwanzig Hilfsarbeitern vollständig eine Negerarbeit. Die

Tochterkirche im Yorubaland mit zweiundzwanzig Pastoren, 79 Ge-
und 7—8000 Christen hat vielleicht zwei oder drei Europäer, die
Arbeiter sind sämtlich Neger. Die Baseler Arbeit auf der Gold-
hat 2410 Kirchenglieder an 10 Orten unter unmittelbarer Leitung
uropäischen Missionen, dagegen 5810 Kirchenglieder an 62 Orten
der Leitung eingeborner Pastoren und Gehilfen. Die Norddeutsche
ons-Gesellschaft hatte 1889 nur an zwei Orten evangelische Gemeinden
direkter Aufsicht weißer Missionare, 398 Seelen, dagegen in acht
einden 319 Seelen unter der Pflege einheimischer Gehilfen. Vergleicht
diese Arbeit mit der des afrikanischen Seminars von Lyon unter
lben Volke, so nennt ihr Bericht bei angeblich 3300 Christen nur
Nebenstationen, die nicht unter Leitung von Europäern. Das ist
Eigentümlichkeit evangelischer Mission, daß sie selbständige einheimische
einden pflanzt und so ihr Werk ausbreitet. Will man das hindern?
man eine Grenzlinie ziehen, und wenn der Funke über die Grenze
gen ist, darauf bestehn, daß weder der Weiße noch der Farbige den
n zum Feuer anblase? Das wäre fast unmöglich; es wäre jedenfalls
schwere Verletzung der Religionsfreiheit. Will man sich deren nicht
dig machen, so ist es unnütz eine Grenze zu ziehen, die so bald im
auf der Arbeit mißachtet werden muß.

Ew. Excellenz wollen gütigst entschuldigen, daß der gehorsamst Unter-
nete diese Sache so eingehend besprochen hat. Sie ist wichtig genug.
t hat es zugelassen, daß die christliche Kirche nach Organisation und
re gespalten ist. Wir werden uns darein fügen und uns begnügen
ssen, den Schaden von innen heraus zu mildern und zu heilen. Alle
stlichen Versuche von außen her zu helfen, haben immer nur dazu
ient, den Schaden zu vergrößern, und den Erfolg würde auch dieser
rschlag einer Teilung der Arbeitsgebiete haben, der aufrichtigem Wohl-
len sein Entstehen verdankt, aber ohne die nötige Einsicht in die
ssionsverhältnisse gemacht ist. Zahn.

Statistisches über die Ovambo-Mission.

Soeben gehen mir neuere authentische Nachrichten über die unter uns
nig gekannte Ovambo-Mission der finnischen evang. Missionsgesellschaft
die in der A. M.-Z. zu veröffentlichen ich gebeten werde. Sie dienen

zur Ergänzung und teilweise zur Berichtigung derjenigen Mitteilungen, welche jüngst die A. M.-Z. über dieses Gebiet brachte (S. 211 f.).

Die beiden Stationen, welche noch existieren, heißen Olukonda und Oniipa. Auf ersterer Station sind 3 ordinierte Missionare: M. Rautanen, F. K. Alén und Aug. Pettinen. (Die beiden letzteren hatten jeder eine Station im Gebiete des zweiten Ondonga-Königs Nehalé resp. Häuptlings und mußten die Stationen im vorigen Jahre verlassen werden, weil das Leben der Missionare bedroht war. Die wenigen Getauften entflohen.) Auf der zweiten Station Oniipa steht Missionar F. W. Hannula. Olukonda hat eine Außenstation, 175 Getaufte, 71 Kommunikanten, 50 Taufkatechumenen, 1 Schule mit 80 Schülern und 6 eingeborenen Schulgehilfen. 3 Getaufte stehen unter Kirchenzucht und 16 sind weggezogen. (Manche Ovambo ziehen ins Hereroland.) Besuch der öffentlichen Gottesdienste 200—300.

Oniipa hat keine Nebenstation, 55 Getaufte, 16 Kommunikanten, 30 Taufkatechumenen, 1 Schule, 80 Schüler, 4 eingeborene Schulgehilfen. Gottesdienstbesuch 150—300. Im ganzen also: 2 Stationen und 1 Außenstation, 4 Missionare, 230 Getaufte, 87 Kommunikanten, 80 Taufkatechumenen, 2 Schulen, 160 Schüler, 10 eingeborene Schulgehilfen, 3 unter Kirchenzucht, 16 sind weggezogen. Besucher des Gottesdienstes 350—600.

Br. Rautanen schreibt, daß der genannte König Nehalé wiederholt um die Rückkehr der Missionare gebeten habe und gerade bei Abgang des Briefes 7 Rinder aus freien Stücken als eine Art Sühne dem Missionar Pettinen gesandt. Die Konferenz hatte schon vorher beschlossen, daß Alén versuchsweise dahin ginge. Jetzt wird wohl auch Pettinen wieder seine alte Station einnehmen. Missionar Weikkolin, der vor fast zwei Jahren nach Finnland zurückkehrte, bleibt nicht da, wie bisher fast alle Zurückgekehrten gethan haben, sondern geht im Laufe des Sommers wieder nach Ovamboland in Begleitung anderer Missionare, worunter auch Theologen sein sollen. So scheints, daß die finnische Gesellschaft mit erneuerter Kraft die Arbeit angreifen will. Gott gebe seinen Segen dazu.

Zur Abwehr und Verständigung.

Ein Wort der Erwiderung auf die Urteile des Herrn Majors von Wißmann über die evangelischen und katholischen Missionen.[1])

Vom Herausgeber.

In einem Interview des Kaiserlichen Reichskommissars Herrn v. Wißmann seitens eines Berichterstatters der „Allg. Zeitung“ sollte der erstere über die Missionen sich in folgender Weise geäußert haben:

Er „betonte — hieß es A. Z. Nr. 175 — vornehmlich die unberechtigte und unheilstiftende politische Rolle, welche sich die englischen, wie gleichfalls die deutschen evangelischen Missionare anmaßen, und er verglich deren intrigantes Treiben nicht eben vorteilhaft mit den guten Werken, christlichen Einfluß, Kultur und Sittlichkeit fördernden Bemühungen der opferfähigen und unermüdlich wirkenden katholischen Missionare. Während er die letzteren als Grundpfeiler der Civilisation bezeichnete, versicherte er mir, daß die englischen und deutschen protestantischen Missionare geradezu sein Werk erschwerten und hinderten, so daß die großen auf Missionswesen verwendeten Summen in der That weggeworfen seien, so daß diese Herren, statt zu nützen, durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil anrichteten.“

Bei dem großen Interesse, welches das deutsche Publikum gegenwärtig der Person des siegreichen Herrn Reichskommissars für Ostafrika zuwendet, haben diese Äußerungen durch einen großen Teil der deutschen und selbst der außerdeutschen Presse schnell die Runde gemacht, noch ehe man wußte, ob sie wirklich in dieser schroffen Form gethan oder durch den offenbar katholischen Berichterstatter gefärbt waren. Fast keine einzige der reproduzierenden Zeitungen hatte ein Wort zur Verteidigung der so schwer angegriffenen evang. Mission; ja, was besonders schmerzlich sein mußte, ein Blatt, wie der „Reichsbote“ sah sich in meist unzutreffenden Schlußbemerkungen auch noch zu einer tadelnden Kritik veranlaßt, die fast noch mehr verstimmte als die angeblichen Äußerungen des Herrn Reichskommissars.[2]) Es wurden von mehr als einer Seite, auch von mir,

---

[1]) Dieser Artikel wird vermehrt durch eine Zuschrift an den Herrn Reichskommissar und einen vierfachen Anhang als „Offener Brief an Herrn v. Wißmann“ separat erscheinen und die Leser werden dringend gebeten, für seine Verbreitung zu sorgen.

[2]) Auch in Nr. 169 wiederholt der Reichsbote seine unzutreffenden Bemerkungen und verweigert den „zahlreichen Zuschriften“, die ihm zur Verteidigung der evang.

an eine ganze Reihe von Redaktionen Erwiderungen geschickt, aber nur ein kleiner Teil ließ das audiatur et altera pars zu Worte kommen, und diese Parteilichkeit wiederholte sich in verstärktem Maße nach dem „Post"briefe des Herrn v. Wißmann. Eine neue betrübende Erfahrung, die uns zeigt, wie wenig *Missions*sachkunde unsre Tagespresse besitzt, wie sehr ihr der *protestantische* Corpsgeist fehlt und wie wenig geneigt sie ist, gegen Angegriffene *gerecht* zu sein.

Unter denjenigen Blättern, welche meine Erwiderung aufnahmen, befand sich die „Tägliche Rundschau". Der Artikel ist mir leider nicht zur Hand; er stimmt im wesentlichen mit dem im Reichsboten ver-

---

Mission zugegangen sind, die Aufnahme, eine Handlungsweise, die ebenso unbegreiflich ist, wie sie in den weitesten Kreisen gerechte Verstimmung erregt. Es ist eine sonderbare Logik, daß die angegriffene evang. Mission *schweigen* soll, weil „das Organ Ullsteins" die Äußerungen v. Wißmanns zu gehässigen Bemerkungen über die christl. Mission überhaupt benutzt. Ob der Reichsbote wohl dieselbe Taktik befolgen würde, wenn *er* der angegriffene wäre! Gerade die Art, in welcher „das Organ Ullsteins" (und *viele* andre Organe, namentlich ultramontane), die bis jetzt lediglich in allgemeinen Behauptungen bestehenden Beschuldigungen des Herrn Reichskommissars ausgebeutet haben, beweist doch, welche *Schädigung* der evang. Mission wenigstens in den Augen des urteilsunfähigen großen Publikums er angerichtet hat. Und nun soll es der Sache dienen, wenn wir schweigen! Der Herr Reichskommissar habe ja weitere Mitteilungen in Aussicht gestellt! Als ob wir nicht durch unsere sachlichen Erwiderungen diesen weiteren Mitteilungen eine bestimmte Richtung zu geben verpflichtet wären. Der Herr Reichskommissar müßte ja in dem Irrtum bestärkt werden, daß wir ihm recht gäben, wenn wir schwiegen.

Soeben kommt Nr. 170 des Reichsboten in meine Hand. Zu meinem nicht geringen Erstaunen enthält derselbe abermals einen Artikel über die deutsch-ostafrikanische Mission und zwar lediglich zu dem Zweck, um seine *eigenen* Axiome, in denen er sich *verritten* hat, von neuem als Weisheit anzupreisen. *Uns* verurteilt er zum Schweigen, *sich selbst* aber fährt er fort zu verteidigen. Ich weiß bestimmt, daß er Einsendungen von *Missionsfachleuten* wie D. *Grundemann* und Inspektor *Zahn* nicht aufgenommen; *sich selbst* aber hält die Redaktion für berufen, in einer Sache *so viel* zu reden, in der ihr doch die genügende Sachkunde fehlt. Sie hat früher zu der Berliner deutsch-ostafrikanischen M.-G. sehr freundlich gestanden und wir halten es für wenig ritterlich, daß sie dieselbe jetzt ohne Schwertstreich preisgiebt. Wir unsrerseits haben die genannte G. von Anfang an ihrer Aufgabe für nicht gewachsen erklärt, aber es scheint uns billig und recht, daß man wenigstens diejenigen Milderungsgründe für sie jetzt geltend macht, die vorhanden sind. Das Verhalten des Reichsboten ist in dieser ganzen Kontroverse ein *ungerecht-einseitiges* und er befindet sich in großem Irrtum, wenn er meint, daß er der Sache genützt habe, indem er ihren berufensten Vertretern es unmöglich machte, die andre Seite zur Geltung zu bringen. *Er hat dadurch nur den Gegnern der evangelischen Mission*, namentlich den ultramontanen, *Wasser auf die Mühle geliefert*. Die *Beweise* dafür sind zur Hand.

öffentlichten überein und hatte folgenden Inhalt: 1. daß die deutschen evangelischen Missionare eine „unheilstiftende politische Rolle sich angemaßt", sei ebenso überraschend, wie bei der deutsch-kolonialbegeisterten Stellung ihrer Gesellschaft unwahrscheinlich. Mißstimmungen seien allerdings vorgekommen, aber billigerweise müsse man auch die Missionare gehört haben, ehe man ein Urteil fälle.[1]) 2. Was die englischen Missionare betreffe, so seien wir bei der herrschenden kolonialpolitischen Erregtheit nicht unparteiisch. Wenn dieselben nicht für die deutsche Herrschaft geschwärmt, so solle man billig sein und bedenken, daß sie seitens der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft (nicht des Herrn v. Wißmann) wenig schön behandelt worden seien. Im ganzen liege die Sache so, daß die Kolonialpolitiker viel mehr gesucht haben, die Missionare in den Dienst ihrer Interessen zu ziehen, und verstimmt gewesen seien, wenn diese dazu nicht willig sich erwiesen, als daß die Missionare sich in die Kolonialpolitik gemischt. Leider sei gerade von deutscher Seite wiederholt der falsche Grundsatz aufgestellt worden, die Mission müsse den nationalen Interessen dienen. Wenn nun patriotische Männer unter den englischen Missionaren sich in der Hitze der kolonialen Eifersuchtskämpfe wirklich hätten hinreißen lassen, nach diesem unglücklichen Grundsatz auch ihrerseits zu handeln, so solle man seitens der Kolonialpolitiker doch nicht so ungerecht sein, ihnen aus der Befolgung eines Grundsatzes ein Verbrechen zu machen, den man selber aufgestellt. Übrigens seien die Beschuldigungen des Herrn Reichskommissars ganz allgemein gehalten und man müsse ihn bitten, Namen und Thatsachen zu nennen, damit man die beschuldigten Männer zur Rechenschaft ziehen könne. Man wisse nicht, gegen die Missionare welcher Gesellschaft die Anklage erhoben sei; die der englischen Kirchenmissionsgesellschaft könnten es schwerlich sein, da sie erst jüngst gelegentlich der traurigen Wirren in Uganda sich, den Grundsätzen ihrer Gesellschaft gemäß, alle Mühe gegeben, ihre Christen von der Einmischung in die politischen Kämpfe zurückzuhalten, während die katholischen Missionare das Gegenteil gethan. Vermutlich seien die Missionare der Universitäten-Mission gemeint; aber jedenfalls erfordere die Billigkeit, daß die allgemeine Anklage erst substantiiert und bewiesen werde.

Zum dritten hatte ich mich über das der kathol. Mission so überschwenglich gespendete Lob geäußert und zuerst bemerkt, daß gerade die katholische Mission eine große politische Rolle spiele. Ich hatte auf die allen Missionskennern wohlbekannten Thatsachen in der Südsee, in Tonkin

---

[1]) Wie man uns mitteilt, soll es sich wesentlich um einige Taktlosigkeiten eines der betreffenden Missionare handeln.

und in Madagaskar hingewiesen und dann gezeigt, daß vor allen der Kardinal Lavigerie ein politischer Intrigant sei. Als seine Missionare 1878 in das ostafrikanische Arbeitsgebiet der evang. Mission sich eingedrängt, erklärten sie: c' est pour la France aussi que nous allons travailler. In dem kolonialpolitischen Konflikt zwischen England und Portugal habe der Kardinal seine Mannen dem letzteren zur Verfügung gestellt. Erst voriges Jahr habe er in seinem offenen Briefe an den Präsidenten der französischen Republik es gerühmt, daß Uganda noch unter Mtesas Regierung infolge der politischen Thätigkeit des apostolischen Vikars Livinhac ganz nahe daran gewesen, französisches Protektorat zu werden und daß Frankreich, wenn es nur gewollt hätte, heute Herr in Ostafrika sein könnte. Wenn die französischen Missionare in Deutsch-Ostafrika heute nicht politisch intrigierten, so komme das nur daher, weil für Frankreich jetzt dort nichts zu machen sei und sie ohnehin von deutscher Seite gehätschelt würden. Endlich erklärte ich, die Bezeichnung der kathol. Mission als eines „Grundpfeilers der Civilisation" klinge fast wie eine Ironie, wenn man die 400jährige Geschichte dieser Mission kenne und auf die civilisatorischen Erfolge derselben z. B. in Südamerika, im Kongoreich, auf den Philippinen blicke. Die heutige katholische Mission pflege schöne Plantagen anzulegen und das imponiere vielen Reisenden und besonders Kolonialpolitikern. Diese Kunst sei aber gerade kein großes Kunststück, da die Patres ihre Stationen wesentlich mit gekauften Kindern bevölkerten, über die sie nach ihrer eigenen Erklärung „volle Gewalt" behielten, die also ihre Hörigen seien. Selbständige Christen zu erziehen, sei wie weiland in Paraguay, gar nicht ihr Ziel. Dies sei aber das Ziel der evangelischen Mission, deren ganze Missionsmethode folglich eine andere sein müsse. Ihr Weg sei der Natur der Sache nach ein langsamerer und unscheinbarerer, aber er führe zu selbständigen Christen, Gemeinden, Kirchen. Z. B. die Berliner Missionsstation Botschabelo in Bassutoland mit ihren über 2000 selbständigen Christen sei auch in civilisatorischer Beziehung ein ungleich soliderer Erfolg der evangelischen Mission als das künstliche Treibhaus Bagamoyo.

Soweit meine Erwiderung. Auf dieselbe wie auf vielfache briefliche Anfragen hat Herr Major v. Wißmann an die „Post" folgende Entgegnung gesandt:

„Lauterberg a. H., 6. Juli. Meine Äußerungen über evangelische Missionen in Afrika betreffend, bitte ich Sie, Nachstehendes zu veröffentlichen, da es mir besonders bei meinem jetzigen Gesundheitszustande nicht möglich ist, die vielfachen brieflichen Anfragen zu beantworten. Auch eingesandte Artikel, unter denen mir der in der „Täglichen Rundschau" vom 3. Juli von Dr.

theol. Warneck geschriebene von großer Unkenntnis der Verhältnisse Zeugnis giebt, möchte ich vorläufig durch Nachstehendes erledigen.

Der Ursprung aller Erörterungen über meine Äußerungen ist in einer Unterhaltung mit dem Redakteur der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ und mit einem Herrn, der von Ägypten aus für die „Times“ schrieb, zu suchen. Beide Herren haben nur evangelische und katholische Missionen auseinander gehalten und infolgedessen meine Ansichten über die englischen Missionen auch auf die deutschen übertragen, während meine Äußerungen in den Blättern immer mehr entstellt werden. Ich konstatiere demgemäß zunächst, daß mein Vorwurf, politische Beeinflussung ausgeübt zu haben, durchaus nicht die deutschen Missionare betrifft. Den Hauptmoment meines Gespräches mit den oben erwähnten Herren bildete der Wert der verschiedenen Missionen als jetzt bestehender Kulturfaktor in Deutsch-Ostafrika. In diesem Punkte verdient ohne Zweifel die katholische Mission bei weitem den Vorrang. Und zwar sprach ich meine Ansicht dahin aus, daß hieran nicht nur das langjährige Bestehen und die große Erfahrung der katholischen Missionen die Schuld trägt, sondern auch die Leitung derselben. Die Disciplin der katholischen Kirche scheint mir der Hauptfaktor für die Erfolge der römischen Missionen zu sein; der Umstand, daß die katholischen Missionare hinausgehen, um bis an ihr Lebensende zu wirken (eine Heimsendung wegen Krankheit ist nur äußerst selten), und die Thatsache, daß der Kultus der römischen Kirche mit seinen Äußerlichkeiten dem Wilden leichter Eindruck hinterläßt, als die nüchternen Formen der evangelischen Religion, begründen die bei weitem größeren Erfolge römischer Missionen. Jeder Kenner des Afrikaners oder wilder Völker überhaupt wird mir beipflichten, daß ein Verständnis der christlichen Religion der Liebe bei Völkern derartig niedriger Kulturstufe nicht zu erwarten ist; daß also der richtige Weg für Missionen der sein muß, daß man den Wilden zu einem höheren Wesen erzieht und ihm dann das Verständnis für die Religion beizubringen sucht.

Dies streben die römischen Missionen an, indem sie den Grundsatz befolgen: Labora et ora und nicht wie die evangelischen Missionen den für Völker auf höherer Kulturstufe passenden Spruch: Ora et labora. — Ein anderer äußerst wichtiger Punkt der großen Erfolge der römischen Missionen ist das von vielen Seiten angegriffene Aufkaufen von Sklavenkindern. Zunächst ist an und für sich dieses Vorgehen ein gutes Werk, wenn man bedenkt, was sonst aus den weit von ihrer Heimat, von ihren Eltern weggeschleppten Kindern werden würde. Und dann setzt dieser Kauf ganz allein die Missionen in die Lage, noch zu leitende, zu formende Wesen, Kinder, derartig in ihre Obhut zu bekommen, daß etwas aus ihnen zu machen ist. Ich kenne keine evangelischen Missionen in Äquatorial-Ostafrika, die ein derartiges Material für ihre Arbeit zur Verfügung hatten. Selbst wo evangelische Missionare die Eltern dafür bezahlten, daß sie ihre Kinder zum Unterricht, wenn auch nur auf Stunden, den Missionaren überließen, waren doch keine Erfolge zu erzielen. Ich habe allein aus diesem Grunde junge Missionare kennen gelernt, die, in Afrika angekommen, bitter enttäuscht, sich wieder in die Heimat wünschten, wo ihnen ganz andere Aufgaben eine lohnendere Arbeit versprächen. Daß ich den evangelischen Missionen nicht nur keine Schwierigkeiten oder Hindernisse in Ostafrika in den Weg gelegt habe, sondern dieselben in jeder mir nur mög-

lichen Weise unterstützt habe, kann ich durch Dankschreiben von seiten englischer und deutscher Missionen belegen. Daß ich aber glaube, daß bei richtiger Leitung diese Missionen unendlich mehr leisten können, daß ich die ungeheuren Summen, die für englische Missionen nach meiner Überzeugung in keinem Verhältnisse stehen zu dem Erfolge, besser angewandt wissen möchte, das will ich hier und überall wiederholen. Ich möchte nicht auf Vorkommnisse eingehen, die mich gerade im letzten Jahre hätten veranlassen können, das Interesse an den evangelischen Missionen zu verlieren. Erörterungen über diesen Punkt passen besser in eine Besprechung mit direkt Beteiligten.

Es ist, möchte ich zum Schlusse erwähnen, mein sehnlicher Wunsch, sobald meine Gesundheit hergestellt ist, auf die hier nur oberflächlich behandelten Gesichtspunkte zurückzukommen und meine langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen in Afrika den Herren zur Verfügung zu stellen, die die Organisation und Leitung evangelischer Missionen in Afrika in die Hand genommen haben, nur von dem Wunsche beseelt, auch unsere evangelischen Missionen zu segensreichen Kulturfaktoren heranwachsen zu sehen. Ich weiß, daß alle Kenner Afrikas, Kaufleute, Forscher und Soldaten, Deutsche, Engländer oder welcher Nation sie auch angehören, mit mir in allen eben erwähnten Punkten übereinstimmen.

Wie ich in meinem letztgeschriebenen Werke „Unter Deutscher Flagge quer durch Afrika", so haben sich viele andere in diesem Sinne geäußert, viele haben es unterlassen, um nicht in eine ihnen unbequeme Polemik hineingezogen zu werden. Diesen Standpunkt aber halte ich für mehr als falsch, denn was kann den Vorkämpfern der christlichen Religion der Wahrheit willkommener sein, als eine Beurteilung ihrer Thätigkeit von Männern, die das Feld derselben genau kennen. Und sollten selbst meine Äußerungen für manche Punkte nachhaltig widerlegt werden können, so würden dieselben doch dazu beitragen, den richtigen Weg, der zum Ziele führt, näher zu beleuchten. Ich bin vorläufig außer stande, mich über dies Thema weiter auszulassen und bitte daher, weitere Erörterungen aufzuschieben oder an den Herrn Pastor Diestelkamp in Berlin einzusenden, mit dem ich, sobald meine Gesundheit wieder hergestellt sein wird, in Verbindung zu treten hoffe.

Diese Darlegung weicht ja ihrem Inhalte nach einigermaßen, ihrem Tone nach wesentlich von dem Bericht in der A. Z. ab, und besonders der Schlußpassus ist so versöhnlich gehalten, daß wir den Weg zu einer *friedlichen Verständigung*, den er einschlägt, gern mitgehen. Die evangelische Mission ist wahrlich nicht kritikscheu. Schon als Protestanten liegt uns die Kritik im Blute. *Wir selbst kritisieren uns eher zu viel als zu wenig.* Wenn der Herr Reichskommissar z. B. auch nur einen einzigen Jahrgang der Allg. Missions-Zeitschrift einzusehen sich entschließen könnte, so würde er sich davon überzeugen. Nur die römische Mission als das Werk einer „unfehlbaren" Kirche übt an sich selbst keine Kritik. Sie sieht nur den Splitter in unserm Auge und wird des Balkens in ihrem eigenen Auge nicht gewahr. Die ev. Mission lernt auch gern von der Kritik der Reisenden,

Kaufleute, Soldaten und Kolonisten, so anders diese Kritik eine gerechte und — auf Missionsverständnis beruhende ist, was, soweit unsre Kenntnis reicht, leider bisher nur in seltenen Fällen zugetroffen. Was an den durch die A. Z. bekannt gewordenen Äußerungen des Herrn Reichskommissars verstimmte und mit Recht verstimmte, das waren die allgemein gehaltenen, weder substantiierten noch bewiesenen Beschuldigungen. Allgemeine Anklagen richten immer Unheil an.[1]) Auf eine rein sachliche, mit Thatsachen und Gründen operierende Debatte werden wir uns mit Vergnügen einlassen, und dem Herrn Reichskommissar nur dankbar sein, wenn er seine Afrikaerfahrungen in einer wohlwollenden Weise zur Förderung der evangelischen Mission in die Öffentlichkeit zu bringen die Güte haben wird, auch dann, wenn er uns manches tadelnde Wort sagen sollte. Nur muß auch er seinerseits unsern Thatsachen und Gründen Gehör zu schenken den aufrichtigen Willen haben.

Er beschuldigt mich „großer Unkenntnis der Verhältnisse"; ich habe aber vergebens in dem an die „Post" gerichteten Briefe die Beweise für diese Beschuldigung gesucht. Der Herr Major würde mit Recht sehr ungehalten sein, wenn ich ohne allen Beweis die Behauptung gegen ihn aufstellen wollte: es fehle ihm an Verständnis für die religiöse Aufgabe der Mission. Nun, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und jedermann soll sich nach dem Worte richten: was ihr nicht wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht. Vermutlich bin ich dem Herrn Major ein unbekannter Mann und von meinen zahlreichen Missionsschriften ist ihm vielleicht keine zu Gesicht gekommen. Ich bin der guten Zuversicht, daß gerade die Missionssachverständigen unter uns gegen diese Beschuldigung mich in Schutz nehmen. Ich habe meinen Artikel in der „Tägl. Rundschau" seinem wesentlichen Inhalte nach getreu skizziert und die Leser mögen selbst urteilen, ob die Erwiderung des Herrn Majors mir „große Unkenntnis der Verhältnisse" in demselben nachgewiesen hat. Sollte ich in dem einen oder andern Punkte geirrt haben, so wäre es billig gewesen, dies zu beweisen. Niemand läßt gern seinen guten Namen in der öffentlichen Meinung diskreditiert werden.

---

[1]) Eigentlich sind die Urteile des Herrn v. Wißmann über die Missionen nicht neu; sie finden sich im wesentlichen bereits in seinen Reisewerken: „Im Innern Afrikas" und „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika" und sind auch schon in der A. M.-Z. 1889, 189 mitgeteilt und besprochen worden. Was ihnen jetzt solche Verbreitung und solches Gewicht gegeben hat, das ist der Erfolg, den er als Kriegsmann in Ostafrika gehabt und die Popularität, deren er sich deshalb erfreut. In den genannten Büchern machten die übrigens limitierten Äußerungen einen weit weniger provocierenden Eindruck, weil sie in unmißverständlicher Weise lokalisiert waren und auch der evangelischen Mission viel gerechter wurden.

Wenn des Herrn Majors Erklärung in der „Post" etwas anders lautet als seine Äußerungen in der „A. Z.", so kann mir doch um so weniger der Vorwurf der Unkenntnis daraus gemacht werden, als ich ausdrücklich sagte: „Ich kann mir nicht denken, daß ein hoher Beamter des deutschen Reiches so über die evang. Mission gesprochen hat." Auf meine Bemerkungen bezüglich der englischen Missionare ist Herr v. Wißmann gar nicht zu reden gekommen. Daß in ihnen die „große Unkenntnis der Verhältnisse" liegen soll, ist auch dann unwahrscheinlich, wenn der Herr Major durch Namen und Thatsachen bewiesen haben wird, daß die englischen Missionare wirklich eine „unheilstiftende politische Rolle" gespielt, denn ich habe die Möglichkeit nicht von vornherein geleugnet, sondern nur Milderungsgründe geltend gemacht. Und wenn ich auch ihnen das Recht des audiatur et altera pars gewahrt wissen wollte, so wird er billig denkend genug sein, dies als eine Forderung der Gerechtigkeit anzuerkennen; gewährt doch selbst das Gesetz jedem Angeschuldigten das Recht der Verteidigung.

Bezüglich der deutschen Missionare stellt aber der Herr Reichskommissar die politische Anklage der A. Z. entschieden in Abrede; ich habe dasselbe gethan. Hier kann also meine große Unkenntnis auch nicht liegen. Daß, wie ich schrieb, „Mißstimmungen" vorgekommen sind, ist gleichfalls richtig. Es ist zart und löblich, wenn Herr v. Wißmann diese Dinge jetzt in „einer Besprechung mit direkt Beteiligten" abmachen will; aber er wird dann auch zugeben, daß es besser gewesen wäre, wenigstens bis dahin dann auch die Beschuldigungen ins allgemeine zu unterdrücken, da gerade durch sie viel böser Verdacht erweckt und so viel Mißstimmung hervorgerufen ist. Mit mir haben viele missionssachverständige Männer von Anfang an ernste Bedenken gegen die Berliner ostafrikanische Mission gehabt und Unannehmlichkeiten für die gesamte evangelische Mission von ihr befürchtet.[1]) Aber obgleich diese Befürchtungen jetzt leider in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, bin ich doch gerecht genug zu wiederholen: ehe man ein Urteil fällt, muß man auch die deutschen Missionare gehört haben; vermutlich werden auch sie glauben, Grund zu Beschwerden zu haben. Eine Begünstigung der kathol. Mission hat jedenfalls stattgefunden, wie schon die Thatsache zeigt, daß die Benediktiner zur Ansiedelung gerade auf der evang. Station Dar es Salam ermutigt worden sind. (Vergl. „Miss.-Blätter der St. Benediktus-Miss.-Genossenschaft" Nr. 2 S. 38.) Auch von andern deutschen Kolonien wird geklagt, daß den Missionaren Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden; so ist z. B. im Togolande das Ansinnen

[1]) Siehe Art. der „Berliner Börsen-Zeitung" S. 367.

ellt worden, daß für die missionarische Straßenpredigt erst die kolonial-
igkeitl. Erlaubnis eingeholt werden müßte. Ob diese Schwierigkeiten,
r die man sich hüben und drüben beschwert, beseitigt werden, wenn die
sche evang. Mission an Ort und Stelle von einem Theologen geleitet
d, oder wenn eine gut organisierte ältere deutsche M.-G. in die Arbeit
t, ist keineswegs ausgemacht. Sollten evangelische Missionare deutscher
r englischer Nationalität den kolonialobrigkeitlichen Gesetzen sich nicht
ägt haben, was wir a priori nicht annehmen können, so würden
ein großes Unrecht begangen haben; wir glauben aber, daß nicht bloß
Missionare auf den deutschen Kolonien mehr sich schicken, sondern daß
die Verwaltungen ihnen eine größere Freiheit der Bewegung zu
ähren lernen müssen. Es ist höchst erfreulich, wenn ein Kaiserlicher
onialbeamter ein so lebhaftes Interesse an der Mission hat, daß er
st Missionstheorien aufstellt; aber der Herr Reichskommissar wird nicht
Abrede stellen, daß dieses missionsreformatorische Streben die Gefahr
destens nahe legt, in die interna der Mission einzugreifen und Kolonial-
tik bezw. Kolonialwirtschaft in die Mission zu mischen.

Meine „Unkenntnis der Verhältnisse" könnte also nur in meinem Ur-
über die kathol. Mission liegen. In dem Postartikel beschränkt Herr
Wißmann sein Lob der kathol. Mission auf dieselbe als einen „be-
nden Kulturfaktor" und zwar „in Deutsch-Ostafrika". Das
zt etwas anders als die Äußerungen in der A. Z., die weit allgemeiner
eten und gegen welche sich meine Bemerkungen richteten sowohl bezüglich
politischen Rolle, die die kathol. Mission spielt, wie ihrer Mißerfolge
auf dem civilisatorischen Gebiet, Bemerkungen, die sich auf That-
sen stützen, welche nicht aus der Welt zu schaffen sind, und die ich
e leicht vermehren können. Herr v. Wißmann ist gegen mich in dem
zen Vorteile, daß er eine Anzahl katholischer Missionen in Afrika
hen hat; ich bin vermutlich gegen ihn in dem Vorteile, daß ich seit
r ziemlich langen Reihe von Jahren die Geschichte nicht bloß der
ngelischen, sondern auch der katholischen Mission quellenmäßig studiert
. Der Herr Reichskommissar möge mich nicht für unbescheiden halten,
n ich zum Beweise dafür, daß dieses Studium kein oberflächliches ge-
n, ihn bitte, wenigstens einige Blicke in meine „Protestantische Be-
tung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission" (Gütersloh
4 und 1885), besonders Kap. IX—XII, zu werfen, vielleicht sieht er
auch die römische Mission in einem protestantischeren Lichte.
bezüglich Ostafrikas sind meine Bemerkungen über den kathol.
ionsbetrieb durchaus korrekt gewesen. Schon 1887 (241) hat die Allg.
Z. einen gründlichen, auf katholischen Quellen beruhenden Artikel über

Bagamoyo gebracht, welchen auch Merensky seiner Erwiderung auf das Lob der kathol. Mission seitens des Herrn v. Wißmann zu Grunde gelegt hat.[1]) Dieser Artikel hat die ganze uns augenblicklich beschäftigende Streitfrage eigentlich längst erledigt; ich weiß nicht, ob derselbe und ob überhaupt die Allg. Miss.-Z. dem Herrn Reichskommissar je zu Gesicht gekommen ist. Was ich über den römischen Missionsbetrieb in Deutsch-Ostafrika angedeutet und nur unausgeführt gelassen habe, weil ich es als endlich allgemein bekannt voraussetzte und meine Entgegnung sonst zu lang geworden sein würde, wird ja bestätigt durch den Postartikel des Herrn Majors, nur daß er verteidigt, was wir angreifen. Es hat dem Herrn Reichskommissar nicht gefallen, durch Anführung von Namen und Thatsachen die von mir ganz bescheiden erbetenen Beweise für seine gegen die evangelische Mission erhobenen allgemeinen Beschuldigungen zu erbringen, sondern er beschränkt sich darauf, missionstheoretische Bemerkungen zu machen, die abermals ziemlich allgemein gehalten sind. Nach meiner bescheidenen Auffassung hätte der Herr Reichskommissar mich nicht der Unkenntnis der Verhältnisse, sondern der Aufstellung einer falschen Missionstheorie beschuldigen müssen. Denn das ist der Unterschied zwischen seinen und meinen Ausführungen, **daß wir eine verschiedene Missionstheorie vertreten.** Und zwar in doppelter Beziehung: erstens bezüglich des Verhältnisses der Mission zur Kultur und zweitens bezüglich der eigentlichen Missionsmethode. Ich werde um dies zu beweisen genötigt, ganz elementare Missionswahrheiten zur Sprache zu bringen. Ich bitte deshalb um Verzeihung, aber es ist unumgänglich nötig, da die Erfahrung zeigt, wie wenig dieselben bis jetzt dem größeren Publikum auch nur zur Kenntnis, geschweige zum Verständnis gekommen sind.

Herr v. Wißmannn und mit ihm eine große Anzahl von Reisenden, Kaufleuten und Kolonialpolitikern ist der Meinung, daß die Erziehung zur Arbeit eine, wenn nicht die Hauptaufgabe der christlichen Mission unter nicht civilisierten Völkern sei, und er lobt die römische Mission,

---

[1]) Ich habe mir erlaubt, diesen Artikel Merenskys anhangsweise in meiner Broschüre „Offener Brief" 2c. mitzuteilen und zwar aus drei Gründen:

1. Weil Merensky sich darüber beklagt, daß die meisten Zeitungen demselben die Aufnahme verweigert, andre ihn nur verstümmelt abgedruckt hätten;

2. Weil der Artikel die nötigen Details über Bagamoyo enthält und ich fürchten muß, daß meine einfache Verweisung auf die A. M.-Z. bei vielen Lesern eine vergebliche ist; und

3. Weil Merensky Afrika und die afrikanischen Missionen auch aus eigner Anschauung kennt und während seines 23jährigen dortigen Aufenthalts eine erfolgreiche Missionsthätigkeit ausgeübt hat.

sie das labora dem ora voranstellt. Ich weiß nicht, ob die
reter der kathol. Mission sich über dies sehr zweifelhafte Lob freuen.
Hereinziehung dieses Sprüchwortes, mit dem Herr v. Wißmann in
Fußstapfen des Herrn Grafen J. Pfeil tritt, der auf dem „Allg.
ıgreß zur Förderung überseeischer Interessen“ gleichfalls das „erst labora“
angte, verschiebt die Missionsfrage ganz und gar. Wenn die christl.
ssion zu einem heidnischen Volke kommt, so lehrt sie zunächst weder
n noch arbeiten, sondern sie sucht ihrer von **Jesus Christus** ihr ge=
lten Aufgabe gemäß, durch Lehre das Volk zum Glauben an das
angelium zu erwecken. Der Glaube wird dann die innere Trieb=
ıft, die zum Beten und auch zum Arbeiten erzieht. Nur wer die
cht des Glaubens kennt und anerkennt, kann recht und gerecht über
ssion urteilen und raten. Wir bitten Herrn v. Wißmann, uns kon=
t zu sagen, wie er sich den Prozeß des „erst labora“ denkt.
nverkauf ist ausgeschlossen nach der Aufhebung des Sklaven=
ndels. Die freien Neger werden sich den das „erst labora“ vertretenden
ssionaren schwerlich freiwillig zu den Arbeitserziehungsversuchen stellen.
, wenn sie frei vom Heidentum werden, so werden sie auch freiwillig
Arbeit; aber wenn die Mission sie erst zu Arbeitern und dann zu
risten machen soll — welchen Weg empfiehlt dazu der Herr Reichs=
mmissar? Sollen die Kolonialregierungen zwangsweise die freien
te den Missionaren zuführen und zwangsweise ihnen helfen, sie zur
beit zu nötigen? Das kann doch unmöglich die Meinung des Herrn Majors
n. Herr Graf J. Pfeil schlug allerdings vor, den Neger seiner
eiheit zu berauben, mit Gewalt ihn zur Arbeit zu zwingen
d die kriegerischen Stämme zur Bezwingung der friedlichen
benutzen. Aber der Kaiserliche Reichskommissar kann das nicht
pfehlen. Und was würde der Herr Jesus Christus zu einer
chen Missionsmethode sagen?

Nach unsrer auf den Befehl Christi und das Vorbild des großen
denapostels Paulus sich gründenden Auffassung hat die Mission in
ster Linie eine **religiöse**, nicht eine wirtschaftliche Aufgabe, nämlich das
angelium zu predigen, die Völker zu lehren, aufzuthun ihre Augen, daß
sich bekehren. Nicht als Plantagenbebauer, nicht als Wirtschafts=
pektoren, nicht als Arbeitserzieher hat der Sohn Gottes seinen Boten
alle Welt zu gehen befohlen, sondern als Verkündiger einer Heils=
schaft, als Zeugen der evangelischen Wahrheit. Zuerst sollen sie das
ich Gottes bauen unter den Heiden, den civilisierten wie den
ivilisierten, und dann, wenn sie das zuerst thun, haben sie die Ver=
ßung, daß ihnen das andre, also in unserm Falle: der Kulturerfolg,

zufallen werde. Und bis jetzt hat sich diese Verheißung an der evang. Mission auch reichlich erfüllt. Der Herr Reichskommissar möge mir nicht zürnen, wenn ich mir abermals die Freiheit nehme, ihn auf ein Buch von mir aufmerksam zu machen, das sich der Gunst weiter auch nichtmissionarischer Kreise zu erfreuen das Glück hatte, nämlich auf meine „Gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" (Gütersloh, 1879), eine Arbeit, in welcher nicht nur das Verhältnis der Mission zur Kultur, wie ich glaube, evangelisch-korrekt dargelegt, sondern auch der Kulturerfolg der evang. Mission auf Grund von lauter Thatsachen quellenmäßig nachgewiesen ist. Die Erziehung zur Arbeit ist zunächst überhaupt nicht Missionsaufgabe, sondern **Kolonisations**aufgabe. Aber die Mission leistet den Kolonisatoren in der Lösung dieser Aufgabe einen wichtigen Helferdienst, weil sie eine solche innerliche Umwandlung der Heiden anstrebt, welche sittlicher Antrieb zur Arbeit wird (Vgl. A. M.-Z. 1887, 147: Welches Interesse und welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit?).

Durch die Verhältnisse in uncivilisierten Ländern sind die Missionare genötigt, allerlei praktische Arbeit zu thun, nicht bloß Bau-, sondern auch Garten-, Feld- und Handwerksarbeit; sie sind es, teils um sich selbst Wohnung und Nahrung, teils um den Eingebornen eine bessere Erwerbsquelle zu schaffen, und sie sittlich und wirtschaftlich zu heben. Es liegt auf der Hand, daß sie so durch Vorbild und direkte Anleitung einen großen civilisatorischen Einfluß üben auch ohne eigentlichen Plantagenbau und Handwerksschulen. Aber immer bleibt diese Thätigkeit Nebenarbeit, und sie soll nur soweit gepflegt werden, als wirkliche Nötigung zu ihr vorliegt und sie zur Unterstützung der eigentlichen Missionsarbeit unentbehrlich ist. Auch der evangelischen Mission fehlt es nicht an Veranstaltungen für direkte Kulturarbeit. Wir haben eine ganze Anzahl sogenannter industrial missions, welche die Eingebornen in allerlei technischen Fertigkeiten: Feldbau, Handwerk u. s. w. unterrichten. Ich erinnere nur an die auf der ganzen Westküste Afrikas rühmlichst bekannten Werkstätten der Baseler M. und an die Lovedaler Anstalten in Südafrika. Merkwürdigerweise hat sich aber gegen die letzteren, die fast in den Himmel zu heben lange Zeit Mode war, jüngst unter den südafrikanischen Kolonisten eine heftige Opposition geltend gemacht, weil — — durch ihre Arbeit und Arbeiter die Preise herabgedrückt würden! Das ist die Quittung über die missionarische direkte Kulturarbeit. Es gehört gar nicht zu den unmöglichen Dingen, daß wir in Deutsch-Ostafrika ähnliches erleben, falls die Mission im größeren Maße Handwerk und Plantagenbau und was damit unzertrennlich verbunden ist: Handel dort triebe und die Kolonisten

Kolonial-Gesellschaften sich dadurch geschädigt glaubten. Man würde aus der Kulturarbeit, die man jetzt lobt, eine Anklage machen agen: Die Mission mischt sich in wirtschaftliche Dinge, ie nichts angehen, ganz ähnlich, wie man ihr jetzt vorwirft: ıische sich in die Politik, obgleich in kolonialen Kreisen ausdrücklich rdert worden ist, sie müsse den nationalen Interessen dienen. ›er Südsee ist diese Parole längst ausgegeben worden. Und unter Anklagen gegen die älteren jesuitischen Missionen, speciell auch gegen ›on Unkundigen so gerühmte in Paraguay, spielte die Verquickung Handel und Wirtschaftsbetrieb eine große Rolle.

Ich habe die ostafrikanische Mission von ihrem Beginn an mit ıderem Interesse verfolgt. Da kamen nach Livingstones Tode zuerst Schotten, um ihrem großen Landsmann ein Denkmal nach seinem en in ihrer Nyassamission zu errichten. Beide, die staatskirchliche tische Mission im Schirehochlande wie die freikirchliche am westlichen des Nyassa verbinden mit der Evangelisierungsthätigkeit umfassende turarbeit. Die erstere hat auf ihren 3 Stationen (Blantyre, ıasi, Chirazulo) neben 4 ordinierten Missionaren und 2 Ärzten ıdustrial missionaries in ihrem Dienste, deren specieller Beruf st, handwerkliche und landwirtschaftliche Arbeit zu thun bezw. zu n. Dazu steht diese Mission in Verbindung mit den ausgedehnten eeplantagen der Herren Buchanan. Die freikirchliche schottische Mission, schon von ihrer berühmten Lovedaler Kulturarbeit her wirtschaftliche ›itionen in ihre Livingstoniamission mitnahm, unterhält gleichfalls ı 5 ord. Missionaren, 2 Ärzten und einer Anzahl Lehrern 3 artisan ıgelists. Im Anschluß an sie ist auch die jetzt so viel genannte enson Road gebaut worden. Herr v. Wißmann hat diese Mission en und ihr, doch wohl bezüglich ihrer Kulturarbeit, das Zeugnis ;estellt, daß sie den besten römischen Missionen ebenbürtig zur Seite . Bezüglich ihrer Schulthätigkeit übertrifft sie die römische Mission , denn sie zählt jetzt 3000 Kinder in ihren zum Teil schon von ›bornen Lehrern bedienten Schulen, welche freiwillig kommen und Teil sogar Schulgeld bezahlen.

Nach den Schotten trat die Church Miss. Soc. in die ostafrikanische it zuerst durch die Gründung von Freretown. Auch hier sind ı zahlreichen Lehrern und Lehrerinnen fortgehend Laienmissionare ȝ gewesen, deren Aufgabe in der Unterweisung der Schwarzen zur ıigfaltigsten praktischen Thätigkeit bestand. Es war nicht leicht, underte von befreiten Sklaven, welche in Freretown bezw. Kisulutini seinen Filialen angesiedelt wurden, an einige Ordnung, Disciplin

und Arbeit zu gewöhnen; aber wie z. B. die Zeugnisse des Herrn Cecil Ashley und des Mr. J. H. B. Warner (Ch. M. S. Rep. 1884/85 p. 44) beweisen, ist geleistet worden, was bei der Kürze der Zeit, der Schwierigkeit der Verhältnisse und den politischen Wirrnissen möglich war. Der Mission in Dschagga hat selbst der deutsche Reisende Borchert ein günstiges Zeugnis ausgestellt. Die Ugandamission war von ihrem Anfang an eine industrial mission. Sie stand jahrelang unter der Leitung des von allen unparteiischen Kritikern hochbelobten Mr. Mackay, der ein Ingenieur war, und in den ca. 14 Jahren ihres Bestehens hat sie trotz der denkbar größten Hindernisse auch in kultureller Beziehung Großes geleistet (vergl. meine „Missionsstunden" II. (3. Aufl. Gütersloh 1890) Nr. 10. 11. 12).

Fast zu gleicher Zeit mit der Ch. M. S. kam die Universitäten-Mission. Auch sie verwendet neben ihrer Schulthätigkeit viel Fleiß auf die Erziehung der Schwarzen zu allerlei Arbeit und hat außer 17 „Priestern" 20 Laienmissionare in ihrem Dienste. Infolge eines ungerechten Angriffs des Reisenden Lenz richtete Archidiakon Farler (1887 vom 4. Aug.) einen instruktiven Brief an die Times, in welchem er die umfassende wirtschaftliche Thätigkeit auf der Station Magila in der specialisiertesten Weise anschaulich schilderte (Allg.-M.-Z. 1887, 537). Auch fehlt es nicht an Zeugnissen konsularischer Autoritäten, wie z. B. des Kolonel E. Smith und des Mr. G. H. Johnston (Centr. Afr. M. Rep. 1889, p. 16), welche sich anerkennend über die Kulturarbeit dieser Mission aussprechen.[1]) Die Mission der Freimethodisten und der Londoner, die hier weniger in betracht kommt, übergehe ich.

Angesichts dieser Thatsachen ist es uns überraschend, daß der Herr Reichskommissar die evangelische Mission in Ostafrika einer Vernachlässigung des labora beschuldigt. Der große Unterschied zwischen der römischen und protestantischen Praxis scheint mir der zu sein, daß die erstere, weil sie es lediglich mit gekauften und darum unter „voller Gewalt" gehaltenen, also unfreien Leuten zu thun hat, auf welche sie, wenn auch in milder Form, Arbeitszwang ausübt, augenblicklich ein bestechenderes Resultat erzielt, während die evangelische Mission, welche freie Leute zur freiwilligen Arbeit erziehen will, augenblicklich im Nachteile ist. Lassen wir beiden Missionen nur längere Zeit, so wird sich ja zeigen, welche von ihnen am nachhaltigsten wirkt und auf die freien Eingeborenen den wurzelhafteren erziehlichen Einfluß übt.

---

[1]) The industrial element holds an important part in our work at all stations (Centr. Afr. 1890, 126).

Wir reden von einer Erziehung zur Arbeit. Unter Erziehung
erstehen wir weder Dressur noch Zwang. Die römische Mission
Scheinerfolge, indem sie Dressur und Zwang anwendet. Sie hat
ihrer idealsten Weise weiland in Paraguay gethan, reichlich 1½
undert hindurch; und doch stürzte alles zusammen und blieb
nicht ein Rest von Civilisation, als die Jesuiten das Land
en mußten, einfach darum nicht, weil sie bloße Puppen dressiert
Es würde in Ostafrika vermutlich ganz dasselbe eintreten, so-
die Patres ihre Musterstationen sich selbst überlassen müßten. Auch
cht abzusehen, wie sie einen Einfluß auf das Volk gewinnen
, da sie ausgesprochenermaßen grundsätzlich sich mit den erwachsenen
ornen nicht befassen wollen, sondern auf die Gewinnung von
dern, noch dazu meist fremden, die sie angekauft, sich beschränken.
n giebt es doch auch noch andre wichtige Kulturfaktoren außer der
zsmäßigen Anhaltung zur Handarbeit, z. B. Schule, Literatur, Ver-
ng des Familienlebens, Gewöhnung an ein gesundes Maß von
ierter Bekleidung, Wohnung u. s. w., welche der Mission als einer
ösen, sittlichen, geistigen Macht näher liegen und die indirekt alle
serzieherisch wirken. Wir geben völlig zu, daß die französische Art,
utige", wie Stanley sagt, Plantagenstationen anzulegen, für die
n Kolonialpolitiker etwas sehr Bestechendes hat; aber was wir nicht
en ist, daß diese Plantagenstationen als ein großer Missions-
bezeichnet werden. Auch „Grundpfeiler der Civilisation"
n wir in ihnen nicht erblicken, da die bisherigen Thatsachen einer
ca. 400jährigen römischen Missionsgeschichte bewiesen haben, daß
Dressur- und Zwangsarbeitssystem die Völker nicht civilisiert
Diese Plantagenstationen mögen eine Art schöner Oasen sein, die
selbst machen sie nicht zum fruchtbaren Lande. Die römische
on stellt durch ihre Plantagenstationen schnell einen äußerlichen
z vor das Auge und das imponiert, während der innerlichere,
Freiheit und Selbständigkeit erziehende Weg der evang. Mission
angsamerer ist, auch manche Karikaturen in seinem Gefolge hat
wenig äußeren Prunk darbietet, der schnell ins Auge fällt. Ich
rte an Botschabelo in Bassutoland. Ich zweifle keinen Augen-
daß, wenn der Herr Reichskommissar diese evangelische Mis-
sstation und an ihr den Unterschied zwischen evangelischem
römischem Missionsbetrieb auch in civilisatorischer Beziehung gesehen
sein Lob Bagamoyos ein viel relativeres werden würde. Vielleicht
das Baseler Missionsgebiet auf der Goldküste besucht, und wird
dann recht geben, daß hier die evang. Mission eine ganz anders

wurzelnde Kultur gepflanzt hat als die römische auf ihren ostafrikanischen Enklaven.[1])

Auch mit der *Missionsmethode*, welche nach dem Vorbild der römischen Praxis der Herr Major empfiehlt, können wir uns als evangelische Christen nicht einverstanden erklären. Zunächst müssen wir dem Herrn Reichskommissar ganz entschieden darin widersprechen, daß er behauptet, die römische Mission habe die „*bei weitem größeren Erfolge*" und daß dieselben „begründet seien in dem leichteren Eindruck, den der Kultus der römischen Kirche mit seinen Äußerlichkeiten dem Wilden hinterlasse". Ich weiß nicht, ob der Herr Major sich mit Missionsgeschichtsstudien eingehend beschäftigt, ob er z. B. mit der allgemeinen Missionsstatistik vertraut ist. Er hat den Vorzug gehabt, auf seinen afrikanischen Reisen *einige* Missionen beider Konfessionen gesehen zu haben und das giebt ihm ja ein Recht, ein Urteil zu fällen, aber es beschränkt dieses Recht auf diejenigen Missionen, die er gesehen hat. Möglich, daß gerade seine Augenzeugenschaft ihm einen größeren Erfolg der römischen Mission gezeigt. Hätten sich seine Reisen auf andre Gebiete des dunklen Weltteils erstreckt, der Südsee ganz zu geschweigen, z. B. die Westküste Afrikas von Sierra Leone bis zum Niger, auf Südafrika oder Madagaskar, so würde er die „weit größern Erfolge" auf seiten der evang. Mission gefunden haben. Es ist überhaupt mißverständlich, so generaliter die Erfolge der Missionen beider Kirchen zu vergleichen. Um gerecht zu sein, muß man die Länge der Arbeitszeit, die Zahl der Arbeiter, die angewendeten Missionsmittel, die Qualität der Missionschristen bei dieser Vergleichung in Ansatz bringen. Die römische Mission ist der evangelischen auf vielen Gebieten 2—3 Jahrhunderte voraus und hat zahlreichere Arbeitskräfte gehabt. Darum sind z. B. auf den asiatischen Missionsgebieten ihre Zahlen *absolut* größer als die unsern. Das kann aber nur den Unkundigen täuschen. *Relativ*, d. h. wird etwa vom Anfang dieses Jahrhunderts an der Missionserfolg verglichen, zeigt auch auf diesen Gebieten die evang.

[1]) In Nr. 170 des Reichsboten wird ein Urteil des „Afrikareisenden Oskar Borchert" mitgeteilt, in welchem er die Arbeit der englischen Kirchenmissions-Gesellschaft in *Dschagga* und die der *Neukirchener* am Tana von dem ungünstigen Urteile des Herrn v. Wißmann über die evang. Mission in Ostafrika ausnimmt. In demselben heißt es u. a.: „*Erziehung der Jugend durch Arbeit und Erlernung nützlicher Handwerke schien mir dort die Hauptdevise zu sein.*" Die Neukirchener Mission wird über dieses von Herrn B. wohlgemeinte Lob vermutlich selbst am überraschtesten sein. Mit dem durch und durch religiösen Charakter derselben stimmt es jedenfalls nicht; aber es macht von neuem anschaulich, was die Herren Reisenden und Kolonialpolitiker als die „*Hauptdevise*" der Mission wünschen und wonach sie dieselbe beurteilen.

ſſionsthätigkeit die größere Zahl.[1]) Dagegen weiſt auf den neueren ſſionsgebieten faſt überall die evang. Miſſion auch abſolut größere hlen auf. Um nicht zu weitläufig zu werden, erlaube ich mir, auf das iſtiſche Kapitel (XIII) meiner „Proteſtant. Beleuchtung“ zu verweiſen, allerdings jetzt mancher Korrektur im weſentlichen zu gunſten der ng. Miſſion bedarf. Nur das ſei noch bemerkt, daß die römiſche ſſionsſtatiſtik für den Nichtkundigen dadurch irreleitend iſt, daß ſie ſtets katholiſche Bevölkerung giebt, alſo die geſamten eingewanderten oniſten ꝛc. mitzählt, was z. B. für Algier, Tunis, Neuſeeland, Au- lien ganz täuſcheriſche Zahlen giebt, während die evang. Miſſions- tik ſich korrekterweiſe auf die eingebornen Heidenchriſten be- änkt.

Aber vielleicht will der Herr Reichskommiſſar auch ſeine Behauptung glich des größeren Erfolgs der römiſchen Miſſion lediglich auf Deutſch- tafrika reduziert wiſſen. Nun, auch in dieſer Beſchränkung ſtimmt nicht mit den offiziellen ſtatiſtiſchen Angaben überein. Vor mir liegen Missiones Catholicae, der amtliche Jahresbericht der römiſchen Propa- nda pro 1889. Nach demſelben hat das apoſtoliſche Vikariat Sanſibar: atholici circiter 1800“ auf 10 unter der Leitung von 18 Prieſtern 15 fratres coadiutores ſtehenden Stationen; die Arbeit hat be- nnen 1860. Die 1800 Catholici ſind nicht aus den erwachſenen Ein- orenen auf dem Wege des Zeugniſſes und der Überzeugung chriſti- iert, ſondern ſind geſammelt worden weſentlich durch den Kauf oder erweiſung fern hergekommener Kinder. Die algieriſchen Miſſionare wie deutſchen Benediktiner haben in dem betreffenden Gebiete noch ſo gut keine Erfolge.

Die evang. Miſſion in Deutſch-Oſtafrika iſt viel jünger. Nehmen zunächſt die der Church Miss. Soc., deren Uſagara-Miſſion erſt ſeit 80 beſteht und 3 (bezw. 5 wenn man Ugui und Mſalala einſchließt) ationen zählt. Die Statiſtik dieſer Miſſion pro 1889 iſt noch nicht ienen; innerhalb der deutſchen Intereſſenſphäre mag ſie aber vor dem ſtand die Zahl 100 kaum überſchritten haben. Faßt man dagegen die ſamte Thätigkeit der Ch. M. S. in Oſtafrika (alſo inkl. Mombas- trikt), jedoch ohne das z. Z. unberechenbare Uganda ins Auge, ſo den wir auf zuſammen 10 Stationen unter 9 ordinierten Miſſionaren a 2400 Chriſten, von denen allerdings wohl die Hälfte bis Zweidrittel reite Sklaven ſein mögen. In ganz kleinem Umfange beſteht die ombasmiſſion ſeit 1844, während erſt 1875 ein energiſcher Betrieb eintrat.

[1]) Siehe Art. „Eine Probe ultramontaner ꝛc.“ S. 363.

Die Central African oder Universities M., deren Thätigkeit, von Sansibar abgesehen, gleichfalls erst Mitte der siebziger Jahre beginnt, und deren Gebiet zum weit größten Teil in Deutsch-Ostafrika liegt, hat z. B. auf 11 Stationen unter 17 ordinierten Missionaren 1922 Christen, von denen auch ein bedeutender Bruchteil aus befreiten Sklaven besteht.

Vergleicht man diese Zahlen, so kann von einem „weit größeren Erfolge" der römischen Mission selbst in Ostafrika keine Rede sein. Die Arbeitszeit der evangelischen Mission in Ostafrika ist überhaupt viel zu kurz, als daß schon großer Erfolg hätte erzielt werden können. Zumal bei der kleinen deutschen Mission (die bayrische und die Neukirchener gehören nicht mehr ins deutsche Gebiet, unsres Wissens sind sie auch niemals von dem Herrn Reichskommissar besucht worden) kann selbstverständlich nach einem knapp 3—4jährigen Bestand und bei nur 2 Missionaren um so weniger bis jetzt ein Erfolg erwartet werden, als der Aufstand so überaus hemmend in ihre Thätigkeit eingegriffen hat. Die römische Mission hat das Glück gehabt, das in seiner Art jedenfalls trefflich geleitete Bagamoyo mit seinen Absenkern, also gerade eine ihrer Musterstationen, dem Herrn Reichskommissar wie auf einem Präsentierteller zeigen zu können, während eine ähnlich gut geleitete und begünstigte evang. Mission ihm nicht so unmittelbar vor die Augen trat. Vielleicht hätte schon das der Ch. M. S. gehörige Kisulutini oder Magila, das zur Universitäten-Mission gehört, auf ihn einigen Eindruck gemacht. Beide haben manches günstige Zeugnis aus nicht-missionarischen Kreisen aufzuweisen, aber bei der jetzt herrschenden beinahe blinden Voreingenommenheit gegen alles Englische unterlasse ich die Anführung. Angenommen, die Berliner Station Botschabelo in Bassutoland, oder die Hermannsburger Bethanien unter den Betschuanen, oder die Baseler Akropong auf der Goldküste oder gar die Rheinische Pearadja unter den Batta auf Sumatra hätten sich so wie Bagamoyo ihm präsentieren können, so würde er vermutlich ganz anders von den Erfolgen der evang. Mission geredet haben!

Ein Vergleich zwischen den Missionen beider Konfessionen hinsichtlich ihres verschiedenen religiösen, sittlichen und kulturellen Einflusses ist an sich äußerst schwierig und ohne das speciellste Eingehen auf die Verhältnisse der einzelnen Gebiete ganz unmöglich; jedenfalls wird mit allgemeinen Machtsprüchen hier nichts bewiesen. Die uns bekannte Thatsache, auf welche sich der Herr Reichskommissar für das der römischen Mission als des größeren Kulturfaktors in Ostafrika gespendete Lob stützen kann, daß sie stattliche Plantagen besitzt und auf denselben gekaufte Kinder, über die sie pleine autorité behält, zur Arbeit d. h. doch wohl

zur Fronarbeit anhält, diese Thatsache hat für uns wenig Beweiskraft, da sie unsres Wissens auf die freien Eingebornen einen civilisierenden (und vollends einen christianisierenden) Einfluß nicht ausgeübt. Jeder Kolonist würde dasselbe können, so er 500, 1000, 1500 Kinder kaufen, wenn sie herangewachsen, volle Gewalt über sie behalten, und als auf seine Hörigen Arbeitszwang auf sie ausüben dürfte. Das Zeugnis von 4 Jahrhunderten, dünkt uns, hat eine größere Beweiskraft, und dieses Zeugnis spricht nicht zu gunsten der römischen Mission als eines glänzenden Kulturfaktors.

Auch das können wir keineswegs als allgemein giltig unbedingt zugeben, daß der bilder- und ceremonienreiche römische Kultus auf die Wilden einen größeren Eindruck mache, als das einfache Wort der Wahrheit. Ohne Zweifel macht die Entfaltung römischer Kirchenpracht, die Mechanisierung des Kultusdienstes und die sinnenfällige Religionsübung einen nicht geringen Eindruck, und zwar nicht bloß auf „Wilde“, sondern selbst auf Civilisierte, und sogar auf hohe aristokratische Kreise innerhalb der evangelischen Christenheit in England wie in Deutschland, die förmlich dadurch berauscht werden. Aber wiederum giebt es umgekehrt „Wilde“, die sich durch das alles nicht bestechen lassen, sobald nur „das Buch“ sich in ihren Händen befindet und die Worte desselben in ihren Herzen zu leben angefangen haben. Wiederholt haben „Wilde“ erklärt, daß der römische Kultus nur unter anderm Namen ihnen lediglich dasselbe biete, was ihr heidnischer Kultus ihnen auch biete, und z. B. in Tahiti haben auch trotz alles Gewaltdruckes der französischen Macht die evangelischen Heidenchristen sich durch alle die glänzenden und bequemen äußeren Formen des römischen Gottesdienstes nicht bewegen lassen, ihren evang. Glauben aufzugeben. — Wenn behauptet wird, daß nicht bloß für die „Wilden“, sondern auch für die südeuropäischen Völker wegen ihrer Naturanlage der römische Pomp eine Notwendigkeit sei, so mag das, wie die Dinge heut liegen, bis zu einer gewissen Grenze nicht ganz unrichtig sein; aber wir erblicken darin keine pädagogische Weisheit, sondern eine religiöse Verirrung der römischen Kirche, die das Christentum verweltlicht hat, um der Welt den Einzug in die Kirche bequem zu machen. Ihre glänzendsten Siege hat die christliche Mission errungen, als von äußerlichen Kultusformen, wie sie jetzt die römische Kirche hat, noch nichts vorhanden war, und zwar hat sie diese Siege errungen gerade unter orientalischen bezw. südeuropäischen Völkern; und umgekehrt: die Verweltlichung und der Verfall hielten ihren Einzug in die Kirche, als die äußerlichen Kultusformen die apostolische Einfachheit verdrängten. Die gegenwärtige evang. Mission geht lediglich in den Wegen der apostolischen Mission,

wenn sie ihr Vertrauen nicht in äußere Kultusformen, sondern in die Kraft der evangelischen Wahrheit setzt. Und wir sind mit diesem Vertrauen auch heute nicht zu schanden geworden, selbst nicht bei den uncivilisierten Völkern, wie die Erfolge unsrer Mission z. B. auf den Südseeinseln wie in West- und Südafrika beweisen, wo wir zusammen reichlich eine Million freier Heidenchristen in wohl organisierte und zum Teil bereits selbständige und selbstthätige evangelische Gemeinden gesammelt haben. Es ist zuzugeben, daß die äußerlichen Kultusformen der römischen Kirche einen gewissen Anteil haben an den Erfolgen der Mission dieser Kirche; weit mehr als durch sie wird dieser Erfolg aber erzielt durch andre äußere Mittel, z. B. durch Kinderkauf, Gewährung weltlicher Vorteile, Benutzung der staatlichen Gewalt, Nachsicht gegen heidnische Unsitten u. dergl.

Aber angenommen, die Behauptung des Herrn Reichskommissars sei richtig, daß die Äußerlichkeiten des römischen Kultus den Erfolg der römischen Mission geradezu „begründen", ein Urteil, das dieser Mission übrigens abermals ein sehr zweifelhaftes Lob ausstellt, so würde daraus doch nimmermehr folgen, daß wir als evangelische Christen diese äußerlichen Kultusformen zu einem evangelischen Missionsmittel machen dürften. Die römische Mission hat z. B. auf den spanischen, portugiesischen und französischen Besitzungen in älterer und neuerer Zeit großen äußerlichen Erfolg erzielt durch die Inanspruchnahme und Unterstützung der weltlichen Gewalt; aber ganz gewiß wird der Herr Major der evangelischen Mission nicht empfehlen, den gleichen Weg einzuschlagen. Dadurch allein, daß es Erfolg hat, wird doch ein Mittel noch nicht als gut sanktioniert. Es giebt viele verwerfliche Mittel, durch welche ein Mensch reich wird oder zu Macht und Ansehen kommt in der Welt. Am allerwenigsten aber dürfen verwerfliche Mittel in Anwendung gebracht werden, wenn es sich um den Bau des Reiches Gottes handelt. So kann und darf die evangelische Mission auch nicht zu Mitteln greifen, welche mit ihren innersten Glaubensgrundsätzen und Lebensfundamenten in Widerspruch stehen. Wir können doch ganz unmöglich die römische Methode der Ceremonieneingewöhnung und Substituierung nachahmen, wenn wir nicht aufhören wollen, evangelische Christen zu sein. Rom kommt mit seinem Heiligendienst, seinen Rosenkränzen, Medaillen und der ganzen Fülle seiner äußerlichen Ceremonien zu den Heiden, richtet diese zu einem mechanischen Formendienst ab und „wechselt" nur, wie die Jesuiten selbst sich ausdrücken, „die Gegenstände der Verehrung", d. h. es „substituiert dem Neger für seine Fetische die geweihten Kreuze, Heiligenbilder, Medaillen" (Hübbe-Schleiden, Ethiopien, 60) 2c. und führt so ein

:istentum ein, das nichts anders ist als ein christlich übertünchtes identum. Der Herr Reichskommissar hat ja dieses römisch überfirniste dentum auf seinen Zügen durch Afrika selbst gesehen und u. a. selbst also hildert (Im Innern Afrikas 13):

„Zwar ist die Mehrzahl der Neger von Malange getauft, damit sind e aber keineswegs Christen, geschweige denn von dem sittlichen Ernste der stlichen Religion durchdrungen. Es macht vielmehr den Eindruck, als ob in die Neigung für festliche Ceremonien die Eingebornen bewogen habe, Taufakt als eine Art Fetischdienst anzunehmen. Die einheimischen Sitten Gebräuche kommen überall und oft in komischem Kontrast zum Christentum Vorschein."

Und dieser Schilderung Herrn v. Wißmanns ließen sich massenhafte liche Zeugnisse auch katholischer Autoren zur Seite stellen. In meiner rift „Ultramontane Fechterkünste" (Gütersloh 1890) habe ich ein be- ders klassisches von dem katholischen Dr. Buchner angeführt (S. 73) und ne „Protest. Beleuchtung" enthält sie in Menge. Man kann auch nicht :n: dieses katholisch verbrämte Heidentum sei nur ein Übergangs- dium, in der zweiten, vierten Generation folge ihm schon die Anbetung Geist und in der Wahrheit; denn ein Blick z. B. nach dem kathol. damerika beweist, daß das Gegenteil der Fall ist, ja — wie jüngst de in seinem klassischen Buche: „Das Heidentum in der römischen che" I. II. (Gotha, Perthes, 1889 und 1890) urkundlich und aus enzeugenschaft nachgewiesen — beherrscht das alte römisch-griechische dentum bis auf den heutigen Tag den süditalischen Romanismus. viel ich weiß, ist Herr v. Wißmann Protestant und es kann daher seine inung nicht sein, daß die evangelische Mission ein Christentum pflanze, er selbst als „eine Art Fetischdienst" bezeichnet hat. Es ist also nschenswert, daß er konkret darlege, wie er sich als ein evangelischer :ist die äußerliche Form denkt, in welcher die evang. Mission den lkern niedriger Kulturstufe das Christentum bringen soll. Erst dann d sich beurteilen lassen, ob seine Reformvorschläge für die evangelische ssion brauchbar sind.

Es überrascht uns einigermaßen, daß der Herr Reichskommissar ade bei seiner Beschränkung auf die evangelische Mission in Deutsch- afrika den „nüchternen Formen der evangelischen Religion" den eblich geringeren Erfolg zuschreibt. Es sind dort — von der kleinen tschen Mission abgesehen — wesentlich der anglikanischen Kirche ange- ige englische Missionen thätig und es ist bekannt, daß diese Kirche durch ein ziemlich reiches Ritual auszeichnet. Insbesondere bei der iversitäten-Mission ist das der Fall, die sich lediglich aus den hoch-

kirchlich-ritualistischen Kreisen rekrutiert.[1]) Livingstone hat wieder
darüber gespottet, daß diese Mission auf kirchliche For
so großen Wert lege. Es wäre lehrreich, wenn der Herr M
die Güte haben wollte, mitzuteilen, ob er einem anglikanischen Missi
gottesdienste in Ostafrika beigewohnt und ob auch dieser Kultus
seinen ritualistischen Äußerlichkeiten ihm nicht genügt habe? Soweit
Missionskenntnis reicht, kann nicht gesagt werden, daß die rituali
Abteilung der evangelischen Mission vor den nicht ritualistischen beson
erfolgreich gewesen wäre. Der Stifter der christlichen Mission
nicht äußerliche Kultusformen, sondern das Wort der Wahrheit
das Hauptmissionsmittel für alles, was Mensch heißt, auch für
kulturell tiefstehenden Völker befohlen, und sein großer Apostel Pa
bezeichnet als die einzige Kraft zur Errettung das Evangelium sowohl
Griechen wie für Barbaren, für Weise wie für Unweise. Keine a
evang. Mission hat sich so wie die ehrwürdige Brüdergemeine gerad
die elendesten und tiefststehendsten unter den uncivilisierten Völkern gew
und sie hat ihre großen Erfolge nicht durch romähnliche Kultusformen, son
lediglich durch das Wort vom Kreuz erzielt. Wir glauben allerdings
weichend von dem Herrn Reichskommissar im Ernst, daß auch „bei Vö
niedriger Kulturstufe ein Verständnis der christl. Religion der Liebe
erwarten" ist. Und wir kehren seinen Satz um, daß man
Wilden erst zu einem höheren Wesen erziehen und dann das Verständni
die Religion beizubringen suchen" soll, indem wir gestützt auf die T
sachen der Missions- wie der Kolonialgeschichte sagen, daß man g
dadurch den Wilden zu einem höheren Wesen erzieht, daß man
nicht bloß das Verständnis der Religion beizubringen, sondern durch
und Werk (Werke christl. Barmherzigkeit) die Liebe Gottes in Ch
in sein Herz zu pflanzen sucht. Wir wissen wohl wie schwer
ist nicht bloß unter uncivilisierten, sondern auch unter hochcivilisi
Völkern, unter Negern wie unter Hindus; aber wir glauben an
Gotteskraft des rettenden Evangeliums und wir glauben auch an
Empfänglichkeit des Menschenherzens selbst in der Brust des Schwa
für **Liebe**, für Menschenliebe und erst recht für die in Ch
geoffenbarte Liebe Gottes. Und wir haben neben dem Glauben
duld, daß wir wie der Ackersmann warten auf die köstliche F
des ausgestreuten Samens, bis er empfange den Morgenregen und
Abendregen, auch Geduld mit den neugebornen Kindlein, daß wir
entmutigt sind, wenn sie nicht sofort als reife Männer in Christo dast

[1]) Diese Mission ist geradezu stolz auf ihr reverent and seemly ritual (
Afr. 1890, 126).

ier es scheint uns, als würden die Pferde hinter den Wagen geannt, so man ohne das Christentum erst die Wilden zu höheren Wesen ziehen will. Welche Erziehungsmittel sollen denn dieses höhere esen zustande bringen, so lange das Christentum ausgeschlossen ist, und elche Erfolge beweisen, daß man es so wirklich zustande gebracht hat?

Die Andeutungen des Herrn Reichskommissars haben besonders unter m Eindruck seines wohlwollenden Schlußwortes, zumal für Leute, lchen der religiöse Charakter der Mission, ihre Evangelisierungsätigkeit, mehr oder weniger gleichgiltig ist, etwas Bestechendes und sie thalten auch ein Körnlein Wahrheit. Nur wird mit diesem rnlein Wahrheit der evangelischen Mission nicht etwas wesentlich Neues sagt, was sie theoretisch nicht längst anerkannt und praktisch nicht bereits lfach ausgeübt habe. Wie unsre Mission thatsächlich überall kulturieherisch wirkt unter nicht civilisierten Völkern, obgleich sie die ethode der Patres von Bagamoyo verwirft, so läßt sie sich auch atsächlich in ihrer missionarischen Lehrform zu dem kindlichen Verndnis der Eingeborenen möglichst herab, ja sie bedient sich auch der nnigfaltigsten religiösen Anschauungsmittel z. B. der Bilder. Vernzelte Ungeschicktheiten, Taktlosigkeiten und pädagogische Mißgriffe sollten lligerweise nicht dem Ganzen zur Last gelegt werden. Sie finden sich ter den Vertretern jedes Berufs, und selbst die mönchische Disciplin r römischen Kirche besitzt kein Arkanum, sie unmöglich zu machen. — ie Disciplin in hohen Ehren; aber das Hauptmittel, Erfolge zu zielen, ist sie nicht. Das Hauptmittel ist und bleibt das Wort, s in Einfalt und Kraft verkündigte Evangelium und die Macht er Liebe.

Dies sind die Kernpunkte, um welche es sich in der vorliegenden ntroverse handelt; über den Rest des Postartikels können wir daher rz sein. Daß die katholische Mission eine lange Missionserfahrung t, erkennen wir ebenso an wie ihren Ruhm der Disciplin und, was r oft genug hervorgehoben, die Selbstverleugnung vieler ihrer Arbeiter. er hat die evang. Mission auch eine nun bald hundertjährige Erfahrung, t in ihren gut organisierten Missionsgesellschaften Disziplin und besitzt eine oße Schar der opferwilligsten Missionare, die im Missionsdienste aushält d stirbt.[1]) Freilich eine Klosterdisciplin haben wir nicht und wollen wir cht, und von der römischen Missionserfahrung können wir nur soviel s aneignen, als sich mit der biblischen und reformatorischen Wahrheit

[1]) So macht z. B. die Universitäten-Mission darauf aufmerksam, daß von ihren beitern 40 in Ostafrika gestorben sind (Centr. Afr. 1890, 126).

verträgt. Es ist unsre wohl begründete Überzeugung, daß die römische Mission viel mehr von der evangelischen zu lernen hat als diese von jener.

Herr v. Wißmann behauptet, daß bei den kathol. Missionaren eine „Heimsendung wegen Krankheit nur äußerst selten sei.“ Wir können diese Behauptung nicht ins ganze kontrollieren, da wir bisher so genau die Personalien der einzelnen römischen Missionen nicht verfolgt haben, die kathol. Quellen in dieser Beziehung auch ebensowenig ausgiebig sind wie z. B. bezüglich der Missionskosten. Aber ich hätte doch von dem Herrn Reichskommissar gern eine Antwort auf die Frage, ob auch nur alle die 18 sacerdotes und die 15 fratres coadiutores im apostolischen Vikariat Sansibar ununterbrochen auf ihren afrikanischen Stationen gewesen sind? Soweit man auf Grund der Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens und der Missiones Catholicae nachkommen kann, sind von 1860—1885 in den ostafrikanischen Missionsdienst seitens der Kongregation vom heil. Geist und dem heil. Herzen Mariä zusammen ausgesandt worden: 112 männliche und weibliche Personen. Von diesen „wurden krankheitshalber genötigt abzureisen“ 26, also über 23%. Das heißt doch nicht „eine Heimsendung wegen Krankheit ist nur äußerst selten“. Seit 1885 muß, da bis 1889 allein 16 Männer ausgesandt worden sind, nach unsrer Berechnung der Prozentsatz der „Heimgesendeten“ ca. 30% betragen haben.

Gegen das Ankaufen von Sklavenkindern haben wir nichts, solange es als ein Werk der Barmherzigkeit gelegentlich geübt wird; aber wenn es Missionsgrundsatz ist, lediglich mit gekauften Kindern die Stationen zu bevölkern, weil man über diese „volle Gewalt“ behält, so wird das „gute Werk“ eine verwerfliche Missionsmethode. Wir warten dann lieber ein wenig, bis die Eingebornen uns ihre Kinder freiwillig in die Schule schicken; nach einiger Zeit thun sie es schon, und bezahlen selbst Schulgeld, wie es unsre Erfahrung allerorten gewesen ist. Das Kaufen von Sklavenkindern bleibt immer eine bedenkliche Missionspraxis. Auch die evangelische Mission hat es hier und da gethan, aber es fast überall wieder aufgegeben. Die Eingebornen unterscheiden nicht zwischen Kauf und Kauf, sondern betrachten auch die Menschen kaufenden Missionare als Sklavenbesitzer. Und die arabischen Sklavenhändler betrachten diesen Kauf lediglich als Geschäft. Ist er den Missionaren erlaubt, mit welchem Rechte wird er dann den Kolonisten verboten? Soll der Sklavenhandel endlich in Afrika aufhören, so müssen alle Weißen, auch die Missionare, erklären: wir wollen ganz und gar nichts mit dieser verruchten Sache zu thun haben. Solange eine große Zahl losgekaufter Sklavenkinder von irgend einer Mission unterhalten und

r „voller Gewalt“ gehalten wird, steht die Mission in den Augen
Eingebornen immer als eine Art Sklavenhalterin da, die den Sklaven-
rel gewissermaßen legitimiert. Auch leidet das Christentum an An-
i, wenn nur oder vorwiegend losgekaufte Sklaven zu Christen
nacht“ werden, wie der römische Ausdruck lautet. Nehmen Sklaven
willig das Christentum an, so ist das ein ganz ander Ding;
nen die Freien daran Anstoß, so ist das ein genommenes, kein
benes Ärgernis, auf welches wir mit 1 Kor. 1, 26 ff. und Gal.
28 antworten. Nehmen aber Sklaven das Christentum nur an, weil
durch Loskauf in die „Gewalt“ der Missionare gekommen sind, so
et das geradezu.

Daß einzelne Missionare ihr Arbeitsfeld enttäuscht wieder zu ver-
n gewünscht und auch wirklich verlassen haben, wird in der römischen
sion so gut vorgekommen sein wie in der evangelischen, nur duldet es
stramme römische Disciplin nicht so leicht. Hüben und drüben treten
lne in den Missionsberuf, die keine innere Berufung zu demselben haben.

Als in der Zeit der kolonialen Sturm- und Drangperiode besonders
ns der deutsch-ostafrikanischen K.-G. mit der damals gerühmten „schnei-
n Rücksichtslosigkeit“ u. a. der Grundsatz proklamiert wurde, die christl.
sion habe den nationalen Interessen zu dienen, darum gehörten auf
sche Kolonien auch nur deutsche Missionare[1]), da erlaubte ich mir,
drücklich darauf hinzuweisen, daß dies ein sehr gefährlicher Grundsatz
ein zweischneidiges Schwert sei, falls auch die Engländer von ihm
rauch machten; daß die christl. Mission als solche nichts zu thun
mit den nationalpolitischen Interessen, sondern das Reich baue,
jes nicht von dieser Welt; daß sie ein internationales Werk sei,
daß es gegen Röm. 15, 20 verstoße, in die Arbeit einer andern
sion eindringen oder gar die Missionare einer andern Nationalität
dem deutschen Schutzgebiet vertreiben zu wollen. Darob bin ich
als in einer Art behandelt worden, für welche der parlamentarische
druck fehlt. Ich habe mir jene ziemlich ausgedehnte Zeitungspolemik
choben, und ich glaube nicht, daß es heute selbst den Kolonial-
tmisten Freude machen würde, wollte ich sie als ein Blatt aus
en Tagen im Zusammenhang veröffentlichen. Nun, in dieser Polemik
e u. a. erklärt, daß die apostolischen Missionsgrundsätze, welche
vertreten und ich glaube unter Zustimmung aller Missions-
erständigen, daß sie „in die Rumpelkammer historischer Anti-

[1]) Mit welcher Unkenntnis und mit welcher Tendenz man damals in Kolonial-
n über Mission, speciell über die englische, urteilte, dafür verweise ich z. B. auf
n Artikel in der A. M.-Z. 1887, 297: Modernste Missionsgeschichtsschreibung.

quitäten beiseite geworfen" werden müßten. Ich bin jetzt abermal in der Lage gewesen, biblische Missionsgrundsätze zu vertreten und wie ich glaube, wiederum im Einverständnis mit allen evangelischen Missionssachkundigen; aber ich habe das feste Vertrauen, daß Herr v. Wißmann **nicht** erklären wird: sie gehörten „in die Rumpelkammer historischer Antiquitäten".

Es ist noch nicht sehr lange her, daß die Mission vor der öffentlichen Meinung als eine Art Narrheit galt und nur in den Kreisen der Stillen im Lande Verständnis und Teilnahme fand. Diese öffentliche Ungunst hat ihr wenig Schaden gethan. Sie ist trotz derselben zu einem weltumfassenden Werke gewachsen. Seit einer Reihe von Jahren ist wenigstens die große kulturelle Bedeutung der Mission in weiteren, auch religiös indifferenten Kreisen immer mehr anerkannt worden und besonders seit Beginn unsrer Kolonialära hat sich die Zahl der Missionsgönner unter uns vermehrt. Mit dieser Vermehrung ihrer Gönner hat die Mission auch eine Menge neuer Ratgeber gefunden, bei deren vielen es zweifelhaft ist, ob sie durch eingehende Missionsstudien zu solcher Beratung legitimiert sind. Jetzt heißt es nicht mehr: die Mission selbst sei eine Narrheit, sondern die Art und Weise, wie sie getrieben werde, sei verkehrt, ein Vorwurf, der wesentlich auf dem mangelnden Verständnis ihres religiösen Charakters beruhen dürfte. Man setzt die Evangelisierungsaufgabe, welche der Herr Jesus Christus seiner Mission gestellt hat, in eine Civilisierungsaufgabe um, und bemißt lediglich nach dieser den Missionserfolg und die Missionsmethode. Paulus redet einmal von Missionsarbeitern, die auf den einigen Grund Jesus Christus „Holz, Heu und Stoppeln bauen" (1 Kor. 3, 12). Das wird ein unsolider, feuergefährlicher Bau; aber es ist noch lange nicht so schlimm als wenn „ein andrer Grund gelegt" wird, als der einige, der gelegt werden kann. Und „ein andrer Grund" wird gelegt, wenn das Werk der Mission, d. h. das Werk der Evangelisierung der Völker gebaut werden soll auf äußerliche Kultusformen und auf den Grundsatz des erst labora. Die evangelische Mission würde sich selbst ihre Wurzeln abgraben, wollte sie je in Theorie und Praxis von dem Rate himmlischer Autorität weichen:

„Trachtet **am ersten** nach dem Reiche Gottes,
so wird euch solches alles zufallen."

---

ne Probe ultramontaner Ausbeutung der Urteile des Herrn von Wißmann.

Die Urteile des Herrn v. Wißmann über die evangelische Mission ien eine wahrhafte Sturmflut von Missionsartikeln in unserer Presse, protestantischen wie der ultramontanen, heraufbeschworen, unter welchen he, die von Missionssachkunde und Missionsverständnis zeugen, issimae aves sind. Besonders die ultramontane Presse, von dem gendeten Lob berauscht, nützt voll Triumph den neuen protestantischen ngen aus zur Verherrlichung der römischen und zur Schmähung der ngelischen Mission. Im wesentlichen sind es die alten, schon viele mal derlegten Verleumdungen, die bei dieser Gelegenheit neu aufgetischt rden. Es würde eine besondere Broschüre erfordern, sie alle aufzuzählen d ins Licht einer sachlichen Kritik zu stellen. Aber wir schenken uns es überflüssige Geschäft. Es ist schon mancher größere Sturm über e evangelische Mission ergangen und sie hat ihn glücklich überstanden; wird es auch von dem jetzigen bösen Wetter heißen: nubicula est, nsibit. Nur ein einziges charakteristisches Artikelchen, das mir zu- t in den „Münchener Neusten Nachrichten" entgegengetreten ist,[1]) will anführen und ein wenig beleuchten. Es lautet:

London, 14. Juli. Über die protestantischen Missionsgesellschaften bringt s englisch-protestantische „Tablet" folgende Statistik. Das „Tablet" schreibt: n Mittel- und Nordindien haben die protestantischen Missionäre im ganzen rangegangenen Jahre 1889 298 Heiden unter 220 Millionen bekehrt. Um es Resultat zu erzielen, haben die Bibel-Gesellschaften 841 Prediger an- tellt und 48296 Pfund Sterling und 19 Schilling (nach unserem Gelde gefähr 965920 M.) ausgegeben. — 59 protestantische Missionäre predigen s Evangelium in Persien, Palästina, Ägypten und Arabien. Im letzten hre haben sie ein Mädchen bekehrt. Diese einzige Bekehrung hat die Mühe n 109 Reverends gekostet, welche 12000 Pfund Sterling (240000 M.) ielten."

Auf seiner Runde durch die Presse hat es noch einen verschiedenen pf erhalten; z. B.: „Den Beweis für die Richtigkeit der Wißmannschen hauptung, daß die Erfolge der evangelischen Missionen in nem Verhältnis stehen zu den aufgewendeten Summen, liefert" 2c. oder: Zu Major v. Wißmanns Äußerungen über den geringen Erfolg und die geheuren Ausgaben der evangelischen Missionsgesellschaften ngt" 2c. Die Autorität des Herrn v. Wißmann wird also als Firma ein immer ausgedehnteres Verdächtigungsgeschäft der evangelischen ission gebraucht.

---

[1]) Ob dies die ursprünglich deutsche Quelle, weiß ich jedoch nicht.

Nicht bloß für jeden mit minimaler Kenntnis der indischen evangelischen Mission, sondern mit gesundem Verstande ausgerüsteten Menschen liegt die Unsinnigkeit und Widerspruchsvollheit des citierten Artikelchens auf der Hand. Kostete die indische evangelische Mission nur 965 920 M., so betrügen die Unterhaltungskosten derselben jedenfalls eine äußerst geringe Summe; es kostete nämlich jeder von den 841 „Predigern“ 1130 M.!! Gesamtindien zählt heute c. 260 Millionen Bewohner, so kann Mittel- und Nordindien allein nicht 220 Millionen haben. 59 protestantische „Missionäre“ sollen gleich sein 109 „Reverends“; es kämen also 2 „Reverends“ auf einen „Missionär“, ein Rechenkunststück, dem auch Adam Riese nicht gewachsen ist. Zudem sollen die 109 Reverends 240 000 M. kosten, was für den einzelnen 2200 M. austrägt — jedenfalls abermals keine „ungeheure“ Ausgabe. Endlich sollte, wer über Mission schreibt, doch wissen, daß die Bibelgesellschaften überhaupt keine „Prediger“ bzw. Missionare aussenden. Sieht man also noch ganz von den „im vergangenen Jahre“ bekehrten „298 Heiden“ ab, so, sollte man meinen, hätte schon der gesunde Menschenverstand erkennen müssen, daß der Artikel voll Unsinn war. Und doch haben ihn in großer Menge die Zeitungen, darunter sogar protestantische, nachgedruckt; mir liegen allein 17 solcher Nachdrucke vor. Und eine Presse, die sich so blamiert, will in Sachen der Mission urteilsfähig sein! Auch das hätte sich jeder nachdenksame Mensch von selbst sagen können, daß in einem Jahre mehr als 228 Heiden in Indien durch die „841 Prediger“ werden bekehrt worden sein, und es muß unbegreiflich erscheinen, wie so viele Redaktionen so etwas nachdrucken können, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken und den leisesten Zweifel zu äußern. Die Sache ist sehr ernst. Die betreffenden Redaktionen haben keine Ahnung von dem Stande der evangelischen Mission überhaupt und der in Indien speziell, aber sie drucken frisch drauf los, was irgend eine unlautere Quelle Thörichtes und Verleumderisches über dieselbe in die Welt setzt. Und so wird das Urteil des großen, gleichfalls völlig missionsunkundigen Publikums irregeführt.

Es hätte doch auch die Redaktionen ein wenig stutzig machen sollen, daß so allgemein, ohne Angabe von Jahr, Datum und Nummer citiert worden war. Wie viele unter den nachdruckenden Zeitungen kennen wohl das „Tablet“? Schon der ganze Ton des citierten Artikels hätte doch ihren Zweifel erregen müssen, ob dasselbe wirklich ein „protestantisches“ Blatt sei. Allein die in der ultramontanen Terminologie übliche alberne Behauptung, daß die Bibelgesellschaften die Missionare aussenden, mußte ihnen sagen, daß es sich um eine fraus, aber keine fromme, sondern

sehr unfromme handle. Kein englisch-protestantisches Blatt kann eine solche Unrichtigkeit drucken. Wir haben es thatsächlich mit einer ultramontanen Fälschung zu thun: „Tablet" ist ein **katholisches** Blatt. Also ein neues nettes Pröbchen römischer Unlauterkeit, um nur wieder einen protestantischen Zeugen zu haben.[1])

Und nun die 228 bekehrten Heiden. Leider sind die betreffenden Jahresberichte pro 1889 bis jetzt erst zum allerkleinsten Teile erschienen, wenigstens sind sie mir, der ich sie regelmäßig sämtlich erhalte, noch nicht zugegangen und ich erlaube mir, aufs stärkste zu bezweifeln, daß die Redaktion des „Tablet" sie gehabt hat. Vor mir liegt der Jahresbericht der Ausbreitungs-Gesellschaft. Nach demselben zählt diese eine Gesellschaft in 1889: 3407 indische Taufen inkl. 1633 im Madrasbezirke. Vor mir liegt der Bericht der schottischen Staatskirche pro 1889; derselbe meldet 1128 indische Taufen. Vor mir liegt endlich der Bericht der Am. Baptist Union pro 1889 mit der Zahl von 5379 indischen Taufen. Das sind nur drei evangelische Missionen, es arbeiten ihrer aber in Indien 37. Diese drei zählten pro 1889: **9914** Taufen. Ich glaube nicht, daß ich mich einer zu hohen Schätzung schuldig mache, wenn ich annehme, daß alle evangelischen Missionen zusammen in Indien pro 1889 sich um 15000 vermehrt haben. Und „Tablet" meldet: **228.**

Aber freilich: 228 „in Mittel- und Nordindien". Nun, abgesehen davon, daß dies ein sehr vager geographischer Begriff ist, so begeht „Tablet" einen sehr täuscherischen Kunstgriff. Erst redet es von „Mittel- und Nordindien" und dann giebt es die — noch dazu übertriebene — Zahl der Missionare für ganz Indien: 841. Nach der offiziellen evangelischen Missionsstatistik gab es 1881 in Gesamtindien, d. h. mit Einschluß von Barma und Ceylon 658 evangelische Missionare

[1]) Auf meine specielle Erkundigung habe ich folgende authentische Nachricht erhalten: „The Tablet ist das leitende röm.-kathol. Wochenblatt in London und in bezug auf protest. Statistik ebenso unzuverlässig wie jedes andere römische Blatt. The Tablet ist eine Hauptquelle für verkehrte, entstellte und gefälschte Angaben über die Thätigkeit der Bibel- und Miss.-Gesellschaften, wie überhaupt aller evang. Vereine. Es ist das Hauptorgan von Kardinal Manning und wenn andere Blätter aus The Tablet etwas citieren, so geschieht es gewöhnlich nur, um die betr. Mitteilung zu berichtigen. Das Blatt hat gar keine andere Chance vom Publikum beachtet zu werden als nur dadurch, daß es möglichst unsinnige Berechnungen und Behauptungen veröffentlicht, die aber von den Organen der betr. evang. Gesellschaften gar nicht mehr beachtet und noch weniger widerlegt werden, weil die Quelle als durchaus trübe notorisch ist."

Ich bin neugierig, ob die vielen Blätter, welche die ultramontane Lüge gebracht, auch die Widerlegung derselben bringen werden.

(exkl. Barma und Ceylon 586). Diese Zahl mag 1889 auf höchstens 700 gestiegen sein. „Tablet" giebt also c. 80 zuviel. Die Tendenz ist klar: die Zahl der Missionare wird vergrößert, damit der Abstand gegen die Zahl der „Bekehrten" desto greller werde; die Zahl der Bekehrten wird nur von einem **Teile**, ja nur von einer Gesellschaft in diesem Teile Indiens angegeben, die der Missionare von allen Missions-Gesellschaften **Gesamtindiens**. Das ist ultramontane Gewissenhaftigkeit; und unsre guten Redaktionen drucken frischweg nach, was ihnen diese ultramontane Presse liefert.

Eine weitere Täuscherei: Vermutlich beziehen sich die 228 bekehrten Heiden nur auf eine **einzige** evangel. Missionsgesellschaft; ich werde kaum irren, wenn ich die englische Kirchen-Missionsgesellschaft (Ch. M. S.) vermute, kann es indes nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen, da der Report pro 1889 noch nicht in meinen Händen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Sache so, daß die Ch. M. S. auf ihren Gebieten in dem nördlichen und centralen Indien 228 Taufen erwachsener Heiden pro 1889 berichtet hat. Nun begeht „Tablet" eine dreifache Fälschung:

1. verschweigt es, daß die genannte Gesellschaft in Südindien eine sehr erfolgreiche Mission treibt; sie hat allein in Tinnevelly 55000 Heidenchristen und nach den gelegentlichen Andeutungen, die ich finde, müssen in 1889 auf dem südindischen Missionsgebiete der Ch. M. S. c. 1500—2000 Taufen vorgekommen sein;

2. verschweigt es, daß noch einige 20 evangelische Missionsgesellschaften in Nord- und Mittelindien thätig sind und daß ihre heidenchristlichen Gemeinden daselbst zusammen in 1889 wenigstens um 5000—6000 sich vermehrt haben müssen;

3. verallgemeinert es das Ergebnis der Missionsthätigkeit einer Missionsgesellschaft auf einem Gebiete auf das Ergebnis **aller** evangelischen Missionsgesellschaften in **ganz** Indien, indem es plötzlich die übertriebene Gesamtzahl aller indischen evangelischen Missionare substituiert. Das ist ultramontane Fechterkunst und — unsre Redaktionen durchschauen sie nicht.

Und nun noch einige zuverlässige Zahlen über das Ergebnis der indischen Mission beider Konfessionen aus den authentischen Quellen.

Die römische Mission ist mit einem großen Stab von Arbeitern und in den älteren Zeiten mit Zuhilfenahme der portugiesischen weltlichen Machtmittel seit länger als 3 Jahrhunderten in Indien thätig und die Missiones Catholicae berechnen die katholische Bevölkerung Indiens (also nicht bloß die römischen Heidenchristen) pro 1889 auf 976943.

:t man die circiter 300000 Catholici sub jurisdictione dioecesium galliae hinzu, so ergiebt das in Summa: 1276943.

Nach dem Regierungscensus, der die alten portugiesischen Christen Rechnung läßt, gab es römische Christen in Gesamtindien:

1872: 914691

1883: 963058

Nach dem von Janssen für „klassisch" kanonisierten Marshall (I, 423) man

1857: 875000.

Die Richtigkeit dieser Zahlen angenommen, haben sich die römischen en Indiens im Laufe von 32 Jahren um 102000, d. h. jährlich . **3200** d. h. wesentlich durch Geburten vermehrt. Niemand wird daß diese Vermehrung einen großen Missionserfolg bedeute, zumal man dazu nimmt, daß 701 europäische katholische Missionspriester dien thätig sind.

Die evang. Mission ist, abgesehen von der kleinen dänisch-halleschen n, erst seit Anfang dieses Jahrhunderts mit ganz allmählich den Kräften in Indien thätig und zeigt folgende offizielle Statistik:

1851: 102951

1861: 213370

1871: 318363

1881: 528590

Das ergiebt in 30 Jahren eine Vermehrung von 425539, also nem Jahre **14184**. Die evangelische Mission Indiens also eine mehr als vierfach größere Vermehrung im Laufe etzten drei Jahrzehnte auf, als die katholische. Das be- die gegenseitigen offiziellen Zahlen. Der nächste offizielle Census ndischen evangelischen Mission findet erst 1891 statt. Vermutlich dann die Zahl der evangelischen Heidenchristen Gesamtindiens nicht eit von 700000 entfernt sein. Und damit sei es genug zur Ent- ng des Restes von Fälschungen, mit denen das besprochene kleine lchen einen so großen Teil unsrer Presse getäuscht hat.

Warneck.

Ein Artikel der „Berliner Börsen-Zeitung".

Ich traute meinen Augen nicht, als ich von einem Mitgliede Vorstandes der Berliner deutsch-ostafrikanischen Missions-Gesell- den folgenden Artikel las, der seinen Weg durch eine ganze Menge Zeitungen gemacht zu haben scheint, einen Artikel, der Anschauungen

vertritt, wie sie bisher noch *niemals* von dem Vorstandsmitgliede einer andern evangelischen *Missions*-Gesellschaft geäußert worden sind und der ipsissimis verbis den Beweis liefert, wie gerechtfertigt unser Bedenken auch gegen die *Missionsgrundsätze* der in Rede stehenden Gesellschaft gewesen sind. Wir entnehmen den Artikel der „Berliner Börsen-Zeitung“ (Nr. 325, v. 16. Juli). Er lautet:

„Über die durch die Äußerungen Herrn v. Wißmanns in ein neues Stadium getretene Frage der *evang. Missionierung Afrikas* erhält die „Schl. Ztg.“ folgenden Bericht über eine Auslassung des Dr. Schroeder-Poggelow, *der selbst dem Vorstand der Berliner evang. Missionsgesellschaft für Ostafrika angehört*: „Durch die Erwerbung unserer ostafrikanischen Kolonie wurde der evang. Missionsarbeit in Deutschland eine neue große Aufgabe gestellt, weil es darauf ankam, zum ersten Male die Forderungen einer *nationalen* Propaganda mit den bisherigen Traditionen der deutschen evang. *Missionierung* wenn möglich ins Einvernehmen zu setzen und in *richtiger Verschmelzung* dieser beiden Richtungen ein gedeihliches Vorwärtsarbeiten in Ostafrika anzubahnen. Die in Berlin für die evangelische Missionierung Ostafrikas gebildete Missionsgesellschaft ist sich der aus dieser *neuen Aufgabe* erwachsenen Schwierigkeiten voll bewußt, und die neuere Entwicklung dieser Gesellschaft liefert den vollgiltigen Beweis dafür, daß sie in der Art ihres Wirkens und Arbeitens *den neuen Verhältnissen Rechnung zu tragen begonnen* hat. Durch die klaren, zielbewußten und autoritativen Darlegungen Wißmanns ist die Lösung dieser wichtigen Frage nunmehr einen bedeutenden Schritt weiter gefördert worden. Die Wißmannschen Abfertigungen des Missionsstandpunktes des Herrn Warneck, der sogar mit dem Rebellen Buschiri zu sympathisieren für gut fand, haben jedenfalls allen *Vaterlandsfreunden* wohlgethan, und uns alle auf den in dieser Angelegenheit *einzig richtigen Standpunkt* zurückgeführt. Nichts that mehr not, als die Meinungsäußerung eines so hervorragenden Afrikakenners, wie Wißmann es ist. Wenn die überstürzte Hast, mit welcher das Präliminarabkommen mit England über Afrika abgeschlossen wurde, die Möglichkeit abschnitt, sich der anerkannten Sachkenntnis des Herrn v. Wißmann zu bedienen, so wird die ostafrikanische Missionsgesellschaft gewiß Veranlassung nehmen, die ihr durch so sachkundige Hand gewiesenen Wege auf ihre Gangbarkeit zu prüfen. Jeder Freund der evang. Missionsarbeit unter den Heiden weiß, daß die Reform der praktischen Missionsthätigkeit eine *brennende Frage* ist. Der Missionar Christlieb hat in Deutschland hierfür in erfolgreichster Weise das Verständnis zu wecken gesucht, und ich selber habe im „Deutschen Wochenblatt“ versucht, hierauf des näheren hinzuweisen. Wir alle aber blieben in einer akademischen Erörterung stecken, bis Wißmann als Praktiker den *erlösenden* Grundsatz aufstellte: „*Erst* labora, *dann* ora!“ Wenn der Neger, ausgerüstet mit einem sehr findigen Nachahmungstrieb, erfolgreich zur Arbeit, zur Ordnung und zur Disziplin angehalten ist, *erst dann* kann die für sein Verständnis zunächst zu komplizierte christliche Lehre bei ihm auf einen fruchtbaren Boden fallen. Das christliche Liebeswerk der Diakonie, dem sich der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien und die Ostafrikanische Missionsgesellschaft mit so vieler Bereitwilligkeit hingeben, kann erst die eigent-

liche Grundlage schaffen für die Aufnahme unseres Dogmas. Wer aber mit dem Katechismus und der Lehre von der Dreieinigkeit anfangen will, wird nur eine unfruchtbare Saat ausstreuen. Die Eifersucht auf die römische Mission, welche eben auf dem bezeichneten Wege vorgeht, kann uns unmöglich abhalten, das Bessere zu wählen. Wir können nur hoffen, daß die dankenswerte Anregung Wißmanns und diese für die Entwicklung unserer Kolonie so wichtige Frage erneut vor die Augen rückt, und wir zweifeln alsdann nicht, daß wir bei ernster Arbeit und Hingebung uns den Wißmannschen Standpunkt aneignen werden."

Ich bemerke dazu:

1. daß es eine Unwahrheit ist, mir eine „Sympathie mit dem Rebellen Buschiri" anzudichten. Es scheint, als sollte ich dadurch in der öffentlichen Meinung und speciell bei Herrn v. Wißmann als eine Art „Reichsfeind" denunziert werden, eine unfeine Taktik, die endlich aus der Diskussion verbannt werden sollte;

2. daß mit mir tausende von evangelischen Christen voll Entrüstung dagegen protestieren, keine „Vaterlandsfreunde" zu sein, weil ihnen weder „die Wißmannschen Abfertigungen" „wohlgethan" noch sie „auf den einzig richtigen Standpunkt zurückgeführt haben";

3. daß der verhängnisvolle Grundsatz abermals hier proklamiert wird: „die Forderungen der nationalen Propaganda mit den Traditionen der deutschen evangelischen Missionierung zu verschmelzen", ein Grundsatz, dessen Befolgung doch ohne Einmischung der Mission in nationale Politik unmöglich ist. Denn wäre dieser Grundsatz ein richtiger Missionsgrundsatz, so müßte ihn doch auch die englische Mission befolgen, und wie könnte man dann den englischen Missionaren zum Vorwurf machen, was man den deutschen zur Pflicht macht? „Verschmelzen" die englischen Missionare „nationale Propaganda" mit ihrer Missionsthätigkeit, was ist das anders als Einmischung in die Politik? Herr v. Wißmann versetzt ja die englischen Missionare gerade deshalb in Anklagezustand; wie kann man also den deutschen diese Einmischung zur Pflicht machen ohne mit zweierlei Maß zu messen?

4. daß es überraschen muß, von der Berliner deutsch-ostafrikanischen M.-G. behaupten zu hören: sie „liefere den vollgiltigen Beweis dafür, daß sie . . . den neuen Verhältnissen Rechnung getragen", während Herr v. Wißmann doch gerade mit dieser Mission so überaus unzufrieden ist;

5. daß der Vorsitzende dieser Gesellschaft, Herr Pastor Diestelkamp, als Herr Graf J. Pfeil das „erst labora" zum obersten Missionsgrundsatz proklamierte, freimütig dagegen protestiert hat. Jetzt erklärt ihn ein Vorstandsmitglied derselben Gesellschaft als „den erlösenden

Grundsatz", als „den einzig richtigen Standpunkt". Wem sollen wir nun glauben? dem Vorsitzenden oder dem Vorstandsmitgliede? Oder hat die Gesellschaft sich so schnell „umgedacht" und auch das laudabiliter se subiecit so geschwind von den Römern gelernt?

6. daß viele — und ich glaube gerade die erfahrensten — „Freunde der evangelischen Missionsarbeit" es bisher nicht gewußt haben, die „Reform der praktischen Missionsthätigkeit sei eine brennende Frage". Wie alle menschliche Thätigkeit so ist allerdings auch die Missionsthätigkeit immer verbesserungsbedürftig, und ihre berufenen Ratgeber sind praktisch und theoretisch fortwährend an solcher Besserung thätig. Aber eine „brennende Frage" liegt in dieser Beziehung nicht vor, am wenigsten in der Richtung des „erst labora";

7. daß es einen „Missionar" Christlieb überhaupt nicht giebt, wohl aber einen Professor Christlieb, den ich vermutlich genauer kenne als Herr Dr. Schröder. Er war Mitbegründer und Mitarbeiter der Allg. Miss.-Zeitschrift und hat niemals einer Reform im Sinne des „erst labora" das Wort geredet. Leider ist er nicht mehr unter den Lebenden; er würde sonst, des bin ich ganz gewiß, als einer der Entschiedensten gegen die „erst labora-Reform" auftreten;

8. daß wenn „erst dann bei dem Neger das Verständnis für die christliche Lehre auf fruchtbaren Boden fallen kann, nachdem er zur Arbeit, zur Ordnung und Disciplin angehalten ist", konsequenterweise bei unsern heimischen Arbeitern und Soldaten die christliche Lehre auf den allerfruchtbarsten Boden fallen müßte; endlich

9. daß keine evangelische Missions-Gesellschaft „mit dem Katechismus und der Lehre von der Dreieinigkeit" ihre Thätigkeit unter den Heiden „anfängt". Herr Dr. Schröder hat vermutlich eingehende Missionsstudien gemacht und wird die Güte haben, diejenigen Missionen und Thatsachen namhaft zu machen, welche solchen von ihm behaupteten Missionsanfang beweisen.

Warneck.

Die Hermannsburger Mission in Afrika.

Von Pastor Haccius in Hermannsburg.

I.

Es ist bekannt, daß die Augen des Gründers der Hermannsburger Mission sich von Anfang an nach Afrika und zwar nach dem Teil des damals noch so dunklen Erdteils richteten, der in den letzten Jahren das Interesse unseres Vaterlandes ganz besonders in Anspruch genommen hat, wo damals schon die Missionare Krapf und Rebmann als tapfere christliche Vorposten standen und in ihrer einsamen Missionsarbeit mit einer

Opferfreudigkeit und Treue ausharrten, die ein leuchtendes Beispiel für alle Missionsarbeiter geworden ist. Was lag näher, als daß jenen beiden deutschen Vorposten deutsche Missionare nachfolgten! Und wie würde es mit jenen Gegenden geworden sein, wenn die große Schar unserer Missionare und Kolonisten dort eingezogen wäre, und wenn Ludwig Harms seine Missions- und Kolonisationsgedanken dort hätte zur Ausführung bringen können! Der Ausbreitung des Arabertums wäre ein Damm entgegengesetzt, und Deutschland hätte jetzt einen bereiteten Boden vorgefunden. Nun leben die alten Gedanken wieder auf, und man möchte wünschen, daß sie damals hätten verwirklicht werden können. Doch es hat nicht sollen sein. Unsere Missionare konnten keinen Eingang gewinnen. Deutsche Kaufleute in Sansibar sollen es verhindert haben. Zwei Versuche scheiterten 1854 und 1858. Rebmann selbst riet von ferneren Unternehmungen ab. So gingen unsere Missionare zurück. Harms war sehr erregt darüber. In seinem hohen Glaubensmut und seiner Glaubensenergie meinte er, sie hätten sich nicht abweisen lassen und dennoch zu den Galla durchdringen sollen. Aber er gab sich zufrieden in stillem Gehorsam unter die Gedanken Gottes, die anders gewesen waren als seine Gedanken. Doch hat er jenen Wunsch im Herzen behalten bis an den Tod.

Am 2. August 1854 landeten die Missionare in Natal. Durch Gottes Fügung und des Berliner Missionars Posselt Führung setzten sie sich in dem Teil jener englischen Kolonie fest, der an das Sululand grenzt. Nach Norden vorzudringen, von Süden aus den Riesenerdteil allmählich für Christum zu gewinnen, das war die Meinung, wie denn auch derselbe Plan die Berliner Mission erfüllt. Und gleichwie man jetzt Sulukrieger zu den Kämpfen des Ostens herangezogen hat, so wird man demnächst auch Gottesstreiter aus den Sulu und Betschuanen zum geistlichen Kampfe in Afrika verwenden können und müssen. Und sie werden sich — das ist unsere Überzeugung — bewähren. Man stärke uns nur die Hände und das Herz, daß wir uns weiter nach innen und außen erbauen können! —

So hatte also die Hermannsburger Mission festen Fuß in Natal gefaßt. Denn die Missionare kauften durch Posselts Vermittlung eine Farm an der Ihlambiti, die sie nach dem Ausgangspunkte ihrer Mission Hermannsburg nannten. Dort hat unsere afrikanische Mission begonnen. Von dort aus hat sie sich entfaltet und über einen großen Teil des südlichen Afrika ausgebreitet. Hermannsburg ist denn auch bis in die neueste Zeit hinein der Mittelpunkt geblieben. Als Ludwig Harms seinem Werke eine Leitung an Ort und Stelle gab, in dem er den Missionar Hardeland zum Superintendenten ernannte, wählte dieser Hermannsburg zum Sitz der Verwaltung. Von dort aus wurde bis zum Jahre 1883 die

gesamte Mission geleitet. Es stellte sich jedoch im Laufe der Jahre heraus, daß die Leitung der entfernten, unter einem anderen Volk mit anderer Sprache und anderen Verhältnissen arbeitenden Betschuanenmission von Hermannsburg aus ein Mißstand war. Die Mission wurde deshalb in zwei Teile geteilt: Hermannsburg ist der Mittelpunkt der Sulumission geblieben; für die Betschuanenmission wurde Saron, wo der zum Propst ernannte Missionar Penzhorn stationiert war, das Centrum. Zunächst waren von Hermannsburg aus einige Stationen in Natal und seit 1858 im Sululand gegründet worden. In demselben Jahre zogen die ersten Missionare übers Drakengebirge und kamen zu den westlichen Betschuanen. Unter diesen entwickelte die Mission sich rascher als in Natal und Sululand. Die ältere Schwester wurde von der jüngeren mit großen Schritten überholt.

Die Sulumission konnte sich nur langsam entfalten. Es hat das seinen Grund in dem Charakter der Sulustämme, unter denen sie arbeitete, und in deren geschichtlicher Entwicklung. Natal hatten die Sulukönige Tschaka und Dingane mit ihren kriegerischen Horden überflutet und unterjocht, bis gegen das Ende der dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts vom Drakengebirge her die holländischen Buren und von der Küste her die Engländer eindrangen, die Sulu über die Tugela zurückwiesen und ihnen dort eine Grenze setzten. Die niedergetretenen Kafferstämme erholten sich, und die zerstreuten sammelten sich wieder. Auch zogen Flüchtlinge, die dem Zorn der Sulukönige entronnen waren, je mehr und mehr in die seit 1843 englische Kolonie herein. Aber Natal mußte erst noch manche Erschütterungen durchmachen, ehe es zu einer ruhigen Entwicklung gelangen konnte; und die sind für die Missionsarbeit ungünstig gewesen. Auch sind die Sulu wie die Kaffern überhaupt dem Evangelio schon ihrem Wesen nach nicht so zugänglich wie die Betschuanen. Sie wohnen in reicheren Gegenden und haben selten mit der Not des Lebens zu kämpfen; sie sind leichtlebiger, üppiger, stolzer und hochmütiger als jene. Auch war das Heidentum bei ihnen noch ganz ungebrochen und stand in vollster Blüte. Durch die Polygamie hatte dasselbe einen großen Einfluß und durch das Umtakati-Unwesen — die Zauberei — eine wahre Schreckensmacht. Und endlich hatte das Königtum bei ihnen eine unumschränkte Gewalt. Die Könige waren Tyrannen, sie herrschten durch Terrorismus. Das Königtum jener Völker war ein Haupthindernis des Christentums. In höchstem Maße war das bei den Sulu der Fall. Bei den Stämmen Natals war es — wenn auch in kleinerem Maßstabe — ähnlich. Diese letzteren wurden überdies durch das starke Eindringen europäischer Ansiedler mehr und mehr zurückgedrängt und vielfach ver-

dorben. So hatte die Hermannsburger Mission in Natal und Sululand vielerlei Hindernisse zu überwinden und arbeitete unter ungünstigen Verhältnissen. Zwar gewann das Missionsgebiet schnell eine große Ausdehnung, mit der jedoch das innere Wachstum nicht gleichen Schritt hielt. —

Von Hermannsburg aus wurden zunächst die Stationen Ehlanzeni und Emakabeleni nach der Tugela zu, und Etembeni, Müden und Emhlangana am oder doch in der Nähe vom Mooi-Revier gegründet. Die Station Müden wurde später Wassermangels wegen verlegt. Doch wird auf dem früheren Platze noch Missionsarbeit getrieben. Diese Stationen liegen in einem für die Missionsarbeit günstigen Bezirk, wie aus folgendem Zahlenverhältnis erhellt. Sie gehören dem Umwoti-Distrikt an, in dem neben 1771 Europäern und 105 Kulis 37079 Kaffern wohnen. Diese leben teilweise als Arbeitskaffern auf Farmen, zum größten Teil jedoch in großen Lokationen, die den genannten Stationen als Arbeitsgebiet zugewiesen sind. Emakabeleni, Emhlangana und Alt-Müden sind jetzt zu Filialen gemacht. 1863 wurde am Rande der Drakenberge die Station Empangweni gegründet, die wie ein Keil in das Berliner Missionsgebiet hineinragt. Man hatte bei Anlage derselben den Gedanken von dort nach Süden vorzudringen und allmählich eine Verbindung mit Alfredia herzustellen. Hier waren seit 1867 mehrere Stationen gegründet, von denen acht später verlegt sind, während Ebenezer zu einem Filial umgewandelt ist, so daß dort jetzt nur noch die beiden Stationen Elim und Marburg sich befinden, welche dem Bedürfnis genügen. Liegt das Hauptgebiet unsrer Sulumission in der nordöstlichen Hälfte Natals und den angrenzenden Distrikten von Sululand und Transvaal, so ist Alfredia unsere äußerste südöstliche Ecke und steht in keiner Verbindung mit dem übrigen Gebiet. Doch bietet unsre dortige Mission einer deutschen Gemeinde, die in den letzten zwei Jahrzehnten eingewandert ist, Halt und Pflege. In dem benachbarten Pondolande entwickelt sich ebenfalls eine deutsche Kolonisation. Gehen die Hermannsburger dorthin vor — und sie dürften der Nachbarschaft und sonstiger Beziehungen zu den Pondo wegen vor anderen den Beruf dazu haben — so würde die Mission in Alfredia an Bedeutung gewinnen. In Natal sind später noch zwei Stationen, Hebron und Bethesda, in dem Küsten-Distrikt, der zwischen der Mündung des Umwoti und der Tugela liegt, und die Station Entombeni an der Tugela, die Stationen Nazareth, Sutherland und Endumeni jenseits des letzteren Stromes in dem Umsinga-Bezirk am Bickersberge hinzugekommen. Die genannten sind sämtlich in den Verzeichnissen des Hermannsburger Missionsblattes als Stationen aufgeführt, obschon sie es, Entombeni ausgenommen, in

eigentlichem Sinne nicht gewesen sind. Entombeni war von der Mission angekauft; die übrigen waren Eigentum der Missionare, die sie gegründet hatten. Die Arbeitskräfte waren durch die zahlreichen Aussendungen dermaßen vermehrt, daß nicht für alle Raum vorhanden war. Besonders schlimm wurde das Verhältnis, als durch die Sulukriege die Missionare aus dem Sululand flüchten und in Natal Zuflucht und Arbeitsstätten suchen mußten. Die dortigen Stationen waren sämtlich besetzt. Neue zu kaufen und anzulegen, dazu fehlte es der Mission an Mitteln. So halfen sich jene Missionare selbst und kauften mit Genehmigung des Superintendenten Plätze für ihr eigenes Geld, wobei sie sich bereit erklärten, dieselben früher oder später ganz oder teilweise der Mission zu überlassen, falls diese sie bezahlen könne oder wolle. Auch trieben die Missionare dort Missionsarbeit, bauten Kirchen und Schulen und siedelten die Heidenchristen auf ihrem Grund und Boden an. Aus diesen Gründen wurden jene Plätze als Stationen aufgeführt. Dieses Verhältnis ist nun dahin geregelt, daß nur Hebron und Nazareth als Stationen übernommen sind; erstere wurde von dem Eigentümer geschenkt, letztere ist zu einem billigen Preise angekauft. Der übrigen bedurften wir nicht. Die Besitzer derselben sind aus dem Missionsdienst ausgeschieden. Das uns zugefallene Arbeitsgebiet in Natal läßt sich von den genannten Stationen aus genügend bearbeiten.

Seit 1858 stand unseren Missionaren der Zugang ins Sululand offen. Sie legten zuerst im südlichen und dann im nördlichen Sululand nach und nach 12 Stationen an, von denen Ithaka seiner ungesunden Lage wegen aufgegeben werden mußte, und eine nach dem Sulukriege durch die Buren verloren ging.

Trotz der vielen Stationen konnte das Christentum keinen Raum gewinnen. Ketschwayos Einfluß vermehrte sich schon unter dem König Panda. Der Ruhm Tschakas ließ ihn nicht rasten. Dem wollte er gleichen. Dessen Reich wollte er wieder aufrichten. Er hat die alte Militär-Despotie aufs neue hergestellt, und als er König geworden, das unglückliche Volk von einer Kriegsunruhe in die andere gestürzt. Wo etwa unter Panda die Mission Boden gewonnen hatte, da verlor sie ihn wieder. Die stolzen Indunen — die Unterhäuptlinge — traten immer hochfahrender auf. Sie vor allem haben manchen hoffnungsvollen Keim vernichtet, wie unsere Mission mehrfach schmerzlich hat erfahren müssen. Denn wenn auch Ketschwayo es nicht zuließ, daß seine Unterthanen Christen wurden, so hat er doch die Missionare nicht direkt gehindert, hat ihnen kein Leid zugefügt, sondern sie seines Schutzes genießen lassen. Aber dem Sturm, den er entfesselte, konnte er nicht gebieten. Jahrelang befand

sich alles in kriegerischer Spannung, bis schließlich der bekannte verheerende Krieg zum Ausbruch kam, der England viel Blut, viel Ehre und viel Geld kostete, bis es endlich nach hartem Ringen den Sieg gewann. Die Folgen aber der beklagenswerten englischen Politik waren eine große Verwirrung und blutige Kriege der Sulu untereinander, die zuletzt dem aus der Gefangenschaft zurückgeführten Könige das Leben kosteten. Die Missionare hatten flüchten müssen. Einige derselben hatten in Nordsululand den ganzen Krieg mit durchgemacht. Einer war ermordet. Die übrigen fanden durch die Buren Hilfe. Die gesamte Sulumission schien vernichtet. Doch konnten die Missionare, nachdem die Buren einen Teil des Nordsululandes occupiert, und dort die jetzt mit Transvaal vereinigte Neue Republik gegründet hatten, die in jenem Bezirk belegenen fünf alten Stationen Emyati, Bethel, Ekuhlengeni, Esihlengeni und Ehlomohlomo wieder in Besitz nehmen und die Missionsarbeit aufs neue beginnen. Nur Ehlobane, das der Präsident jenes kleinen Staates für sich in Anspruch nahm, mußten sie aufgeben, was ihnen um so schwerer wurde, als dort der Missionar Schröder seinen Tod gefunden hatte. Doch war nur dadurch die Anerkennung des Besitzrechts der übrigen zu erreichen.

In das Südsululand aber konnten unsre Missionare erst vor zwei Jahren wieder einziehen. Die fünf dortigen Stationen lagen im Bezirk des berüchtigten Engländers John Dunn, der bei dem settlement des Generals Wolesley die Häuptlingschaft über jene Gegend erhalten hatte. Dieser fast zum Sulu herabgesunkene Engländer und zum Heiden gewordene Christ hatte die Rückkehr der Missionare zuerst verweigert und sodann an unerfüllbare Bedingungen geknüpft. Nach dem letzten für die Engländer günstigen Kriege gegen Dinizulu, den Sohn Ketschwayos, ist das Sululand eine englische Kolonie geworden. Seitdem steht dasselbe unter dem der Mission freundlich gesinnten Gouverneur von Natal, der unseren Missionaren die Neubesetzung der fünf Stationen Emlalazi, Emvujini, Inyezane, Endhlangubo und Endhlovini gestattet hat. Nun kann die Arbeit mit frischen Kräften neu begonnen werden. Drei der Stationen sind bereits wieder besetzt; zwei sollen zu Filialen gemacht werden. Da die Sulumacht gebrochen ist, ist die Situation eine weit günstigere geworden. Nach den schweren drei Jahrzehnten ist nun eine Periode des Aufblühens zu erwarten. Die starken Mauern des Heidentums sind gefallen. Das Reich Gottes hält nun seinen Einzug ins Sululand, und Jesu Königtum wird siegen. So hat unsre Mission jetzt ihre zehn Stationen wieder, die uns so viel Thränen und Seufzer gekostet, so viel Arbeit und Kampf bereitet, und die auch so viele Mittel verschlungen haben. Dieselben sind zweimal, ja einzelne dreimal aufgebaut.

Zu unserer Sulumission gehört endlich ein fünfter Kreis von Stationen, der sich in der südöstlichen Ecke Transvaals, in der Nähe von Uetrecht, unter den am Pongolo wohnenden Sulustämmen entwickelt hat. Dort wurden nach einander die Stationen Ekombela, Entombe und Goedehoop gegründet, einige kleinere, die nur kurze Zeit bestanden haben, ungerechnet. Die letztgenannte, die ursprünglich auch Eigentum des Missionars war, ist von diesem der Mission geschenkt. Diese Stationen liegen von den Natal- und Sulustationen weit entfernt; doch ist neuerdings die Gründung einer Missionsstation in Vryheid in Aussicht genommen, die ein passendes Bindeglied zwischen ihnen bilden wird. Diese Stationen haben freilich auch durch die Sulukriege leiden müssen, haben sich aber sonst im Frieden erbauen können, weshalb auch Ekombela und Entombe, die seit 1863 bestehen, bereits größere Erfolge aufzuweisen haben und zu unseren besten Sulustationen zu rechnen sind.

So hat die Hermannsburger Mission im ganzen unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeiten und hat viele tiefgehende Erschütterungen durchmachen müssen. Auch von inneren Kämpfen ist sie nicht frei gewesen. Schon unter Hardeland kamen mancherlei Reibungen vor, die jedoch später ausgeglichen wurden. Unter Superintendent Hohls kam die weiterhin zu besprechende Krisis, die durch die Verbindung der Missionare mit den Kolonisten und durch den Kommunismus entstand, zum Ausbruch. Auch kam die Mission unter ihm in eine schwere Geldkrisis, die noch nicht ganz überwunden ist. Er selbst erlag derselben in einer betrübenden Weise. Im Anschluß an seinen Tod entstand eine große Verwirrung, die durch heftige Parteikämpfe vermehrt wurde und die Mission in große Gefahren stürzte. Die Missionare hatten infolge der Geldnöte ihren Gehalt nur mit bedeutenden Abzügen erhalten. Manche hatten sich selbst geholfen und in Handel und Viehzucht die einem Missionar zu setzenden Grenzen überschritten. Der Missionar Otte, der zum Nachfolger des Superintendenten Hohls ernannt wurde, wollte diese Verhältnisse zurechtbringen und versah es dabei durch ein zu radikales Vorgehen. Dadurch entstand ein erbitterter persönlicher Kampf, der ihn selber stürzte. Sein Nachfolger Fröhling, der erste Superintendent, welcher mit dem Titel Propst die nunmehr von der Betschuanenmission getrennte Sulumission leitete, stand ebenfalls nicht genug über den Parteien. Unter ihm kam es wiederum zu einem zu schroffen Vorgehen gegen den Missionar Otte. Die Gegensätze spitzten sich derart zu, daß dieser seinen Austritt erklärte. Im übrigen gelang es Fröhling die Mission wieder in eine ruhigere Bahn zu führen. Doch hat er nicht lange mehr gelebt. Erst die Visitation hat dann Wandel geschafft.

Arbeitete so unsere Sulumission in vieler Hinsicht mit äußeren und

inneren Hemmnissen, so war doch ein Umstand wiederum günstig für sie. Den Missionaren folgten die Kolonisten, und diese zogen Verwandte und Freunde der Heimat nach sich. So entwickelte sich in Verbindung mit der Mission und zwar gerade der bisher geschilderten Sulumission eine blühende deutsche Kolonisation. Nach und nach entstanden die deutschen Gemeinden von Hermannsburg, Neu-Hannover, Kirchdorf und Marburg in Natal, und Lüneburg sowie Bergen am Pongolo in Transvaal. Das ist für die Mission ein Gewinn gewesen. Nicht nur ist manche Liebesgabe und Handreichung derselben aus jenen Gemeinden zu gute gekommen; das Ansehen, welches die deutschen Kolonien gewannen, hob auch das Ansehen der deutschen Mission. Und mancher deutsche Kolonist hat durch sein Beispiel und durch Mahnung und Belehrung der Mission vorgearbeitet und die Heiden, die bei ihm in Arbeit standen, ihr zugeführt. Vielfach ist es ja leider zu konstatieren, daß die Kolonisation der Mission entgegenarbeitet und ihr zum Schaden ist, daß mit ihr der Branntwein und ein zuchtloses Leben Eingang in die Missionsgemeinden findet. Darüber können wir durchaus nicht klagen. Und ist auch hie oder da einmal ein schlechter Einfluß von einzelnen ausgegangen, so sind das eben nur Einzelfälle und Ausnahmen gewesen. Es wäre undankbar, wenn wir den Segen nicht anerkennen wollten, den unsere Mission durch jene deutsche Kolonisation bis auf den heutigen Tag empfangen hat.

Im Gebiet der Betschuanenmission ist es zu einer derartigen deutschen Gemeindebildung noch nicht gekommen, wie denn überhaupt die Entwicklung dieser Mission eine ganz andersartige, als die bisher geschilderte gewesen ist. Dieselbe hat sich in jeder Beziehung unter weit günstigeren Verhältnissen entwickeln können.

Die Betschuanen sind viel leichter zugänglich als die Natalkaffern und Sulu. Sie sind weicher, nachgiebiger und lenksamer. Auch haben sich die Mächte des Heidentums nicht so üppig und geil bei ihnen entwickelt. Vor allem hat das Zaubereiwesen nicht die gleiche Schreckensgewalt entfaltet. Und das Königtum ist bei keinem der Betschuanenstämme zu einer solchen Höhe gekommen wie bei den Sulu, und hat nirgends eine so unumschränkte Macht an sich gerissen. Auch sind die Betschuanen keine kriegerischen Völker. Ihre Stämme sind verhältnismäßig unbedeutend. Keiner hat eine über die anderen dominierende Stellung errungen. Sie sind nicht zu Herrschaft und Ruhm gekommen unter den Heiden, sondern sind — jeder Stamm für sich — niedergetreten und zerstreut: zuerst durch Moselikatze und seine Suluhorden, dann durch die holländischen Buren, die erst ihre Befreier, darnach ihre Bedrücker geworden sind. Auch haben sie, da sie in weniger fruchtbaren Gegenden wohnen, oft mit den Nöten

des Lebens zu kämpfen. Der Boden bietet ihnen in dürrer Zei Lebens Unterhalt nur kärglich dar. Hungersnot ist ihnen nicht unbe So sind sie in einer harten Schule gewesen und sind darin für di nahme des Reiches Gottes vorbereitet und empfänglicher gemacht.

Wie bereits erwähnt, kamen die ersten vier unserer Missionar 1858 zu den westlichen Betschuanen. Nach und nach wurde fast di westliche Hälfte der Südafrikanischen Republik und ein Teil de grenzenden, unter britischer Hoheit stehenden Betschuanenlandes mit Netz von Stationen überzogen. Unser Missionsgebiet beginnt unmi hinter Pretoria, zieht sich südlich bis dicht vor Potchefstroom, westl unweit Mafeking und grenzt nördlich an das Reich des bekannte kuena-Königs Secele. Anfangs, da dieses von den vor den vordrin holländischen Buren zurückweichenden englischen Missionaren verlasse war es auch von unseren Missionaren besetzt. Ja, Missionar Schul war bis zu den Bamangwato vorgedrungen, hatte die Station Sch gegründet und den jetzt bekannt gewordenen König Khame getau getraut. Doch wurde dieses Gebiet später leider aufgegeben und d doner Mission überlassen. Die in der Südafrikanischen Republik b gleich anfangs gegründete Station Linokana bei dem Stamm der rutsi blieb im Besitz unserer Mission, sodaß diese die älteste unsere schuanenstationen ist. Als 1864 die zweite Schar unserer Missio jene Gegend kam, und ein Versuch bei Secele wieder Boden zu g mißlungen war, blieben einige der Brüder in Linokana und sucht dort aus im Gebiet des Moriko und des Kolobeng Stationen an Missionar Behrens aber wurde von Gott in den Distrikt der M berge geführt und fand hier eine offene Thür bei den Bakuena, die Station Bethanie gründete, die rasch aufblühte und eine gr deutung gewann. So kam die Hermannsburger Mission hier zu zwei felder, von denen das eine zwischen den Magalis- und den P Bergen gelegen ist, das andere sich über einen Teil des Flußgebi Kolobeng, Notuane und Moriko und über das Hochfeld bis Potchefstroom erstreckt. Das ganze Gebiet wurde nach und nach mi bedeutenden Stationennetz überzogen. In den ersten Jahren tr dem Bestand der Stationen mancherlei Veränderungen ein. Die mehr sandigen Westen nach der Kalahari-Wüste zu wohnenden wechselten mehrfach ihren Wohnsitz, wenn Land und Weide von ihn genutzt waren oder eine Hungersnot sie trieb. Auch kam es vor, vor den Buren, die das Land in Besitz nahmen, weichen mußte Missionare zogen mit. Und wie die Heidenstadt, so zerfiel dann Station in Trümmer. Andere Stämme blieben auf dem von den

pruchten Grund gegen eine oft nicht unbedeutende Miete wohnen.
den Bagoluba (Station Potuane) ist das noch heute der Fall. In
ibrigen Fällen haben die Missionare dahin gestrebt, die Könige mit
Stämmen möglichst auf eigene Füße zu stellen. Sie haben Farmen
ie gekauft. Und das war nicht schwierig, da jene bei ihrem Vieh-
tum gewöhnlich gute Preise zahlen konnten. Dadurch wurden sie von
oft harten Druck der Buren befreit. Die Stämme gewannen feste
nsitze und konnten sich freier und selbständiger entfalten. Durch das
ist es erklärlich, wenn manche Namen von Stationen aus den Ta-
nach und nach verschwunden und durch andere ersetzt worden sind. Die
onen sind nur verlegt. Das Volk, der Missionar und das Werk ist
be geblieben. Die Zahl der Stationen ist jetzt bis auf 24 ange-
n. Dieselben sind in drei Kreise geteilt. Der Kreis Rustenburg,
n Saron, gegenwärtig der Sitz des Superintendenten, liegt, umfaßt
Stationen und bildet das Centrum. Nach Westen schließt sich der
Moriko mit ebenfalls neun Stationen und nach Osten der Kreis Pre-
mit sechs Stationen an, von denen freilich Bethanie bis zum Tode
Missionars Behrens insofern eine Ausnahmestellung hat, als dieselbe
erst unter dem dortigen Superintendenten, sondern nur unter dem
or steht. Dieselbe war Behrens infolge eines Konfliktes bewilligt,
i der Neuordnung der dortigen Mission entstand. Diese drei Kreise
ein zusammenhängendes, einheitliches Arbeitsgebiet. In demselben
nsere Mission die alleinige und deshalb eine ungestörte Arbeit. Nur
n Grenzen berührt sie sich mit anderen Missionsgesellschaften, östlich
idlich mit der Berliner Bassutomission, westlich mit der Londoner
ördlich mit der Mission der reformierten Cap'schen Synode. Nur
vei Stellen, in Mosetla und Polfontein, sind Wesleyaner. Doch
ort keine Missionare dieser Sekte stationiert. Die Gemeinden sind
lein und bereiten uns im ganzen wenig Hinderung. In Fleisch-
t ist eine Jesuiten-Station, die bis jetzt keine Bedeutung ge-
n hat.

Unsere Betschuanenmission hat sich bisher von kirchlichen Kämpfen im
t unberührt erbauen können. Innere Streitigkeiten sind ja freilich
nden gewesen. Gleich anfangs, als die ersten Missionare dem Super-
enten Hardeland untergeordnet wurden, gab es eine Krisis, bei der
chuld nicht allein auf ihrer Seite lag. Dieselbe führte zur Aus-
ng der Missionare. Einer von ihnen starb; von den drei anderen
einer noch zu Hardelands Zeit, die beiden übrigen nach seinem
ange in die Mission zurück, da sie sich den gestellten Bedingungen
varfen. Doch hatte diese Krisis des Anfangs außer den bereits

Sulu-Mission:

Kreis	Stationen	Filiale	Predigtplätze	Missionare	Helfer besoldete	Helfer unbesoldete
Natal	1. Hermannsburg	Greytown	—	4	1	2
"	2. Ehlanzeni	Emakabeleni, Aangelegen, Patwe, Melkboom	5	3	5	—
"	3. Etembeni	—	1	1	—	1
"	4. Müden	Alt-Müden, Emhlangana	1	2	2	6
"	5. Empangweni	Koplegde	1	1	2	2
"	6. Neu-Hannover	—	1	1	1	—
"	7. Kirchdorf	Wilhelmsburg	—	1	1	—
"	8. Entombeni	—	1	1	—	—
"	9. Nazareth	—	1	1	—	—
Alfredia	10. Marburg	—	2	1	1	2
"	11. Elim	Ebenezer	—	1	—	2
Süd-Sulu-Kreis	12. Hebron	An der Tugela	2	1	1	—
"	13. Emvujini	—	—	1	—	—
"	14. Emlalazi	Inyezane	—	1	1	—
"	15. Endhlorini	Endhlangubo	—	—	—	—
Nord-Sulu-Kreis	16. Bethel	Emyati	—	1	1	1
"	17. Ekuhlengeni	—	2	1	—	1
"	18. Esihlengeni	—	—	—	—	—
"	19. Ehlomohlomo	—	—	1	—	—
"	20. Vryheid	—	—	—	—	—
"	21. Goedehoop	—	—	1	—	1
"	22. Entombe	—	3	1	—	3
"	23. Ekombela	—	1	1	—	1
Summa:	23	14	21	26	16	22
					38	

genannten hinsichtlich des Missionsgebietes weiter keine Folgen für die Entwicklung der Mission. Die jüngst vorhandene Krisis knüpft sich an den Missionar Hoyer, der schließlich aus der Mission austrat und seines Verhaltens wegen nicht wieder in dieselbe aufgenommen werden konnte. Dieser Streit hat hüben und drüben viel Aufregung verursacht. Doch ist demselben eine weit größere Bedeutung beigelegt als ihm zukommt; und ist er auch auf die heimatlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß geblieben, so ist doch die Mission draußen, die Arbeit selbst und die Entwicklung der Mission nur wenig davon berührt. Bei aller Betonung der Sache, die in den Vordergrund gestellt wurde, war dieser Streit doch mehr persönlicher Art.

Betschuanen-Mission:

Kreis	Stationen	Filiale	Predigtplätze	Missionare	Helfer besoldete	Helfer unbesoldete
ıstenburg	1. Saron	Matau, Nuanamali	—	2	1	8
"	2. Kana	Tsitsing	—	1	2	4
"	3. Morgensonne	—	—	1	—	—
"	4. Rustenburg	Phalane, Krondal	2	1	2	6
"	5. Ebenezer	2	3	1	2	4
"	6. Bersaba	—	5	3	—	3
"	7. Mahanaim	—	1	1	1	4
"	8. Pella	—	—	1	1	3
"	9. Emmaus	—	—	1	2	6
Moriko	10. Melorane	1	—	1	—	3
"	11. Harmshope	—	—	1	1	2
"	12. Limao	—	—	1	—	1
"	13. Mocoeli	—	—	1	—	2
"	14. Manuane	—	—	1	1	4
"	15. Linokana	—	—	1	1	3
"	16. Polfontein	3	—	1	—	9
"	17. Ramaliane	Marutong	4	1	2	6
"	18. Bethel	Monamolali	—	1	1	8
ıretoria	19. Bethanie	Marokane, Makolokue, Kolonie	1	2	8	7
"	20. Hebron	—	—	1	1	3
"	21. Polonia	2	3	1	2	4
"	22. Potuane	—	3	1	1	3
"	23. Mosetla	—	—	1	1	3
"	24. Jericho	—	1	1	1	3
Summa:	24	18	23	28	31	99
					130 eingeb. Helf.	

Auch wenn wir die Sulumission und die Betschuanenmission hinsichtlich Erschütterungen durch äußere Ereignisse, durch Kriege und Trübsale, leichen, steht erstere gegen die letztere bedeutend im Nachteil. Denn rend dort die Erschütterungen kein Ende nehmen wollten, hat die chuanenmission sich ruhig entfalten können. Von den Kriegen zwischen land und Transvaal und von den Kämpfen mit Sekukuni und Ma-, die sich im Osten abspielten, ist unser Missionsgebiet nur wenig offen. Und endlich war die Arbeit für unsere Missionare auch dadurch ntlich erleichtert, daß die Betschuanen nicht in zerstreuten Kraalen,

sondern in großen Städten beisammen wohnen. Es baut sich stets wo möglich der ganze Stamm oder doch ein Teil desselben zusammen an. So brauchten die Missionare sich nur bei der Stadt anzusiedeln, um ihre Missionsarbeit zu beginnen. Sie konnten, namentlich wenn die Könige günstig gesinnt waren, leicht eine Schar von Hörern um sich sammeln und konnten fast überall bald dahin kommen, daß sich eine Christengemeinde bildete. Damit war viel gewonnen. Bei den Königen fanden sie nicht viel Widerstreben, ja eher — wenn auch meistens aus äußeren Gründen — Schutz und Förderung. Das Heidentum war bei den Betschuanen schon im Sinken begriffen, und es sinkt schnell, namentlich seit die europäische Kultur durch die Eröffnung der Diamant= und dann der Goldfelder mit Macht in jene Länder eingedrungen ist. So gewann die Betschuanenmission schnell an Boden, und da jetzt bereits manche Könige Christen geworden sind und auch die meisten der noch heidnischen immer mehr eine freundliche Stellung zur Mission eingenommen haben, da bereits große Gemeinden vorhanden sind, so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, in der das Heidentum äußerlich ganz überwunden, und das Christentum den Sieg gewonnen hat. Aber damit sind andere große Gefahren verbunden. Je mehr das Christentum äußerlich den Sieg gewinnt, je weniger die Bekehrung eine Losreißung vom Heidentum ist, je weniger Kampf sie kostet, desto mehr ist zu befürchten, daß das christliche Wesen an Kraft und Wahrheit verliert, daß es verflacht, und daß Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit einreißen. Da gilt es zu wachen und zu beten, die Gemeinden zu stärken im Glauben und in der Heiligung, damit nicht bei äußerem Gewinn ein innerer Schaden erwächst. Unsere Missionare haben ein wachsames Auge darauf. Sie suchen diejenigen ihrer Gemeindeglieder, die ausgehen, auch in der Ferne festzuhalten. Sie suchen das Gemeindeleben und die Gemeindezucht zu befestigen und zu heben. Und bis jetzt ist auch der Stand der Gemeinden noch ein recht erfreulicher, so daß wir mit Dank gegen Gott auf die große Zahl der Getauften und auf die 24 Gemeinden blicken dürfen.

Nachdem wir in dem Vorstehenden die Entwicklung unserer afrikanischen Mission in großen Zügen dargelegt, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen und die Hindernisse, die sie zu überwinden, auf der anderen Seite die Vorteile, die ihre Arbeit erleichterte, gezeichnet haben, so dürfte es nur noch erübrigen, eine Übersicht über dieselbe zu geben. Auch fügen wir gleich die Zahl der Missionare, der besoldeten und der unbesoldeten Helfer hinzu. Hinsichtlich der Stationen bemerken wir noch, daß es uns auf eine größere Konzentration derselben ankommt, worauf nicht immer genügend geachtet ist. Es hatte das seinen Grund teils in einer

Betschuanen-Mission:

Kreis	Stationen	Filiale	Predigtplätze	Missionare	Helfer besoldete	Helfer unbesoldete
Rustenburg	1. Saron	Matau, Nuanamali	—	2	1	8
"	2. Kana	Tsitsing	—	1	2	4
"	3. Morgensonne	—	—	1	—	—
"	4. Rustenburg	Phalane, Krondal	2	1	2	6
"	5. Ebenezer	2	3	1	2	4
"	6. Bersaba	—	5	3	—	3
"	7. Mahanaim	—	1	1	1	4
"	8. Pella	—	—	1	1	3
"	9. Emmaus	—	—	1	2	6
Moriko	10. Melorane	1	—	1	—	3
"	11. Harmshope	—	—	1	1	2
"	12. Limao	—	—	1	—	1
"	13. Mocoeli	—	—	1	—	2
"	14. Manuane	—	—	1	1	4
"	15. Linokana	—	—	1	1	3
"	16. Polfontein	3	—	1	—	9
"	17. Ramaliane	Marutong	4	1	2	6
"	18. Bethel	Monamolali	—	1	1	8
Pretoria	19. Bethanie	Marokane, Makolokue, Kolonie	1	2	8	7
"	20. Hebron	—	—	1	1	3
"	21. Polonia	2	3	1	2	4
"	22. Potuane	—	3	1	1	3
"	23. Mosetla	—	—	1	1	3
"	24. Jericho	—	1	1	1	3
Summa:	24	18	23	28	31	99
					130 eingeb. Helf.	

Auch wenn wir die Sulumission und die Betschuanenmission hinsichtlich der Erschütterungen durch äußere Ereignisse, durch Kriege und Trübsale, vergleichen, steht erstere gegen die letztere bedeutend im Nachteil. Denn während dort die Erschütterungen kein Ende nehmen wollten, hat die Betschuanenmission sich ruhig entfalten können. Von den Kriegen zwischen England und Transvaal und von den Kämpfen mit Sekukuni und Mapoch, die sich im Osten abspielten, ist unser Missionsgebiet nur wenig betroffen. Und endlich war die Arbeit für unsere Missionare auch dadurch wesentlich erleichtert, daß die Betschuanen nicht in zerstreuten Kraalen,

sondern in großen Städten beisammen wohnen. Es baut sich stets womöglich der ganze Stamm oder doch ein Teil desselben zusammen an. So brauchten die Missionare sich nur bei der Stadt anzusiedeln, um ihre Missionsarbeit zu beginnen. Sie konnten, namentlich wenn die Könige günstig gesinnt waren, leicht eine Schar von Hörern um sich sammeln und konnten fast überall bald dahin kommen, daß sich eine Christengemeinde bildete. Damit war viel gewonnen. Bei den Königen fanden sie nicht viel Widerstreben, ja eher — wenn auch meistens aus äußeren Gründen — Schutz und Förderung. Das Heidentum war bei den Betschuanen schon im Sinken begriffen, und es sinkt schnell, namentlich seit die europäische Kultur durch die Eröffnung der Diamant- und dann der Goldfelder mit Macht in jene Länder eingedrungen ist. So gewann die Betschuanenmission schnell an Boden, und da jetzt bereits manche Könige Christen geworden sind und auch die meisten der noch heidnischen immer mehr eine freundliche Stellung zur Mission eingenommen haben, da bereits große Gemeinden vorhanden sind, so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, in der das Heidentum äußerlich ganz überwunden, und das Christentum den Sieg gewonnen hat. Aber damit sind andere große Gefahren verbunden. Je mehr das Christentum äußerlich den Sieg gewinnt, je weniger die Bekehrung eine Losreißung vom Heidentum ist, je weniger Kampf sie kostet, desto mehr ist zu befürchten, daß das christliche Wesen an Kraft und Wahrheit verliert, daß es verflacht, und daß Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit einreißen. Da gilt es zu wachen und zu beten, die Gemeinden zu stärken im Glauben und in der Heiligung, damit nicht bei äußerem Gewinn ein innerer Schaden erwächst. Unsere Missionare haben ein wachsames Auge darauf. Sie suchen diejenigen ihrer Gemeindeglieder, die ausgehen, auch in der Ferne festzuhalten. Sie suchen das Gemeindeleben und die Gemeindezucht zu befestigen und zu heben. Und bis jetzt ist auch der Stand der Gemeinden noch ein recht erfreulicher, so daß wir mit Dank gegen Gott auf die große Zahl der Getauften und auf die 24 Gemeinden blicken dürfen.

Nachdem wir in dem Vorstehenden die Entwicklung unserer afrikanischen Mission in großen Zügen dargelegt, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen und die Hindernisse, die sie zu überwinden, auf der anderen Seite die Vorteile, die ihre Arbeit erleichterte, gezeichnet haben, so dürfte es nur noch erübrigen, eine Übersicht über dieselbe zu geben. Auch fügen wir gleich die Zahl der Missionare, der besoldeten und der unbesoldeten Helfer hinzu. Hinsichtlich der Stationen bemerken wir noch, daß es uns auf eine größere Konzentration derselben ankommt, worauf nicht immer genügend geachtet ist. Es hatte das seinen Grund teils in einer

zeitweise zu zahlreichen Aussendung von Missionaren, teils in der oben erwähnten Rückkehr vieler Missionare nach Natal infolge des Sulukrieges. Dadurch sind manche Stationen entstanden, um diesen Platz zu schaffen, da das Gebiet in Natal ausreichend besetzt war. Eine verständige Rückführung in das richtige Verhältnis hat allmählich stattgefunden. Einzelne Stationen sind eingegangen, andere sind zu Filialen gemacht. Mit einigen anderen dürfte das in den nächsten Jahren noch nötig sein.

Das Verhältnis gestaltet sich jetzt wie auf den vorstehenden Tabellen zu ersehen ist.

Noch ein kurzes Wort über die Predigt bei Missionsfesten.

Über die rechte Art, wie evangelische Missionsfeste, sei es im Gotteshause, sei es im Freien, abzuhalten sind, ist seit Jahren hin und her verhandelt worden, ohne daß eine durchgreifende, vor andern als richtig befundene Ansicht zur Geltung gebracht wäre. Neuerdings hat der Superintendent Merensky die Missionspredigt im besondern ins Auge gefaßt und eine Ansicht vertreten, die im Juni-Heft der A. M.-Z. im Pastor Bastian einen Gegner gefunden hat.

Alle diese in die Öffentlichkeit getretenen Erwägungen gingen aus den Kreisen der Pastoren hervor. Offenbar haben die Laien, als die eigentliche hörende Missionsgemeinde, ein Anrecht darauf, in dieser Sache auch gehört zu werden. Es sei mir gestattet, mich zum Dolmetscher der Wünsche vieler Laien zu machen. Diese gehen dahin, daß womöglich bei den Missionsfesten keine besondere dem Bericht voraufgehende Predigt gehalten, sondern lediglich und recht viel auf Grund des Wortes Gottes aus der heutigen Heidenmission berichtet und erzählt werde. Die Leute sagen: Predigten hören wir zu Hause Sonntags in der Kirche, beim Missionsfest wollen wir uns von der Heidenmission erzählen lassen.

Ich kann diesen Gedanken und Wünschen unter bestimmten Voraussetzungen nur beitreten.

Diese Voraussetzungen sind folgende:

1. Das Königl. Konsistorium für die Provinz Sachsen hat angeordnet, daß jährlich am 2. heil. Pfingsttage über das Werk der Heidenmission im Hauptgottesdienst gepredigt werden soll. Der Zweck ist, der Gemeinde diese Arbeit als eine vom Herrn Christus befohlene ans Herz zu legen und so die Erkenntnis des Werkes und die Liebe für dasselbe zu beleben und zu kräftigen. Wenn die evangelischen Pastoren wirklich solche Predigten am 2. Pfingsttag halten (und das sollte sich doch bei

jedem gewissenhaften Pfarrer von selbst verstehen), dann wird in allen Gemeinden von der Bedeutung der Heidenmission Zeugnis abgelegt und dann bedarf es bei den Missionsfesten keiner besondern grundlegenden Predigt.

2. Im Laufe des Jahres haben wir evangelische Geistliche in den alten und neuen Sonntags-Evangelien und -Episteln so reiche Veranlassung, auf das Werk der Mission näher oder ferner einzugehen, daß eine besondere Kurzsichtigkeit oder Gleichgiltigkeit dazu gehört, wenn man dies nicht thut. Vielmehr darf man annehmen, daß in jetziger Zeit Missionsgedanken in den gewöhnlichen Hauptgottesdiensten viel reichlicher und freudiger ergriffen und entwickelt werden, als in frühern Zeiten. Ist dies der Fall, so bedarf es beim Missionsfest meines Erachtens keiner besondern Predigt.

So treten wir denn *unter diesen Voraussetzungen* dem von vielen Laien geäußerten Wunsche gern bei, daß an den Festen von den Missionaren oder von den heimatlichen Berichterstattern, *ausgehend vom Worte Gottes*, fleißig aus dem Missionsgebiet berichtet und *nur* berichtet werde. Und dann hört wohl jedermann lieber 2, 3 oder gar 4 Sachkenner aus 2, 3 oder 4 Missionsgebieten, jeden kurz und erbaulich, berichten, als einen einzigen über nur *ein* Gebiet stundenlang. Mag der Bericht aus dem den einzelnen Missionsgemeinden nahe liegenden Gebiete an *erster* Stelle und eingehender gegeben werden (zumal, wenn ein Missionar berichtet), so sollten doch die andern Arbeitsgebiete auf dieser Reichsgottesarbeit der Weltmission nicht ganz übergangen werden. Dies ist aber auch zeitlich leicht zu ermöglichen, wenn eine besondere Festpredigt ferner nicht gehalten wird und die einzelnen Berichterstatter im Gebrauch der ihnen zustehenden Zeit Maß zu halten wissen.

Ich schließe mit einem Hinweis auf Apg. 14, 27. Hier steht nicht: Da sie aber darkamen, versammelten sie die Gemeinde, *predigten ihnen das Evangelium vom Reich*, sondern verkündeten, wieviel Gott mit ihnen gethan hätte ꝛc. Daraus entnehme ich, daß die Christengemeinde in Antiochia von Paulus und Barnabas nicht *erst* eine Predigt und *dann* einen Bericht hörte, sondern daß die Zeugnisse von den großen Thaten Gottes in Cypern und Kleinasien den *ganzen* Gottesdienst in Anspruch genommen haben.[1])

Jersleben. Danneil.

---

[1]) Wir kommen später auf den Gegenstand zurück. Der Herausgeber.

Literatur-Bericht.

1. **Stanley**: „Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas, Gouverneurs der Äquatorialprovinz.“ Autorisierte deutsche Ausgabe von Wobeser. Mit 150 Abbild. und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus 1890. 2 Bände. 20 M. Auch nach dem Erscheinen der Briefe Stanleys über den Verlauf seiner Emin-Pascha-Expedition mußte man auf das eigentliche Reisewerk des kühnen Afrikadurchquerers aus mehr als einem Grunde gespannt sein. In überraschender Schnelle ist dieses c. 1000 Seiten umfassende und, abgesehen von den Illustrationen, mit drei, große Arbeit verursachenden Karten ausgestattete Reisewerk erschienen; in 50 Tagen hat es der energische Verfasser bereits während seines Aufenthaltes in Ägypten vollendet. Eine staunenswerte literarische Leistung, zumal wenn man bedenkt, daß er während dieser Zeit auch noch 400 Briefe und 100 Telegramme zu schreiben hatte (II 423). Eine gewisse Breite haftet dem Buche freilich an, dafür trägt es aber das Gepräge großer Frische und fesselt fast durchgehends den Leser, obgleich es auch an ermüdenden Partien nicht ganz fehlt. Die Fachgelehrten werden ihm Mangel an Gründlichkeit vorwerfen, zumal Stanley reichlich sarkastische Bemerkungen über die Pedanterien der Schulgelehrsamkeit einstreut. Nur ist nicht abzusehen, wieviel Bände er hätte schreiben sollen, wenn er alle die geographischen, ethnologischen, zoologischen, botanischen, meteorologischen, linguistischen u. s. w. Beobachtungen, die er zu berichten hat, mit gelehrter Gründlichkeit hätte behandeln wollen. Ihm geht es wesentlich darum zu erzählen, was er erlebt hat, und die Fülle dieser Erlebnisse bildet einen so großartigen Beitrag zur Geschichte der Afrikaforschung, daß die wissenschaftliche Verarbeitung desselben vermutlich längere Zeit die Federn der Fachgelehrten beschäftigen wird.

Zunächst hat das vorliegende Reisewerk aber ein eminentes persönliches Interesse und zwar in doppelter Beziehung: erstens bezüglich der Person Stanleys und seiner Begleiter und zweitens bezüglich der Person Emin Paschas. Die kolonialpolitische Eifersucht, in deren Bannkreis die Stanleysche Emin-Pascha-Expedition von Anfang an und ganz besonders seit ihrem Ausgange gezogen worden ist, erschwert das unparteiische Urteil über beide Männer ungemein. Jedenfalls läßt das vorliegende Buch darüber keinen Zweifel, daß wir es bei Stanley nicht bloß mit einem der heroischsten, umsichtigsten, ausdauerndsten Reisenden, sondern auch mit einem warmen Menschenfreunde, großen Menschenkenner, weisen Menschenbehandler und gewissenhaften Ausrichter ihm gewordener Aufträge zu thun haben. Es fehlt ihm nicht an Selbstbewußtsein und die Energie, mit der er zu handeln gewohnt ist, streift manchmal an Rücksichtslosigkeit; aber ohne die unbeugsame Festigkeit, die je und je zur Härte ausartet, würde er die geradezu riesenhaften Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, niemals überwunden und sein Ziel niemals erreicht haben. Aber Stanley ist keineswegs bloß ein tapfrer Mann von eisernem Willen, er hat auch ein warmes Herz, ist voll mütterlicher Fürsorge, Treue und Hingebung gegen seine weißen und schwarzen Freunde, auch fehlt es ihm nicht an Demut und gesunder Frömmigkeit. „Als ich in der dunkelsten Stunde — schreibt er in der Widmung an Sir William Mackinnon — gezwungen war demütig einzugestehen, daß ich ohne Gottes Hilfe verloren sei, da that ich in der Waldeinsamkeit das Gelübde,

daß ich seine Hilfe vor den Menschen bekennen wolle. Wenn ich die viel schrecklichen Episoden im Geiste vorüberziehen lasse und über die wunderbar Rettung vor vollständiger Vernichtung nachdenke, welche uns während d verschiedenen Hin- und Hermärsche durch den dunkeln ungeheuren Urwald bedroh hat, so bin ich außer stande, unsre Errettung einer andern Ursache zuzuschreib als der gnadenreichen Vorsehung, welche uns zu ihren eignen Zwecken beschü hat." Ehe er sich des Abends zur Ruhe legt, liest er die Bibel; er h dieselbe — wohl nach dem Vorbilde Livingstones — mehr als einmal a seiner Reise von Anfang bis zu Ende durchgelesen und sich, wie er wiederhol bekennt, in den schwierigsten Situationen an ihren Trostworten aufgerichtet (286). Unter seinen schwarzen Begleitern hält er strenge Zucht, schreite wenn es sein muß, auch mit durchgreifenden Strafen ein, und gar den ve räterischen ägyptischen Soldaten Emins tritt er mit eiserner Energie entgege dabei aber behandelt er die Afrikaner mit väterlicher Milde, registriert m sichtlicher Freude jeden schönen menschlichen Zug, den er an ihne entdeckt, und verteidigt sie mit wohlthuender Beredsamkeit gegen das ebe oberflächliche wie ungerechte Vorurteil derjenigen, die in ihnen nur eine A wilder Tiere erblicken. Stanley ist, wie sein Vorbild Livingstone, ein wirklich Freund der Afrikaner, ein warmer Philanthrop voll pädagogischer Weisheit, v dem man, trotz mancher Fehlgriffe, die er im einzelnen macht, bezüglich d erzieherischen Behandlung der Afrikaner viel lernen kann. Ohne allen Zwe ist er einer der größten unter den Helden der Afrikaforschung, und jed seine Emin-Pascha-Expedition wird immer als eine der großartigsten Leistung bezeichnet werden müssen unter allen ähnlichen Unternehmungen, welche jema Menschen ins Werk gesetzt haben. Nur die augenblickliche Verblendung national bezw. kolonialpolitischer Parteileidenschaft kann den thörichten Versuch mach dem seltenen Manne diesen Ruhm abzustreiten.

Aber — wird ihm vorgeworfen — er hat mit seinem Zuge in d Äquatorialprovinz kolonialpolitische Zwecke verfolgt und Emin Pascha nicht bl gewaltthätig behandelt sondern auch verleumdet. Nun, das vorliegende Rei werk spricht sich mit aller Offenheit, in ziemlicher Breite und in mehrfach Wiederholung über diese Vorwürfe aus. Freilich es wird in dieser Beziehu eine Rede pro domo und es ist selbstverständlich, daß man erst alteram partem gehört haben muß, ehe man sich ein unparteiisches Urteil bilden k Aber die Lektüre des Stanleyschen Buches hat uns nicht den Eindruck gemach daß wir es hier mit einem Lügner oder mit einem absichtlichen Fälsch zu thun haben. Natürlich trägt die Darstellung Stanleysche und e englische Färbung; es schreibt eben jeder von seinem Standpunkte a Aber das Bestreben, objektiv zu sein, ist offenbar vorhanden, wie sch die Fülle des Dokumentenmaterials, das sich durch das ganze Buch hinzieht, beweist. Freilich hat Stanley auch kolonialpolitische Pläne verfolgt, er le legt sie mit aller Offenheit dar; nur sollte man ihm auch glauben, wen er versichert, daß es ihm in erster Linie um die Rettung eines bedrängte von ihm idealisierten Mannes zu thun gewesen ist. Ganz loyal überbring Stanley den Auftrag des Khedive von Ägypten, der es Emin frei stellt, die ägyptischerseits aufgegebene Äquatorialprovinz entweder zu verlasse oder auf seine eigne Verantwortung zurückzubleiben, und Stanley rät in erste *Linie* entschieden, die Provinz zu verlassen, falls Emin dies nicht wolle, in de

Dienst des Kongostaats zu treten, und falls er sich auch dazu nicht entschließen könne, im Nordosten des Viktoria-Nyanza eine Stellung im Dienst der brit.-ostafrik. Kompanie anzunehmen. Also kolonialpolitische Hintergedanken waren da; aber hatten die Deutschen bei ihrer Emin-Pascha-Expedition keine kolonialpolitischen Hintergedanken? Warum macht man Stanley bzw. England einen Vorwurf aus Plänen, wie sie offenkundig Peters bzw. Deutschland ganz ebenso gehegt hat? Es ist schlimm, daß zurzeit keine philanthropische Unternehmung, leider selbst nicht einmal mehr eine Mission in Afrika möglich erscheint ohne kolonialpolitische Nebenabsichten. Nur sollte, wer selbst im Glashause wohnt, auf andre nicht mit Steinen werfen. Auch steht Stanley in dem vorliegenden Buche ganz und gar nicht da als ein Hetzer gegen die deutsche Kolonialpolitik[1]); im Gegenteil, er erblickt in der „gesunden Rivalität" zwischen England und Deutschland das Heil für Ostafrika, und wünscht, daß sie beide mit einander wetteifern möchten in dem Bestreben, das Land materiell, geistig, sittlich und religiös zu heben.

Was endlich Emin betrifft, so sind wir natürlich als Deutsche und als Gegner der englischen kolonialpolitischen Pläne a priori für ihn eingenommen. Stanley wird nicht müde, seine guten Eigenschaften zu preisen; aber er hat auch so schmerzliche Erfahrungen mit ihm gemacht, daß ihm der Mann zu einem Rätsel geworden ist. Ob er bei der Erklärung dieses Rätsels dem Charakter Emins unrecht thut, vermögen wir, die wir ihn nicht kennen, nicht zu beurteilen. Die Thatsachen bzw. die Schriftstücke, welche Stanley in großer Ausführlichkeit mitteilt, reden nicht sehr zu Gunsten des Pascha. Vor allem ist es die Verschlossenheit, Unentschlossenheit und Empfindlichkeit, die Stanley an ihm tadelt. Emin sei in keiner Weise der Herr der Situation gewesen, er habe seinen verräterischen Soldaten zu viel Vertrauen geschenkt und durch sein Nichterscheinen in Kavalli einen Verzug von 4 Monaten, den Verlust vieler Menschenleben und beinahe den Untergang der Expedition verursacht. Das alles wird sich wohl etwas anders gestalten, wenn der Pascha das Wort ergreift, aber wenn man Stanley wirklich gelesen, begreift man auch, daß er das ideale Bild, welches er ursprünglich von Emin gehabt, nicht festhalten konnte. Stanley beschwert sich (II 400) über den Undank des Pater Schynse, der „etliche klagende Äußerungen, welche der Pascha zu Zeiten der Ermüdung infolge der Strapazen geäußert, benutzt hat, um zwischen dem Pascha und uns einen Bruch herbeizuführen, indem er ihm gewisse kritische Bemerkungen übermittelte, die unsre Offiziere über den Charakter der Flüchtlinge gemacht haben sollten und durch welche Emins außerordentlich empfindliche Natur sich verletzt fühlte." In Bagamoyo ist dann leider dieser Bruch völlig geworden. Es ist betrübend, daß der Heldenzug Stanleys mit einem solchen Bruche zwischen ihm und dem Pascha geendet hat; aber wer das vorliegende Buch gelesen, kann unmöglich die Schuld dafür lediglich auf seiten Stanleys finden.

Wir können nur noch flüchtig auf den kühnen Stanleyschen Zug selbst, seine fast übermenschlichen Strapazen, Leiden, Gefahren, Hindernisse

[1]) Wenn Stanley in England kolonialpolitische Brandreden gehalten hat, so sollten ihm mindestens diejenigen Deutschen darob keine Vorwürfe machen, die selbst alles Maß überschreitender Hetzereien und Verdächtigungen gegen ihn sich schuldig gemacht.

und seine Bedeutung für die Erforschung des dunkeln Weltteils hinweisen. Die überstandenen Nöte grenzen an wunderbare Errettungen und es ist keine rhetorische Phrase, wenn man den geduldigen Heroismus, der in ihnen ausgehalten hat, bewundernswert nennt. Was diese Reise für die Kenntnis der afrikanischen Geographie geleistet, wird am übersichtlichsten, wenn man von den dem Buche beigegebenen Karten die beiden größeren mit den älteren Karten der betreffenden Gebiete vergleicht. Eigentlich ist der ganze Zug von Jambuja am Aruwimi an, durch den furchtbaren Urwald, bis an das Südende des Albert Nyansa, von da an dem Ruwanzori oder Mondgebirge vorbei zum Albert Edward Nyansa durch bisher unerforschtes Land gegangen und selbst die Südostecke des Viktoria-Nyansa hat eine wesentliche kartographische Korrektur erfahren. Unter den neuen Völkerschaften, mit denen uns Stanley bekannt macht, sind die Urwaldzwerge die interessantesten. Auf die ethnologische Ausbeute des inhaltreichen Buches gedenken wir gelegentlich zurückzukommen.

Auf Missionen stößt Stanley natürlich erst am Viktoria-Nyansa. Hier sandten die christl. (evangelischen) Flüchtlinge aus Uganda eine Deputation an ihn, welche ihm die uns bekannte Geschichte der Christenverfolgung und der Absetzung Muangas erzählte und ihn um seinen Beistand behufs der Wiedereinsetzung des inzwischen dem Namen nach römisch gewordenen Königs bat; ein Gesuch, das Stanley jedoch abschlug (II 336. 348). Von dem seitdem leider verstorbenen Missionar Mackay und seiner heroischen Thätigkeit ist er des Lobes voll (II 384), während er von den französischen katholischen Missionaren ihre Kunst rühmt, anmutige Stationen herzurichten (II 381. 403). Charakteristisch ist die Anekdote, daß die Patres in Morogoro weder von Emin Pascha noch von dem Zuge Stanleys zu ihm je etwas gehört hatten (II 403), ein Erlebnis, welches Stanley veranlaßt zwei ähnliche Geschichten zu erzählen von einem anglikanischen Bischof, der den Kongo und einem englischen Kabinetsminister, der den Niger nicht kannte (II 404).

Von hohem Werte sind die beigegebenen Karten, besonders die schöne Übersichtskarte zum ganzen Zuge, welche zugleich trefflich über die kolonialpolitischen Grenzen orientiert. Die Illustrationen sind verschiedenwertig, die meisten willkommene Veranschaulichungen. Der Preis ist im Verhältnis zu dem Umfang der beiden Bände und ihrer würdigen Ausstattung ein sehr mäßiger.

2. **Weißenborn**: „Sechs Jahre deutscher Kolonialpolitik. Eine Ergänzung zu Dr. Fabris Buch: Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik." Berlin, Deubner. 1 M. Bei aller Anerkennung des mancherlei Brauchbaren und Gesunden, das der Verfasser zu sagen weiß, sieht man eigentlich die Notwendigkeit dieser „Ergänzung" der bekannten Fabrischen Schrift nicht recht ein, zumal seit der Ratifikation der definitiven Abgrenzung zwischen der deutschen und englischen Interessensphäre auch viele ihrer bezüglichen Desiderien hinfällig geworden sind. Die Empfehlung einer Umwandlung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in eine reine Handelsgesellschaft erscheint uns als ebenso bedenklich wie die einer Verständigung mit den Arabern. Es ist gewiß kein Zeichen der Reife unsrer Kolonialpolitik, daß sie aus einem Extrem ins andre verfällt: erst lauter Plantagenwirtschaft, jetzt eine reine Handelsgesellschaft; erst Vertreibung der Araber, jetzt Anlehnung an sie. Nun, in niederländischen Indien

ist man mit dem Sichstützen auf die Mohammedaner schlecht genug gefahren. Und es sind nicht — wie der Verfasser ohne Kenntnis der Thatsachen (S. 8 Anm.) behauptet — die Missionare gewesen, „die alles auf den Gegensatz Christentum — Islam hinausschieben möchten". Überhaupt kommen, um uns nur auf diesen Punkt zu beschränken, die Missionare, so gnädig der Verfasser auch die Missionen zuläßt, in seiner Broschüre nicht gerade glimpflich weg. Das eine Mal sollen sie „den geliebten Engländern das Hinterland der Goldküste sichern wollen" (34), das andre Mal sollen sie „empört" darüber gewesen sein, daß ein englisches Konsortium in Südwestafrika die Deutschen verdrängen wollte (41); das eine Mal werden sie als „wenig gebildet" (37), das andre Mal als „kluge" Menschen bezeichnet (38); zweimal wird ihnen vorgeworfen, sie hätten feige „für ihr Leben gezittert" (38. 39) und dann wieder erklärt, sie allein hätten sich der „schmachvollen" Flucht der Deutschen nicht angeschlossen (38 Anm.), Anklagen, die schon durch ihre Widersprüche sich widerlegen. Der Inspektor der Rh. M.-G. hat zudem die Unwahrheit der betreff. Verdächtigungen ausdrücklich erklärt (Rh. M.-B. 1890, 186). Wenn doch endlich einmal Leute, denen es an genügender missionarischer Sachkunde fehlt, aufhören wollten, über Missionare und über Missionen Urteile abzugeben. Auch was S. 21 über die Mission gesagt wird, ist teils unwahr teils höchst bedenklich. Da heißt es nämlich: man wünsche die Mission in Ostafrika; „wenn dabei auch wenig herauskommen sollte, so wird das Wenige doch der kolonialen Bewegung insoweit dienen, als es in solchen Kreisen das Interesse für unsre Kolonien steigert, welche für die allgemeinen kolonialen Ideen sonst nicht zu erreichen wären. (Ohne Zweifel wird damit auf die Katholiken angespielt; die Missionsfreunde unter den Protestanten sind ihrer großen Mehrheit nach von Anfang an begeisterte — jetzt freilich schon etwas abgekühlte — Kolonialfreunde gewesen.) Und dafür, daß die Missionszöglinge nicht so frech wie die englischen Hosenniggers werden, wird hoffentlich die deutsche Regierung sorgen, welche unter Benutzung der Erfahrungen anderer Völker an der Westküste Afrikas (welcher?) die Missionen soweit als notwendig beaufsichtigen wird." Das ist ja sehr anmutend für die Missionsfreunde und lockt sie gewiß zu Opfern an Geld und Menschenleben!

3. **Fabri**: „Der deutsch-englische Vertrag. Rede auf der am 1. Juli 1890 zu Köln veranstalteten Volksversammlung mit Wißmann-Feier." Köln, Du Mont-Schauberg. — Auch wenn man mit Fabri nicht völlig übereinstimmt, so liest man doch nie ohne Gewinn, was er schreibt. Das macht: er verbindet mit Sachkunde stets eine maßvolle, weise abwägende Kritik und hält sich so von der Einseitigkeit der Parteileidenschaft frei. Freilich wir können nicht unbedingt seine ganze Kritik des deutsch-englischen Vertrages unterschreiben; aber wir finden diese Kritik im Munde eines so erklärten Kolonialfreundes besonnen und wünschen, daß es ihr gelingen möge, auch die ganz aus Rand und Band geratenen Kolonialkreise ein wenig zur Besonnenheit zu bringen. Es ist heute fast gefährlich, reichsfreundlich zu sein, d. h. bezüglich des in Rede stehenden Vertrags im wesentlichen auf der Seite der Reichsregierung sich zu befinden. In einem Punkte stimmen wir Fabri unbedingt zu, nämlich in der Klage darüber, daß wir die Walfischbai nicht erhalten haben und wir glauben, daß die Opposition noch aussichtsvoll ist, wenn sie sich auf diesen Punkt beschränkt. Daß uns Sansibar nicht zuteil geworden, ist schmerzlich; aber abgesehen davon,

daß dies uns, worauf das kolonialpolitische Hauptorgan früher oft hinwies, so viel nicht schadet, da wir uns ein deutsches Sansibar auf dem Festlande schaffen können, muß man doch gerechterweise anerkennen, daß England Jahrzehnte vor uns in Wirklichkeit schon ein Protektorat über Sansibar ausgeübt hat. Auch darin stimmen wir Fabri von ganzem Herzen zu, daß schon die Grenzregulierung an sich ein großer Gewinn ist; hoffentlich beginnt nun die Zeit, in der jede Nation neidlos in ihrer Interessensphäre die ernste koloniale Arbeit in Angriff nimmt. Das Gebiet, das uns zugefallen, ist so groß, daß es solcher Arbeit für Menschenalter uns die Hülle und Fülle bietet. Unverdaubare Kolonial-Reiche von immensem Umfange sind zumal für junge und unerfahrne Kolonialstaaten ein höchst zweifelhafter Gewinn.

4. **Haccius**: „Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Süd-afrika." Hermannsburg, Missionshandlung. 1890. 1,50 M. — Von dieser längst erwarteten Denkschrift kann man mit Grund der Wahrheit sagen: was lange währt, wird gut. Sie giebt nicht bloß einen trefflich orientierenden Überblick über die südafrikanische Hermannsburger Mission sondern auch einen lehrreichen Einblick in ihren gesamten Betrieb, in ihre Krisen, Fehler und Reformen. Mit demütiger, bußfertiger Offenheit werden alle Irrungen, die seitens der Missionsleitung wie der Missionsarbeiter begangen sind, wie die zur Besserung eingeschlagenen Wege klargelegt. Die ganze Schrift macht den Eindruck, daß die stattgefundene Visitation eine ebenso weise wie fruchtbare gewesen ist, daß sie eine Epoche in der Geschichte der Hermannsburger Mission bedeutet. Freilich sie zerstört manchen Heiligenschein, mit dem der Idealismus die Mission umgiebt, aber dieser Verlust, wenn anders es überhaupt ein Verlust ist, wird reichlich durch den Wahrheitsgewinn aufgewogen, den Missionsleiter, Missionare und Missionsfreunde aus ihr ziehen. Vielleicht werden Gegner der evang. Mission manche der offenen Bekenntnisse zur Schmähung derselben mißbrauchen; wir aber wissen, daß Gott dem Demütigen Gnade giebt, dem Aufrichtigen es gelingen läßt und dem Bußfertigen seine Hand zum Leben reicht. Nicht das offene Wahrheitsbekenntnis sondern das unehrliche Verschweigen, Bemänteln und Idealisieren ist vom Übel. Auch die Mission liegt in der Hand irrender Menschen; aber Gott Lob ist die reuevolle Erkenntnis des Irrtums auch in ihr der Anfang der Gesundung. Da wir von dieser Nummer an einen selbständigen Artikel über die Hermannsb. Mission in Afrika bringen, so begnügen wir uns dieses Orts mit einer bloßen summarischen Inhaltsangabe der Denkschrift. Sie zerfällt außer einem Vorbericht über Veranlassung und allg. Verlauf der Visitation in 3 Hauptkapitel: I. Das Arbeitsgebiet und die Arbeitsstätten. II. Die Arbeitskräfte und III. Die Arbeit selbst: 1. Die Missionsarbeit; 2. die Kirchenarbeit; 3. die Gemeindearbeit; 4. die Schularbeit; 5. die Kulturarbeit. Ein Anhang stellt endlich die so viel besprochene Angelegenheit der beiden ausgetretenen Missionare Otte und Hoyer in das rechte Licht. — Wer sich gründlich über die Hermannsb. Mission unterrichten will, darf diese Denkschrift nicht ungelesen lassen.

5. **Trede**: „Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens." Zweiter Teil. Gotha, Perthes. 1890. — Was wir zur Empfehlung des ersten Teils dieser be-

deutenden Schrift gesagt (A. M.-Z. 1889, 570), das können wir bei der Anzeige dieses **zweiten** Teils nur wiederholen: in meisterhafter Darstellung haben wir hier naturgetreue Gemälde des süditalischen Katholizismus, die keine andre Unterschrift dulden als: **Heidentum** im römisch-kirchlichen Gewande. Außer einem Anmerkungen und Zusätze enthaltenden Anhange zerfällt das Buch in folgende 15 Kapitel: 1. Pompeji keine Totenstadt; 2. Schlangenverehrung; 3. Schutzengel und Genius; 4. Die große Mutter; 5. Olympischer Wohlgeruch; 6. Die neue Juno; 7. Ein Vergessener; 8. Zur Kunstgeschichte; 9. Hausgötter; 10. Der böse Blick; 11. Der neuste Kultus; 12. Menschenhandel; 13. Ablaß; 14. Vom Nachfolger des Neptun; 15. Die Himmelskönigin. An diesen Bildern kann man studieren, **was aus einem Lande wird, in welchem die römische Kirche seit 1½ Jahrtausenden die unbeschränkte Herrschaft hat.** Und doch wird diese Kirche im Lande der Reformation jetzt zum Hätschelkinde gemacht und als ein „Grundpfeiler der Civilisation" gepriesen! Es ist als ob man aus einem Taumelkelche getrunken hätte und die Dinge nicht mehr sehen könnte, wie sie in Wirklichkeit sind. Der „Gottlieb-Lütke" der „Germania" hat ein plebejisches Geschrei erhoben über den angeblichen Irrtum Tredes bezüglich des Christusbildes in der Peterskirche (vgl. meine „Ultramontanen Fechterkünste" S. 56 und seine Flugschrift: „Das Christusbild im St. Petersdom"), zur abermaligen Illustration des Sprüchleins: „sie seigen Mücken und verschlucken Kamele". Wir raten dem Ritter, sich endlich einmal an die Kamele zu machen. Bis jetzt herrscht im ultramontanen Lager tiefes Schweigen über das von Trede nach der Natur gezeichnete „Heidentum in der römischen Kirche."

6. **Quellobald Falsifinsky Jesuitowitsch**: „**Der kleine Geschichtsfälscher** oder **Janssen in der Westentasche.**" Barmen, Wiemann. 1890. 50 Pf. Eine mit vielem Humor gewürzte treffliche Persiflage Janssenscher Quellengeschichtsschreibung, die anmutig zu lesen und besonders denen zu empfehlen ist, die noch nicht wissen, „wie's gemacht wird." Wck.

Berichtigung.

In meinem Buche „Die Entwicklung der evangel. Mission im letzten Jahrzehnt" sind abgesehen von einigen Druckfehlern ein paar Irrtümer vorgekommen, die ich an dieser Stelle berichtigen möchte.

In der Tabelle S. 82 ist die Leistung der Französ. Schweiz als 19 Pf. pro Kopf der Bevölkerung angegeben. Es ist dies aber nur die Leistung für die Mission Romande (vgl. S. 78 ff.). Außerdem erhielt aus der Französ. Schweiz 1888

Basel	ca. 80 000	M.
Paris . . .	„ 56 000	„
Brüdergemeine .	„ 8 000	„
also in Sa.	144 000	„ mehr.

Hiernach würden alles in allem auf den Kopf der evang. Bevölkerung — die sich genauer auf 392 000 Seelen beziffert — 57 Pf. kommen.

S. 79 Z. 22 v. u. ist zu: „Kopf der Bevölkerung“ einzuschieben: der zu den Freikirchen gehörigen Bevölkerung.

Ferner ist die einer amerikanischen Quelle entnommene Notiz auf S. 253, daß der Gebrauch des N. T. für sämtliche Regierungsschulen in Japan vorgeschrieben sei als „apokryph“ einfach zu streichen. Thatsache dürfte nur sein, daß in einigen oder manchen Regierungsschulen das N. T. gebraucht wird, ohne daß die Behörden es verhindern.

Sollten einem oder dem andern unsrer Leser weitere Unrichtigkeiten auffallen, so werde ich für die Berichtigung sehr dankbar sein.

R. Grundemann.

Druckfehler.

In dem Artikel: Der gegenwärtige Stand der ev. Mission, welcher im Juli-Hefte (Abteilung Pondoland und Natal) erschienen ist, sind einige Druckfehler stehen geblieben, da ein Korrekturbogen auf der Post verloren gegangen ist. Es sind folgende:

S. 318: Emsudisweni muß heißen Emfundisweni.
Grigua hier und S. 320 muß heißen Griqua.
S. 320: Magumulo muß heißen Mapumulo.
Iknesi muß heißen Ikwesi.
S. 321: Jorronos Kop — Jononos Kop.
Ekukomgeni — Ekukanyeni.
Isigingo — Isipingo.
S. 323: Rev. Schoow — Schoon.
S. 324: Rev. Hott muß heißen Stott.

Der Verfasser.

Aufruf an Mediziner.

Wir würden in unsrer Rheinischen Mission noch gern zwei weitere Missionsärzte hinaussenden, den einen nach Deutsch-Südwest-Afrika, den andern nach Sumatra. Wir würden uns herzlich freuen, wenn sich zwei junge gläubige deutsche Mediziner fänden, die bereit wären, diesen köstlichen Beruf zu erwählen. Während es schon hunderte von englischen und amerikanischen Missionsärzten giebt, steht Deutschland in diesem Stück noch in den allerersten Anfängen.

Etwaige Reflektanten — die aber ihre Examina gemacht haben müssen — wollen sich gefälligst wenden an den Unterzeichneten.

Barmen, 22. Juli 1890. Dr. A. Schreiber,
Inspektor der Rheinischen Mission.

Die Antwort des Herrn v. Wißmann auf den an ihn gerichteten Offenen Brief des Herausgebers.[1])

Schneller als nach den Nachrichten über seinen Gesundheitszustand erwartet werden konnte, hat der Herr Reichskommissar sowohl auf meinen an ihn gerichteten Offenen Brief wie auf die Artikel von Merensky und Zahn geantwortet. Wie die Zeitungen meldeten, war er bereits mit dieser Antwort beschäftigt, noch ehe mein Offener Brief erschien, ein Zeichen, daß die Genesung in erfreulicher Weise vorgeschritten sein mußte. Die Zuschrift an mich ist bereits vom 10. August datiert; am 6. August schickte ich meinen Offenen Brief an ihn. Ich konstatiere diese Daten, weil sie jeden etwaigen Vorwurf eines Mangels an Rücksichtnahme auf den Gesundheitszustand des Herrn Reichskommissars entkräften, wie denn auch dieser selbst nicht die leiseste Anspielung auf einen solchen Vorwurf macht.

Es gereicht mir zu großer Genugthuung, daß der Herr Major die „sachliche Haltung" meines Offenen Briefes ausdrücklich anerkennt[2],) und bezeuge ich wiederum gern, daß er in einer Form erwidert, welche die Polemik frei hält nicht nur von allem Verletzenden, sondern auch von jeder persönlichen Färbung.

Bezüglich des Artikels in der Allg. Z. erklärt er, ihn in der vorliegenden Fassung „nicht zu billigen, da er sich in Ausdrücken bewege, die durch ihre Schroffheit die ganze Angelegenheit gleich in einen Ton hineinbrachten, der ihm zu einer sachlichen ruhigen Behandlung der Angelegenheit nicht als der geeignete erschien."

Auch den mir persönlich gemachten Vorwurf „großer Unkenntnis der Verhältnisse" nimmt der Herr Reichskommissar indirekt zurück, indem er meinem Offenen Briefe ausdrücklich das Zeugnis giebt, daß er „mit großer Kenntnis der Missionsliteratur abgefaßt" sei. Nur rücksichtlich des politischen

---

[1]) „Antwort auf den offenen Brief des Herrn Dr. Warneck über die Thätigkeit der Missionare beider christlicher Konfessionen." Berlin, Walther u. Apolant. — Die Schrift enthält 1. eine kurze Zuschrift an mich, 2. die eigentliche Antwort (S. 5—31) und 3. einen Anhang mit meinem Artikel in der Tägl. Rundschau, Wißmanns Brief an die Post und den beiden Aufsätzen von Merensky und Zahn.

[2]) Zu meiner Überraschung thut dies sogar die ultramontane „Köln. Volksztg." (Nr. 217), nur kann sie es nicht lassen hinzuzufügen, es sei mir dies „sauer" geworden. Sie ist natürlich eine unfehlbare Herzenskündigerin.

Verhaltens der englischen Missionare sucht er den betreffenden Vorwurf wenigstens teilweis zu rechtfertigen.

Zahn wie ich hatten die Angabe von Namen und Thatsachen gewünscht; die Erfüllung dieses Wunsches lehnt der Herr Major ab, nur in zwei Fällen, die mir beide allerdings neu waren, kommt er demselben nach: von dem im Dienste der Londoner Mission gestandenen Kapitän Hore meldet er eine englische Flaggenhissung in Udschidschi aus dem Jahre 1883 oder 1884 (!) und von dem Missionar der Ch. M. S. Mackay, daß er den Auftrag erhalten habe, südlich des Nyansa mit Häuptlingen Verträge für England abzuschließen. Der erste Fall kann sich durch ein Mißverständnis erklären, wie denn Herr v. W. auch mitteilt, „die Sache sei dadurch beigelegt worden, daß es hieß, Herr Hore hätte nur die Flagge seiner Karawane ohne jede weitere Bedeutung oder Absicht aufgepflanzt." Und was Herrn Mackay betrifft, so beschränkt sich der Herr Reichskommissar selbst darauf zu konstatieren, derselbe habe nur den genannten Auftrag erhalten, aber er sagt weder von wem dies geschehen, noch behauptet er, daß Mackay diesen Auftrag ausgeführt. Daß „die Missionen beider Konfessionen die Politik in Uganda geradezu leiten", stimmt bezüglich der evang. Missionare nicht mit den mir bekannten Thatsachen. Seit der Wiedereroberung des Landes durch den über Nacht römisch gewordenen Muanga sind die verwirrten Zustände leider so mächtig geworden, daß eine absolute Fernhaltung der Mission von der Politik unmöglich erscheint; aber meines Wissens sind es weit weniger die evang. Missionare als die unreifen eingebornen Christen, welche Politik und Christentum in einander wirren. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß seitens derer, welche in der Mission wesentlich die dienende Magd der Kolonialpolitik erblicken, aus Mangel an Verständnis ihrer eigentlichen Aufgabe der evangelischen Mission politische Bestrebungen untergelegt werden, wo man Ursache hat zu kolonialpolitischer Unzufriedenheit. Erst kürzlich schrieb die Köln. Z.: „Zur Einführung deutschen Einflusses in Uganda würden vielleicht die Berater des Königs Muanga, die katholischen Missionare, ihre Hände bieten, da sie zum Teil Deutsche (?) sind und wohl lieber unter deutscher Hoheit, vielleicht unterstützt von deutschen Offizieren und Unteroffizieren weiter regieren wollen, als sich von den englischen Missionaren und den araberfreundlichen Agenten der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft beherrschen lassen."[1]) Ich frage: wer trägt also die Politik in die Mission?

[1]) In der That sind die katholischen Missionare zu solchen Verhandlungen seitens des Dr. Peters herangezogen worden. Int. 1890, 625.

Jedenfalls ist es mit zweierlei Maß gemessen, wenn man den englischen Missionen daraus einen Vorwurf macht, was man im deutschen Interesse selber von den deutschen fordert.

Es verhält sich ähnlich mit den schottischen Missionen im Nyassagebiet, nämlich daß die englische Kolonialpolitik dasselbe gethan hat, was die deutsche Kolonialpolitik ev. gethan haben würde: sie hat das Dasein dieser Missionen benutzt, um das betreffende Gebiet für sich zu reklamieren. Ich selbst habe bereits vor Jahren unter Hinweisung auf die Schrift: The title-deeds to Nyassaland auf diese Intention aufmerksam gemacht, als man in Deutschland ihr noch wenig Aufmerksamkeit schenkte und meinem Bedauern über diese kolonialpolitische Ausbeutung der Missionen lebhaften Ausdruck gegeben.[1]) Auch haben die Leiter der schottischen Missionen s. Z. bei dem englischen Kolonialminister Schritte gethan, damit das von ihnen besetzte Gebiet nicht unter portugiesische Herrschaft komme, weil sie — abgesehen von der sonstigen portugiesischen Mißwirtschaft — von dieser unter dem katholischen Einflusse eine Beeinträchtigung der Religions-

---

[1]) In der betreffenden Stelle behauptet der Herr Reichskommissar: „Nur der schottischen Mission in Blantyre am Schire und ganz von ihr abhängigen — ich bitte dies ganz besonders zu bemerken — Unternehmungen der African Lakes Company ist es zuzuschreiben, daß England Anspruch erhob auf die vor kurzem im deutsch-englischen Vertrage zugesprochenen südlich angrenzenden Gebiete. Die schottische Mission ließ die erwähnte Handelsgesellschaft wohl hauptsächlich aus dem Grunde entstehen und bestehen, um einen weltlichen Faktor zu haben, der . . das Herbeirufen eines englischen Konsuls veranlassen konnte" . . .

Nach meiner auf den englischen Originalquellen (The title-deeds to Nyassaland London 1887 u. A. M.-Z. 1882, 348 ff. 530) beruhenden Kenntnis sind diese Angaben nicht korrekt. 1. hat die Blantyre-Mission die African Lakes Comp. weder entstehen lassen, noch ist dieselbe von ihr abhängig. Die genannte Handelsgesellschaft ist ursprünglich im Anschluß an die Livingstonia-Mission der Freikirche entstanden, wie sie denn auch zuerst Livingstonia Central African Trading Comp. hieß, sie ist von den Missionen ganz unabhängig und hat sich nur zum Zweck gesetzt, ihnen allen (den beiden schottischen, der Universitäten- und Londoner M.) zu dienen; 2. die African Lakes Comp. ist ursprünglich nicht ins Leben gerufen aus kolonialpolitischen Hintergedanken und am wenigsten fanden sich diese Gedanken bei den Missionen, sondern um durch Einführung eines rechtschaffnen Handels dem Sklavenhandel entgegenzuwirken und die Missionen zu unterstützen, also wie man in der heutigen Phraseologie sagt: aus civilisatorischen Gründen; 3. erst infolge der portugiesischen Ansprüche und Mißwirtschaft und der im Zusammenhange damit stehenden wiederholt die Missionen wie jene Handelsgesellschaft bedrohenden Kämpfe ist England bestimmt worden, bei der gegenwärtigen Teilung Afrikas das Nyassaland zu reklamieren. Die Gründe für diese Reklamierung entwickelte schon 1887 die obengenannte Schrift: The title-deeds to Nyassaland.

freiheit fürchteten.[1]) Eine eigentliche „politische Rolle" der evangelischen Mission kann ich in diesem Schritte nicht erblicken.

Bezüglich der Universitäten-Mission erklärt der Herr Reichskommissar, „er müsse das Verhalten derselben, seitdem er die Leitung in Ostafrika übernommen, als ein durchaus korrektes hinstellen"[2]) und auch von der englischen Kirchenmissionsgesellschaft führt er weiter nichts an, als jenen „Auftrag", den man Mackay gegeben, den dieser aber nicht ausgeführt. Nach den ursprünglichen Anklagen des Herrn Reichskommissars, daß „die englischen Missionare durch ihre politische Agitation nichts wie Unheil anrichteten" und „sein Werk geradezu erschwerten und verhinderten", hatte ich allerdings wuchtigere Beweise erwartet.

Ebenso muß ich gestehen, daß der übrige Inhalt der „Antwort", zumal soweit er die eigentlichen missionarischen Kernfragen betrifft, meine Erwartungen sehr getäuscht hat. Ich hatte außer auf etwaige sachliche Widerlegungen auf eine große Fülle von Erlebnissen, Erfahrungen und konkreten Ratschlägen seitens des Herrn Majors gerechnet und von denselben eine wirkliche positive Förderung der Missionssache erhofft; aber die Ausbeute ist in dieser Beziehung ziemlich dürftig. Vielleicht kommt das daher, daß die Antwort so sehr schnell erfolgt ist, vielleicht aber auch daher, daß es leichter ist, eine allgemeine Kritik zu

[1]) Zum Beweise dafür, daß eine solche Befürchtung durchaus nicht unbegründet, diene folgende dem Werke des belgischen Barons Les Missions Catholiques en Afrique entnommene Auslassung des „Badischen Beobachters" (1889, Nr. 240): „Die apostolischen Unternehmungen, welche in früheren Jahrhunderten auf diesem Gebiete (dem Kongoreiche) versucht wurden, wiesen nur vorübergehenden Erfolg auf. Erst im Jahre 1880 gründeten die Väter vom Heiligen Geist ihre Niederlassungen in Boma und Banana. Kurze Zeit darauf empfing der junge Staat in Berlin seine glorreiche Taufe, wodurch diplomatisch dessen Existenzrecht gesichert wurde. Es ist bekannt, daß auf diesem Kongresse der Thätigkeit christlicher Missionare im Kongostaat die weitgehendsten Befugnisse eingeräumt und größtmöglicher Vorschub geleistet wurde. Das Recht, Missionen zu unterhalten, war durch die Berliner Akte sämtlichen Kultusgemeinschaften eingeräumt worden; es ist jedoch selbstverständlich, daß vom belgischen Gesichtspunkte aus nur (!!) von einer Missionsthätigkeit im katholischen Sinne die Rede sein konnte. Zufolge dem hier vorherrschenden patriotischen Gedanken, daß der Kongostaat mit der Zeit zu einem „überseeischen Belgien" werden solle, mußten auch die Missionsunternehmungen einen vorwiegend nationalen (!!) Charakter bewahren."

[2]) In einem neulichen Interview bemerkte u. a. der Bischof dieser Mission: I was very much surprised at the language of major von Wissmann (er meint den Artikel der A. Z.), after the hospitality and kindness shown us by the Germans (Centr. Afr. 1890, 139).

üben, als positive Verbesserungsvorschläge zu machen, zumal in einer Sache, in der man sich wenig zu Hause fühlt.

Zunächst lehnt der Herr Reichskommissar jede Erörterung über die spezifische Aufgabe der Mission ab, indem er schreibt: „Ein Teil, der wichtigste der streitigen Fragen, beruht auf Glauben, und der Glaube läßt sich durch Beweisführungen nicht erschüttern.“ Und abermals: „wo der Glaube ins Feld geführt wird, hört eine Polemik auf.“ Wenn ich diese ausweichende Erklärung recht auffasse, so schließt sie jedenfalls die Anerkennung ein, daß die Mission ein religiöses Werk ist und eine religiöse Aufgabe hat. Auch wenn das der Herr Major zugiebt, stand ihm eine Beweisführung allerdings zu Gebote. Ich berief mich auf biblische Missionsgrundsätze bezw. auf die Autorität Jesu Christi; meinte er, daß ich mich im Irrtum befinde, so konnte er nachweisen, daß er die von mir angerufene Autorität richtiger verstehe. Der Herr Major ist ein großer Freund der Disziplin; nun, das ist unsre Disziplin als evangelische Missionsarbeiter, daß wir uns der Autorität Jesu und seiner Apostel unterordnen. Wiese er uns nach, daß wir uns von dieser Autorität emanzipieren, so hätte er in der That einen und zwar uns überzeugenden missionarischen Beweis erbracht; er hat aber diesen Beweis gar nicht versucht. Ich bemerke hierbei gleich, daß sich der Herr Major im Irrtum befindet, wenn er wiederholt behauptet: „so viele evang. Missionen wir haben, so viele verschiedene Meinungen und Methoden haben wir auch fast.“ Wer eine umfassende Kenntnis der evangelischen Missionen besitzt, der weiß, daß in bezug auf die missionarischen Kernfragen ziemliche Einstimmigkeit in der gesamten evang. Mission herrscht; die methodischen Differenzen sind verhältnismäßig untergeordneter Art. Der Artikel II des Anhangs meines Offenen Briefes liefert nur den Beweis, daß die junge Berliner deutsch-ostafrikanische Mission noch sehr der Klärung bedarf, was ihr von den erfahrenen Missionsleuten von Anfang an, bis jetzt leider vergeblich, gesagt worden ist.[1])

Ich hatte den Herrn Reichskommissar gebeten, uns konkret zu sagen, wie er als evangelischer Christ sich einen auf die „Wilden“ Einfluß übenden

[1]) Pastor Koller, gleichfalls Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft, sendet mir die Erklärung, daß „der Vorstand derselben bisher noch keine Veranlassung gefunden, zu der Forderung des erst labora Stellung zu nehmen, daß vielmehr Herr Dr. Schröder ohne jede Autorisation seitens des Vorstands seine Privatansicht geäußert habe.“

Meine obige Behauptung wird dadurch nur bewiesen; denn das ist eben das Schlimme, daß über so elementare Grundsätze im Schoße des Vorstandes der genannten Gesellschaft solche prinzipielle Differenzen herrschen können.

mit Äußerlichkeiten ausgestatteten Kultus denke; in seiner Entgegnung hat er aber keine Antwort auf diese Frage gegeben, sondern sich mit der Wiederholung der Versicherung begnügt, daß der römische Kultus auf die Wilden eine größere Anziehung übe als der protestantische. Wir sind also auch in diesem Punkte der Polemik um keinen Schritt weiter gekommen. Was das Citat betrifft, daß die Äußerlichkeiten des römischen Kultus den Erfolg der römischen Mission geradezu „begründen", so gebrauchte ich es nicht in dem Sinne, daß nach der Meinung des Herrn v. W. zu diesem Erfolge keine andern Gründe mitwirkten, sondern weil er den Ausdruck „begründen" auch auf diese äußerlichen Kultusformen anwendete. Ich habe mich gewissenhaft bemüht, dem Herrn Reichskommissar keine ihm fremden „Äußerungen in den Mund zu legen."[1]) Wo ich erklärte, er selbst habe das katholische Christentum in Malange als „eine Art Fetischdienst" bezeichnet, war ich im Ernst der Meinung, das sei wirklich der Sinn des betreffenden Citats, um so mehr als kurz darauf in dem betreffenden Reisewerke berichtet wird (siehe den Artikel von Merensky): Ein solcher Kontrast trete in dem Mahambafest zutage, bei welchem man alljährlich dort unter den Augen der römischen Missionare einem Fetisch, der einen Löwen darstellt, Dienst erweist. In der „Antwort" dagegen heißt es: „Hierzu muß ich bemerken, daß ich in den genannten Orten (Malange ꝛc.) Missionen gar nicht kennen gelernt habe und überhaupt nicht glaube, daß Missionen in Angola existieren. Nur in den größeren Ortschaften der genannten portugiesischen Provinz befinden sich Priester, die ihren Dienst verrichten, wie dies in Europa in katholischen Ländern geschieht. . . Über die Art und Weise ihres Dienstbetriebes erlaube ich mir kein Urteil, da dies nicht hierher gehört." Mir scheint, es gehörte wohl hierher, da es das seit Jahrhunderten gepflanzte römische Christentum in dieser Provinz charakterisiert; aber man bekommt den Eindruck, der Herr Reichskommissar habe jetzt aus Schonung gegen die Katholiken das Schweigen vorgezogen.

Auch bezüglich des eigentlichen Hauptpunktes der Kontroverse, des „erst labora" hat uns die Antwort des Herrn Majors nicht wesentlich weiter gebracht. Die Frage: wie er sich den Prozeß der erst labora-Methode seitens der Mission konkret denke, ist abermals nicht beantwortet, denn die allgemeine Andeutung, daß die kolonisierenden Mächte „einen gewissen Zwang werden walten lassen müssen," ist doch keine konkrete

[1]) Es überrascht mich nicht, daß die „Germania" (vom 28. Aug.) die bezügliche noch dazu seitens des Herrn v. W. sehr limitierte und nach meiner Darlegung unzutreffende Beschwerde als „für ihre Leser besonders interessant" bezeichnet.

Antwort. Also doch Zwang! Nun, ehe wir nicht ganz handliche detaillierte Vorschläge über die Art und Weise dieses „Zwanges“ zu hören bekommen, können wir uns die weitere Erörterung sparen. Jedenfalls ist die evang. Mission nicht für einen Zwang zu haben, der die Eingebornen ihrer Freiheit beraubt oder Gewalt gegen sie anwendet. Wir respektieren das Urteil des Herrn v. W. über die Bantuneger; aber angenommen, sein ceterum censeo: „es giebt nur eine Hilfe, das ist erst labora“ sei richtig, so würde eben noch zu untersuchen sein, ob dann die Mission den Beruf habe, das erst labora zu lehren, zumal wenn das nicht ohne Anwendung eines „gewissen Zwanges“ geschehen kann. In den Sklavenjahrhunderten ist diese eine Hilfe des erst labora gründlich geübt worden; daß sie die „Wilden“ „zu höheren Wesen erzogen“ habe, wird wohl niemand behaupten.

Immer wieder verteidigt unbegreiflicherweise der Herr Reichskommissar den röm. Kinderkauf und preist ihn als das eigentliche Missionsarkanum für Ostafrika; aber er geht nicht darauf ein uns zu sagen, was denn jetzt an die Stelle dieses Kinderkaufs treten soll, nachdem derselbe durch die Aufhebung des Sklavenhandels doch gesetzlich verboten ist. Der von ihm angeführte Fall, daß die röm. Mission auf Reklamation des Vaters einmal ein gekauftes Kind herausgegeben habe, stößt die Erklärung der Patres selbst nicht um, daß sie über die heranwachsenden Kinder „volle Gewalt“ behalten. Am Tanganyika wurden 1881 die Patres von einem benachbarten Stamme, den Wa-Bikari, mit Krieg überzogen und mehrere von ihnen, darunter ein päpstlicher Ex-Zuave mit den Waffen in der Hand, getötet, weil sie sich weigerten, die von Sklavenhändlern gekauften und diesem Stamme gehörigen Kinder zurückzugeben, als sie reklamiert wurden (Kath. Missionen 1882, 41. Cust, Notes on missionary subjects II, 33).

Die „Antwort“ des Herrn Reichskommissars ist also in vieler Beziehung lückenhaft. Bezüglich der in derselben ganz mit Stillschweigen übergangenen Punkte, z. B. daß die evangelischen ostafrikanischen Missionen in ihrer Weise wohl das labora pflegen, daß die anglikanischen Missionen das vermißte Ritual haben, daß ein bedeutender Prozentsatz der katholischen Missionsarbeiter krankheitshalber heimgesandt wird — darf angenommen werden, daß der Herr Reichskommissar den von mir geführten Nachweis als beweisend anerkannt hat.

Aber die „Antwort“ enthält auch noch manche bisher nicht zur Sprache gebrachte anfechtbare bezw. irrige Behauptung. Ich erwähne nur zwei: 1. Daß die katholischen Missionskosten ganz unverhältnismäßig geringer seien als die evangelischen. Ich weiß nicht, ob die römische Kirche

dem Herrn Reichskommissar einen Einblick in ihre Missionskosten gewährt hat. Ich lese seit c. 20 Jahren offizielle und nicht offizielle katholische Missionsliteratur und noch niemals habe ich einen solchen Einblick gewinnen können, einfach darum nicht, weil keine Gesamtrechnung gelegt wird, sondern man nur gelegentlich und bruchstückweise etwas über die Ausgaben erfährt. Die von den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens jährlich erstattete Rechnungsablage umfaßt nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der römischen Missionsausgaben. Unter diesen Umständen ist eine Vergleichung der gegenseitigen Missionskosten gar nicht möglich. Im übrigen verweise ich betreffs dieses Gegenstandes auf meine „Protest. Beleuchtung“ VIII 4. S. 316 bis 331. Was der Herr Major — ich glaube viel zu generalisierend — bezüglich der Ernährung mit Konserven auf englischen Missionen sagt, mag ja bei denen am Kongo richtig sein; jedenfalls ist es ein ziemlich schwächlicher Beweis für die allgemeine Behauptung der größeren Billigkeit der katholischen Missionen. Was er von der katholischen Mission in Tabora rühmt, würde er auf hunderten von evangelischen Missionsstationen gleichfalls gefunden haben, nämlich daß sie sich von den Erträgen ihrer Feld- und Gartenarbeit ernähren. Soweit meine Kenntnis reicht, ist übrigens nicht einmal das mit so viel Hörigen arbeitende Bagamoyo imstande, aus dem Ertrag seiner Arbeit die Unterhaltung der Station zu decken (A. M.-Z. 1887, 249).

2. Behauptet der Herr Reichskommissar: „Die deutsch-evangelische Missionsliteratur beschränkt sich fast nur auf Südafrika; die Erfahrungen derselben sind fast ausnahmslos diesem Bereich entnommen.“ Ich staunte, als ich das las. Wie ich den Missionskundigen nicht erst nachzuweisen brauche, umfaßt die deutsche Missionsliteratur alle Missionsländer der Erde und arbeiten die deutschen Missionen außer in Süd- und Westafrika, auf verschiedenen Gebieten Amerikas, Asiens und Australiens mit zum Teil recht ansehnlichen Kräften und Erfolgen. Einer weiteren Bemerkung hierzu enthalte ich mich.

Der Herr Reichskommissar lehnt eine weitere öffentliche Diskussion über die von ihm angeregte Kontroverse seinerseits ab, und will etwaige „weiter gewünschte Erläuterungen“ nur noch mündlich vom 15. Sept. ab in Berlin geben. Auch ich bin der Meinung, daß wir die Debatte schließen können, obgleich — wie es in der „Antwort“ heißt — „unsre Polemik weder abgeschlossen ist, noch zu einem befriedigenden Resultate geführt hat.“

Ich glaube nicht, daß die evangelischen Missionsleitungen sich bewegen

lassen werden, den Theorien des Herrn Majors zu folgen; sollte aber wider Erwarten von einem unter dem Einflusse der Kolonialpolitik stehenden modernen Geschlechte von Missionsfreunden der Versuch gemacht werden, so kann man, ohne Prophetengabe zu besitzen, voraussagen, daß er glänzend nicht ausfallen wird. Die Mission ist und bleibt ein Glaubenswerk; sie ist von Anfang an getragen worden und wird bis zu Ende getragen werden von den gläubigen Christen. Daß religiös indifferente Kreise, welche die Evangelisierungsaufgabe der Mission wesentlich in eine Civilisierungsaufgabe umsetzen und statt durch das Evangelium durch das „erst labora" die Wiedergeburt der „Wilden" bewirken zu können vermeinen, Missionsarbeiter stellen und Missionsopfer bringen werden, ist höchst unwahrscheinlich, jedenfalls bis jetzt noch nicht dagewesen. Bis jetzt haben die gläubigen evangelischen Kreise die Missionsarbeiter gestellt und im Ganzen die Missionsopfer gebracht; es wäre eine sonderbare Zumutung, daß sie wohl fortfahren sollten dies zu thun, aber die Missionsgrundsätze von denen sich vorschreiben lassen, welche weder ihren Glaubensstandpunkt teilen, noch bisher als Träger der Mission sich erwiesen geschweige erprobt haben. Durch das „erst labora" eine sittlich-religiöse Wiedergeburt der Völker herbeiführen zu wollen, gehört jedenfalls unter die modernen Experimente; daß aber „unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat" ist eine weltgeschichtliche Thatsache. Warneck.

Die Anklagen des Herrn Lievens in der „Germania" und der Aufstand unter den Kols.

Von Missionar Dr. Nottrott.

Vorwort des Herausgebers. Auf meine „Ultramontanen Fechterkünste" hat der Anonymus Lütke in der „Germania" von Nr. 42 an eine Erwiderung gebracht, die sachlich ohne jeden Wert ist, methodisch ganz die genügend charakterisierte jesuitische Taktik befolgt und in ihrem plebejischen Tone noch um einige Stufen hinabgestiegen ist. Es wäre ebenso verschwendete Noblesse wie vergeudete Zeit, mit einem solchen Gegner sich in eine weitere Polemik einzulassen. Es scheint fast, als ob auch die einfachen Denkgesetze des gesunden Menschenverstandes von der jesuitischen Disputierkunst mit dem Anathema belegt worden seien wie der einfache Wahrheitssinn es schon längst ist.

Bezüglich zweier Punkte habe ich trotzdem die betreffende Erwiderung an meine Gewährsmänner gesandt. Auf die unklassifizierbare Flugschrift: „Das Christusbild im St. Petersdom. Herrn Dr. G. Warneck in Rothenschirmbach und Herrn Trede in Neapel gewidmet von Ultramontanus Lütke" behält sich Pastor Trede die Antwort vor. Auf die gegen die Kolsmission erhobenen niedrigen Verdächtigungen hat Missionar Dr. Nottrott

eine umfängliche bis ins kleinste Detail gehende mit überreichlichem, authentischem Beweismaterial versehene Entgegnung eingesandt, welche ganz abzudrucken schon der Raum nicht gestattet. Ich kann mich aber auch darum nicht dazu entschließen, weil die auf den Mitteilungen des Jesuiten Lievens beruhenden Verdächtigungen durchgehends in das Gebiet des ordinärsten Klatsches gehören und es mich anwidert, Fall für Fall diesen Klatsch breitzutreten. Es genügt zu versichern, daß diese Klatschgeschichten teils ganze teils halbe Erfindungen, teils wissentliche und teils unwissentliche Verdrehungen, teils geradezu Umkehrungen des wirklichen Thatbestandes sind, indem der Jesuit den evangelischen Missionaren bezw. ihren eingebornen Gehilfen schuld giebt, was er und seine Gehilfen thun. Ich gebe daher aus dem langen mit den Originaldokumenten der indischen Beamten eingesandten Widerlegung Nottrotts nur zwei längere Abschnitte: 1. die einleitenden mehr summarischen Bemerkungen und 2. die aktenmäßige Darstellung der Beteiligung der jesuitischen Missionare an dem Aufstande der Kols.

---

1. Die Anklagen sind im Grunde genommen weiter nichts als Umdrehungen dessen, was wir von dem Thun und Treiben der Jesuiten berichteten, und Verdrehungen der Thatsachen, gewürzt mit den giftigsten Bemerkungen. Wenn doch auch nur ein Atom christlichen Geistes darin zu finden wäre!

Eine einfache „Retourkutsche“ ist die Onasch gemachte Anschuldigung, er habe „intime Beziehungen zur Schnapsflasche“ unterhalten. Fürchtete ich nicht, Br. Onasch zu beleidigen, so würde ich eine schriftliche Erklärung ehrenwerter Engländer und Native-Babus beifügen, die ihn seit Jahren kennen, ja ihm schon in Purulia nahe gestanden haben, und über die ihm angethane Beschimpfung entrüstet sind. Einer der letzteren aber fügte hinzu: „Was schadet es dem Monde, wenn ihn ein Hund anbellt.“

Und was die Historie von dem Missionar betrifft, der ein Getränk auf der Kanzel bei sich gehabt haben soll, so kann ich Ihnen die feierliche Versicherung geben, daß weder ich noch einer meiner 5 Kollegen hier in Ranchi (die anderen sind eben nicht sofort erreichbar) gesehen oder gehört hat, daß irgend ein Missionar unserer Gesellschaft hier in Ch. Nagpur jemals auch nur ein Glas Wasser auf der Kanzel bei sich gehabt habe.

Was soll man zu solchen Anschuldigungen sagen, wie sich gegen solche, kaum denkbaren Angriffe verteidigen! Das eigene Thun und Treiben potenzieren und einfach dem Gegner ins Gesicht schleudern — ich habe für diese Taktik keine parlamentarische Bezeichnung.

Freilich liegt für einen auch nur wenig nachdenkenden Menschen die Absurdität der Anklage klar zu Tage. Das giebt man ja zu, daß unsere Christen nicht (wie die ihren) offen Branntwein trinken — aber so dumm

und sklavisch sind unsere Kols wahrlich nicht, daß sie sich einem Gesetze wenn auch nur scheinbar und am Tage fügten, während ihre Padris dasselbe offen — und sogar auf der Kanzel überträten.

In ihrer Schmähsucht scheint den Leuten das klare Denken verloren gegangen zu sein.

Ich habe allerdings keinen der Jesuiten daru oder illi (den Native-Branntwein) trinkend gesehen, aber daß sie ihn trinken, ist doch im ganzen Distrikte bekannt, und gerade dadurch wollen sie sich ja populär machen, daß sie beim Eintritt in ein Haus zunächst fragen, ob sie etwas bekommen könnten. Oder haben denn alle die Christenfrauen meiner Gemeinde gelogen, die mir das gesagt haben, und die ihnen erwidern mußten, sie führten solches Zeug nicht? Und von wie viel Heiden habe ich selbst gehört, daß sie ihnen das Zeug gereicht haben! Ihre Zahl ist denn doch zu groß, als daß man es nicht glauben müßte.

Und was soll man zu der ganzen Darstellung der Geschichte unserer Mission, der socialen Frage und ihrer Behandlung seitens der Missionare sagen! Alles verstellt, verdreht, mit den gehässigsten Bemerkungen untermischt — man müßte fast gegen jede Zeile protestieren und ein Buch schreiben, um alles richtig zu stellen — wenn es das ganze Geschreibsel wert wäre!

Ist es wirklich dasselbe, ob man einen armen Christen seiner Gemeinde aus der Armenkasse unterstützt, oder ob man einem aus einer anderen Gemeinde Geld giebt, damit er seine Kirche verlasse und römisch werde? Dadurch und durch andere Bethätigung ihrer „laxen Moral" haben die Jesuiten unsere Mission, wenn auch, gottlob, nicht in Trümmer geschlagen — denn auch die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen — so doch schwer geschädigt, weniger in numerischer Beziehung, als in sittlicher und religiöser; aber das schlagen wir weit höher an, als wenn wir — wie sie in ihrer statistischen Aufschneiderei sagen — wirklich „43000" an Rom und das Heidentum verloren und nur „10000" behalten hätten.

Doch bezüglich der Zahlen! Wo es ihnen paßt, dichten sie uns ja plötzlich eine ganz gewaltige Zahl an; jetzt sollen wir 53000 Seelen gehabt haben, eine Ziffer, die nie in unserer Statistik gestanden hat. Vielleicht haben sie aber in der Eile 53000 aus 33000 gemacht. Diese letztere Zahl haben wir aber noch und auch einige tausend mehr. Es sind jetzt 35103. Das mag mit Herrn Lievens' Wünschen vielleicht nicht übereinstimmen, mit unserer sehr sorgfältig aufgenommenen Statistik stimmt das aber.

Sie haben freilich viel mehr — „Namenchristen", wie die Leute sich im Verhöre ja selbst genannt haben, Christen, die ihre Padris nicht ins Haus lassen, damit dasselbe nicht verunreinigt werde, welche die Katechisten nicht mit sich essen lassen, um ja die Kaste zu behalten.[1])

Das ist einmal ein Grund, weshalb die Leute ihnen zulaufen, und ein anderer, daß sie weiter trinken, tanzen und opfern dürfen und daß sie trotzdem in ihren Streitigkeiten mit den Zamindaren Hilfe bekommen und zwar diejenige, welche sie haben wollen — eine unskrupulöse Hilfe.

In der letzten Nummer der „Kath. Miss." schreibt einer der Herren, es seien um Chatti herum, wo die Lutheraner einen Native-Pastor hätten (was übrigens nicht wahr ist) — in vielen Dörfern die Leute Christen geworden d. h. römische Christen, und in einem gewissen Dorfe dort in der Nähe seien sie auch willens gewesen, es zu werden, aber dort sei etwas dazwischen gekommen. Was das war, wissen wir zufällig. Es sollte dort eine sehr unlautere Reisschneiderei vorgenommen werden, und die Bewohner hatten sich den Jesuiten von Digia dazu als Hilfe geladen. Derselbe kam auch, aber als er einige unserer Katechisten da sah, schien ihm die Sache doch bedenklich und er hat den Leuten gesagt: „Heute geht es nicht", und ging wieder fort.

Solche zweifelhafte Hilfe leisten wir freilich nicht; wir untersuchen die Fälle, in denen wir um Hilfe angegangen werden, und finden wir, daß die Sache nicht ganz rein ist, so bedanken wir uns dafür, Helfershelfer des Unrechts zu werden.

Wirklich prächtig klingt die Redensart: „Die Kols fanden aber gar bald, daß die „katholischen" Padris w a h r e Padris seien"; natürlich, weil sie — im Cölibat leben, d a s ist der einzige Grund. Aber die Herren von der S. J. in Chaibasa sind doch auch nicht verheiratet, weshalb kommen denn die Larka Kols mehr zu den verheirateten Padris, als zu ihnen? Und die im Baudgauñ leben doch auch im Cölibat, weshalb hapert es denn dort? Die einfache Antwort ist, daß dort die sociale Frage keinen so akuten Charakter angenommen hat, und daß dort „the specious promise to help in their disputes with the landlords" nicht so Feuer fängt, wie anderswo.

Aber trotzdem gebe ich zu, — ich habs ja selbst vielfach gehört — daß viele Leute sagen: „Jetzt haben wir die rechten Padris gefunden, wie wir sie haben wollen," nämlich solche, die sie thun lassen, was sie wollen und selbst thun, was die Kols von ihnen verlangen.

[1]) Das bezieht sich aber nur auf das Gros ihrer Gemeinden — die Kaste zu belassen ist neuere Praxis.

Wie oftmals bin ich angegangen worden, ich solle doch in zahlreicher Begleitung zu diesem oder jenen Zamindar gehen und ihn bedrohen und tüchtig „ausschimpfen", solle mein Ansehen als Europäer gebrauchen, ihn einzuschüchtern ꝛc. und die Leute waren gar nicht zufrieden, wenn ich solches entschieden ablehnte und mich darauf beschränkte, zu versuchen, Frieden zu stiften.

Gewiß, solche Padris wollen eben die Kols, die lediglich aus irdischen Gründen Christen werden, haben, welche den Zamindaren vors Quartier rücken und sie bedrohen, welche nicht nur sie nach ihrer Herzen Gelüsten thun lassen, sondern sie sogar überreden, persuade to refuse to pay rent or render bethbegari (Frondienste); solche Padris liebt der große Haufe, welche mit einem Revolver oder gar mit einem Magazingewehre bewaffnet und von 3—4 Flinten tragenden Katechisten begleitet durch die Dörfer ziehen und die Zamindare einschüchternd, die Kols zu gewinnen suchen.

Was Wunder, wenn die Zamindare dann auch zu den Gewehren greifen! Eine Folge des Thuns und Treibens dieser „wahren Padris" ist der überaus traurige, die ganze Mission als solche tief erniedrigende und den ganzen Stand der Missionare dem Gespötte der Heiden preisgebende Fall, den wir in diesen Tagen erlebt haben — daß der Jesuit von Digia von seiner Waffe (die Leute sagen, er habe ein Magazingewehr geführt) wirklich Gebrauch gemacht und einen Zamindar, einen Brahmanen, so verwundet hat, daß er mehrere Tage in Todesgefahr schwebte.

Die Angaben sind verschieden, jeder behauptet, der Gegner habe zuerst geschossen; da noch keine gerichtliche Verhandlung stattgefunden hat, so schwirren die Gerüchte noch hin und her. Faktum ist nur, daß ein Feuergefecht stattgefunden hat, daß dem Zamindar der Arm zerschmettert ist (ich habe ihn gestern selbst gesehen und auch vom Doktor über ihn gehört) und der Jesuit ein Schrotkorn ins Kinn bekommen hat. Ich nehme an, der Jesuit hat in Selbstverteidigung die Waffe gebraucht.[1])

Man mag darüber verschieden denken, was ein Missionar vorzuziehen hat, lieber sich selbst töten zu lassen, als einen Menschen zu töten — hier ist die Hauptfrage: Wer hat denn in Ch. Nagpur einen Zustand hervorgerufen, der solch ein Vorkommnis möglich gemacht hat? Wer hats denn dahin gebracht, daß sie nur bewaffnet reisen können? Bevor „die wahren

---

[1]) Mittlerweile hat die gerichtliche Untersuchung stattgefunden. Der Jesuit ist zu 100 Rupies Strafe verurteilt worden, die Zamindare zu 9 bezw. 6 Monaten Gefängnis, weil sie zuerst geschossen haben sollen. Die erregten Eingebornen haben gegen das Urteil appelliert.

Padris" hier waren, ist es nicht vorgekommen, daß auf einen „Saheb" geschossen worden ist.

Natürlich wird nun viel von der „Verfolgung" geschrieben und geredet werden, suchten doch sogar die „Kath. Miss." die von den Jesuiten selbst hervorgerufene Bewegung im Südwesten als solche hinzustellen, denn dort wird mit den Worten darauf vorbereitet, daß „der Feind alles Guten" sich schon zu erheben beginne.

So wirds auch jetzt gedreht werden. Zu verwundern ist nur, daß diejenigen, welche auf dem Papiere so sehr nach dem Märtyrertum dürsten, Schußwaffen bei sich führen und davon sofort Gebrauch machen, wenn sie ein Schrotkorn bekommen.

Wir evangelischen Missionare, die wir Frau und Kinder haben, führen keine Waffen.

Über die unfreiwillige Versetzung des Herrn Lievens von Torpa nach Ranchi d. h. etwas mehr unter die Augen der Behörden — weitere Worte zu verlieren, ist unnötig. Die aus den offiziellen Schreiben angeführten Stellen (siehe später) zeigen wohl zur Genüge — selbst wenn dort die gewünschte Versetzung nicht erwähnt ist — daß von „verleumderischer Insinuation", von „handgreiflicher Abgeschmacktheit und Verrücktheit" nicht die Rede sein kann — vielmehr es sehr handgreiflich ist, daß der Commissioner mit der „Verwarnung" einen die Versetzung betreffenden, „nicht mißzuverstehenden Wink" gegeben hat.

Übrigens war ja allen Polizeistationen im Distrikt die betr. Nachricht zugegangen, und meine Gewährsmänner habe ich ja seinerzeit angeführt.

In Ranchi war die Sache auch allbekannt und Herr Lievens suchte sich von der Blamage der unfreiwilligen Versetzung dadurch zu retten, daß er den Leuten sagte, er sei „Commissioner" geworden, womit er meinte, er sei jetzt über alle ihre Außenstationen gestellt.

2. . . . Nun wendet sich Herr Lievens zu den Anklagen wegen Aufhetzung der Kols im Jahre 1887, und ich mich auch.

Des weiteren auf die sociale Bewegung hier nochmals einzugehen, ist wohl nicht nötig; wir haben mit aller Offenheit darüber in der „Allg. Miss.-Ztschr." und in der Biene berichtet. Dieselbe erscheint allerdings nach den Auslassungen des Herrn Lievens in einem ganz neuen Lichte, insofern als wir deutschen Missionare „von Ort zu Ort gehend und erklärend, alle Anliegen seien im besten Zuge" die Bewegung hervorgerufen haben sollen, aber unser Benehmen

geändert hätten, nachdem die Regierung uns eine „Verwarnung erteilt habe, in Zukunft vorsichtiger zu sein.“

Wenn die „Fechterkünste“ der Jesuiten übrigens nicht feiner sind und, wie hier wieder, einfach in Übertragung der eigenen Handlungsweise auf die Gegner bestehen, so sind sie nicht weit her. Unter Umständen kann es freilich schwer werden, auch solch plumpe Streiche wirksam zu parieren, zumal wenn man keine guten Sekundanten zur Seite hat, aber dieses Mal habe ich sie; es sind der Lieutt-Governor von Bengalen selbst, der zu guter Stunde alle die sociale Bewegung der Kols seit 1859 betr. offiziellen Aktenstücke unter dem Titel „Papers relating to Chota Nagpore agrarian disputes“ veröffentlicht hat, und sodann Herr C. C. Stephens, der frühere Commissioner von Ch. Nagpore, jetzt in Bankipore,[1]) an den ich mich natürlich als an die beste Quelle wandte, um zu erfahren, was er über die „Verwarnung“ und die „wilful malicious calumnies“, die böswilligen Verleumdungen wisse, welch letztere Herr Lievens doch uns unzweifelhaft zur Last legt. Den Brief des Commissioners lege ich im Originale bei. (Beilage C.)

Bevor ich aber auf die der ganzen Mission gemachten Beschuldigungen eingehe, muß ich ein Wort über das sagen, was Br. Onasch zur Last gelegt wird. Daß derselbe die Hand aufgehoben und zwar zur Bekräftigung dessen, daß er die Not der Kols als auf seine eigenen Schultern gelegt fühle und daß er thun werde, was in seinen Kräften stehe, sie lindern zu helfen, — das ist ganz richtig und darin kann auch niemand etwas Unrechtes finden. Mehr hat er aber nicht gesagt, und wenn der Unverstand mehr daraus gemacht hat, so ist das nicht seine Schuld. Davon aber, daß er „ein neues Kol-Reich aufrichten“ wolle, ist uns nichts bekannt, und solche Beschuldigung ist auch bis jetzt von niemand erhoben worden: — die mit großer Emphase nach einem Gedankenstrich ausgesprochene Behauptung ist die eigenste Erfindung des Herrn Lievens. Desgleichen ist uns nicht bekannt, daß Br. Onasch behauptet haben soll, „von der Regierung beauftragt zu sein,“ die Lage der Kols zu lindern. Das ist wieder ein eigenster Gedanke des Mr. Lievens, der ihm allerdings sehr nahe lag. Weshalb, das werden wir weiter unten sehen.

Und was nun vollends die Behauptung betrifft, die Kols hätten Br. Onasch die Hand abhauen wollen, es habe polizeiliche Hilfe requiriert werden müssen und Br. Onasch sei genötigt gewesen, sich „nächtlicherweile auf den Weg nach Europa zu machen“, so ist uns von alledem nichts

[1]) Seit ich das schrieb, ist Mr. Stephens an Sir Edgars Stelle „Secretary to the Government of Bengal“ geworden.

bekannt. Br. Onasch reiste am hellen lichten Tage ab, in Gegenwart der Schüler und Schülerinnen unserer Anstalten und zahlreicher Christen, die ihm herzlich Lebewohl sagten. Von wem mag Herr Lievens nur die Schauergeschichten gehört haben, die er den Germania-Lesern auftischt?

Auch Mr. Stephens weiß davon nichts. Er schreibt: „Ich habe niemals von einem geplanten Angriffe auf Mr. Onasch gehört und daß er gezwungen gewesen sei, sich nächtlicherweile auf den Weg nach Europa zu machen. Die Geschichte ist absurd.“

Was die Anklage wegen „wilful malicious calumnies“, böswilliger Verleumdung betrifft, die gegen uns erhoben wird, so kann ich wohl auch dafür keinen besseren Zeugen anführen, als den Commissioner, Herrn C. C. Stephens selbst, der jene Worte geschrieben haben soll. Aus seinem Briefe an mich geht hervor, daß nicht wir den „römischen Saheb“ als Ursache alles Unfriedens bezeichnet haben, „daß auf ihn allein die Hand der Regierung falle,“ sondern daß er solches „von der Polizei, den Zamindaren und anderen“ gehört hat, daß nämlich „die Jesuiten die Kols ermutigten, die Feldrente zurückzuhalten und andere verkehrte Dinge zu thun.“ Und ich entsinne mich in der That nicht, in den häufigen Gesprächen mit dem Commissioner in jener Zeit und über jene Vorgänge, über die Agitation der Jesuiten gesprochen zu haben, denn wir hatten wirklich damals anderes zu thun und zu denken, als anzuklagen. Und dann ist das auch nicht deutsche Art und vor allem nicht christliche Art, so zu handeln. Mögen wir immerhin genötigt sein, in dem uns übermütig aufgezwungenen Kampfe den Jesuiten fest gegenüberzustehen und ihr verwerfliches Thun und Treiben mit Wort und That zu bekämpfen, der Regierung und unserem gemeinsamen Feinde, dem Heidentume gegenüber ist unsere Stellung eine wesentlich andere. Da vergessen wir nicht, daß wir dieselbe Arbeit haben und vielfach dieselben Interessen vertreten, und wissen auch, daß jede Schlappe, die sie von der Regierung oder dem Heidentume erleiden, auch an uns nicht ohne Schädigung vorübergeht. Oder ist es vielleicht ein Vergnügen, eine Zuschrift „for information“ zu bekommen, und zu hören, daß eingeborene Polizisten angewiesen sind, „Padris“ zu beobachten? Eine traurige Wahrheit ist es, die jedermann hierzulande bestätigen kann und wird, daß der Stand der Missionare an Ansehen bedeutend eingebüßt hat, seit die Jesuitenwirtschaft hier begonnen. Wir hüten uns gewiß, das noch zu vermehren. Zum Beweise, wie wir in diesem Punkte stehen, will ich nur eins anführen: In der letzten Bewegung, auf die ich weiter unten zu sprechen komme, wurde ich von einem Beamten um eine Nummer eines Katholischen Missionsblattes

gebeten, das ich halte, in welchem ein Bericht aus Ranchi steht, der wohl Material zu geben imstande war, um die Teilnahme der Jesuiten an der Bewegung zu beweisen. Ich habe das betreffende Blatt einfach verweigert, weil ich auch nicht einmal so viel Teil an der Anklage gegen die Jesuiten haben wollte.

Übrigens schreibt Mr. C. C. Stephens, daß Mr. Lievens ihn einfach mißverstanden haben müsse, wenn er auch nur habe annehmen können, daß er uns böswillige Verleumdung gegen die Jesuiten zugetraut habe.

Von einer „Verwarnung“, welche die Regierung uns habe zugehen lassen müssen, weiß der obengenannte frühere erste Beamte der Chota Nagpur-Division nichts. Er schreibt: „Ich weiß bestimmt nichts von einer Verwarnung, die Ihnen gegeben worden oder nötig gewesen sei. Sie machten auf mich den Eindruck, daß Sie die Lage verstünden, daß nämlich Aufrechterhaltung der Ordnung die erste Notwendigkeit sei. Es wäre Ihnen und Ihren Kollegen in jener Zeit[1]) möglich gewesen, eine zeitweise Machtstellung auf ungesetzlichem Wege einzunehmen,[2]) statt dessen aber schlugen Sie den richtigen Weg ein und setzten den Kols die Unmöglichkeit auseinander, ihnen helfen zu können. Dafür habe ich Ihnen, wie Sie richtig bemerkten, gedankt und werde Ihnen für die Hilfe stets dankbar sein, die Sie geleistet haben. Ihnen und anderen schulde ich es, daß wir die Sache mit so wenig Schwierigkeiten beilegten, daß so wenig wirkliche Vergehen vorkamen und daß so wenig und so leichte Strafen zu verhängen nötig waren.“

Von einer uns gegebenen „Verwarnung“ kann also nicht die Rede sein, wohl aber haben die Jesuiten eine solche bekommen, denn Mr. C. C. Stephens schreibt in bezug auf sie: „Ich teilte dem Haupte der Mission mit, was ich (von der Polizei, den Zamindaren und anderen) gehört, und sagte, daß die „Jesuit-Missionaries“ vorsichtig sein sollten. Ich habe eine Kopie meines Briefes nicht hier 2c.“

Dank der Veröffentlichung der „papers relating to Chota Nagpore agrarian disputes“ wissen wir aber Näheres über diese „Verwarnung“. Pag. 143, 15 schreibt der jetzige Commissioner, Mr. W. H. Grimley, an den Chief Secretary to the Government of Bengal d. 30. 11. 89: „Das Verhalten, welches von den römisch-katholischen Missionaren befolgt wurde, kann nicht streng genug verurteilt werden. Die verflossenen Jahre hätten ihnen in ihren Folgen zeigen sollen, wie unheilbringend solches sein

[1]) Als die Kols uns das bekannte ultimatum stellten.

[2]) Wie die Jesuiten jetzt unzweifelhaft einnehmen durch ungesetzliches Handeln.

kann. Im Jahre 1887, als ein gewisser Priester[1]) angeklagt wurde, er überrede die Leute, keine Feldrente zu zahlen oder Frondienste zu leisten, erließ mein Vorgänger eine besondere Warnung an das Haupt der Mission, zwar in möglichst freundlicher Form, aber in durchaus nicht mißzuverstehenden Ausdrücken, daß solches Verfahren, wenn fortgesetzt, die Mission der Anklage aussetzen würde, einer guten Regierung und dem Frieden des Landes entgegenzuarbeiten."

Damit ist ja wohl klar genug bewiesen, daß nicht wir 1887 die Bewegung unter den Kols hervorgerufen haben, sondern die Jesuiten, und daß konsequenterweise nicht wir „eine Verwarnung" bekommen haben, sondern sie, und daß Herr Lievens, wie ich eben behauptet habe, die ganze Sache einfach umgedreht hat.

Aber noch eine dritte unwahre Behauptung bleibt zu widerlegen. Herr Lievens schreibt dann weiter in bezug auf uns: „Jetzt änderten sie ihr Benehmen; sie selbst waren unschuldig und hatten nichts zu thun mit den Unruhen der Kols; der „römische Saheb" war die Ursache alles Unfriedens und auf ihn allein sollte die Hand der Regierung fallen." Auch dieses ist wiederum weiter nichts als die Übertragung der eigenen Taktik auf uns. Wie ich oben bewiesen, hatten wir in der That mit den Unruhen der Kols, sofern es die Aufreizung dazu betraf, nichts zu thun, hatten also auch gar keine Ursache, „unser Benehmen zu ändern," wohl aber hatten die Jesuiten Ursache dazu und zwar in reichlichem Maße. Nachdem sie die offizielle Verwarnung weghatten und Mr. Lievens auf Wunsch des Commissioners von Torpa nach Ranchi versetzt worden war, änderten sie ihr Verhalten und zwar that man das in so schlauer Weise, daß man schließlich noch ein Zipfelchen Lob für geleistete Hilfe erwischte. Mr. Stephens schreibt in einem p. scr.: „Seit ich Obiges schrieb, las ich meinen Report an das Government durch und fand, daß in den Vorgängen von 1887 die Jesuiten mir einige Hilfe gaben, obwohl sie sicherlich nicht in der Lage waren, viel zu geben." In den „papers etc." steht das auf pag. 133 und lautet: „Ich wünsche die sehr große Hilfe anzuerkennen, die ich vom Rev. Dr. Nottrott und seinen Kollegen durch Mitteilungen und Rat erhalten habe. Ich bin auch dem Rev. J. C. Whitley (von der S. P. G.) verpflichtet, der die Kols genau kennt und durchaus mit ihnen sympathisiert. Die R. C. Missionare haben auch Beistand geleistet." — Also in ein und derselben Bewegung

---

[1]) Mr. Lievens.

(1887) erst Verwarnung und dann — Lob. Wer hatte nun „sein Benehmen geändert“?!

Mit der Citation aus den „papers relating to Chota Nagpore agrarian disputes“, welche, wie ich nochmals bemerken will, vom Lieutt.-Governor, dem ersten Beamten der Provinz Bengalen, veröffentlicht sind und alle Schriftstücke enthalten, welche die Regierung in dieser Sache erhalten und erlassen hat, bin ich eigentlich schon in die Vorgänge von 1889/90 eingetreten, die unter dem Namen „Aufstand unter den Kols“ ihren Weg sogar in deutsche Blätter gefunden haben.

Auch diese letzte Bewegung, welche sicherlich ein „Aufstand“ geworden wäre, wenn die Regierung nicht mit aller Energie sofort eingegriffen hätte, ist auf das Thun und Treiben der Jesuiten zurückzuführen, denen eben alle Mittel für ihre Propaganda gut genug sind. Doch der Leser mag selbst urteilen. Ich ziehe es vor, die Darstellung der Bewegung auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen durch wortgetreue Übersetzung der betreffenden Stellen zu geben, trotzdem dieselbe dadurch etwas breit wird, und werde auch die Seitenzahlen ꝛc. angeben, damit man event. nachsehen kann, ob ich mir sinnentstellende Auslassungen habe zu Schulden kommen lassen.

Nr. 559. J. Chota Nagpore, den 13. November 1889. S. 135.
Von W. H. Grimley, Esquire, Off. Commissioner der Ch. Nagpore-Division.

An den Chief-Secretary des Governments von Bengalen.

„Ich habe Sie heute per Telegraph davon unterrichtet, daß ich es für nötig befunden habe, den Deputy Commissioner von Lohardagga, Mr. Renny, in einen entfernten Teil des Distrikts zu senden, um eine Bewegung zu untersuchen, welche nach den Berichten unter den Kol-Christen ausgebrochen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Mr. Rennys bloße Anwesenheit die Bewegung beseitigen und Gewaltakte verhindern wird; sollten aber weitere Repressiv-Maßregeln nötig werden, so werde ich sehen, was zu thun ist, wenn ich seine Reporte empfangen haben werde.

3. Die Reserve-Polizei des Distrikts ist auf nur 4 Mann reduziert. Ich habe deshalb vor 2 Tagen nach Hazaribagh und Purulia telegraphiert, daß man je einen Ober-Polizisten und 12 Mann sende, welche ich nach ihrer Ankunft hier, in Eilmärschen Mr. Renny nachsenden werde, dem sie vielleicht nötig sind, wenn er die betreffenden Gegenden erreicht.

5. Die Reporte bringen einen gewissen römisch-katholischen Priester mit der Bewegung in Verbindung, welcher im Süden und Südwesten des Distrikts damit beschäftigt ist, Konvertiten zu machen. Ich hatte Gespräche mit dem Rev. Father Motet, dem Superintendenten der röm.-kath. Mission, über diese Angelegenheit, und er versichert, daß der betr. Priester seine Konvertiten einzig und allein geistlich bedient, die sich zu Tausenden um ihn drängen, um getauft zu werden, und dahin erklärt er auch die großen Ansammlungen von

Menschen, welche die Polizei in ihren Reporten erwähnt. Ich warnte Father Motet vor der großen Thorheit, sich in die Landfrage einzumischen, und wies ihn ganz entschieden an, seinen Untergebenen auf alle Fälle sofort zurückzurufen, was er auch zu thun versprach. Für den Fall aber, daß derselbe die unruhigen Gegenden nicht verlassen haben und bei Aufregung der Gemüter betroffen werden sollte, habe ich Mr. Renny angewiesen, § 144 des Strafgesetzbuchs anzuwenden, falls des betr. Herren Handlungsweise darunter fallen sollte. Father Motet zeigt sich sehr besorgt, daß nichts gegen die Wünsche der Regierung gethan werde, und ich hoffe, daß der ihm gegebene Wink genügen wird.

6. Kurdega, von wo die Reporte am schlechtesten lauten, liegt in der äußersten Südwest-Ecke des Distrikts, nahe an den Grenzen von Jaspur und Gangpur.

S. 136. Vom Commissioner an den Deputy Commissioner von Lohardagga.

„In meinem Nr. 541 J. vom 5. habe ich Sie über eine Petition unterrichtet, die von Zamindaren des Lohardagga-Distrikts eingegangen ist und über die Haltung ihrer royots in den Pergannahs von Panari, Kasir, Naugarh, Barway, Ardher und Karambay Klage führt. Es wird gemeldet, daß eine große Bande von Kol-Christen von Dorf zu Dorf zieht, die Bewohner durch Abschneiden der Haare zu Christen macht und die Ernten zu zerstören droht. Sie haben, wie ich angeordnet habe, den Inspektor Nava Krishna Roy, einen erfahrenen und bewährten Beamten in die betr. Gegenden abgesandt, um das Verhalten der Kol-Bevölkerung zu überwachen und etwaige ungesetzliche Handlungen, die durch sie oder gegen sie begangen sind, zu untersuchen. Als der Beamte das letzte Mal an Sie berichtete, hatte er die betr. Gegenden noch nicht erreicht, aber von verschiedenen Plätzen sind mir Berichte zugegangen, welche Befürchtungen erregen. Auch Sie haben am 10. einen Bericht des Ober-Polizisten von Kurdega erhalten, dahinlautend, daß eine bewaffnete Schar von 2500 röm.-kath. Christen sich versammelt und vier Angeklagte aus dem Polizeigefängnis befreit habe, und daß etwa 500 von ihnen auf der Polizeistation erschienen seien und die Befreiung der vier Personen von ihren Handschellen verlangt hätten, und als ihnen nicht gewillfahrt worden, hätten sie die Sache selbst in die Hand genommen und die Handschellen entfernen lassen.

Ein anderer Bericht, der des Inspektors von Toto, meldet mir, daß die Römisch-Katholischen gewaltsam die Haare der Leute abschneiden und sie so zu Christen machen; sie schneiden auch die Ernten der Zamindare ab. Spät in der Nacht kommt noch ein Report von Kurdega, daß sich die Christen in großen Haufen zusammenrotten, bewaffnet mit Stöcken, Pfeil und Bogen, Tigeräxten, Schleudern und Steinen, und die Straßen auf allen Punkten bewachen.

S. 138. Vom Commissioner an den Chief-Secretary to the Government of Bengal 28. 11. 1889.

„In Fortsetzung meines Schreibens Nr. 559 J. vom 13. Nov. bezüglich der Bewegung unter den Kol-Christen habe ich die Ehre zu konstatieren, daß ich von Mr. Renny Berichte bis zum 23. Nov. erhalten habe, und zwar

von Kuchadega aus, was nach der Karte ca. 10 miles von Kurdega liegt, von wo die Widersetzlichkeit gegen die Polizei berichtet wurde. Wegen des schlechten Wetters konnte er nicht schnell vorwärts kommen, und so zeigt auch sein Bericht nichts Neues, da er noch nicht weit genug ist, um selbst Untersuchungen anstellen zu können. Der letzte Report zeigt eine sehr laxe Praxis der röm.-kath. Missionare bezüglich der von ihnen gemachten Bekehrungen, und begründet die gegen sie erhobene Klage, daß einige dieser „reverend gentlemen" durch Einmischen in die Landfrage und durch Versprechungen, den Leuten in ihren Streitigkeiten mit den Zamindaren zu helfen, wenn sie Christen würden, weit über die Grenze ihrer priesterlichen Funktionen hinausgegangen sind. Der Superintendent der Mission und sein Sekretär Father Lievens weisen diese Anklage entschieden zurück, und der letztere, der auf meine Veranlassung zurückgerufen wurde und jetzt in Ranchi ist, spöttelt über die Idee, daß in den betr. Gegenden Störungen vorgekommen seien, und derselbe Ton scheint von einem andern Missionar Mr. Renny gegenüber angeschlagen worden zu sein, mit dem derselbe über die Sache sprach. Übrigens hat dieser selbe Herr zugegeben, daß die Priester sich in die Landfrage gemischt und die royots angewiesen hätten, einige Forderungen der Zamindare, die, wie sie sagen, ungesetzlich und gegen Act I (B. C.) von 1879 seien, nicht zu gewähren.

S. 142. Commissioner an den Chief-Secretary d. 30. Nov. 1889.

8. Gestern erhielt ich weitere Mitteilung von Mr. Renny vom 24. Nov. nebst einem Auszug aus den Protokollen, welche er beim Verhör von ca. 150 Personen aufgenommen hat, die, wie sie selbst bekannt, alle neue Christen sind. Ihre Aussagen sind alle ziemlich gleich und ich führe deshalb nur eine ausführlich an:

„Khedua Kheria aus Pahargarda, etwa 30 Jahre alt, sagt aus: „Ich bin ein Christ. Ich gehöre zu Lievens Sahebs Kirche. Ich wurde im letzten Phalgoon (Febr.) Christ; ich habe eine Frau und 4 Kinder, diese sind nicht Christen geworden. Ich wurde Christ, weil mich Gajadar Deogarhia so plagte; er ließ mich fast täglich Fronarbeit thun, als ob ich sein Knecht sei. Lievens Saheb sagte mir, wenn ich Christ würde, brauche ich nur früheren Gebrauchs gemäß Fronen zu leisten; seit ich Christ geworden bin, hat sich mein Frondienst aber nicht verringert; deshalb bin ich sehr betrübt. Ich habe das Kreuzschlagen gelernt, weiter nichts. Ich habe Lievens Saheb seit Chait (März) nicht gesehen d. h. seit der Zeit, wo ich Christ geworden bin. Niemand ist bei uns gewesen, uns zu unterrichten. Meine Kastenleute haben mich nicht ausgeschlossen, denn ich bin nur ein Namenchrist (Jam only nominally christian)."

9. Fast alle verhörten Personen sind verheiratet, und alle konstatieren, daß, obwohl sie Christen geworden sind, ihre Frauen und Kinder Heiden geblieben sind, und daß sie selbst keinerlei religiösen Unterricht empfangen haben; sie haben den Christenglauben angenommen, weil sie von ihren „landlords" allzusehr bedrückt wurden durch Fronen, Strafgelder 2c. Viele sagen, sie seien durch einen gewissen Padri Saheb (hier der Name) be-

deutet worden, wenn sie Christen würden, so würden sie Bedrückungen und Mißhandlungen nicht mehr ausgesetzt sein. Einige sagen auch, sie seien Christen geworden, weil man ihnen gesagt, es sei der Befehl der Maharani,¹) womit sie die Kaiserin-Königin bezeichnen — und andere, daß sie in dem Falle ein neues Rentengesetz bekämen.

12. S. 143. Bezüglich der royots, so ist es klar, daß unter ihnen der Glaube herrscht, der durch die röm.-kath. Partei geschürt wird, daß die, welche Christen werden, eine bessere Chance haben, den übertriebenen Ansprüchen der landlords zu widerstehen. Nur unter dieser Voraussetzung kann man die ausgedehnten Bekehrungen zum röm.-kath. Glauben verstehen, denn gemäß der erbrachten Beweise ist es unmöglich zu glauben, daß ihr Glaube auf religiöser Überzeugung beruhe. Daß ihre Frauen und Kinder nicht Christen geworden sind, das ist für die Hast bezeichnend, mit der die Bekehrungen bewerkstelligt worden sind.

Die Bewegung hat die Zamindare sehr alarmiert, denn sie fürchten für die Ernten ihres Majihas-Landes, und darin liegt die Gefahr und das Risiko einer Ruhestörung, denn die Ernte ist vor der Thür und Lokalpolizei würde hilflos sein, wenn man die Drohung, diese Ernten zu schneiden, ausführen würde.

In seinem Briefe vom 23. schreibt Mr. Renny hoffnungsvoll, daß seine Gegenwart und die von ihm getroffenen Maßregeln hinreichen würden, die Ordnung wiederherzustellen, aber in seinem nächsten Schreiben vom 24. Nov. verlangt er Polizeiverstärkung. Ich habe deshalb nach Bhagalpur telegraphiert, so viel Mann zu schicken, als dort entbehrt werden können. Auch Colonel Lillingston ist angewiesen, sich so schnell als möglich in die von der Bewegung erfaßten Gegenden zu begeben.

15. Das Thun und Treiben der röm.-kath. Missionare kann nicht scharf genug verurteilt werden (cannot be too strongly condemned). Die verflossenen Jahre hätten ihnen in ihren Folgen zeigen sollen, wie unheilbringend solches sein kann. In 1887, als ein gewisser Priester angeklagt wurde, er überrede die Leute, keine Feldrente zu zahlen oder Frondienste zu leisten, erließ mein Vorgänger eine besondere Verwarnung an das Haupt der Mission in möglichst freundlicher Form zwar, aber in durchaus nicht mißzuverstehenden Ausdrücken, daß solches Verfahren, wenn fortgesetzt, die Mission der Anklage aussetzen würde, einer guten Verwaltung und dem Frieden des Landes entgegenzuarbeiten.

S. 145. Vom Commissioner an den Chief-Secretary zu ...
d. 16. Januar 1890.

„Ich habe die Ehre, Ihnen Abschriften der Reporte des Deputy Commissioners von Lohardagga vom 20. Dez. und 3. Januar und des Assistant Commissioners vom 23. Dez. zuzusenden, welche die Bewegung unter den Kols im Lohardagga-Distrikt betreffen.

2. Mr. Renny machte eine ausgedehnte Tour durch die betroffenen Teile des Landes, besonders innerhalb der Bezirke der Polizeistationen Bassia, Bero,

¹) Vgl. die Br. Onasch gemachte Beschuldigung, er habe gesagt, im Auftrag der Regierung zu handeln.

Palkot, Lesoi und Champore und untersuchte die Klagen der royots, wie ich ihn angewiesen hatte.

4. In seinem ersten Reporte, den ich Ende Dezember erhielt, verurteilt Mr. Renny die Handlungsweise der Jesuiten-Priester in sehr scharfen Ausdrücken, sie beschuldigend, die Unzufriedenheit geschürt zu haben, und legt die Verantwortlichkeit für die Störungen vor ihre Thür, Störungen, die leicht ernste Folgen hätten haben können. Ich habe mildere Ausdrücke gebraucht, als er gethan, um seine Meinung kundzugeben, aber Colonel Lillingston teilt seine Ansicht, die er aus den an Ort und Stelle vorgenommenen Ermittelungen gefaßt hat, und nachdem ich die Thatsachen in ihrer Gesamtheit geprüft habe, bin ich zu der Annahme gezwungen, daß die Bewegung unstreitig durch das Thun und Treiben der römischen Partei angeregt worden ist.

5. — Die Lokalpolizei war durch 40 Mann aus Hazaribagh und Purulia vermehrt worden, und eine Reserve von 60 Mann aus Nya Doomka wurde für alle Fälle abgesandt. Glücklicherweise wurde ihr thätiges Eingreifen nicht gebraucht, aber ihre Anwesenheit hatte zweifellos den Erfolg, die Ausdehnung der Bewegung zu verhindern.

Mr. Renny untersuchte verschiedene Fälle an Ort und Stelle, und der bedeutendste war der Kurdeg-Befreiungsfall, in dem ca. 4 Gefangene befreit und deren Handschellen zerbrochen worden waren durch einen großen Haufen, der sich auf der Kurdeg-Polizeistation versammelt hatte. Dreizehn von den Befreiern wurden arretiert und vor Mr. Renny gebracht, der sie schuldig fand und nach §§ 147 u. 225 des „Penal Code" zu 3 Jahren schweren Gefängnisses verurteilte. Ein anderer Fall war der des Reisschneidens, in dem ein röm.-kath. Christ den Reis auf dem Majhias-Lande seines Zamindars geschnitten und fortgebracht hatte. In diesem Falle wurde der Angeklagte zu 30 Hieben verurteilt, welches, wie Mr. Renny schreibt, den guten Effekt hatte, daß in der Nachbarschaft gesetzlose Handlungen nicht weiter vorkamen. Sechs Personen, darunter ein Chaprassi des Mr. Lievens, wurden bestraft, weil sie gewaltsam die Zöpfe einiger Leute abgeschnitten hatten, um sie so zu Christen zu machen. In Raidih wurden eine große Anzahl Kolchristen angeklagt, Reis geschnitten und Zöpfe abgeschnitten zu haben, auch wurden zwei Witwen beschimpft. Hierüber schreibt Mr. Renny: „Es war eine teuflische Handlung, und die Angeklagten waren getaufte röm.-kath. Christen. Ich habe ihnen schwere Strafen zudiktiert. Diese armen Witwen waren als Hexen bezeichnet worden und man hatte sie erst mit Schuhen geschlagen, dann ihnen die Haare abgeschoren und sie mit Reis gefüttert, der von Leuten niederer Kaste gekocht war. Darauf hatte man ihnen Urin zu trinken gegeben und sie zuletzt aus dem Dorfe gejagt." In Raidih wurden 20 Mann gefangen genommen, die beschuldigt waren, Reis geschnitten und fortgebracht zu haben. Sie wurden von Colonel Lillingston verurteilt unter § 379 des Penal Code; vier von ihnen, die Anführer, wurden zu drei Jahren, der Rest zu zwei Jahren verurteilt. In zwei anderen Fällen wurden neun Personen nach §§ 143, 379 u. 380 des Penal Code zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

15. Mr. Rennys Vorgehen und seine Sprachweise sind von der röm.-kath. Partei angegriffen worden, aber ich muß ihm trotzdem das Lob erteilen,

daß er in einer kritischen Zeit eine schwierige Sache erfolgreich ausgeführt hat. Beide, die Zamindars und Royots waren sehr erregt, und es war nötig, die Bewegung aufzuhalten, da die Ernte vor der Thür stand und große Friedensstörungen seitens der aufgeregten Kols zu befürchten waren. Alles, was wir thun konnten, war die Erhaltung des Friedens und eine Untersuchung der Klagen. Dieses Resultat ist glücklicherweise erreicht und ein Weg ist gebahnt, ein endgiltiges „settlement“ herzustellen. Die erteilten Strafen mögen hart sein und harte Worte mögen gebraucht sein, aber es war da kaum Zeit, die Worte auf die Wagschale zu legen und exemplarische Strafen waren auch nötig. Ich werde die Protokolle durchsehen, und finde ich die Strafen unnötig hart, werde ich nicht zögern, eine Verminderung zu beantragen, und wenn etwas in den Urteilen enthalten ist, was die Zeugenverhöre nicht rechtfertigen, werde ich davon Notiz nehmen. Inzwischen aber gebührt Mr. Renny ein Dank für prompte und sorgsame Ausführung der ihm zugegangenen Instruktionen.“

Einiges aus dem oben (vom Commissioner) angeführten Report des Deputy Commissioners lasse ich hier folgen:

S. 149. Colonel Lillingston, Deputy Commissioner an den Commissioner d. 29—31. Dezember 1889.

6. Auf meiner Tour von Lohardagga nach Bassia ꝛc. fand ich durch persönliche Untersuchungen, daß alle diese Landesteile im Begriff standen, en masse aufzustehen, als Mr. Renny am Platze erschien. Die Bestrafung der Anführer, die Verhaftung einer großen Anzahl sogenannter Christen, die Bestrafung eines Teiles der Chundi[1])-Christen und einer aufständischen Bande, verbunden mit Ermahnungen und Ratschlägen, die von Mr. Renny und mir zahlreichen Versammlungen von royots gegeben wurden, haben den Erfolg gehabt, die Leute von der Unsinnigkeit, das Gesetz selbst in die Hand nehmen zu wollen, zu überzeugen. Die Gründe der Erhebung sind: Übermäßige Frondienst-Forderungen, erhöhte Rente, Verweigerung von Rent-Quittungen, und allgemeine Unterdrückung besonders seitens des landlords Debi Lal Sahu.

20. S. 153. Bezüglich des Thuns und Treibens der Jesuiten habe ich Mr. Rennys Bericht nichts hinzuzufügen. Sie haben sich die genugsam bekannten schlechten Verhältnisse der Kols zu ihren landlords zu nutze gemacht und für ihre Zwecke ausgebeutet. Durch ihre Versprechungen und was sie ihnen sonst noch vorgestellt haben (the other representations), haben sie das schlechte Verhältnis verstärkt und „I need not record any opinion of the manner“, in welcher sie dieses arme, unwissende Volk betrogen haben (deluded). Sie sind zu schlau, um den Beamten irgend einen Grund zu geben, gegen sie wegen Aufreizung zu gesetzlosem Thun einschreiten zu können, aber mir ist es ganz klar, daß das Resultat ihrer Operationen (ich sage nicht „ihres Predigens“, denn soweit es Religion betrifft, ist nichts dergleichen vorgekommen) die Aufreizung dieses leicht entzündlichen Volkes zum Trotz gegen die Regierung und zur Weigerung,

[1]) Chundi bedeutet der Zopf, der den Leuten beim Christwerden abgeschnitten wurde.

ihren landlords gegenüber ihren Pflichten zu genügen, gewesen ist. Ob ein Thun und Treiben wie dieses ferner gestattet werden kann, das muß Government entscheiden, und ich hoffe, man wird Wege finden, solches in Zukunft zu verhüten.

S. 154. Report von R. H. Renny, Esquire, an den Deputy Commissioner d. 23. 12. 1889.

4. Am 16., nach einem Marsch von 12—14 Meilen (englisch) auf sehr schlechter Straße, erreichte ich Chainpur, das Hauptquartier der Burway-Polizeistation und blieb da am 17. u. 18. Ich sah dort den Inspektor R. Kr. Roy und empfing Besuche vom Tekait von Burway (gewöhnlich Raja betitelt), seinen Brüdern und kleineren Zamindaren. Alle klagten über die Bauern von Bhetar Burway, von denen 10000—15000 röm.-kath. Konverts geworden sind. Mr. Lievens scheint im Chyte (März) dort seine ersten Konverts gemacht zu haben und besuchte dann im Kartik (Okt.) diesen Bezirk und machte dann fast alle Uraus zu Christen. Von den konvertierten Bewohnern erfuhr ich, daß sie Glieder von Mr. Lievens Kirche geworden seien, weil sie durch Fronen allzusehr bedrückt würden. Sie konstatierten, daß Mr. Lievens zu ihnen gekommen und ihnen gesagt habe, das Land ginge zu Grunde und die Bevölkerung ginge nach Kora Raj (Assam), deshalb habe ihm die Maharani[1]) die Vollmacht gesandt, ihnen zu sagen, daß, falls sie Christen würden, sie nur drei Pflüge rc. d. h. neun Tage Fronarbeit im ganzen zu leisten brauchten, und deshalb seien sie Christen geworden. Alle diese Konverts sind in ihrer Kaste geblieben, obwohl sie mit ihren Familien getauft worden sind. Ich erwähne das, weil es eine neue Idee ist.

5. Anliegend finden Sie Aussagen von Zamindaren. Ihre Hauptklagen betreffen Nichtzahlung von Pacht und Verweigerung der Frondienste, und sie verlangten alle einmütig, ich sollte Mr. Lievens Lehrer und Chaprassis[2]) hindern, von Dorf zu Dorf zu gehen und die Leute zu Christen zu machen durch gewaltsames Abschneiden der „Chundis"[3]) und sie dabei aufzureizen, kein „Bethbegari"[4]) zu geben. Da dort sonst alles wieder ruhig war infolge meiner Maßregeln in Kochadega und Raidih, so lehnte ich es ab, die Leute festzusetzen.

9. In Dhargau sah ich einen großen Haufen Bauern, die alle über die Fronarbeiten klagten. Einer sagte mir, ich möchte ihn drei Jahre ins Gefängnis setzen, er gebe doch nicht mehr, als neun Tage Fronen, denn — dieses sei Lievens Sahebs Befehl. Hier und in Chainpur ist es ganz offenbar, daß Mr. Lievens selbst gewesen und als ein Beamter (hakim) unter diesen simplen Leuten aufgetreten ist. Siehe meine Unterredung mit einem sogenannten Chaprassi in meinem diary vom 18. Nov.

(Annexure B to Nr. I/117 J. dated 16. Januar 1890.)

---

[1]) Kaiserin-Königin von England (vgl. auch Anklage gegen Onasch).

[2]) Chaprassis = Diener, die ein „Chap", ein Schild tragen wie die Gerichtsdiener auch hier; die Leute halten sie dann für Regierungsdiener.

[3]) Zopf.

[4]) Fronarbeit.

S. 156. Ermittelungen durch gerichtliches Verhör:

Kurma Urau und 30 andere von Gurujah rc. Alle konstatieren, daß sie Frauen und Kinder haben, daß aber nur sie (die Männer) Christen geworden sind, daß Mr. Lievens gekommen sei und sie zu Christen gemacht habe, sagend, daß es auf Befehl der Maharani (Kaiserin) geschehe; daß Mr. Lievens selbst ihnen die Zöpfe abgeschnitten und dann zu ihnen gesagt habe: „Nun seid ihr Christen.“ Nachdem er sie zu „Christen“ gemacht, habe Mr. Lievens gesagt: „Jetzt geht und lebt, wie die landlords leben.“ „Gebt ihnen nur drei Tage Ackern, drei Tage Arbeit mit der Hacke und drei Tage tragt Lasten pro Haus und Jahr.“ — Die Zamindare preßten ihnen natürlich viel mehr aus. Mr. Lievens sagte ihnen auch, sie sollten nicht mehr als 3 Rs. für die pana Land zahlen. Seit Mr. Lievens die Leute zu Christen gemacht hat, haben sie ihn nicht wieder gesehen. Irgend welchen Religionsunterricht haben sie nicht erhalten: sie sind auch noch in **keiner Kirche gewesen,** seit sie Christen geworden sind.

Birsa Urau und 16 andere von Sagra: Wir wurden alle Christen im letzten Asin. Mr. Lievens sagte uns, es sei der Befehl der Maharani. Unsere Frauen und Kinder sind nicht Christen, nur wir allein d. h. die männlichen Glieder der Familien. Mr. Lievens besprengte uns nicht mit Wasser, er schnitt uns nur den Haarzopf ab, den wir am Hinterkopf trugen. Mr. Lievens schnitt nicht selbst die Haare ab, das that Bhadro Urau, aber Mr. Lievens war zur Zeit zugegen. Wir wurden Christen, weil unser landlord, Benga Teli Baniah uns sehr plagte. Er nimmt sehr viele Frondienste und verlangt höhere Rente. Mr. Lievens sagte uns, wenn wir Christen würden, hätten wir nur 12 Tage per Haus und Jahr zu geben. Er sagte auch, wir hätten nur 3 Rs. per Anna Land zu zahlen. — Wir haben Mr. Lievens seit dem Tage, wo er uns zu Christen machte, nicht gesehen, noch haben wir Unterricht in der christlichen Religion empfangen.

Ähnlich sagen aus:

Jouba Urau und 28 andere aus Rengari
Bunda „ „ 7 „ „ Domerdih
Dulla „ „ 26 „ „ Sausawai
Kondra „ „ 22 „ „ Kondara
Soua „ „ 15 „ „ Tegawal.

Ramdhou Gour Goujhu, Perdhau von Bugdega versammelte 400—500 Christen und gab ihnen ein großes Essen, um die Ernte auf dem ihm in früheren Jahren geraubten Felde des Tikadars zu schneiden.

S. 158. Kelia Urau, Chaprassi, und 5 andere von Usra: die Chaprassis sagen aus, daß Lievens Saheb sie zu Chaprassis gemacht und ihnen 3 Rs. p. m. versprochen habe, sie hätten aber nur 1 oder 2 Rs. p. m. bekommen. Alle außer Nr. 3 wurden Christen in Chait, Nr. 3 in Kartic. Alle außer Nr. 3 sind getauft; Nr. 3 hat sich nur den Zopf abschneiden lassen. Die Familien aller — Nr. 3 ausgenommen — sind auch getauft. Mr. Lievens sagte, es sei der Befehl der Maharani, daß alle, die Christen würden, nicht verbunden seien, Fronen zu leisten. Deshalb seien sie Christen geworden. Seit sie Christen seien, hätten

sie nur drei Tage mit dem Pfluge, einen mit der Hacke, drei mit der Sichel, einen beim Reispflanzen und einen beim Hausdecken pro Haus gegeben. Die Chaprassis haben die Leute zu unterrichten.

Murji Urau, Chaprassi und 28 andere von Natwal. Alle sagen aus, Mr. Lievens habe sie im Kartic zu Christen gemacht und sie und ihre Familien getauft. Sie seien Christen geworden, weil Mr. Lievens ihnen gesagt habe, es habe die Maharani den Befehl gesandt, daß alle, die Christen würden, kein „kam" und weniger „dam" (Fronen und Rente) zu geben hätten. Keiner von ihnen habe seine Kaste verloren.

Tenda Urau und 15 andere von Kuraud sagen ähnlich aus.

Obiges ist also das Ergebnis der **„amtlich"** angestellten Untersuchung. Die Aussagen sind in ordentlichem gerichtlichen Verhör gemacht worden und lassen sich durchaus nicht anzweifeln, soweit sie die angeklagten Kols selbst gethan haben. Diese waren augenscheinlich zu der Zeit noch in dem guten Glauben, Mr. Lievens sei wirklich von der „Maharani" gesandt, sie aus der Hand ihrer Peiniger zu befreien, und wichtig ist, daß sogar zwei Chaprassis der Jesuiten vor dem Richter das bekundeten.

Etwas anderes ist es, ob die Berichte der eingeborenen Polizisten wirklich dem Thatbestande entsprechen, ob wirklich Gefangene befreit und die Wege nach dem Sitze der Regierung abgesperrt waren, so daß dadurch mehrere Tage die Postverbindung unterbrochen worden war. Letzteres war allerdings der Fall, aber Gerüchte kursierten, daß die Polizei selbst die Postläufer sistiert und Handschellen habe zerschlagen lassen, um die Bewegung möglichst gefährlich darzustellen, um damit dem ihr verhaßten Christentume einen tödlichen Streich zu versetzen, zugleich aber auch ihren Stammesgenossen, den Zamindaren (die Polizisten sind meist Hindus und Mohammedaner) die Thorheit der aufgehetzten Kols zugute kommen zu lassen. Daß die Jesuiten einen veritablen Aufstand hätten in Scene setzen wollen, wird niemand zu behaupten wagen, sie ermunterten die Kols einfach zu streiken, und brachten es durch ihre unvorsichtigen Äußerungen und prahlerischen Versprechungen dahin, daß dieselben dann weiter gingen, die Zamindare bedrohten, zu Haufen von 200—300 die Dörfer durchzogen, um sie einzuschüchtern und die Bewegung fortzupflanzen, und ihnen die Ernten abzuschneiden anfingen.

Als die Beamten am Platze erschienen, wurden viele Verhaftungen vorgenommen, bloß auf Angabe der mit den Zamindaren verbundenen Polizei hin, ja die Privatrache lieferte auch einige Glieder unserer Gemeinde zum Kontingent, die aber sofort freigelassen wurden, als sie sich als Glieder der deutschen Gemeinde und unschuldig auswiesen.

Einige 80 römische Christen wurden dagegen meist an Ort und Stelle schnell abgeurteilt und für 1—3 Jahre in die Gefängnisse von Ranchi und Hazaribagh geschickt.

Der „Aufstand“ verlief, ohne daß auch nur eine der vielen Patronen abgefeuert wurde, die man mitgenommen hatte, die Beamten kehrten zurück, die fremde Polizei wurde vor dem Gerichtsgebäude feierlichst belohnt und entlassen, und die Blätter berichteten, daß der Lieutt.-Governor seine Reise nach Ch. Nagpore aufgegeben habe, da der „Aufstand“ vorüber und alles ruhig sei.

Die Regierung glaubte auch hiermit die Sache abgethan, aber man hatte vergessen, daß man es nicht mit macht- und rechtlosen Deutschen, sondern mit Jesuiten zu thun hatte, die sich nicht so ohne weiteres beiseite schieben und das einmal im Westen gewonnene Prestige fahren ließen. Sie setzten denn auch sofort ihre ganze Maschinerie in Thätigkeit; man eilte nach Kalkutta, der römische Erzbischof hatte Audienz beim Lieutt.-Governor, „His Grace“ kam selbst nach Ranchi, um den Beamten zu zeigen, wer hinter den Jesuiten stehe; er machte seine Besuche und man lud ihn zum dinner ein.

Appellationen wurden darauf eingereicht für die gefangenen Christen und ein berühmter Advokat wurde aus Kalkutta herbeigerufen, weil man wußte, daß die hiesigen eingeborenen Advokaten schwerlich den Mut haben würden, so gegen die Erkenntnisse des Deputy Commissioners aufzutreten, wie man es verlangte und wie es jener von ihnen gänzlich unabhängige Mann thun konnte. Er bekam für 8 Tage, die er durch Her- und Hinreise, sowie die Verhandlungen hier der Sache widmete, 6400 Rs. (sechstausendvierhundert Rupies) d. h. etwa 12800 M.[1])

Man könnte sich wundern, daß so außerordentliche Anstrengungen und Ausgaben gemacht wurden, wenn man nicht wüßte, daß mehr auf dem Spiele stand, als die Lossprechung oder Strafverminderung einer Anzahl Christen; die Hauptsache war natürlich, sich selber aus der Schlinge zu ziehen und Maßregeln vorzubeugen, die nach dem Rate des Deputy Commissioners vielleicht auch getroffen worden wären.

Von dem, was „His Grace“, der Erzbischof, zum Schutze seiner „so fälschlich“ angeschuldigten Schäflein den Beamten gegenüber vorgebracht hat, ist natürlich nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, aber man kann wohl annehmen, daß es dasselbe Lied war, welches Mr. Ghosh, der Advokat, für Geld zu singen hatte, daß nämlich die Jesuiten mit der

---

[1]) Natürlich Missionsgeld.

ganzen Bewegung nichts zu thun hätten, daß es in den, hauptsächlich von derselben betroffenen Gegenden gar keine römischen Christen gäbe, und daß das Ganze mehr oder weniger auf eine Verleumdung seitens der protestantischen Missionare hinauslaufe, welche selbstredend nicht gut auf die Jesuiten zu sprechen seien, da diese ihnen „beinahe alle" Christen weggenommen hätten.

Daß das Dazwischentreten des römischen Kirchenfürsten seinen Zweck erreicht, sah man sofort aus der Haltung des Iudicial-Commissioners, des ersten Gerichtsbeamten der Ch. Nagpore-Division, der die Appell-Sache gleich am Tage nach dem Eintreffen des Kalkuttaer Advokaten vornahm, obgleich an dem Tage, eines Heidenfestes wegen, die Kachhári (das Gericht) geschlossen war, eine Bevorzugung, die wohl kaum jemals dagewesen sein dürfte und jedenfalls den Jesuiten galt, die sonst noch 800 Rupies mehr zu zahlen gehabt hätten. Daß auch der Lieutt.-Governor bearbeitet war, das zeigte sein Verhalten, wie wir weiter unten sehen werden.

Dem berühmten Verteidiger gelang es denn auch, etwa die Hälfte der römischen Gefangenen sofort zu befreien und die Strafen anderer herabgesetzt zu sehen.

Weil ich hörte, er habe uns, wie oben bemerkt, beschuldigt, und um einen genaueren Einblick in die Sache zu gewinnen, war ich selbst etwa eine Stunde bei den Verhandlungen gegenwärtig und hörte, wie tapfer und gewandt er dafür plaidierte, daß gewisse Angeklagte gar keine römischen Christen seien, denn das „Zopfabschneiden" allein bedeute doch gar nichts; er, obwohl „Nicht-Christ",[1]) habe ja auch keinen Zopf.

Damit drang er nun freilich nicht durch, wohl aber gelang es ihm, aus einem der gerichtlichen Erkenntnisse eine Bemerkung des Richters hinauszubringen, welche auf das Thun und Treiben der Jesuiten kein gerade gutes Licht warf, und zwar gelang ihm dieses, „weil die Bemerkung aus dem Zeugenverhöre (des betr. Falles nämlich) nicht gerechtfertigt erscheine."

Als der Lieutt.-Governor in Ranchi ankam, wurden ihm vier Petitionen von zusammen 25 römischen Christen zugesandt, die um Erlaß oder Verminderung ihrer Strafe baten, und in einer „Resolution" vom 15. März antwortete derselbe darauf. Zunächst bestätigte er die schon

[1]) In der Governments-Sprache giebt es nämlich in Indien keine „Heiden". Eine offizielle Schulsachen betr. Eingabe wurde mir einmal zurückgeschickt, weil „der unpassende Ausdruck" „Heidenkinder" darin stände. Der Ausdruck enthalte ein Urteil über eine Religionsgemeinschaft, welches Government nicht acceptieren dürfe.

in zweiter Instanz auf 18 Monate herabgesetzte Strafe für 13 Petenten, wegen gewaltsamer Befreiung von Gefangenen (wodurch allerdings die Gerüchte, welche diese Vorfälle als von der Polizei erfunden darstellten, an Glaubwürdigkeit sehr verlieren dürften) und sodann erklärte er sich mit der Streichung der die Jesuiten kompromittierenden Bemerkung einverstanden, und gab dem ersten Richter einen Verweis, weil er, ohne durch die Zeugenaussagen berechtigt zu sein, solche seinem Rechtserkenntnis einverleibt habe. Im zweiten Falle verminderte er die Strafe auf sechs Monate und tadelte, daß die Leute, ohne Rechtsbeistand gehabt zu haben, verurteilt worden seien.

Im dritten Falle bestätigte er das Urteil des Iudicial-Commissioners, strich aber die Kaution, welche die Leute dafür stellen sollten, daß sie nach Abbüßung ihrer Strafe Frieden halten wollten.

Im vierten Falle — der Hexenmißhandlung — reduzierte er die Strafen und sprach die zwei Diener des Mr. Lievens frei, auch drückte er darüber seine Mißbilligung aus, daß die Hexengeschichte den christlichen Kols und besonders diesen beiden Leuten in die Schuhe geschoben worden sei.

Es war gewiß sehr weise vom Lieutt.-Governor gehandelt, die im ersten Impulse und in der Besorgnis, die Bewegung könnte ernstere Formen annehmen, zudiktierten sehr hohen Strafen zu mildern, und man kann es auch verstehen, daß er auf die Anklagen gegen die Jesuiten einzugehen sich scheute, weshalb er auch in einer späteren Versammlung von Vertrauensmännern die Bemerkung des Vertreters des Königs von Ch. Nagpore „die Missionare seien an all den Wirren schuld," dahingehend abwies, daß er nicht gekommen sei, zu untersuchen, wer die Bewegung angeregt habe, sondern seine Aufgabe sei nur, Mittel und Wege zu finden, einer solchen für später vorzubeugen.

Einen Sieg haben die Jesuiten also jedenfalls erfochten, wenn er ihnen auch eine tüchtige Summe Geldes gekostet hat, und sie haben es durchgesetzt, daß ihr Name aus dem Rechtserkenntnis des ersten Richters verschwunden ist und daß derselbe dafür eine Rüge bekommen hat. Ob aber damit wirklich erreicht ist, was ihr Leiborgan, die in Kalkutta erscheinende „Indo-European-Correspondence" schreibt, das ist doch noch sehr die Frage. Das genannte Blatt bricht nach Veröffentlichung der „Resolution" des Lieutt.-Governor vom 15. März in das Triumphgeschrei aus: „Wir können aus obigem sehen, daß unsere Väter in Ch. Nagpore durch die höchste beamtliche Autorität des Landes von jeglicher Schuld freigesprochen sind" — aber davon steht doch durchaus

nichts in jener Resolution. Nicht etwa die in den offiziellen Berichten des Mr. Renny erhobenen Beschuldigungen gegen das gesetzlose Thun und Treiben der Jesuiten werden als unwahr bezeichnet, sondern nur der Formfehler gerügt, den er damit begangen, daß er dieselben in ein Erkenntnis verwebt hat, wo sie nicht hingehörten. Auch steht nirgends zu lesen, daß Colonel Lillingston eine Rüge bekommen habe, der doch Mr. Rennys Berichten beitritt (S. 153, 20), und noch weniger wird der Commissioner selbst getadelt, der (S. 145) unterm 16. Januar an den Chief-Secretary schreibt: „. . . und nachdem ich die Thatsachen in ihrer Gesamtheit geprüft habe, bin ich zu der Annahme gezwungen, daß die Bewegung unstreitig durch das Thun und Treiben der römischen Partei angeregt worden ist."

Und das muß doch wohl auch die Ansicht des Lieutt.-Governor sein, der doch sicher nicht die ganze Korrespondenz veröffentlicht haben würde, wenn er die obigen Berichte für falsch hielte oder wenn er wirklich die Jesuiten von jeglicher Schuld entlasten wollte.

Doch der Leser mag sich ja selbst sein Urteil bilden. Was sie aus obigem über die Umtriebe der Jesuiten in Ch. Nagpore hören, wird vielen nichts Neues sein — ihr Thun und Treiben ist ja überall dasselbe. Auch die „Panjab-Mission-News", das Blatt der Church-Mission schreibt darüber: „Die Arbeit der Jesuiten ist dort wie hier, in Ch. Nagpore, wie im Panjab dieselbe. Sogar die Polizei weiß es, daß die „Väter" Geld auf Verschreibungen an Pervertiten ausleihen und daß dasselbe zurückgezahlt werden muß, wenn sie das Papsttum wieder verlassen — Streit zwischen Christen, Zuchtfälle jeglicher Art, allerhand Schwierigkeiten werden benutzt und bilden die goldenen Chancen, Häretiker vom Wege des Irrtums abzubringen. Die Heiden gewinnt man, indem man ihnen die Kaste läßt, Befreiung von Frondiensten verheißt 2c. — alles muß Korn auf die päpstliche Mühle liefern."

Und nun zum Schluß nur noch wenige Worte über des Lieutt.-Governors Aufenthalt in Ranchi, der vom 9. bis 21. März währte. Er benützte die Zeit, um sich eingehend über alles zu informieren. Bei Gelegenheit unserer Antrittsvisiten erkundigte er sich eingehend nach der Lage der Kols, nahm selbst Petitionen von denselben in Empfang, konferierte mit den Rajas, die aus dem ganzen Distrikt zusammengekommen waren, hörte die Klagen auch der Zamindare, und hielt zum Schlusse, wie schon bemerkt, eine Versammlung von Vertrauensmännern ab, in der auch die drei Missionen vertreten waren; in derselben beriet er mit ihnen über Ablösung der Fronen, der Naturalabgaben und Vermessung der

rajahas-Ländereien ꝛc. Bezeichnend für die Situation war wohl, daß die von seinem zweiten Sekretär, Mr. Nolan (dem irischen Katholiken) gemachte, wenigstens unterzeichnete, Vorlage eine besondere Abhilfe nur für die „disturbed tracts“ d. h. die von den Jesuiten insurgierten Landesteile ins Auge faßte, deren Bewohner auf das Versprechen hin Christen geworden sind, von den Frondiensten befreit zu werden: eine vortreffliche, wohl von den Jesuiten geschmiedete Angel, bald alle unsere Christen zu fangen. Unser Vertreter protestierte deshalb entschieden gegen diesen Passus und setzte es, unterstützt von dem Vertreter der Ausbreitungsgesellschaft, schließlich durch, daß etwaige Vergünstigungen dem ganzen Distrikte zugute kommen sollten. Man müßte es ja auch einsehen, daß solch eine Maßregel grundfalsch und nur dazu angethan sei, die bisher ruhigen und geduldigen Bewohner zu gleichem ungesetzlichen Thun anzureizen, wie in Barwey und Biru ꝛc. geschehen war. Trotzdem aber fanden wir dieselbe Phrase wieder in der Proklamation des Commissioners, zu deren Durchberatung zwei von uns hinzugezogen wurden, und aus der sie zu entfernen, uns noch zu guter Zeit gelang.

Diese Proklamation setzt ein Maximum der Fronen fest und mahnt die Zamindare bei Strafe, nicht darüber hinauszugehen, und die Bauern, dasselbe willig zu leisten, bis ein endgiltiges Arrangement, das verheißen wird, getroffen sei.

Möchte das endlich geschehen und die Regierung auch den übrigen Klagen der Kols gerecht werden. Diese fühlen selbst, daß die nicht zum Abschluß gekommene Sache im Flusse erhalten werden muß und bringen ihre zahlreichen Klagen in vielen Petitionen zur Kenntnis des Lieutt.-Governor, besonders bittend, daß ein Europäer (und nicht etwa ein Eingeborener, der als Hindu oder Mohammedaner auf seiten ihrer Gegner stehen würde) als Special-Commissioner mit der eingehendsten Untersuchung ihrer Lage an Ort und Stelle beauftragt werden möchte. Möchte vorab das wenigstens geschehen und zur Folge haben, daß die Regierung energisch Hand anlege, die Stellung der Kols den Hindu-Zamindaren gegenüber endgiltig zu sichern.

Nachschrift des Herausgebers. Abgesehen von der Verwicklung der Jesuiten in die Aufstandsbewegung der Kols — welch ein Licht werfen die betreffenden gerichtlichen Verhandlungen auf die Missionsmethode dieser Herren und auf die Qualität des von ihnen verbreiteten Christentums.

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.

Von Merensky.

V. Die evang. Mission im Sulu- Swasi- und Amatonga-Lande.

Nördlich von Natal liegt das Sululand, welches jetzt seine Selbständigkeit verloren hat, so daß es nur noch ein englisches Sululand giebt und ein solches, welches von den Bauern occupiert einen Teil der Südafr. Republik bildet. Nachdem nun endlich das Volk zur Ruhe gekommen ist, setzt die Missionsarbeit auch wieder ein mit erneuter Kraft. Im südlichen, englischen Teil des Landes klagt man über den noch fühlbaren Einfluß der Kriege, welche von 1879 bis 1888 das arme Land in Atem hielten. Der Umstand, daß die Engländer nach dem Kriege das Suluvolk seinem traurigen Geschick überließen, hat deren Ansehen geschwächt, und das böse Beispiel, welches in bezug auf Trunk und Unzucht die englischen Soldaten gaben, diente nicht dazu, den Christennamen zu Ehren zu bringen. Nach dem Kriege zogen am ersten die Norweger wieder ein, welche im südlichen Sululande auf 8 Stationen arbeiten (Etschowe, Ekombe, Ungoje, Emgangweni, Umbonambi, Imfule, Ematlabatini, Enhlasakje) und eine neunte ist Entumeni zu „Schröders Mission“ gehörend. Da die Arbeit eben wieder angefangen ist, kann von Erfolgen wenig gesagt werden.

Statistik der norweg. Mission im Sululande: 9 Stationen, 11 ordinierte Europäer, 10 eingeborne Helfer. Getaufte 460, Lehrer 4, Schulen 23, Schüler c. 350.

Die Hermannsburger haben im engl. Teil des Landes neuerdings 3 Stationen von den 5, welche sie im Laufe der Kriege verloren hatten, wieder besetzt, vorläufig mit unordinierten Missionaren. Im Nordsululande, also dem von Sulu bewohnten südöstlichen Zipfel der südafrikanischen Republik, haben sie 8 Stationen (Goedehoop, Enkambela, Entombe, Ekuhlengeni, Emyati, Bethel, Ehlomohlomo, Vryheid). Mit Mühe ist es gelungen, die Bauern zu bewegen, daß sie fünf dieser Stationen Landbesitz zu je 4000 acres zusprachen. Auch das Burendorf Vryheid ist besetzt worden. Das Evangelium findet nun, da die Sulu dort unter die Burenherrschaft gekommen sind, guten Boden, und die Arbeit nimmt erfreulichen Fortgang.

Statistik der Hermannsburger Mission im Sululande: 11 Stationen, 6 ordinierte Missionare, 3 unordinierte, 10 eingeborne Helfer. Getaufte 433, Schüler 452.

Die englische Kirche hat Sululand zu einer Diöcese gemacht, der auch Swasiland und Amatongaland angehören. Die Mission hat ihren

Mittelpunkt an der für Engländer so verhängnisvollen Stätte von Isanhlana. Hier auf der Station St. Vincent lebte und wirkte Bischof Mckenzie, welcher im Januar dieses Jahres heimgegangen ist. Nicht weit davon entfernt ist St. Augustine an Rorkes Drift, am Büffelsfluß. Die früher blühende, nun verwüstete, oft besetzte und wieder verlassene Station Kwamakwaza ist jetzt durch einen Archdeakon (Ven. Hammick) und einen Missionsarzt besetzt. Bei Etschove stehen 4 Missionare in Entaleni, und an der unteren Tugela liegen die Stationen St. Pauls und St. Andrews.

Die Mission unter den Sulu hat allem Anschein nach eine hoffnungsvolle Zukunft, jedenfalls ist sie von der größten Bedeutung, denn die Suluſprache ist die herrschende Sprache bis zum Sambesi, und wird westlich und nordöstlich vom Nyassasee, ja westlich vom Kilimandscharo (von den Watuta) noch gesprochen.

Zu der Diöcese des Bischofs von Sululand gehören auch die den Sulu nahe verwandten Swasi. Nachdem Allisons Mission hier einen unglücklichen Ausgang genommen hatte, und die Versuche der Berliner und Hermannsburger im Lande Zugang zu finden vereitelt worden waren, hat die englische Kirche zwei Missionare in dem südlichen Teil des Landes stationiert, den Rev. Jackson am Usutufluß und Rev. Carlsen in Ehlozana. Beide Missionare klagen über das harte Ackerland.

Statistik der englisch-kirchlichen Mission in Sululand: 6 Stationen, 11 ordinierte Missionare, 1 Missionsarzt, 3 europ. Lehrer, 2 eingeb. Lehrer. Getaufte nach Schätzung auf Grund früherer Angaben c. 1000. Swasiland: 2 Stationen, 2 Missionare, Getaufte 50.

Das Amatongaland wurde im Juli 1889 von Bischof Mckenzie bereist. Die Königin, welche von weißen Abenteurern und Konzessionsjägern überlaufen wird, wies das Ansinnen des Bischofs, englische Missionare aufzunehmen, entschieden ab. Auf der im Anfang des Jahres (Januar 1890) abgehaltenen Konferenz wesleyanischer Missionare in Natal wurde berichtet, daß ein wesleyanischer Katechet erfolgreich Mission unter den Eingebornen in der Nähe der Delagoabai getrieben habe. Er wurde darauf durch die Konferenz als autorisierter Nationalhelfer in der dortigen Gegend anerkannt. Unter diesen Eingeborenen sind wahrscheinlich die südlich von genannter Bai wohnenden Amatonga zu verstehen. So sind also Anzeichen vorhanden, daß die in Natal und im Sululande gefestigte evang. Mission sich hierher ausdehne. Daß dies geschieht, ist wünschenswert in hohem Maße, damit das Volk der Amatonga nicht länger schutzlos den verderblichen Wirkungen des in Delagoabai ungehindert eingeführten Branntweins preisgegeben sei.

Gesamt-Statistik V. Sulu- und Swasiland zusammen.

Stationen 28, ordinierte Missionare 27, unordinierte 7, Helfer 17. Getaufte 1960.

VI. Die Mission unter den Süd-Bassuto im britischen Bassutolande.

Die Süd-Bassuto stehen seit 1884 unter der Regierung der englischen Krone, nachdem sie sich von der Herrschaft der Kapkolonie befreit hatten. Sie zählen gegenwärtig 175000 Seelen. Europäer dürfen im Lande Grundbesitz nicht erwerben. Die Eingebornen haben bei der Verwaltung des Landes mitzusprechen. Die Häuptlinge sind Beamte geworden unter Aufsicht europäischer Magistrate. Haupt der Verwaltung ist (Resident-Commissioner) Sir Marshall J. Clarke. Unter diesem einsichtigen, christlich gesinnten Beamten ist in den inneren Zuständen des Landes ein Fortschritt zum Bessern unverkennbar. Im letzten Jahr fand keine Fehde statt zwischen den verschiedenen Häuptlingen. Als Hauptübel wird Zauberei bezeichnet und die böse Gewohnheit der Häuptlinge, mißliebig gewordene Unterthanen „aufzuessen", indessen ist die Zahl der wandernden Zauberer, die von andern Stämmen ins Land kommen, bedeutend beschränkt worden. Der Handel ist lebhaft und nimmt zu, auch der Ackerbau blüht, und in guten Jahren findet eine bedeutende Ausfuhr von Korn nach dem Freistaat und den Diamantfeldern statt. Das Land hatte unter drei dürren Jahren aber schwer zu leiden, bis endlich die gute Ernte des Jahres 1888 Besserung schaffte. Daß auch Schwarze ungezwungen auf Arbeit gehen, beweist die Thatsache, daß 40000 Pässe in einem Jahre an Leute gegeben wurden, die außerhalb des Landes Arbeit suchen wollten. Die Häuptlinge unterstützen die Regierung beim Unterdrücken von Verbrechen und dem Einsammeln der Hüttentaxe. „Es geschehen sehr wenig Verbrechen im Lande" wird berichtet. Die Bewegung gegen den Branntwein hat bewirkt, daß nicht eine einzige Schenke im Lande ist. Das Volk hat bisher der Versuchung widerstanden, Goldsuchern Erlaubnis zum Schürfen zu geben.

Die französisch-evangelische Mission[1]) hat bekanntlich dies Gebiet als ihr eigenstes bearbeitet und auch gegenwärtig stehen dort 17 französische Missionare auf 11 Stationen, auf denen c. 20000 Getaufte und Katechumenen gesammelt sind. Die größte Station ist Morija, wo der treffliche Mabille arbeitet, hier besteht die Gemeinde aus 1148 Kommunikanten, 772 Katechumenen sind im Unterricht, nebst 1034 Kindern.

[1]) Quelle: Journal des Missions évangéliques und Soixante quatrième rapport 1889.

Die Namen der Stationen sind: Leribe, Cana, Mabolela, Berea, Thaba-Bossiu, Morija, Makeneng, Hermon, Thabana-Morena, Bethesda, Masitisi, Sebapala, Paballong. Nachdem infolge des letzten Krieges heidnische Zügellosigkeit unter dem Volk wieder überhand genommen hatte, entstand im Jahre 1885 die Bewegung gegen den Branntwein, welche damit endete, daß das Volk die Branntweineinfuhr verbot. Ihr folgte im Jahre 1887 eine große Erweckung unter den Heiden, welche von den Stationen Leribe, Morija und Thaba-Bossiu ausging. Den Anstoß gaben „Versammlungen für Heiden“, welche Mabille im August 1887 anfing (Journal 1888, S. 47), später dehnte sich die Bewegung auf die benachbarten Stationen aus, und fand da Boden bei den Heiden, wo durch die Nähe einer Missionsstation bereits vorgearbeitet war. Über 700 Heiden meldeten sich in Morija allein zum Unterricht und ein gutes Drittel harrte aus, auch Renegaten bekehrten sich. In jedem der beiden Jahre 1887 und 1888 meldeten sich über 1000 Taufbewerber. Die christlichen Gemeinden wurden von der Bewegung nicht in gleichem Maße ergriffen, doch nahmen die Disciplinarfälle ab, und manche wurden eifriger im Missionieren. Der 22. Januar (1888) war ein Segenstag für Morija, 1500 bis 1800 Leute sammelten sich zum Gottesdienst im Freien vor der Kirche und 600 nahmen dann das heil. Abendmahl (Journal 1888, S. 136). Der Kirchenbesuch hat sich überall gehoben, wenn auch infolge der guten Ernte von 1888 das Biertrinken und infolge dessen die heidnischen Feste wieder zugenommen haben.

Der Frauenkauf wird als Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums angesehen. Die Frage, ob die ohne die Gabe von Vieh geschlossene christliche Ehe rechtsgiltig sein soll, bewegt das Volk. Auf dem Pitscho von 1888 ist sie durch den Einfluß der evang. Missionare unentschieden geblieben, während die römischen Sendboten auf Seite der Heiden standen (Journal 1888, S. 469).

Die Schulen, deren Frequenz ein Barometer für den religiösen Zustand der Gemeinden genannt wird, haben in der Erweckungszeit einen erstaunlichen Aufschwung genommen (Zahl der Schüler 1886/87: 4066, 1887/88: 4566, 1888/89: 5347). Es hätten aber viel mehr neue Schulen gegründet werden können, wenn Geld und Lehrer vorhanden gewesen wären. In Morija besteht ein Predigerseminar (École de theologie), welches Miss. Dieterlen leitet, dessen 3 Zöglinge gerühmt werden, auch wegen ihrer Fähigkeiten. Die Zöglinge erhalten auch Unterricht in Geometrie, Algebra, Physik und anderen Realien. Die Normalschule und Katechetenschule zählte Anfang vorigen Jahres 99 Zöglinge.

von welchen 6 Zöglinge in der Kapkolonie das Lehrerexamen bestanden. Am wenigsten will die Erziehungsanstalt für Töchter gedeihen, welche 1887 nach achtjähriger Unterbrechung wieder mit 12 Zöglingen eröffnet wurde, ihr letztes Ziel ist Lehrerinnen auszubilden. In Leolaleng Kuting besteht eine Industrieschule, welche eine Zukunft hat, da bei der Zunahme der Bevölkerung Einführung von Handwerk geboten erscheint.

Statistik der französischen Mission im Lessuto: 11 Stationen, 17 ordinierte Europäer, 8 europäische Laien, 181 eingeborne Gehilfen. Kommunikanten: 5597, Katechumenen: 2878, Schüler: 4813. Getaufte nach Schätzung: c. 17 000. Bei Aufstellung dieser Statistik ist berücksichtigt, daß die zu der französischen Mission gehörenden Stationen Smithfield, Bethulie und Mabolela im Freistaat und die Station Mafube in der Kapkolonie liegen. Unsere Zahlen beziehen sich ausschließlich auf die Stationen, welche im britischen Bassutolande liegen.

Es ist sehr zu bedauern, daß neben der Pariser Gesellschaft sich auch die englisch-hochkirchliche Mission im Bassutolande eingedrängt (seit 1873) hat, welche hier ebenso ritualistisch gefärbt ist, als überall in Südafrika. Die Bassuto sagen, sie sei halb römisch, halb französisch. Ihre Stationen sind: Mafeteng, Sekubu, Tlotse Heights und St. Barnabas, von 5 europäischen Missionaren besetzt. Die Gemeinde Tlotse-Heights zählt 162 Seelen, die von Sekubu 14. Sonst fehlen Berichte.

Statistik der englischen Kirche in Bassuto: 4 Stationen, 5 Missionare. Getaufte nach Schätzung 800.

Die römische Kirche hat vor 27 Jahren im Korokoro-Thale nahe bei Thaba Bossiu ihre Anstalten errichtet. Ohne besondere Erfolge und Anstrengungen betrieb sie jahrelang ihre Arbeit. Seit 1887 hat sie ihre Praxis geändert. Die römischen Missionare legten nun Stationen möglichst nahe bei den evang. Stationen an, so z. B. 1 Kilometer von Thaba-Bossiu (bei Massupa), um nach ihrem eigenen Bericht dadurch „den Protestantismus ins Herz zu treffen" (Les Missions catholiques 15. Juni 1888, S. 278). Sie sind nachgiebig gegen heidnische Sitten, erlauben z. B. den Frauenkauf. Im Thaba-Bossiu-Distrikt haben sie 5 Stationen, in den Distrikten Berea und Leribe 3. Eine Industrieschule à la Mariannhill wollen sie errichten und haben dazu 1100 Pfd. St. aus der Landeskasse erhalten. Wo die Versorgung der Bevölkerung durch die evang. Mission ausreicht, fürchten die französischen Missionare ihren Einfluß wenig, haben aber beschlossen, den nördlichen Distrikt ausreichender zu besetzen und dort die Station Kalo zu gründen.

Römische Mission: 11 Stationen, 8 Priester, 20 Nonnen. Getaufte 6—700 (Schätzung von Mabille in Morija).

Der Ausbreitung des Reiches Gottes ist die Trennung der 3 im Bassutolande arbeitenden Kirchen hinderlich, die Heiden reden von „drei Göttern", um die es sich handele. Zum Schluß sei noch ein Wort des Sir Marshall Clarke angeführt, es lautet: „Dem Beispiele und den Ratschlägen der Missionare sind zum größten Teil die Fortschritte zu danken, welche der Stamm der Bassuto seit 50 Jahren gemacht hat." Gott helfe weiter!

Gesamt-Statistik VI. Britisch Bassutoland.

	Stationen	Missionare	Getaufte
Französische Mission	11	17	c. 17000
Englisch-kirchliche Mission	4	5	c. 800
	15	22	c. 17800

(Fortsetzung folgt.)

Die Hermannsburger Mission in Afrika.

Von Pastor Haccius in Hermannsburg.

II.

Wie Ludwig Harms ganz und gar selbständig bei der Gründung seiner Mission zu Werke ging, so war er auch durchaus originell, nicht nur in der Art, wie er dieselbe hier ins Leben setzte, sondern auch wie er sie draußen zur Ausführung brachte. Das gab der Hermannsburger Mission in ihren Anfängen eine ganz besondere Frische und einen eigentümlichen Reiz. Sie war gegenüber der Art, wie die übrigen Missionen ihr Werk trieben, durchaus neu und originell. Und doch war sie in den Grundgedanken nicht neu, sondern uralt. Die Grundsätze, die L. Harms beseelten, die Gedanken, die ihn bei der Ausführung seines Missionswerkes leiteten, waren die Frucht seines Lebens in der Schrift, seines Forschens in der Geschichte der Kirche und seines eigenen Gemeindelebens. Daraus waren sie geboren. Und wie er selbständig seinen Weg ging, so versuchte er auch ohne nach den Erfahrungen anderer Gesellschaften zu fragen, seine Gedanken ins Leben zu setzen. Und wie es gewöhnlich mit originellen Gedanken geht, so wurden sie ihm zu Lieblingsgedanken, an denen er — sich selbst getreu — festgehalten hat bis an sein Ende.

Seine Hauptgedanken waren: die Mission sollte eine kirchliche und zwar eine evangelisch-lutherisch-kirchliche Mission sein. Die Missionare sollten in der Weise der ersten Christen im Kommunismus leben und so untereinander eine fest zusammengeschlossene Gemeinschaft bilden. Dieselben sollten nicht vereinzelt ausziehen, sondern als eine kleine Gemeinde ein

fester Kern zur Gemeindebildung sein. Sie sollten nicht vorwärts eilen, sondern langsam und sicher vorwärts schreiten und so ein ganzes Land allmählich mit einem Stationennetz überziehen. Sie sollten die Christianisierung des ganzen Volkes zu bewirken suchen, und sollten dasselbe zunächst zur Bekehrung zu bringen, sodann aber auch zugleich in seinen gesamten Lebensverhältnissen zu einem christlichen Volke umzugestalten trachten. Zu diesem Zweck sollten nicht nur Missionare ausgesandt, sondern auch Kolonisten mit ihnen vereinigt werden. L. Harms legt diese Gedanken in dem Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche vom Jahre 1851 in folgender Weise dar:

„Die ersten sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengung stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nötigen Handwerken geübt sind und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich, wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unsrer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heidengemeinde, so sollen etwa 2—3 bei der zurückbleiben, und die übrigen nicht hundert oder zehn, sondern 1, 2 oder 3 Meilen weiter ziehen und da ebenso wieder anfangen und die von hier nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben, und besetzen dann ihrerseits geeignete nahe Stellen, so daß binnen kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missions-Stationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, sodaß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist."

Diese Grundsätze hat er mit großer Glaubensenergie, Schaffenslust und Gestaltungsfreudigkeit ins Leben gerufen. Zum Teil sind dieselben noch heute in unsrer Mission herrschend. Nur die Gütergemeinschaft hat nicht fest gehalten werden können. Ebenso ist die Verbindung mit den Kolonisten aufgegeben, wenn auch nicht der Gedanke der Kolonisation. Wie wir weiter unten zeigen werden, konnten diese beiden Pläne nicht auf die Dauer durchgeführt werden. Für die ersten Anfänge aber waren dieselben durchaus praktisch, lebensfähig und segensreich.

Gehen wir nun auf die einzelnen Grundsätze etwas näher ein! L. Harms stellte seine Mission von Anfang an in Verbindung mit der evangelisch-lutherischen Kirche und zwar mit der heimatlichen Kirche seines Landes. Denn in § 1 der Ordnung, die er der ausgesandten kleinen Gemeinde mitgab, heißt es: „die lutherische Gemeinde, die wir nach Ostafrika senden, ist ein Glied der lutherischen Kirche Hannovers." Zwar hatte diese nicht die Oberleitung, obwohl L. Harms dies wiederholt erstrebt hat. Dieselbe ruhte sowohl hinsichtlich der kirchlichen als der bürgerlichen

Verhältnisse in seiner Hand. Die kirchliche Oberbehörde hat stets die engere Verbindung abgelehnt und hat nur die Prüfung und Ordination der Missionare übernommen. Die Hermannsburger Mission ist also keine kirchliche Mission in dem Sinne geworden, daß die Kirche dieselbe geleitet und getragen hätte. Der persönliche Charakter, den die Mission durch ihre Gründung hatte, blieb ihr deshalb bis auf den heutigen Tag gewahrt. Die Hermannsburger Mission ist keine Kirchen-Mission: sie ist auch keine Gesellschafts-Mission, die auf einer organisierten bestimmten Missionsgesellschaft beruhte; und sie ist keine Vereins-Mission, die ihre Basis in den Missionsvereinen hätte. Sie war eine Mission, von dem einen Manne gegründet, getragen, geleitet, dessen Glaubensleben und Liebeswerk in der Gemeinde Hermannsburg und in der weiten Missionsgemeinde, die sich um ihn sammelte, Wiederhall, Antwort und Unterstützung fand. Und dadurch allein ist es möglich gewesen, daß mit dem Eintritt der kirchlichen Spaltung durch die Separation die Missionsgemeinde und die Mission, ob sie schon durch schwere Kämpfe hindurch mußte, nicht auseinanderfiel. Darin liegt auch die Hoffnung begründet, daß dieselbe fernerweit zusammenhält, und daß das Missionswerk als ein einheitliches weitergeführt werden kann. Es ist das ja in hohem Maße schwierig. Und niemand darf die großen Gefahren, die innerhalb dieser weiten Missionsgemeinde und auch innerhalb der Mission selber liegen, unterschätzen. Aber ist es in dem ersten schwersten Jahrzehnt möglich gewesen, so hoffen wir, daß es uns mit Gottes Hilfe auch ferner gelingen wird, die Einheit der Mission zu bewahren und fester zu fügen. Daß die Mission nach dem Eintritt der Separation nicht zerklüftet und zerfallen ist, hat wesentlich seinen Grund darin, daß dieselbe nicht in den kirchlichen Organismus eingegliedert war; und bei der kirchlichen Entwicklung in der Heimat darf das auch ferner weder nach der freikirchlichen noch nach der landeskirchlichen Seite hin geschehen. Die Mission muß ihre Freiheit behalten; nur so kann sie ihre Einheit bewahren. Und ihre Einheit beruht wesentlich darin, daß sie eine evangelisch-lutherische Mission ist.

Es ist bekannt, daß L. Harms anfangs eine reiche Thätigkeit für die Norddeutsche Missionsgesellschaft entfaltete. Mehr und mehr aber erkannte er die Bedeutung und den Wert des lutherischen Bekenntnisses, und deshalb trennte er sich allmählich von derselben. Als dann Gott ihn zu einer eigenen Mission führte, gründete er diese auf das evangelisch-lutherische Bekenntnis. Und von diesem Grunde ist die Mission nicht abgewichen; sie steht darauf noch heutigestages und mit Recht! In den Erfahrungen, die unsre Mission draußen auf ihrem Arbeitsgebiet gemacht hat, hat es

sich gezeigt, wie wichtig die Klarheit der Lehre ist, die dem lutherischen Bekenntnis eigen. In demselben hat sie einen festen Grund der katholischen Mission gegenüber und einen Schutz gegen allerlei Wind der Lehre und Treibereien, wie sie von den Sekten ausgehen, und wie sie durch Bewegungen methodistischer Art so gefährlich sind. Die Missionare haben für ihre Person einen Halt daran, und indem sie den lutherischen Katechismus in ihren Gemeinden nachdrücklich und ernstlich treiben, gewinnen auch diese Festigkeit. Wir haben das in Afrika erfahren, wo an einigen gefährdeten Stellen unsere Christen z. B. hinsichtlich der Sakramente festgestanden und mehrere derselben einen tapferen Kampf für die Bedeutung der heiligen Taufe ausgefochten haben.

Auch auf die Ordnungen der lutherischen Kirche, wie sie für die heimatlichen Gemeinden in der Lüneburger Kirchen-Ordnung von 1643 zusammengestellt sind, gründete L. Harms seine Mission. Er gab dieselbe gleich der ersten Gemeinde und nachher sämtlichen Missionaren nach Afrika mit. Freilich paßt diese Kirchen-Ordnung, so wie sie ist, nicht für eine Missionskirche. Dieselbe ist für eine bereits bestehende Kirche und zwar für eine Landeskirche geschaffen und enthält nicht nur kirchliche, sondern auch allerlei bürgerliche Ordnungen und Verfügungen. Die letzteren konnten nicht ausgeführt werden. An deren Stelle mußten Neuordnungen treten. Auch die kirchlichen Bestimmungen waren nur teilweise so, wie sie waren, anwendbar; vielfach mußten sie der Missionskirche angepaßt werden. Aus dem lebenskräftigen Boden der Kirchen-Ordnung mußten in demselben Sinne neue Ordnungen hervorwachsen. Das ist auch hie und da bereits geschehen, wird aber der Hauptsache nach die Aufgabe der jetzigen Periode unsrer Missionsgeschichte sein. Aber es war doch in hohem Maße bedeutungsvoll, daß die Mission in dieser Kirchen-Ordnung eine feste Basis für das kirchliche Handeln hatte. Und wenn hie und da falsche Bildungen entstanden, willkürliche Einrichtungen getroffen sind, so können dieselben nach der Lüneburger Kirchen-Ordnung beschnitten, resp. in die rechte Bahn zurückgeführt werden. So sind denn die Gottesdienste, die Liturgie, die Taufe, die Beichte und Absolution, das heilige Abendmahl, die Trauung und das Begräbnis wesentlich nach derselben gestaltet worden.

In § 1 der Ordnung, die den ersten Missionaren mitgegeben wurde, heißt es: — „die lutherische G e m e i n d e, die wir nach Ostafrika senden — —.“ Er sandte also die Missionare nicht vereinzelt, auch nicht zu zween, sondern gleich in solcher Anzahl, daß sie eine kleine Gemeinde bildeten. Es waren 8 Geistliche und 8 Laien. Und diese Gemeinde hatte ihre feste Organisation. Der eine Missionar war der Pastor, die übrigen

seine Diakonen. Für die Gemeinde hatte jener das Kirchenregiment. Für die Ausbreitung der Kirche und die Gründung neuer Gemeinden bildeten die Missionare und der Pastor einen Missionsrat. Die Gemeindeangelegenheiten ordnete der aus zwei Personen bestehende Kirchenvorstand, der aus der Gemeinde zu wählen war und in dem der Pastor den Vorsitz hatte. In allen Verhältnissen der Gesamtgemeinde entschied diese in einer Gemeindeversammlung, zu der alle geistlichen und weltlichen Gemeindeglieder gehörten und in welcher der von der Gemeinde zu wählende Kirchspielsvorsprach den Vorsitz hatte. Die bürgerliche Verwaltung und die Handhabung der Polizeigewalt ruhte in den Händen eines Laien, den ebenfalls die Gemeinde wählte. Streitigkeiten wurden durch ein Gericht entschieden, das aus dem Richter, den Pastor Harms ernannte, und zwei Schöffen, welche die Gemeinde wählte, gebildet wurde.

Das war im wesentlichen die Ordnung, die uns L. Harms seine gesunde, echt deutsche Art charakterisiert.

Sein Gedanke war dabei der, durch eine solche organisierte Gemeinde gleich einen Kristallisationspunkt in der Heidenwelt zu haben, um den sich die Neubildungen als um einen festen Kern ansetzen und gestalten konnten. Dieses Vorgehen ist in der Geschichte einzigartig.

Er stellte sein Werk auf die Grundlage einer Gemeinde und gab demselben gleich eine breite, u. E. auch lebenskräftige Basis, die einer gesunden Weiterbildung fähig war. Das erste Gemeinde- und Missionsleben war denn auch ein frisches, fröhliches Aufblühen. Doch hat L. Harms einige Jahre später selber diesen Boden verlassen und die Mission in eine andere Bahn geleitet, durch die sie sofort in eine schwere Krisis kam, und die auch spätere Krisen hervorgerufen hat. Über diese, in ihrer Eigenart soeben geschilderte Mission, setzte er einen Superintendenten und gab ihr damit ein Haupt, das nicht aus ihr hervorgewachsen war und nicht zu ihr paßte, um so weniger, als die gewählte Persönlichkeit mehr hierarchisch gerichtet war und wenig Verständnis für die Art und das Wesen der ihr unterstellten Mission und für die Grundgedanken ihres Unternehmers hatte. In derselben mehr hierarchischen Richtung hat sich denn auch die Superintendentur weiter entwickelt, und die Vorsteher-Ordnung, die bei der Ausbreitung der Mission für kleinere Kreise eingerichtet wurde, entfaltete sich in ähnlicher Weise. Die Krisis, die sofort nach Hardelands Ankunft in Afrika zwischen ihm und den 4 Betschuanen-Missionaren ausbrach, und die zur Ausscheidung derselben führte, gewinnt von hier aus Licht und eine mildere Beurteilung. Die Missionare waren von Anfang an von L. Harms freier gestellt, und wie auf Selbsterhaltung, so auch auf Selbstverwaltung angewiesen.

Es lag L. Harms durchaus nicht an einer raschen Ausbreitung der Mission. Er gab deshalb seinen Sendboten nicht den Auftrag, sich zu verteilen und predigend von Ort zu Ort zu ziehen und so einen großen Umkreis mit dem Wort des Evangeliums zu erfüllen. Er wußte, daß dabei höchstens die Bekehrung Einzelner oder nur Erweckungen herauskommen, die vorübergehn, weil die Erweckten nicht gepflegt werden können. Sein Plan war folgender: wenn sich um den vorhin erwähnten Kern eine Heidengemeinde gebildet hat, sollen 2—3 der Brüder bei dieser bleiben und die übrigen sollen nicht 100 oder 10, sondern ein, zwei oder drei Meilen weiterziehen und dort wiederum eine Gemeinde sammeln und so fort. Auf diese Weise sollte allmählich ein ganzes Land mit einem Netz von Stationen überzogen werden. So — meinte er — würde am besten ein ganzes Volk für das Reich Gottes gewonnen werden. Durch diese Art könnte dasselbe so viel besser mit christlicher Bildung und Sitte gewappnet werden, so daß sie sich „mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist." Und wie sehr hat er damit recht gehabt! Zwar ist die Rede davon gewesen, daß man in der Hermannsburger Mission die Stationen zu nahe bei einander angelegt habe. Ich selbst habe an anderem Ort gesagt, man hätte mit größeren Schritten vorgehen müssen. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß man in einzelnen Fällen die Stationen zu nahe bei einander angelegt hat; die Missionare haben geglaubt, damit im Sinne ihres Direktors zu handeln. Es ist auch nicht unsre Meinung, daß diejenigen Plätze, die unsers Erachtens zu nahe bei einander liegen, gar nicht besetzt werden sollten. Sie müßten Filiale sein, auf denen unter Aufsicht des benachbarten Missionars Gehilfen die Missionsarbeit vollzögen. Wir sind also durchaus nicht gegen das von L. Harms aufgestellte Princip, müssen es vielmehr entschieden vertreten, wie sich dasselbe denn auch in der Erfahrung unsrer Mission bewährt hat. Es lag ihm nicht so sehr daran, einzelne Missionare umherzuschicken, sondern ich möchte sagen: die kleine Gemeinde, die er sandte, immer weiter vorzuschieben. Dieselbe sollte, damit auf den bereits besetzten Punkten die nötigen Arbeitskräfte bleiben könnten, stets von Deutschland Nachschub erhalten. Auf diese Weise sollten sich die Heidengemeinden nicht um einen einzelnen Missionar, sondern stets um die kleine Kerngemeinde sammeln, an dieser Halt gewinnen, mit dem Gemeindeleben sich verbinden und in demselben auch für sich christliche Sitte und Bildung finden. L. Harms verband also mit seinem Plan nicht nur den auf das Äußere sich beziehenden Gedanken der Selbsterhaltung, von dem wir weiter unten sprechen wollen,

sondern er hatte tiefere und großartigere Gedanken dabei. Dieselben sind in der ersten Periode seiner Mission auch zur Ausführung gekommen. Es rückte nie ein einzelner Missionar weiter vorwärts, sondern stets mehrere in Verbindung mit Kolonisten, also stets eine kleine Gemeinde. Doch hatte dies einen Übelstand im Gefolge. Die Stationen mußten gleich in größerem Maßstabe angelegt werden. Die kleine Gemeinde mußte Wohnung und Nahrung haben. Dadurch überwog vielfach die irdische Arbeit. Und die kleine Gemeinde, die wie eine Familie leben sollte, war nicht immer einig in ihr selber, namentlich als die Brüder sich verheirateten und nun eigene Familien bildeten. Als deswegen später die Verbindung mit den Kolonisten und die Gütergemeinschaft aufgegeben werden mußte, erlitt der ursprüngliche Plan eine Änderung. Von nun an gingen die einzelnen Missionare vorwärts und gründeten als solche neue Stationen. Und so ist es heute in der Hermannsburger Mission Praxis geworden. Der Plan von L. Harms läßt sich in seiner Weise nicht genau mehr durchführen, weil die Verhältnisse der Mission ganz andere geworden sind. Aber doch könnte man etwa in so weit zu demselben wieder zurückkehren, daß man bei weiterem Vorgehen den einzelnen Missionar in Verbindung mit einem eingeborenen Gehilfen oder auch mit einigen christlichen Familien aus den Eingeborenen vorschöbe. In einzelnen Fällen haben Missionare es bereits in dieser Weise gemacht und dadurch nicht nur große Hilfe in der Missionsarbeit, sondern auch gleich eine kleine Kerngemeinde gehabt.

Soweit der Plan von L. Harms sich auf die Anlegung von Stationen bezog, ist derselbe bis auf den heutigen Tag überall befolgt. Es lag ihm nicht an einer großen Zahl von Predigtplätzen. Er wollte Stationen, feste Plätze der Ansiedelung haben. Das Volk sollte nicht nur gewonnen, sondern auch erzogen und mit christlichem Leben erfüllt werden. Auf Predigtplätzen hat der Missionar nur einen kurzen vorübergehenden Aufenthalt. Er sollte unter dem Volk wohnen, leben, arbeiten, leiden und sterben. Er sollte nicht nur der Prediger, sondern der Lehrer und Erzieher desselben, der Vater der Gemeinde sein. Das konnte er nur, wenn ein fester Wohnsitz, eine Bleibstätte, eine Station errichtet wurde. Und so ists geschehen. Auf den Stationen haben sich die Getauften um den Missionar her angesiedelt und stehen dort in fortwährender geistlicher Pflege, in christlicher Zucht und Ordnung. Herausgenommen aus der heidnischen Umgebung mit ihren Versuchungen und Gefahren leben sie unter der Aufsicht und Leitung des Missionars, lernen von ihm nicht nur den Weg zum Himmelreich, sondern auch christlich leben, arbeiten und leiden. Es entwickelt sich ein gesundes christliches Gemeindeleben, ein christliches Schulwesen. Die Station ist nicht nur eine Predigtstätte, sondern

eine Stätte christlicher Kultur. Der erzieherische Einfluß ist hier ein weit größerer. Diesem Umstand ist es denn auch zuzuschreiben, daß der Stand des Gemeindelebens in der Hermannsburger Mission im großen und ganzen ein besonders erfreulicher ist. Zwar hat man auf die Anlegung von Predigtplätzen meines Erachtens nun zu wenig Gewicht gelegt. Hie und da waren gar keine vorhanden. Man hat die ganze Kraft zu ausschließlich auf die Stationsarbeit verwandt. Aber das eine schließt doch das andere nicht aus. Das ist auch nicht die Meinung von L. Harms gewesen. Denn aus sonstigen Äußerungen von ihm geht hervor, daß er auch auf das Ausgehen zu den Heiden großes Gewicht legte. So schreibt er am 29. August 1864 an den Superintendenten Hohls: „Zum Schluß ermahne ich dich, daß du stark dringest auf den gesegneten Besuch der Missionare auf den Kraalen.“ Aus solchen Kraalbesuchen aber mußten sich Predigtplätze entwickeln, und unter den Betschuanen, die nicht in einzeln liegenden Kraalen, sondern in großen Städten wohnen, mußten solche angelegt werden, so daß sich also rund um die Station her ein Kranz von Predigtplätzen bildete. Das wäre nach unsrer Überzeugung im Sinne von L. Harms gewesen. Von manchen der Missionare ist es auch also gemacht und hat sich erfolgreich erwiesen. Und infolge der Visitation dürfte diese Praxis als allgemein eingeführt gelten.

Wie bereits nebenbei bemerkt ist, hatte L. Harms bei jenem Plane der Aussendung einer Gemeinde und der Anlegung von festen Stationen auch die Selbsterhaltung der Mission im Auge. Er sandte Geistliche und Laien, Missionare und Kolonisten. Diese waren meistens Ackerbauer; es befanden sich unter ihnen aber auch Handwerker allerlei Art. Und die Missionare selber verstanden auch nicht nur den Ackerbau, sondern der eine dieses — der andere jenes Handwerk. L. Harms gedachte die bei ihm eingehenden Missionsgaben zur Ausbildung und Aussendung der Missionare zu verwenden und nur nötigenfalls zur Unterstützung derselben. Denn in dem bereits mehrfach erwähnten § 1 der Gemeindeordnung heißt es: „Die Gemeinde ist angewiesen durch ihre eigene Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben. Indessen verpflichtet sich das Missionshaus, für die Bedürfnisse der Gemeinde zu sorgen, soweit dieselbe außer stande ist, es selbst zu thun.“

Die Missionare sollten hauptsächlich die geistliche Arbeit besorgen, ohne jedoch von der leiblichen frei zu sein, welche der Hauptsache nach den Kolonisten oblag. Alle sollten ein gemeinsames Leben führen, zusammen wohnen, zusammen essen, zusammen arbeiten und beten, und aus einer Gemeinschaftskasse sollten die Bedürfnisse bestritten werden, wie denn auch etwaiger Gewinn in diese fließen sollte. Das waren hohe Gedanken, die aber ohne starke Liebe, viel Demut und Selbstverleugnung unausführbar

waren; Gedanken eines fast klösterlichen Lebens, wenn auch ohne Klostermauern, Kutte und Cölibat. Aber die Missionare waren keine Klosterbrüder, sondern hatten das Bedürfnis nach einem freien, selbständigen Leben in sich. Daran mußte jener Plan schließlich scheitern. Zwar anfangs erwies sich derselbe als ein lebensfähiger und ausführbarer und hat auch für die ersten Jahre, in denen die Brüder festen Fuß fassen mußten, großen Segen gehabt. Aber schon bald zeigten sich Mißverhältnisse. Einerseits kam durch den Superintendenten Hardeland ein fremdes Element in den Kreis der Brüder hinein. Hardeland hatte dem Hermannsburger Leben fern gestanden und hatte wenig Verständnis für die Eigenart desselben. Seine Richtung war wesentlich davon verschieden. Er verstand die Tonart desselben nicht und fand deshalb auch den rechten Ton für sich selber nicht. So hat er denn auch stark auf die Aufhebung des Kommunismus hingearbeitet. Andrerseits verheirateten sich die Missionare. War nun für die Männer das gemeinsame Leben schon schwierig, so war das für die Frauen erst recht der Fall. Eine konnte doch nur die Hausfrau sein. Welche Stellung sollten die anderen einnehmen? Vielleicht machte jene Fehler, die anderen verstanden es besser. Wie leicht konnte es da zu Reibungen kommen! Und wie nun aus dem ehelichen Verhältnis Familien entstanden, und eine Kinderschar heranwuchs, da zeigte sich die Unausführbarkeit in vollem Maße. Ein Familienleben ist unvereinbar mit einer solchen Lebensgemeinschaft. Ferner entstanden Mißhelligkeiten aus dem Verhältnis der Missionare zu den Kolonisten. Weil erstere die geistliche Arbeit zu besorgen und nur nach Zeit und Bedürfnis bei der leiblichen Arbeit den Kolonisten zu helfen hatten, so führten dieselben nach Ansicht der letzteren ein leichteres und bequemeres Leben, und ihnen war die schwerere Last auferlegt. Saß der Missionar etwa über den Büchern, so erregte das Neid. Und es mochte ja auch bisweilen der alte Adam nach dem Buch greifen, wo der Missionar jenen hätte helfen sollen. Ferner, wie der Missionar schon eine geistliche Ausbildung in der Missionsanstalt empfangen hatte, so stieg er durch sein Amt und durch fortgesetztes Studium in seiner Bildung und in dem Ansehn bei Weißen und Schwarzen. Die Gefahr, daß er nicht nur von anderen über die Kolonisten erhoben wurde, sondern auch selbst sich über sie erhob, war groß. Und war er der eigentliche Herr auf der Station, wenigstens in allen Missions-Angelegenheiten, so mußten auch daraus allerlei Kollisionen entstehen. Ein wirklich brüderliches Verhältnis war kaum durchführbar. Endlich strebten auch die Kolonisten nach Selbständigkeit. Sie sahen wie andere eingewanderte Europäer bald Großgrundbesitzer wurden und schnell vorwärts kamen. Sie hatten auch Familien und mußten für ihre Kinder sorgen. Die Mission konnte

das nicht. So trachteten sie nach eigenem Besitz; und bald löste sich einer nach dem anderen von der Mission und kaufte sich eine eigene Farm.

Die deutsche Kolonie blühte auf. Da war denn die Verbindung mit den Kolonisten und der Kommunismus nicht länger mehr möglich. Zwar hat L. Harms daran festgehalten bis an seinen Tod und sein Nachfolger, Theodor Harms, hat sich lange gegen die Aufhebung desselben gesträubt. Es war ihm schwer, diesen Lieblingsgedanken seines Bruders fallen zu lassen. Aber die Verhältnisse forderten es mit gebieterischer Notwendigkeit. So ist er denn 1869 namentlich infolge mündlicher Darlegungen und Vorstellungen, die der Superintendent Hohls in Deutschland machte, definitiv aufgegeben. Doch sollte ein scharfer Bruch mit der Vergangenheit vermieden werden. Deshalb wurde das Ausscheiden aus der Mission in den freien Willen der Kolonisten gestellt, und alle haben davon Gebrauch gemacht. Superintendent Hohls schrieb darüber: „Sie traten aus dem engeren Verbande unserer Mission heraus, — nicht als ob sie kein Herz mehr für das Werk gehabt hätten, sondern gerade um deswillen, weil sie noch ein Herz dafür hatten.“ Sie hatten erkannt, daß es so besser sei für die Mission. Sie gründeten deutsche Kolonien und siedelten sich teils in der Nähe von Hermannsburg, teils bei Neu-Hannover, teils am Pongolo an, wo sie die jetzt so blühenden Kolonien Lüneburg und Bergen anlegten. Noch heute stehen sie in Verbindung mit der Hermannsburger Mission und sind eine wesentliche Stütze für dieselbe. Jene Verbindung hat aber doch der Mission, namentlich in der ersten Zeit, großen Nutzen gebracht. Mußten andere Gesellschaften für die äußere Arbeit, für die Errichtung der Gebäude, die Kultivierung des Landes und Anlage zur Bewässerung, große Ausgaben machen, so war das in der Hermannsburger Mission unnötig. Bedeutendes wurde durch die Kolonisten geleistet. Und außer den zum Wohnen und zur Missionsarbeit notwendigen Gebäuden, wurden in Hermannsburg eine Mühle, eine Schmiede, eine Lohgerberei und dgl. angelegt, die der Mission noch heute zu gute kommen. Auch wurde der Ackerbau in gründlicher deutscher Weise betrieben. Aber die volle Selbsterhaltung konnte doch nicht erreicht werden. Die Mission hat stets Zuschüsse geben müssen. Freilich hat dieselbe auch bedeutende Landankäufe gemacht und hat nun einen ausgedehnten Grundbesitz, der ihr eine solide Basis für ihre weitere Arbeit giebt und ihr eine gute Zukunft sichert. Unter den Aufwendungen für denselben haben aber wiederum die durch den Fortgang der Kolonisten um so schwerer belasteten Missionare leiden müssen. Denn der ihnen zuerkannte Gehalt konnte ihnen nicht voll ausbezahlt werden; sie mußten sich, — namentlich seit infolge der kirchlichen Kämpfe der Heimat die Einnahmen sanken, — Abzüge gefallen lassen und

kamen zum Teil in eine Notlage. In derselben mußten sie sich selbst zu helfen suchen. Und das hat nachher diesen und jenen hinsichtlich des Erwerbs durch Handel und dergleichen über die für einen Missionar zulässigen Grenzen hinausgeführt. Dem ist nun abgeholfen. Doch wird es noch einiger Jahre bedürfen, um die Gehaltsfrage namentlich bei den jetzigen Verhältnissen Süd-Afrikas so zu regeln, daß der Gehalt zu der notwendigen Höhe emporgehoben wird.

Literatur-Bericht.

Diesmal nur einige kleine Flugschriften:

1. **Zahn**: „Ora et labora. Ein Bild aus der evangel. Missionsarbeit in Afrika." Bremen, Morgenbesser. 10 Pf. 100 Ex. 1 Mk. — Dieses eine Erläuterung zu der Photographie von dem Missionshause in Ho auf der Sklavenküste gebende Schriftchen liefert in lauter konkreten Zügen aus der Thätigkeit der norddeutschen Mission den Beweis, wie viel Kultur diese Mission durch die Pflege der Arbeit gepflanzt habe, und daß man sich nur wundern könne, wenn der evangelischen Mission der Vorwurf gemacht werde, sie vernachlässige das labora. Diesem Nachweis folgt eine kurze treffende Beleuchtung der jüngst von Herrn v. Wißmann als Missionsgrundsatz wieder geltend gemachten Umkehrung des Spüchworts: ora et labora in labora et ora. Das anschaulich und einfach geschriebene Schriftchen eignet sich zur weitesten Verbreitung.

2. **Olpp**: „Aus dem Missionsleben in Südwest-Afrika."

3. **Viehe**: „Unter den Hereros." Beide zum Preis von je 15 Pf. im Verlage des Missionshauses zu Barmen erschienen. Die erste dieser beiden Schriftchen will „die Schönheit wie die Schwierigkeit des Missionarberufes" auf Grund eigner Erfahrung an dem südwestafrikanischen Missionsleben illustrieren, indem sie auf diese Weise zugleich eine Reihe wichtiger theoretischer Missionsfragen behandelt. Die zweite behandelt folgende Gegenstände: die Walfischbay und die Topnaars; das Hereroland; die Bewohner des Hererolands; ein heidnisches Fest und ein christlicher Gottesdienst in Hereroland; eine Missionsstation, ihr Werden und ihr Segen.

4. „Bilder aus dem Leben der chinesischen Völker", 10 Pf.

5. „John Paton, Missionar unter den Kannibalen der Südsee", 15 Pf.

6. „Evangelischer Missionskalender 1891." 3. Aufl. 20 Pf. 4—6 im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung. Nr. 4 ist im wesentlichen ein populärer Vortrag des Herrn Preiswerk, des Begleiters des Baseler Missionsinspektors auf seiner chinesischen und indischen Visitationsreise; Nr. 5 ein Auszug aus der höchst interessanten Selbstbiographie des Neuhebriden-Missionars Paton, von der demnächst eine deutsche Übersetzung in Aussicht steht; Nr. 6 ein alter Bekannter, der bereits zum 12. Male erscheint und durch die 3. Auflage, die er schon erlebt, beweist, ein wie willkommener Gast er ist. Nur scheint uns das bunte Bild in diesem Jahre weniger schön, als manche in den früheren Jahrgängen.

Der Missionsdienst der Theologen.

Wie die Nr. 8 der „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission", s Organs der evang. M.-G. für Deutsch-Ostafrika, meldet, hat der vang. Oberkirchenrat folgendes Schreiben an den Vorstand des westlischen Diakonissenhauses, Pastor D. von Bodelschwingh zu Bethel bei ielefeld, gerichtet:

Berlin, den 26. Juni 1890.

„Mit Befriedigung haben wir aus dem Gesuch vom 7. d. M. die Absicht des Vorstandes entnommen, in den dortigen Anstalten Kandidaten der Theologie, welche die Prüfungen pro licentia concionandi und pro ministerio in Preußen bestanden haben und entschlossen sind, sich für eine Reihe von Jahren[1]) dem evangelischen Missionsdienste in den deutschen Schutzgebieten zu widmen, als Missionare auszubilden und in jene Gebiete zu entsenden.

Sobald letzteres nach empfangener Ordination unter Zustimmung der zuständigen landeskirchlichen Behörde geschehen ist, würde der betreffende Predigtamtskandidat von der heimatlichen Kirche nicht geschieden werden und ihm die Anstellungsfähigkeit im Vaterlande unter Anrechnung der im Dienste der äußern Mission zugebrachten Zeit auf sein kirchliches Dienstalter gesichert bleiben.

Daneben tragen wir kein Bedenken, den Vorstand bei Annahme solcher Missionare zur Ausbildung und späteren Aussendung zu der Erklärung zu ermächtigen, daß wir Kandidaten der Theologie, welche nach erlangter Anstellungsfähigkeit im Vaterlande fünf Jahre lang im Dienste einer deutschen Missionsgesellschaft im deutschen Schutzgebiete gearbeitet haben, jährlich über ihre Amtsthätigkeit einen Bericht an uns erstatten und mit dem Nachweise der Bewährung in amtlicher und sittlicher Beziehung versehen in das Vaterland zurückzukehren verlangen, zu der Verleihung einer angemessenen evangelischen Pfarrstelle im Inlande nach Kräften gern förderlich sein wollen, andrerseits uns vorbehalten, derartige Missionare aus Gründen ihrer Gesundheit oder sonstigen zwingenden Ursachen auch früher von dem auswärtigen Missionsdienst abzuberufen.

Es würde uns erfreulich sein, wenn durch Erteilung obiger Ermächtigung eine erweiterte Heranziehung gebildeter Theologen zu diesem Missionsdienst erreicht werden und dadurch das evangelische Missionswerk in den deutschen Schutzgebieten eine rechte Förderung erfahren möchte."

Wie unsern Lesern bekannt, haben wir seit Jahren unsre Stimme hoben für eine allgemeinere Beteiligung der universitätlich gebildeten

[1]) Der Sperrdruck ist von mir.

Theologen an der praktischen Missionsarbeit und die Notwendigkeit derselben aus den verschiedensten Gründen zu erweisen gesucht. So erfreulich es uns daher ist, jetzt auch den Evang. Oberkirchenrat als einen Werber von Theologen für den Missionsdienst zunächst wenigstens in den deutschen Kolonien auftreten zu sehen, so haben wir jedoch gegen den Modus dieser Werbung die ernstesten Bedenken, und wir sind überzeugt, daß der betreffende Erlaß eine andre Gestalt bekommen haben würde, hätte es dem Evang. Oberkirchenrat gefallen, bei diesem wichtigen Schritte nicht ohne eine vorhergegangene Beratung mit den deutschen Missionsfachmännern vorzugehen.

Auf der letzten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen 1889[1]) wurde u. a. eingehend über die Berufung von Theologen in den Missionsdienst verhandelt. Der Referent über dieses Thema, Missionsinspektor Professor Plath, stellte dabei „die Frage zur Erwägung, ob es nicht ratsam sei, Theologen, welche eine Anzahl von Jahren im Missionsdienst gearbeitet, dann eine bevorzugte Stellung in der heimatlichen Kirche zu gewährleisten." Er selbst sprach die Befürchtung aus, daß es vielleicht schwer sein würde, die Theologen im Missionsdienste zu halten, daß sie nur eine Reihe von Jahren bleiben und den Missionsberuf bloß als Durchgangsdienst betrachten würden. Er erklärte, daß dies „nicht gut" wäre, glaubte aber selbst in diesem Falle einen Gewinn für die Mission im Dienste der Theologen erblicken zu dürfen. Referent blieb jedoch mit diesen Anschauungen völlig isoliert. „Von der gesamten Konferenz wurde sehr energisch die Frage verneint, ob man Theologen in den Missionsdienst ziehen solle durch Auswirkung von irgendwelchen Vergünstigungen und darauf hingewiesen, daß der Missionsdienst als Lebensberuf angesehen werden müsse." Angesichts dieser einmütigen Erklärung der in Bremen versammelten Fachmänner bemerkte dann selbst Professor Plath, daß er den bezüglichen Antrag nur ad referendum übernommen habe. Was die gesamte Bremer Missionskonferenz, ohne Zweifel doch in Deutschland die kompetenteste Autorität in Missionssachen, ablehnte, hat der Evang. Oberkirchenrat jetzt doch gethan.

Sehen wir ganz davon ab, daß die erteilte „Ermächtigung" einen verstimmenden Eindruck auf die nicht universitätlich gebildeten Missionare machen und die Stellung zwischen ihnen und den Predigtamtskandidaten draußen auf dem Missionsfelde trüben muß, so ist zunächst die Werbung für den Missionsdienst durch die auf eine „angemessene Pfarrstelle im In-

[1]) Siehe den Bericht in der A. M.-Z. 1889. Anlage zur Juli-Nummer.

lande“ offiziell gewährte Aussicht eine bedenkliche. Wir finden es selbstverständlich, daß ein pro ministerio geprüfter Theologe, der in den Missionsdienst tritt, unter Anrechnung der in demselben zugebrachten Zeit als Dienstjahre, ein Recht auf Anstellung in der Heimat hat, falls er durch Krankheit, Ermüdung oder sonstige triftige Gründe nach einer Reihe von Jahren den praktischen Missionsdienst zu verlassen genötigt ist. Aber es ist ganz ein ander Ding, wenn die Aussicht auf die „angemessene Pfarrstelle“ den Eintritt in den Missionsdienst begünstigen soll, wenn sie als eine Art Lockung, wir wollen nicht sagen gebraucht wird, aber gebraucht zu werden scheint. Jedenfalls ist sie mißverständlich und zu Mißbrauch versuchlich. Wir müssen den Eintritt in den Missionsdienst durchaus frei halten selbst von jedem Schein egoistischer Nebenabsichten. Es muß aber ein zweifelhaftes Licht auf die Theologen werfen, wenn der Schein entsteht, als könne man gerade sie nur dann für den Missionsdienst gewinnen, wenn ihnen nach ein paar Jahren in demselben eine sichre und — die Annahme wenigstens liegt nahe — gut dotierte Pfarrstelle in der Heimat winkt. Ich unterlasse aus sehr nahe liegenden Gründen eine weitere Ausführung dieses delikaten Punktes. Es war eine ideale Auffassung, welche die Befreiung der evangelischen Theologen vom Militärdienste ablehnte, nicht bloß vom patriotischen Standpunkte aus, sondern auch darum, weil man — selbst in der Zeit des Theologenmangels — durch die Aussicht auf eine solche Begünstigung niemand in den heimatlichen Kirchendienst locken wollte. So soll der Eintritt in den Missionsdienst erst recht selbst von jedem Scheine eines äußerlichen Vorteilsmotivs befreit bleiben. Es weht ohnehin ein Zug zur Verweltlichung in die Mission hinein, seitdem sie salonfähig geworden ist; begünstigen wir ihn nicht auch noch dadurch, daß wir die ideale Glaubensbegeisterung, welche ihr bisher ihre Arbeiter zuführte, in Versuchung bringen, diesem weltlichen Zuge zu folgen.

Noch viel bedenklicher ist die kurze Dienstzeit, von welcher die Verleihung der „angemessenen Pfarrstelle im Inlande“ abhängig gemacht worden ist. Pastor v. Bodelschwingh hat allerdings bemerkt, daß ja die fünf Jahre keineswegs das Missionsdienstmaximum bezeichnen und daß gewiß nicht alle Theologen nach 5 Jahren den Missionsdienst verlassen werden. Zur Ehre der Theologen möchten wir das auch gern glauben; aber jedenfalls sind die 5 Jahre ein versuchlicher Terminus und das um so mehr als die oberkirchenrätliche Ermächtigung diesen kurzen Termin eventuell noch mehr zu reduzieren gestattet. Wir würden es durchaus billigen, wenn nach 5 event. schon nach 4 Jahren Missionsdienstes in

gesundheitsgefährlichen Klimaten ein Urlaubsjahr amtlich garantiert worden wäre, aber daß von vornherein der ganze praktische Missionsdienst der Theologen auf 5 Jahre bemessen ist, das ist ein folgenschwerer Fehlgriff. Noch abgesehen von der Kürze des bemessenen Termins, so ist durch die Terminbestimmung überhaupt der bisher geltende Grundsatz: der Missionsdienst ist Lebensberuf seitens des Evang. Oberkirchenrats für die Theologen annulliert worden. Bis jetzt galt es als die Regel, daß ein Missionar in seinem Berufe blieb bis an sein Ende oder bis zu seiner Emeritierung; die bleibende Rückkehr in die Heimat war Ausnahme. Die betreffende „Ermächtigung" der obersten preußischen Kirchenbehörde kehrt im günstigsten Falle die Sache um: das Bleiben wird Ausnahme, die Rückkehr Regel. Welche Rückwirkung wird das üben auf die seminaristisch gebildeten Missionare! Werden die Missionsgesellschaften den alten Grundsatz für die Zukunft aufrecht erhalten können, wenn der Evang. Oberkirchenrat ihn beseitigt? Und welchen Eindruck muß das machen in der öffentlichen Meinung! Bekanntlich ist es erst kürzlich als ein Vorzug der römischen Mission vor der evangelischen gerühmt worden, daß ihre Arbeiter bis an ihr Lebensende im Missionsdienst blieben; mit welchem Recht kann man fernerhin den hiermit gegen die evangelische Mission erhobenen Vorwurf entkräften, nachdem der Evang. Oberkirchenrat für die Theologen den Missionsdienst auf Zeit als die Regel erklärt hat?

Und nun gar ein Missionsdienst auf fünf Jahre! Für jeden, der mit dem Missionsbetrieb eine genauere Bekanntschaft besitzt, ist es einsichtig, daß ein bloß fünfjähriger Missionsdienst nahezu wertlos ist. Allen Respekt vor der theologischen Wissenschaft; aber ein Zaubermittel ist sie nicht, welches die Predigtamtskandidaten zu solchen Ausbunden an Begabung und Missionsgeschick machte, daß sie in ein paar Jahren Wunderdinge leisteten. Die ersten 5 Jahre muß man im großen und ganzen als die Lehrjahre im Missionsdienst bezeichnen; verläßt der Theologe diesen Dienst, nachdem er eben die Lehrjahre absolviert hat, welchen Gewinn hat die Mission von seiner Arbeit? Fünf Jahre reichen in der Regel kaum hin, um die fremde Sprache in einer solchen Weise zu bemeistern, daß der Missionar die großen Grundwahrheiten des Evangelii den Eingebornen in einer ihnen wirklich verständlichen Weise verkündigen kann. Nur in seltenen Fällen kann die fremde Sprache daheim erlernt werden; aber auch dann gehören noch Jahre dazu, um sich in ihr auch nur annähernd so sicher zu bewegen wie in der Muttersprache, und das ist doch Voraussetzung für ein erfolgreiches missionarisches Wirken. Und

wie will ein Theologe vollends, was man doch gerade von ihm erwartet, zu soliden sprachlichen Arbeiten, zur Bibelübersetzung und sonstigen Literaturerzeugnissen in der Sprache der Eingebornen befähigt werden, wenn er nach nur fünfjährigem Missionsdienst ins Vaterland zurückkehrt?

Aber die fremde Sprache ist nicht die einzige zu überwindende Schwierigkeit. Ein Missionar hat sich überhaupt in ganz fremde Verhältnisse, Anschauungen, Sitten einzuleben, um die Eingebornen verstehen und richtig behandeln zu können. Das läßt sich nur durch jahrelangen Umgang lernen. Gerade die erfahrensten Missionare bezeugen, daß sie selbst nach einem jahrzehntlangen Aufenthalt im Lande und dem fleißigsten Verkehr mit den Eingebornen in dem Verständnis, der Beurteilung und der Behandlung derselben doch noch Fehler genug begehen. Fünf Jahre sind eine viel zu kurze Zeit, um solche Erfahrungen zu sammeln, welche den Missionar befähigen z. B. den Afrikanern ein Afrikaner zu werden. Und doch beginnt erst sein Einfluß, wenn er dazu auf dem Wege ist. Es gehört schon in den heimatlichen Verhältnissen geraume Zeit dazu, daß sich ein Pastor in seine Gemeinde einlebt, zumal wenn die sozialen und sonstigen Verhältnisse derselben ganz andre sind als die, in denen er sich bisher bewegt hat; z. B. wenn ein Städter aufs Land, ein Rheinländer nach Sachsen oder ein Professor unter eine Fabrikbevölkerung kommt. Jedermann erkennt es als einen großen Übelstand, daß heutzutage zumal die jungen Pastoren so häufig wechseln, daß sie schon nach ein paar Jahren die Gemeinde wieder verlassen, in der sie kaum Fuß gefaßt. Ist es aber ohne weiteres einsichtig, daß selbst in den heimatlichen Gemeinden eine eingreifende Wirksamkeit illusorisch ist, wenn der Pastor nicht in der Gemeinde heimisch wird, wie vielmehr muß es einleuchten, daß eine Missionswirksamkeit unter fremdem Volke mit fremder Sprache und fremden Sitten nur eine ganz oberflächliche sein kann, wenn der Missionar nicht durch längeres Bleiben in die Fremdlinge sich einlebt. Dieses sich einleben ist die conditio sine qua non für die erfolgreiche Missionsarbeit. Wenn aber von vornherein für die Theologen nur ein fünfjähriger Missionsdienst in Aussicht genommen wird, so ist die Befürchtung sehr begründet, daß diese Aussicht manchen verleiten dürfte, die Einlebung gar nicht ernstlich zu versuchen, ganz ähnlich wie daheim mancher junge Pastor sie nicht ernstlich versucht, weil er seine Stelle nur als eine Durchgangsstelle betrachtet. Es wird der Mission in jeder Beziehung ein übler Dienst geleistet, wenn die paar Jahre Lehrlingsarbeit in derselben als eine Art

Durchgangsstelle für ein „angemessenes Pfarramt im Inlande" aufgefaßt werden.

Und endlich noch eins. Tritt infolge der kurz bemessenen Dienstzeit ein häufiger Wechsel der Missionare ein, so fehlt die lebendige Erfahrungstradition wie die Kontinuität der Arbeit und damit wieder eine sehr wesentliche Voraussetzung des Missionserfolgs. Ich kann mich jetzt über diesen außerordentlich wichtigen Punkt nur kurz äußern; seine gründliche Beleuchtung würde zu einer kleinen missionarischen Monographie werden müssen. Unter den deutschen Missionsgesellschaften ist die kleine norddeutsche darum am ungünstigsten situiert, weil infolge des auf ihrem Arbeitsgebiete, der Sklavenküste, herrschenden tödlichen Klimas die durchschnittliche Arbeitszeit der Missionare eine sehr kurze ist. Etwa ein Drittel stirbt vor Beendigung einer dreijährigen Dienstzeit; die übrigen müssen nach 3, 4 Dienstjahren zur Erholung in die Heimat; Missionsarbeiter mit einer längeren als zehnjährigen Dienstzeit gehören zu den Ausnahmen. Sehen wir nun ganz ab von der Unterbrechung, die die Arbeit durch diesen häufigen Wechsel erleidet und von der Erschwerung eines Einlebens, die er mit sich bringt, so ist klar, daß die jungen Missionare, welche in die Arbeit eintreten, fast wie von vorn anfangen müssen, weil es an einem Stabe von erfahrnen Männern auf dem Missionsfelde selbst fehlt, der die lebendige Tradition bildet. Dieser Mangel wird ja ein wenig ersetzt durch die Erfahrungen, welche die heimatliche Leitung, die glücklicherweise jahrzehntelang eine stetige gewesen, wie durch Erbe in ihren Besitz gebracht hat und die sie den jungen Arbeitern übermittelt; aber immer bleibt das ein dürftiger Ersatz für die Tradition, die draußen entbehrt wird. Erfahrungen überliefern sich am besten durch das Zusammenleben mit den Persönlichkeiten, die sie selbst gemacht. Dieses Zusammenleben mit Männern, die im praktischen Missionsdienst ergraut sind, stellt die Kontinuität des Betriebs her, welche durch beständige Anknüpfung an die vorangegangene Arbeit in die Fußstapfen der Vorgänger tritt, und das Werk einheitlich fortführt. Es liegt auf der Hand, daß diese Erfahrungstradition und Arbeitskontinuität gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße da sein kann, wo ein fünfjähriger Wechsel der Arbeiter die Regel, ein längeres Bleiben die Ausnahme ist.

Schon nach diesen nur skizzenhaften Darlegungen kann man die in Rede stehende „Ermächtigung" des Evang. Oberkirchenrats schwerlich mit ungeteilter Freude begrüßen. Leider ist sie jetzt ein fait accompli, aber vielleicht tritt wenigstens eine Modifikation ein.

Das Schriftstück giebt auch noch zu andern Bedenken gegründete

Veranlassung, z. B. ob die komplizierten Anstalten des Pastors v. Bodelschwingh die geeigneten Ausbildungsstätten für den Missionsdienst sind; ob die halboffizielle Unterstellung der Missionskandidaten unter den Evang. Oberkirchenrat nicht der bedenkliche Anfang zu einer staatskirchlichen Mission wird u. dgl. Ich lasse aber vorläufig diese Bedenken und begnüge mich mit der Bemerkung, daß wir uns doch gerade jetzt in problematische Missionsexperimente ja nicht einlassen sollten. Bezüglich des etwa projektierten Beginns einer staatskirchlichen Mission in den deutschen Schutzgebieten, welche mit mir — vielleicht eine Ausnahme abgerechnet — wohl alle deutschen Missionsleitungen für einen verhängnisvollen Fehler halten dürften, erlaube ich mir auf meinen bezüglichen Artikel: „Kirchenmission oder Freie Mission" (A. M.-Z. 1888, 97) zu verweisen.

Warneck.

Bonifatius, der Apostel der Deutschen.[1]

Von Sup. a. D. Lic. theol. Hupfeld in Eisleben.

Der Wanderer im Thüringer Wald, der seinen Weg nach dem Inselsberg durch die lieblichen Vorberge nimmt, die sich von Georgenthal nach Friedrichroda erstrecken, erblickt bei dem Dorfe Altenbergen auf der jenseitigen Waldeshöhe, dem Johannisberg, eine hohe Steinsäule in der eigentümlicheu Form eines Kirchenleuchters. An der Stätte, wo der Überlieferung nach Bonifatius die erste Kirche in Thüringen gebaut, hat die Pietät eines schlichten Holzhauers im Jahre 1811 die Errichtung dieses Denksteins, der Winfridssäule, veranlaßt, und an diesem Thüringischen Kandelaber hat am 5. Juni 1855 der Thüringische Gustav-Adolf-Verein den 1100jährigen Todestag des großen christlichen Sendboten gefeiert.

Ist die dankbare Erinnerung, welche das Thüringer Volk seinem Apostel bewahrt, vom geschichtlichen oder wenigstens vom evangelischen Standpunkt aus eine unberechtigte?

Bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts galt das Verdienst des Bonifatius fast unbestritten. Da erhob ein reformierter Theologe, Ebrard, einen lebhaft geführten, litterarischen Kampf zu gunsten der keltischen Mönche, die schon vor Bonifatius in Deutschland das Christentum in vermeintlich reinerer Gestalt begründet haben sollten. Wissenschaftlich dürfen seine Aufstellungen als überwunden gelten, aber der neuentbrannte

[1]) Dieser Vortrag enthält die Fortsetzung der Missionsstunden über die Christianisierung Deutschlands im Beiblatt Nr. 1 der Allg. M.-Z. 1890.

Kampf gegen Rom meint sie brauchen zu können, um Bonifatius als „Römling“ zum Urheber alles kirchlichen Unheils zu stempeln.

Lassen wir die Thatsachen zu uns reden! Auch die Gegner geben zu: kaum ein andrer Mann hat so tief in die Geschicke der deutschen Nation und dadurch des Abendlandes eingegriffen. Unwidersprochen beruht auf seinem Lebenswerk die politische Einigung der deutschen Stämme im Frankenreich, das Werk Pippins und Karls des Großen, die Erneuerung des abendländischen Kaisertums deutscher Nation, — mithin der Gang, den die Dinge überhaupt genommen haben, denn die Geschichte des Abendlandes seit Bonifatius ist die Weltgeschichte, die christliche Kultur des Abendlandes der tragende Stamm der Weltkultur in allen ihren heute blühenden Zweigen geworden. Ein Mann, der so großes, aber nicht im Dienste der Wahrheit, gewirkt, müßte ein *Genie*, freilich ein diabolisches, gewesen sein. In der That war Bonifatius kein Genie, aber weiter und dauernder fördert oft das Werk der Weltgeschichte der treue Arbeiter, der mit redlichem Herzen und mit ganzer Kraft des Willens sich in den Dienst dessen stellt, was der Zeit not thut! Suchen wir den Bonifatius aus dieser seiner Zeit zu verstehen. Der Wahrheit dient es nicht, an das Vergangene Maßstäbe der Gegenwart zu legen. *Welches war die Zeitlage*, in welche Person und Wirken des Bonifatius eingreift?

Noch war sie im Vollzug begriffen: die größte Wendung der Weltgeschichte, die von der *alten* in die *neue* Zeit, bedingt durch den Zerfall des römischen Weltreichs einerseits, andrerseits durch die Keime der Erneuerung, welche das Christentum in den Boden der alten Welt gesenkt. Im römischen Weltreiche hatte sich die christliche Kirche zur römischen Reichskirche entwickelt, innerhalb welcher sich das Christentum die Formen der socialen und geistigen Kultur der alten Welt assimiliert hatte. Unter dem Ansturm der germanischen Stämme erlag im Abendlande das römische Staatswesen, aber die römische *Kirche*, in Gestalt der unter ihren Bischöfen, an ihrer Spitze den römischen, fest geeinten Gemeinden, blieb bestehen und bewies die nicht gering zu schätzende Lebenskraft, nicht nur für das gesamte Erbe der alten Welt den Bergungsort abzugeben, sondern auch die siegreichen germanischen Stämme geistig zu überwinden und in ihrem Schoße eine Verschmelzung, einerseits der Eroberer mit der Urbevölkerung, andererseits des römisch-christlichen mit deutschem Wesen herbeizuführen. Nicht da, wo deutsche Stämme zuerst das Christentum angenommen hatten — da es das arianische Bekenntnis war, so blieben sie den Romanen fremdartig — sondern da, wo durch die einigende

Kraft der kirchlichen Gemeinschaft diese Verschmelzung stattfand, vollzog sich in eigentümlicher Weise mit dem Ende einer Welt der Anbruch einer neuen, die doch mit der alten im engsten Zusammenhang stand und ihren noch lebenskräftigen Elementen einen Boden zu neuer fruchtbarer Entwicklung darbot. Dies geschah durch den Eintritt der Franken in die katholische Kirche der von ihnen eroberten römischen Provinzen, infolge der Taufe Chlodowigs, des großen Frankenkönigs, ein Ereignis, welches an weittragender Bedeutung nur mit dem Übertritt Konstantins zum Christentum zu vergleichen ist. Ich muß hier auf den Nachweis[1]) verzichten, daß es nicht richtig ist, geringschätzig von der Bekehrung der Franken zu reden, weil allerdings die Früchte auf dem sittlichen Gebiete bei der furchtbaren Verwilderung der langen grausamen Kriege und der Verderbnis der Merowinger nur langsam reiften. Ein Jahrhundert vergeht, das äußerlich nur ein Chaos bietet, aber in den Tiefen hat der Volksgeist eine Erneuerung erfahren, die die fränkische Kirche für die großartige Erweckung durch die Bußpredigt des Kolumban empfänglich macht. Die Frage des Zeitalters wird die nach der Vergebung der Sünden. Ein Beispiel dafür der große Arnulf, der Ahnherr der Karolinger, im reifen Alter auf Drängen der Gemeinde Bischof von Metz, das leuchtende Vorbild seiner Zeitgenossen. Noch als Laie ging er in Gedanken an Sünde und Vergebung über die Moselbrücke; er rang nach Gewißheit. „Sollte Gott nicht antworten, wenn ich ihn frage?" Er schleudert den Ring vom Finger in den Strom. „Erhalte ich ihn wieder, so will ich glauben, daß meine Sünden vergeben sind." Ein Fischer bringt ihm nach einigen Tagen den Ring zurück. Der mächtige Fürst, der einflußreichste Staatsmann des Reichs wird Bischof und als solcher ergreifender Bußprediger, sein Platz ist am liebsten an den Sterbebetten. Die Verantwortung des geistlichen Amts wird für dies zarte Gewissen auf die Länge zu schwer — den Rest seines Lebens hat er im Kloster verbracht. Bei solcher Stimmung, die allgemein verbreitet ist, drang der Ruf nach Reinigung durch die ganze Kirche: die trefflichsten Männer, darunter Prediger der Rechtfertigung wie Eligius von Noyon, erscheinen überall im Episkopat, die Simonie wird ausgerottet, die Zucht in den Klöstern wird hergestellt, die Mission unter den rechtsrheinischen deutschen Stämmen aufgenommen, die ganze erste Hälfte des 7. Jahrhunderts wird zu einer Zeit hoher und schöner kirchlicher Blüte!

[1]) Man vergleiche die oben angeführten Missionsstunden, wo dieser Nachweis auf Grund von Haucks Kirchengeschichte Deutschlands versucht ist, ein Werk, dem sich auch dieser Vortrag anschließt.

Da erscheint auch auf diesem Gebiet jenes tragische Gesetz, das die Geschichte der Deutschen bis heute beherrscht: dicht auf die Zeiten des höchsten Aufschwungs folgt ein tiefer und rapider Verfall. Die Ursachen waren teils politische, mit Dagoberts Tode begann die Zeit der minderjährigen Könige; das entflammte den Kampf der Großen um die höchste Gewalt, wie die nur schlummernde Eifersucht der Stämme; teils sociale, der Übergang des Grundbesitzes aus der Hand der Freien in die der Großen, oder noch häufiger, was gerade die religiöse Bewegung begünstigt hatte, in die Hand der Kirchen und Klöster. Nach furchtbaren Kämpfen behauptete sich der Sproß des frommen Arnulf von Metz, Carl Martell, nur dadurch im Besitz der höchsten Gewalt als Majordomus des Merowingischen Schattenkönigs, daß er rücksichtslos das Kirchengut an sich riß, oder die Bischofsstühle und Abteien mit seinen Kriegsleuten besetzte. Eine völlige Verwilderung des Klerus, in ganzen Diöcesen ein Aufhören jeder geordneten geistlichen Pflege des Volkes war die Folge — dabei erschien den noch nicht oder nur halb bekehrten deutschen Stämmen des Ostens die Annahme des Christentums als die Befestigung des verhaßten fränkischen Jochs. Während so die Feindseligkeit des Heidentums sich von innen wieder erhob, flutete von Osten wie von Westen her die Völkerwoge des Mohammedanismus heran, gegen Konstantinopel wie gegen Gallien drohte gleichzeitig die Umarmung des Islam der christlichen Welt den Untergang.

Die Hoffnung der Welt beruhte darauf, daß innerhalb des großen fränkischen Herrschaftsgebiets das christliche Gemeingefühl eine solche Stärkung und Belebung erfuhr, um im eignen Schoß das Heidentum zu überwinden und die geeinte Kraft der christlichen Stämme dem Ansturm der Saracenen entgegenzuwerfen. Aber woher sollte diese Belebung kommen? Die fränkische Kirche war eine romfreie Kirche, der römische Bischof besaß in ihr nur eine moralische Autorität, die Kirchengewalt lag ausschließlich in den Händen der Könige, aber gerade dieser Umstand hatte in der eingetretenen politischen Notlage ihre völlige Desorganisation nur beschleunigen können.

In dieser Krisis der Dinge kam die Hilfe von dem britischen Inselreiche, aus der dort erblühten angelsächsischen Kirche. Es ist das unvergängliche Verdienst des Papstes Gregor des Großen, daß er den Gedanken der angelsächsischen Mission gefaßt und mit nachhaltiger Energie durchgeführt hatte. „In einen kerngesundem wilden Ölbaum war hier der Zweig des christlichen Glaubens gepflanzt und schnell zu überraschender Blüte gediehen.“ Nicht hundert Jahre seit der Landung der römischen

Missionare vergingen, und nicht nur die Bekehrung der dort angesiedelten deutschen Stämme war vollendet, auch der Gegensatz vorwiegend nationaler Art zu den schon von früher her christlichen Briten ausgeglichen. England war imstande, an das Festland eine große Zahl seiner besten Söhne abzugeben, die dort wesentlich zur Ausbreitung und Befestigung des Christentums beitragen sollten. Der größte unter ihnen ist **Bonifatius**.

Bonifatius — wie wir ihn von Anfang an nennen wollen, denn der Name ist nicht ehrender Beiname, sondern lediglich Übersetzung des angelsächsischen Winfrid (vir boni fati) — war geboren kurz vor 675 als Sohn eines sächsischen Edelings in Wessex (Westsachsen), dem kraftvollsten und blühendsten der rein sächsischen Königreiche im Süden Englands. Als Erbe aus dem Vaterhause blieb ihm bis zum Tode ein lebhaftes sächsisches Stammesgefühl, in welchem er sich ebensosehr der englischen Heimat, als den Sachsen des Festlandes verbunden fühlte. Ein keltischer Priester scheint es gewesen zu sein, dem er seine religiöse Unterweisung verdankte, denn mit dem Glauben an das Evangelium wird die Seele des frühreifen Knaben von dem mönchischen Ideal ergriffen, wie es ganz besonders von den Kelten gepflegt wurde. Er begab sich in das Kloster Adescancastre, das von keltischen Mönchen geleitet wurde. Das asketische Leben, das er hier kennen lernte, hat niemals die Herrschaft über sein Gemüt verloren. Als die höchste Pflicht gegen Christus, aber auch als die höchste auf Erden erreichbare Seligkeit galt ihm stets ein von der Welt völlig geschiedenes, in Gebet und Betrachtung nur der Gemeinschaft mit dem Herrn im Himmel geweihtes Leben. Aber schon hatte in den **Benediktinerklöstern**, die Abt Augustin nach England verpflanzt hatte, seit der Mitte des 7. Jahrhunderts das Licht einer überlegenen christlichen Bildung seine Strahlen verbreitet, die auf die angelsächsische Jugend eine höhere Anziehungskraft übte.

Was die Angelsachsen von Anfang an, als ihnen durch römische Sendboten das Evangelium verkündet wurde, zu willigen Schülern derselben machte, war, daß ihnen in diesen Männern mit der reinern Religion auch eine Überlegenheit des Wissens in geistlichen und weltlichen Dingen gegenübertrat, die dem bildungsfähigen germanischen Geist ebensosehr Vertrauen als Ehrfurcht einflößte. So blühte denn auf diesem Boden unter dem Schutz des neugepflanzten Christentums gleichzeitig eine christlich-lateinische Bildung empor, die in der damaligen Welt ihresgleichen nicht hatte. Mit den heiligen Schriften brachten diese Männer zu ihren angelsächsischen Schülern die Schriftkunde, die Grammatik, die Verskunst, mit dem christlichen Kalender die Astronomie, die Mathematik, die Chronologie,

mit den Kirchen und Altären, die sie bauten, die Baukunst und die Malerei, mit den heiligen Geräten und Gewändern die Kunstindustrie und das Handwerk, mit den Formen des christlichen Kultus die Beredsamkeit, die Musik, den Gesang — das alles auf der Stufe des zwar verbildeten Geschmacks, aber technischen Könnens des damaligen Roms. Einen unvergleichlichen Aufschwung nahmen diese von der Geistlichkeit geübten und in den Klöstern gelehrten Künste, seit auf Bitten der Könige von Kent und Mercia der Papst Vitalian als neuen Erzbischof von Canterbury einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Theodor von Tarsus, nach Britannien sandte. Gebürtig aus Tarsus in Cilicien, dem Geburtsort des Apostels Paulus, hatte er in Athen studiert und beherrschte die gesamte wissenschaftliche Bildung des Morgen- und des Abendlandes. Als sein Begleiter, um an die Spitze des Petersklosters in Canterbury zu treten, kam Abt Hadrian, vorher Abt eines großen Klosters in Campanien, der mit der wissenschaftlichen Bildung des Theodorus römische Staatskunst und die praktische Begabung eines Schülers des heil. Benedikt vereinigte. Aus der Schule dieser beiden Männer ging Aldhelm von Malmesbury hervor, in diesem von dem Schotten Maildulf gestifteten Kloster anfangs ein Schüler des keltischen Mönchtums, aber wie die Sonne die Sterne, so überstrahlte nach seinem Urteil die neue Bildung das Wissen der Kelten. Zu den auch von ihnen betriebenen Wissenschaften lernte nun Aldhelm im Peterskloster zu Canterbury römische Rechts- und Gesetzeskunde zu Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, zu der Bibel die Schriften des Aristoteles, Virgil, Sueton sowie der christlichen Kirchenväter. Alle diese Kenntnisse, welche Aldhelm zum Stolz seines Volks machten, waren aber bei ihm, bei der aufrichtigen Frömmigkeit, die ihn beseelte, auf einen praktischen Zweck bezogen, nämlich auf die bessere Erkenntnis der heiligen Schriften und des ganzen sittlich-religiösen Gedankenkreises des Christentums; es sollte alles nach seinem Sinn der Ehre Gottes und einem heiligen Leben dienen. Seit etwa 675 stand Aldhelm als Abt an der Spitze des Klosters Malmesbury und sammelte hier den Kreis von Schülern und Freunden, die nun auch in andere Klöster diese Studien verpflanzten, so besonders Wynberht, Abt des Klosters Nhutscelle bei Winchester.

In dieses Kloster trat nun Bonifatius. Mit solchem Erfolg eignete er sich hier die neue Bildung an, daß er bald selbst ein Lehrbuch der Grammatik schrieb. Dabei entfaltete sich seine seltene Lehrgabe. Die Schule des Klosters füllte sich mit der edeln Jugend der Sachsenreiche, von außerhalb traten — wie mit Aldhelm — eine Reihe edler Frauen

mit ihm in briefliche Verbindung. So konnte es nicht fehlen, daß sich bald auch die Augen der weltlichen und geistlichen Großen auf den begabten Lehrer richteten; König Ini von Wessex — ein Fürst, in dem sich sächsische Kraft mit tiefem Glaubensernst und idealistischem Hochflug vereinigte — verwendete ihn zu wichtigen Missionen, Erzbischof Berchtwald von Canterbury — der erste aus sächsischem Blut — schloß mit ihm einen Bund zu gegenseitiger Fürbitte. Menschlich betrachtet, stand ihm eine glänzende Laufbahn offen.

Aber der Sinn des Bonifatius stand nicht nach hohen Dingen. Er behielt lebenslang die Freude am Kulturleben, die ihn in Nhutscelle erfüllt hat. Noch der 70jährige Greis ließ sich aus England neue Bücher kommen. Unleugbar war es auch bei ihm nicht bloß der praktisch-religiöse Gebrauch, der ihm das Wissen und Können wert machte, sondern dies jugendliche Geschlecht freut sich offenbar der errungenen Herrschaft des Geistes über den Stoff, aber das höchste Ziel blieb ihm doch, alles zu verlassen um Christi willen, auch diesen verlockenden Freundeskreis, auch die geliebte Muße des Klosters, auch das Vaterland! Nur daß ihm die Probe auf die Freiheit von der Welt nicht lediglich mystische Beschaulichkeit ist, sondern — und darin zeigt sich der Unterschied des nüchternen, auf die That gerichteten deutschen Geistes von keltischer Gefühlsschwärmerei — die Thätigkeit in der Welt zur Ausbreitung des Christentums unter den Heiden.

Bonifatius folgte damit nur dem Zuge, der seit dem 7. Jahrhundert schon unzählige von den britischen Inseln nach dem Festland geführt, zuerst jenen Strom irischer Mönche unter Kolumban dem Jüngern, der nach dem schon christlichen Frankreich sich ergoß; sie wollten nicht Heiden zu Christen, sondern Christen zu einem heiligen, womöglich asketischen Leben bekehren. Erst als die glaubenseifrige Jugend der Angelsachsen die irischen Klöster aufsuchte, gestaltete sich der Wandertrieb zum Missionstrieb, die Propaganda für das asketische Ideal in das Bestreben, die Kirche auszubreiten. Der Angelsachse Ecbert faßt von Irland aus das noch heidnische Friesland ins Auge, er sendet, durch Wilfrid von York veranlaßt, zuerst Wichbert, dann als dieser ohne Erfolg heimkehrt, seit 690 Willibrord, der der Apostel von Friesland werden sollte.

Ohne Zweifel hatte Bonifatius schon längst das Wirken dieses ihm vor andern geistes- und gesinnungsverwandten Mannes mit hoher Teilnahme verfolgt. Er war mittlerweile zum Presbyter geweiht, hatte sich eifrig und mit großem Erfolg zum Prediger ausgebildet — da brach auf die Nachrichten aus der jungen friesischen Mission der innere Beruf mit

Macht hindurch. Er löste die geliebtesten Bande, mit Thränen, aber auch mit Segenswünschen und Gebeten von Freunden und Schülern entlassen, betrat er im Jahre 715 an den Rheinmündungen das deutsche Gestade.

Es war der denkbar ungünstigste Zeitpunkt. Die Friesen hatten das fränkische Joch unter Führung des Heiden Radbod abgeworfen. Auf das sorgfältigste hatte Willibrord die Sache des Christentums von dem Interesse des Frankenkönigs zu trennen gesucht, und sich deshalb für die Mission die Vollmacht, für das Erzbistum Utrecht das Pallium beim Papst geholt, bis nach Thüringen hinein hatte sich schon der Einfluß dieser rein kirchlichen Mission erstreckt. Da warf der Aufstand Radbods alles darnieder, Willibrord selbst wurde verjagt.

Bonifatius drang dennoch furchtlos vor das Angesicht des Friesenherrschers. So mächtig wirkte die Ruhe des reifen Mannes, des christlichen Priesters und vornehmen Angelsachsen auf Radbods harten leidenschaftlichen Sinn, daß er ihm Frieden gewährte, zu bleiben, ja zu predigen gestattete. Aber bald erkannte Bonifatius, daß bei der tiefen Erregung des friesischen Freiheitssinnes die Thüren verschlossen waren — er kehrte zunächst nach Nhutscelle zurück.

Dort war Abt Wynbercht gestorben; das ganze Kloster drang in Bonifatius, zu bleiben und Abt zu werden. Aber sein Missionsberuf war ihm trotz des ersten Mißerfolgs nicht mehr zweifelhaft. Mit Hilfe Daniels, des Bischofs von Winchester, entzog er sich der Wahl, 718 schied er aufs neue von der Heimat.

Sein erster Aufenthalt auf dem Festlande hatte ihn orientiert; wie Willibrord erschien auch ihm die Möglichkeit der Bekehrung der noch heidnischen deutschen Bruderstämme davon abhängig, daß die Mission als rein kirchliche auftrat, losgelöst vom politischen Interesse des Frankenreichs. Dazu mußte die Vollmacht von der kirchlichen Instanz, dem Bischof von Rom, gegeben werden. Bonifatius teilte aus vollem Herzen die pietätsvolle Anhänglichkeit, welche die Angelsachsen dem Bischof von Rom entgegenbrachten, war ihnen doch von dort das Evangelium gebracht! Um so unbestrittener konnte in England die kirchliche Autorität, die dem Bischof von Rom ja schon vor dem Zerfall des römischen Weltreichs zugewachsen war, sich einbürgern und behaupten, je weniger das vielköpfige in steten Fehden sich bekriegende Königtum der Heptarchie eine kirchliche Gewalt, wie die des fränkischen Königs, für sich in Anspruch nehmen konnte.

Wahrscheinlich auf dem Wege, den die zahlreichen angelsächsischen Wallfahrer zu den Gräbern der Apostel zu nehmen pflegten, durch das

heutige Frankreich, begab sich Bonifatius nach Rom. Nicht alles gefiel ihm, was er dort sah; der Nimbus, den die heilige Stadt für den Angelsachsen hatte, hinderte ihn nicht, nüchtern zu beobachten — aber zu Papst Gregor II. gewann er ein Vertrauensverhältnis. Der Verkehr mit dem päpstlichen Stuhl verschaffte ihm den nur hier im Mittelpunkt möglichen Überblick über die Lage der Christenheit. Das Wichtigste war der Sieg des Christentums im inneren Deutschland, dann die Befestigung und Reform der Kirche im Frankenreich; seinen eigentlichen Herzenswunsch, die Mission unter den Sachsen, mußte Bonifatius dahinter zurückstellen.

Das Ergebnis war, daß eine päpstliche Vollmacht vom 15. Mai 719 zwar dem Wunsche des Bonifatius gemäß auf die Predigt unter den Heiden lautete, aber der nächste Auftrag ging auf die Befestigung der Kirche im innern Deutschland, durch Abschluß der Bekehrung und Durchführung der kirchlichen Organisation im Anschluß an Rom.

Lange genug hatte die päpstliche Politik den Thatendrang des willigen Arbeiters gefesselt, nun begiebt er sich eilig auf das angewiesene Feld, in das damals von fränkischen Herzogen regierte Thüringen. Seine erste Anwesenheit scheint wesentlich der Orientierung gegolten zu haben. Hessen und Thüringen waren nominell als Teile des großen Frankenreichs christliche Länder. Es gab im Lande zahlreiche Christen: die fränkischen Beamten, die Kolonen der zahlreichen Königshufen; seit der Wiedererrichtung eines thüringischen Herzogtums auch christliche Herzöge. Den vereinzelten fränkischen Priestern, die mit ihnen in das Land gekommen, waren seit Mitte des 7. Jahrhunderts von den Vogesen her, durch Schwaben über den Main, keltische Mönche gefolgt, Jünger Kolumbans, die in der Weise ihres Stammes, von Ort zu Ort wandernd, das Evangelium in erwecklicher Art mit dem Bußernst ihres Meisters verkündigten, aber zufrieden einzelne Seelen zu retten, dachten sie nicht an Sammlung und Versorgung von Gemeinden, an Gründung von Kirchen und bleibende Einrichtungen zur regelmäßigen Seelenpflege und Erziehung eines geistlichen Standes — ihre Klöster waren nur vorübergehende Siedlungen, die von ihnen eilig geweihten Priester aus den Häuflein der Neubekehrten untauglich zur selbständigen Ausrichtung des geistlichen Amtes. Allerdings das Volk bewunderte diese heiligen Männer, die so willig jegliche Entbehrung trugen, gegen die fränkischen Herzöge nahm es ihre Partei, ihre abweichenden Gebräuche gaben den Vorwand, sich gegen die Franken und ihren Glauben als etwas Fremdartiges abzuschließen — aus den Anfängen eines doch nur in Vorurteilen begrün-

deten kirchlichen Gegensatzes fing die nationale Eifersucht bereits an, Nahrung zu saugen — unausbleiblich hätte eine von diesen Kelten — mit ihrer zähen Eigenart, ihrem lodernden Enthusiasmus, ihrer Überschätzung des asketischen Lebens im Unterschied von der pflanzenden, bauenden, pflegenden Arbeit der Kirche — gegründete religiöse Organisation eine Spaltung der deutschen Christen bewirkt, die nationale Trennung verewigt! Freilich die fränkische Kirche war unfähig, diese Gefahr abzuwenden. Nominell gehörte Hessen und Thüringen zu dem Bistum Mainz. Aber was kümmerte den fränkischen Kriegsmann, der dort den Krummstab trug, die Predigt des Evangeliums! Täglich ruft ihn das Bellen der Meute zum fröhlichen Waidwerk, wenn er nicht im Heerbann des Königs zum Kampfe reitet. Ein Zeugnis seiner Sinnesart sein Sohn, dem Karl Martell das Bistum geben mußte, als der Vater im Kampf gefallen; ein Erbe, das ihm mehr am Herzen lag, war die Blutrache, die er für den Vater an dem Sachsen nahm der ihn getötet, geschickt traf ihn die aus der Hand des Bischofs geworfene Streitaxt! — Wie diese Bischöfe unter Karl Martell, so auch allmählich die Priester in solchen Diöcesen; allerdings das Cölibat kümmerte sie nicht, aber nur um so weniger vermochten sie sich in der Achtung des Volks neben den keltischen Mönchen zu behaupten. Nur mit der tiefsten Entrüstung konnte sich ein Bonifatius von dem fränkischen Klerus dieses Zeitalters abwenden; wir verstehen es, daß es noch in den Anfechtungen seines Alters sein Trost war: meine Seele ist nicht in ihren Rat gekommen! Um so größer war seine Freude, in Thüringen eine Anzahl treuer Christen aus edlem Blut zu finden, die den päpstlichen Sendboten herzlich willkommen hießen. Aber zum Beginn eines kirchlichen Wirkens — das sah er bald — bedurfte er bei dieser Sachlage, um nicht in eine ganz falsche Stellung zu geraten, des Einvernehmens mit der landesfürstlichen Gewalt. Er machte sich deshalb zu Karl Martell auf den Weg, da erreichte ihn unterwegs die Kunde vom Tode Radbods: nun war in Friesland die Thür geöffnet! Unwiderstehlich erwacht der Missionstrieb, in einem Traume erhält er die Weisung, dorthin zu ziehen. Willibrord, der auch schon wieder an der Arbeit war, begrüßte mit hoher Freude den Genossen, mit ihm gemeinsam erlebt Bonifatius eine erste unvergeßliche Segenszeit als Prediger des Evangeliums unter den Heiden; bis ins dritte Jahr — 721 — läßt er sich hier fesseln; aber vergeblich sucht ihn Willibrord zu bestimmen, sein Nachfolger auf dem Stuhl zu Utrecht zu werden; den treuen Mann bindet der in Rom übernommene Auftrag. Wahrscheinlich, daß er nun Karl Martell erst aufgesucht; der in Friesland bewährte

Mann mußte nun auch bei einem so ausschließlich politischen Charakter Eingang finden. Über Kloster Pfalzl bei Trier wird er dann seinen Rückweg in das rechtsrheinische Franken genommen haben, wo er den 17jährigen Gregor, den Jüngling aus königlichem Blut, zum begeisterten Schüler und Begleiter gewinnt: treulich hat er mit dem geliebten Lehrer fortan alle Mühsal und Entbehrung der Wanderjahre geteilt; ein geistlicher Sohn des Bonifatius, der wie kein anderer, die innersten Züge seines Wesens abspiegelt. Mit ihm suchte nun Bonifatius zunächst die Gegenden Ostfrankens auf, wo die verweltlichten Mainzer Bischöfe noch ein kompaktes Heidentum unbekümmert hatten wuchern lassen, die Hessen von der Lahn bis zur Werra. Und nun folgt auch hier eine Zeit schlichten und aufopfernden Missionswirkens, mit demselben Segen wie eben in Friesland! Indem Bonifatius mit seinen Gehilfen von Ort zu Ort zieht, das Evangelium predigend, aber auch die Not und die Armut des hier an den Grenzen der fränkischen Macht durch die Raubzüge der Sachsen ausgesogenen und fortwährend bedrohten Volks teilend, gewinnt er bald Eingang und Vertrauen. Der Erfolg der Predigt aus dem Munde des bewährten Zeugen wird ein durchschlagender, zu tausenden begehrt das gläubig gewordene Volk die Taufe. Ein fester Grund ist gelegt, aber nur durch kirchliche Ordnung kann das Gewonnene bewahrt werden. In Amenaburg, auf dem dort von zwei christlichen Grundbesitzern geschenkten Boden, gründet Bonifatius ein Kloster als Pflanzstätte eines eingebornen Klerus — aber um Priester zu weihen, Kirchen zu bauen, Gemeinden zu gründen, bedarf es der bischöflichen Gewalt, freilich in den Händen eines in Rom geweihten und von dort gesandten Bischofs, der sowohl dem verweltlichten fränkischen Klerus gegenüber als für die Gebiete der keltischen Mission Autorität ist.

In diesem Sinne berichtet Bonifatius nach Rom. Nicht für sich hat er die kirchliche Würde begehrt, er hat sie bisher ja stets zurückgewiesen; sein Sinn stand auf Weiterführung der Mission nun zu den Sachsen — aber auf die Kunde von den in Friesland wie in Hessen gewonnenen Erfolgen entbietet ihn Gregor II. nach Rom, am 30. November 722 wird er selbst in Rom zum Bischof für das Gebiet seiner Mission ordiniert. Als solcher hat Bonifatius den üblichen Eid der suburbikarischen Bischöfe geleistet, nur daß die Verpflichtung gegen den Kaiser in Ostrom daraus wegfiel und an deren Stelle die Verpflichtung trat, die Gemeinschaft mit Rom aufrecht zu erhalten, von deren Notwendigkeit Bonifatius auf das tiefste überzeugt war. Nicht das Opfer der eignen Überzeugung, sondern lediglich das Opfer seiner Lieblings-

wünsche, die auf die Thätigkeit als Missionar gingen, hat Bonifatius dadurch gebracht; von jetzt ab, das fühlte er, war sein Lebenswerk endgiltig auf einen andern Weg gelenkt. Eine Vollmacht für die Mission unter den Sachsen hat er daneben doch noch erbeten und erhalten, für die Zukunft wenigstens vermochte er sich von dieser Hoffnung noch nicht zu scheiden. (Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.

Von Merensky.

VII. Oranje-Freistaat.

In diesem Kolonial- (Buren-) Staat finden wir (nach dem Census von 1880) eine Bevölkerung von 61022 Weißen und 72496 Eingeborenen, welche aus Bassuto, Betschuanen, Koranna, Griqua und sonstigen Mischlingen sich zusammensetzen. Im Osten finden wir zwei Lokationen für Eingeborene. Die eine ist Witsis Huk an der Grenze Natals, die andere das Land bei Thaba-Nchu, die Lokation „Moroka“, in jener Lokation lebt Paulus Mopedi oder Moperi (Bruder des bekannten Moschoeschoe) mit etwa 2000 Leuten unter einem Bur-Kommandant. In „Moroka“ leben in der Stadt Thaba-Nchu etwa 10000 Barolong (Betschuanen) unter einem Landdrost, die übrige Bevölkerung verteilt sich auf die Kolonial-Dörfer und einzelne Farmen, nur auf den Berliner Stationen Bethanien und Adamshoop finden wir noch größere Gemeinwesen farbiger Leute.

Die Buren des Freistaats sind im allgemeinen sehr ordentliche, friedliebende, vielfach auch wirklich christliche Leute. Die schlechteren Elemente haben sich von hier fort nach Transvaal gezogen. Sie sind vielfach missionsfreundlich gesinnt. Es ist hier nicht selten, daß Buren an den Gottesdiensten der Farbigen teilnehmen, wenn wandernde Nationalhelfer solche auf ihren Farmen halten. Das Gesetz, welches den Ausschank von Spirituosen auf die Dörfer beschränkt, und nur dann erlaubt, einem Farbigen Branntwein zu verkaufen, wenn er einen Erlaubnisschein seines Herren beibringt, unterstützt die Missionsarbeit in hohem Maße.

Dieser missionsfreundliche Geist ist auch in der holländisch-reformierten Kirche des Landes spürbar. „Abgesehen von Blumfontein“, schreibt Sup. Grützner, „hat, so viel ich weiß, jeder holländische Geistliche eine farbige Gemeinde und fast überall farbige eingeborene Nationalhelfer. Vor Jahren war noch Opposition dagegen, so daß mancher Geistliche wohl Gottesdienst halten, aber an Farbige nicht die Sakramente aus-

teilen durfte, jetzt ist das anders. Die Ältesten unterstützen die Geistlichen vielfach bei der Missionsarbeit. Buren helfen den Farbigen durch Beiträge auch Kirchen bauen.“ Da die Zahl der reformierten Gemeinden und Geistlichen sich auf 25 beläuft, so muß die Zahl der Farbigen, welche durch dieses System geistlich beeinflußt und gepflegt werden, einige Tausend betragen. Aber diese Kirche hat auch noch in Witsis-Huk für die dort wohnenden Bassuto einen besonderen Missionar angestellt (Herrn Roß) und hat im Jahr 1889 drei im Freistaat gelegene Stationen der Pariser übernommen, die Station Mabolela und die Gemeinden in den Kolonialdörfern Smithfield und Bethulie mit zusammen 621 Kommunikanten. So ist in dieser Kirche das Ideal einer missionierenden Kolonialkirche in schöner Verwirklichung begriffen.

Statistik (der ref. holl. Kirche im Freistaat): 27 Stationen oder Kirchplätze. Getaufte nach Schätzung c. 3500.

Die Wesleyanisch-kapsche Missionskirche hat ihre Gemeinden auf dem Diamantfelde und im Freistaat zu einem Distrikt (Synode) vereinigt, zu welchem auch die Gemeinde Colesberg in der Kapkolonie gehört. Wir haben hier nur mit den Gemeinden im Freistaat zu thun. Auch hier klagen andere Gesellschaften, daß die wesleyanischen Arbeiter in ihre Gemeinden eindringen, daß die ordinierten Farbigen nicht genug vorgebildet und nicht immer zuverlässig sind, daß sie und selbst die unordinierten Helfer nicht genügend beaufsichtigt werden, weil die Missionare sich zunächst um ihre englischen Gemeinden kümmern und oft nicht einmal holländisch einigermaßen richtig sprechen, von Sesuto und Setschuana zu schweigen. Es ist doch ein unerklärlicher Mißgriff, wenn man an die große Gemeinde in Taba-Nchu (2—3000 Seelen) einen Mann stellt, der die Sprache der Eingeborenen nicht versteht und spricht. In Summa finden sich im Freistaat c. 8500 farbige Christen dieser Kirchengemeinschaft.

Statistik. Gemeinden der Wesleyaner finden sich in Blumfontein, Jagersfontein, Fauresmith, Thaba-Nchu, Bredefort, Winburg, Heilbron, Kroonstad, Reddersburg und Harrismith. 10 Stationen, 4 europäische Missionare, 9 ordinierte Eingeborene, Kommunikanten 2976, Getaufte c. 8500.

Die englisch-bischöfliche Kirche hat in Blumfontein einen Bischof, Mr. Webb, einen europäischen Missionar und einen ordinierten Eingeborenen, weiter eine Gemeinde in Thaba-Nchu. Leider fehlen alle Daten über die Zahl ihrer Anhänger, die wir also für die Statistik schätzen müssen.

Statistik der englisch-bischöflichen Kirche im Freistaat: 2 Stationen, 2 europäische Missionare, 1 ordinierter Eingeborener. Getaufte 1500.

Genügend bekannt ist die Arbeit der Berliner Mission im Freistaat unter Leitung des energischen Sup. Grützner, welcher seit 1885 der Station Bethanien vorsteht. Wie sehr es möglich ist, durch strenge Handhabung der Zucht auch auf kolonialem Gebiet in Gemeinden Ordnung zu schaffen, beweist die Thatsache, daß in dieser fast tausend Seelen zählenden Gemeinde in zwei Jahren kein Fall von Trunkenheit zur Kenntnis der Missionare gekommen ist. In Blumfontein ist die Zahl der Berliner Gemeindeglieder klein, aber in Adamshoop, unter dem Patronat des eingeborenen Adam Oppermann, findet sich blühendes Missionsleben. Die Berliner Mission im Freistaat bietet ein wohlthuendes Bild.

Statistik der Berliner Mission: 3 Stationen, 4 Missionare, 49 Helfer, 947 Kommunikanten, 1598 Getaufte, 229 Schüler.

Die römische Kirche hat bisher im Freistaat keine Mission getrieben. Jetzt aber hat der Apost. Vicar in Kimberley (Gaughran) in der Gegend von Klokolani (südlich von Winburg) eine Farm gekauft (für Lstrl. 1800), wo eine Industriemission errichtet werden soll. Der evangelische Sinn der Bürger des Freistaats ist die beste Bürgschaft gegen das Umsichgreifen des Romanismus in diesem Lande.

Gesamt-Statistik VII. Oranje-Freistaat.

	Stationen	Geistliche		Getaufte
		europ.	eingeb.	
Wesleyaner	10	4	9	c. 8500
Englisch kirchliche Mission	2	2	1	c. 1500
Holländisch reformierte Kirche	4	2		c. 3500
	27 Kirchplätze	25 Geistl. der Kirche		
Berliner	3	4		1598
	19	12	10	15 098

VIII. Die evang. Mission in der südafrikanischen Republik und dem portugiesischen Gebiet bei Lorenzo Marques.

Nachdem diese Republik im Jahre 1882 wiedererstanden war, hatten die Buren erst den Kampf mit dem Stamm des früher in den Berliner Berichten häufig genannten Matebelenhäuptlings Mapoch auszufechten. Daß es ihnen gelang, die Insassen der berühmten Felsenlöcher am Steelpoortfluß zur Übergabe zu zwingen, nahm allen übrigen Eingeborenen Transvaals Lust und Mut, den Buren Opposition zu machen, und mit den Jahren der politischen Ruhe kamen auch wieder Zeiten, welche der Entwicklung

der Missionsthätigkeit nicht ungünstig waren. Der wirtschaftliche Niedergang des Landes schmälerte den Verdienst der farbigen Arbeiter und das Einkommen der farbigen Ackerbauer; das aber war vielen Leuten, welche durch den leichten Erwerb von Geld in der englischen Zeit übermütig geworden waren, ganz heilsam. Man konnte für stete und schnelle Ausbreitung des Christentums unter den Bassuto und Betschuanen des Landes die besten Hoffnungen hegen, als die ganze Entwicklung des Landes mit einem Schlage in völlig neue Bahnen geleitet wurde durch die im Jahre 1885 und 1886 ganz Südafrika in Aufregung versetzende Entdeckung reicher goldführender Gesteine fast in der ganzen Ausdehnung des Landes. Es ist nicht nötig, auszuführen, wie das Entstehen solcher Minenstädte, wie Barberton und Johannesburg, das Leben der jungen Christengemeinden gefährdet. An diesen Orten ist der Gelderdienst leicht, zum Trunk und zur Unzucht ist reichlich Gelegenheit und das böse Beispiel, welches schlechte Weiße oder Schwarze geben, übt verführerischen Einfluß. Daß die stete Zunahme der weißen Bevölkerung bald auch auf das Wohnen der Eingeborenen in vielen Teilen des Landes beengend wirken würde, war vorauszusehen, dennoch kam es unerwartet, daß diese Bedrückung sobald und schwer in der Form des Placker-Gesetzes (plakker-wet) sich fühlbar machte.

Man kann sagen, daß durch dieses Gesetz die Buren der willkürlichen und schonungslosen Behandlung der Farbigen, welche in Transvaal Tradition ist, die Krone aufgesetzt haben. Die Eingeborenen waren von ihnen alles Grundbesitzes und jedes Anrechts auf Grund und Boden beraubt worden. Im Laufe der Jahre hatten aber größere oder kleinere Dörfer hie und da auf Farmen, deren Besitzer sich zu den Eingeborenen freundlicher stellten, oder auch auf den zahlreichen Missionsstationen, wo die Missionsgesellschaften Grundherren waren, Zuflucht gefunden. Das Plackergesetz bestimmte nun, daß die Regierung das Recht habe, den Eingeborenen Wohnsitze anzuweisen, daß solche Wohnsitze aber in Regierungs-Lokationen sich befinden sollten. Auf Grund und Boden, welcher Privateigentum ist (also auch auf den Missionsstationen), dürfen nach dem neuen Gesetze nur fünf Familien pro Farm (9000 Magdeb. Morgen) zusammenwohnen. Den Vorstellungen, welche die Gesellschaften der Regierung machten, ist zu danken, daß bisher nur zwei Hermannsburger Stationen (Emmaus und Bethel) und zwei Außenplätze der Station Saulspoort (von der Kapschen reformierten Mission) die Schärfe dieses Gesetzes zu fühlen bekamen. Eine Klausel giebt nämlich der Regierung Freiheit, es nur da anzuwenden, wo sie es für gut hält. Es ist aber klar genug, daß das Gefühl der Unsicherheit in bezug auf den Wohnsitz den Eingeborenen jede Freudigkeit zu höherer Entwicklung ihres Acker- und Gartenbaues, sowie zur Errichtung besserer Häuser und Dörfer rauben muß. Gerade den kulturfähigen, betriebsamen Bassuto und Betschuanen Transvaals hätte man ein besseres Los ge-

wünscht als das des Vogels auf dem Dach, den der mutwillige Knabe auf- und weiterscheucht von Busch zu Busch. Angesichts der Entwicklung Transvaals taucht die Frage auf, ob die Eingeborenen sich nicht einmal durch Auswanderung werden ein Land suchen müssen, wo ihnen günstigere Verhältnisse endlich Ruhe verheißen.

Die Berliner Stationen sind von der Ausführung dieses Gesetzes bisher verschont geblieben, wenngleich es an Beunruhigungen der Gemeinden nicht gefehlt hat. Auch unter dem erwähnten durch die Goldfelder verursachten Umschwung der Verhältnisse leidet das Werk.

Auf den Dörfern Süd-Transvaals sind die Gemeinden recht bedeutend (Pretoria 1607, Leidenburg 942, Potscheffstroom 467 Seelen, Johannesburg). Die „Institute" (Botschabelo, Wallmannsthal, Neu-Halle, Woyenthin) sind von einem verhältnismäßig sehr betriebsamen Völklein christlicher Bassuto bewohnt, während das zur Nord-Synode gehörende Waterberg fast ausschließlich eine Station für „ingeboekte", frühere Hörige der Buren, ist. Die seit 1877 wieder neu begonnene Mission in dem von Sekukuni früher beherrschten Bapedi (4 Stationen: Arkona, Lobethal, Khalatlolu, Moßegu) mit zusammen 1265 Getauften. Man hatte erwartet, daß es unter den einst so empfänglichen Bapedi schneller gehen werde mit der Ausbreitung des Christentums, indessen bestehen wesleyanische Nebengemeinden im Lande, welche auch hunderte von Getauften zählen und der Umstand ist mit in Betracht zu ziehen, daß dem Stamme durch die in früheren Jahren notwendige Auswanderung der Christen viel Salz entzogen worden ist. Die langen Kriegsjahre und der dann erfolgte Zusammenbruch von Sekukunis Reich wie die Unterwerfung unter die Buren haben eine für die Ausbreitung des Evangeliums günstige Wirkung bis jetzt nicht gehabt.

In Nord-Transvaal kann man die Berliner Stationen in drei Gruppen teilen. Auf dem westlich gelegenen alten Gebiet mit den Stationen Matlale, Blauberg, Moletse und Malokong sind die Gemeinden klein (zusammen 553 Getaufte) und unter den Heiden ist der Boden fast überall hier entsetzlich hart. Ganz anders ist das Ackerfeld in und an den östlichen Gebirgen, wo die Eingeborenen sich auch Bapedi nennen. Hier hat Sup. Knothe mit Hilfe von eifrigen Nationalhelfern, von Mphome aus, eine großartige Thätigkeit entfaltet, und selbst in der Nähe der Stadt der finsteren Heidenkönigin Motyatye ist es gelungen, eine Station (Medingen) anzulegen und bisher zu halten. Auch unter den Bawenda (3 Stationen: Tsakoma, Ha Tsevase, Georgenholz) sind die Erfolge bisher gering, wenn man die Zahl der Getauften (245) mit der des heidnischen Volkes vergleicht. Immerwährende Kriegsunruhen und

eingewurzelter Aberglaube, sowie eine leichte Charakter-Veranlagung des Volkes erschweren die überaus treue Arbeit der dortigen Missionare.

Statistik der Berliner Mission in Transvaal: 24 Stationen, 26 ord. Europäer, 2 ord. Eingeborene, 5311 Kommunikanten, 10925 Getaufte, 769 Katechumenen, 2124 Schulkinder.

An die Arbeit der Berliner Missionare im Norden Transvaals schließt sich nach Osten hin die Arbeit der Schweizer in der freien Kirche des Waadtlandes an.[1]) Es war ein Akt missionarischen Wohlverhaltens, daß sie sich nicht in die vielverheißende Arbeit unter den Nord-Bassuto eindrängten, sondern sich des unterdrückten Stammes der Makwamba (Gouamba) annahmen. Früher eine Beute von Sklavenhändlern oder Helfershelfer derselben stehen diese Stämme seit 60 Jahren unter der eisernen Faust der Fürsten des nördlichen Sulureiches (Schoschongane, Umsila, jetzt Gungunyama). Das Volk ist ein eigentümliches, mit eigner Sprache, ist indessen den Bassuto wie den Sulu verwandt. Unter den am oberen Lewuwu (in den „Spelonken") wohnenden Unterthanen des portugiesischen „Konsuls" und Beamten der Republik Albasini legten die Brüder Berthoud und Creux im Jahre 1875 die Station Valdesia an, zu welcher später die Station Elim kam, bei dem weiter südlich wohnenden Häuptling Schiluvane (Serobane, 1861 von Merensky und Nachtigal besucht) ist eine dritte Station. Die Arbeit trägt ernsten, evangelischen Charakter, die Gemeindezucht ist streng, selbst Trinken von Kafferbier ist untersagt. Das Heidentum ist aber stark ausgeprägt in sklavenähnlicher Stellung der Frau, lügnerisch-betrügerischem Sinn und Festhalten an der Koma, welche auch den Christen immer wieder versuchlich wird. Das Heidenland bis weit nach Osten ist in Distrikte geteilt, welche regelmäßig durch missionierende Christen besucht werden. Ein gewisser Stillstand des Werkes ist jetzt eingetreten, besonders wird über mangelnden Schulbesuch geklagt. Das Plackergesetz hat viele Makwamba aus den Spelonken vertrieben, die Stationen bisher aber nicht berührt. Beunruhigend wirkt die Feindseligkeit des benachbarten Bawendafürsten Makhato gegen die Buren und das Eindringen der Goldgräber, welche am Letabafluß ein Dorf (Agatha) errichtet haben.

Statistik der Mission der Schweizer im N.-O. Transvaal: 3 Stationen, 5 Missionare, 11 Helfer, 113 Kommunikanten, 711 Anhänger (mit Kindern), 3 Schulen mit 290 Kindern.

Vom Innern her haben die Schweizer die Küste erreicht und bei Delagoabai in schlimmster Fiebergegend die Station Rikatla bezogen

[1]) Quelle: Bulletin missionaire Lausanne (18 Nummern jährlich).

(M. Berthoud), wo sich um einen christlichen Eingeborenen eine kleine Gemeinde gebildet hatte, 50 km nördlich liegt Antioka im Bereich des Khossa-Stammes und am Tembefluß ist ein Nationalhelfer stationiert. (Jim Roy.) Schnellere Fortschritte als hier machte die Arbeit in der portugiesischen Hafenstadt Lorenzo Marques, wo in einem Jahr sich 300 Katechumenen sammelten (84 Schulkinder). Die Eingeborenen dieses Gebietes sind in schlimmster Weise durch den seit undenklichen Zeiten hier ungehindert verkauften Branntwein demoralisiert.

Statistik der Schweizer Mission im Gebiet von Lorenzo Marques: 2 Stationen, 2 Außenstationen, 2 Missionare, 2 Helfer, 25 Kommunikanten, 535 Anhänger, darunter 489 Katechumenen.

Die römische Mission ist in L. M. durch zwei Priester vertreten, welche erst seit Beginn der evangelischen Missionsthätigkeit wirklich arbeiten. Sie lehren in portugiesischer Sprache, und wenn jemand das Pater noster und Ave Maria lateinisch hersagen kann, wird er getauft. 50 Frauen, die sich erst zu den Schweizern hielten, haben sich ihnen zugewendet, weil, wie sie sagen, die römische Kirche bequemer sei, da man in ihr leben könne ohne sein Leben zu ändern.

Die holländische reformierte Kirche des Kaplandes hat mit ihrem Zweige „buitenlandsche zending“ ihre Arbeit auch nach Transvaal ausgedehnt, wo sie innerhalb der Republik 4 Stationen hat.[1] Im Norden des Landes ist die Seele der Arbeit Miss. Hofmeyer, im Süden der Genfer Theologe Gonin. Hofmeyer arbeitet in methodistisch einseitiger Weise auf der Station Goedgedacht am Soutpansberg. Er wird von Buren unterstützt, welche durch ihn zu innerer Einkehr gekommen sind. In Goedgedacht findet sich eine Gemeinde „aus allerlei Volk“ von c. 300 Kommunikanten. Nebenstationen, deren Bestehen den Berlinern Not macht, finden sich in den Spelonken (Rehoboth) bei Pietersburg (Berea), bei Elands Kraal, dem Häuptling Molepo und am Spitskopf (Bethesda).

Bei Wallmannsthal findet sich eine zweite Station (Miss. Maré) Jackalsdamm, welche hauptsächlich durch Transvaal-Bauern erhalten wird. Im Distrikt Rustenburg arbeitet Miss. Gonin in Saulspoort seit 1866 (300 Kommunikanten). Die Gemeinden seiner Außenstationen sind durch das Plackergesetz zerstreut. In Mabieskraal steht Miss. Roux, 30 Meilen westlich von Saulspoort. Er tauft nur solche, die „völlig bekehrt“ sind und hat infolge dieser Praxis eine kleine Gemeinde.

---

[1] Quellen: Almanak der Nederduitsch Geref. Kerk in Zuid Afrika 1890 und Privatmitteilungen der Missionare Gonin und Beier.

Statistik der Kapschen reformierten Mission in der Republik: 4 Stationen, 6 Missionare, 850 Kommunikanten, c. 2200 Getaufte, 450 Schüler.

Die beiden außerhalb Transvaals im Betschuanenlande liegenden Stationen Sekuane und Mosuli, welche zu dieser Mission gehören, seien hier nur erwähnt, nähere Angaben folgen unter „Betschuanenland".

Seit 1875 arbeiten auch die Wesleyaner in Transvaal[1]) und zwar ist es nicht die Wesleyanische Kirche Südafrikas, welche hier die Mission unterhält, sondern in den Gebieten nördlich vom Vaalfluß arbeitet die englische Wesleyanisch-methodistische Missionsgesellschaft (Bishopsgate Str. Within. London E. C. Organ: Wesleyan miss. notices). Wie überall haben die Wesleyaner auch hier sich nicht ein bestimmtes Gebiet, einen besonderen Stamm als Arbeitsfeld ausgewählt, sondern haben im ganzen Lande ihre Posten und Stationen errichtet, unbekümmert um die Arbeit anderer hier früher eingetretener Gesellschaften, in welche sie deshalb vielfach störend eingriffen. Zuerst gründeten sie in Potschefstroom und Pretoria Gemeinden, später im Distrikt Soutpansberg und in Sekukunis-Land, wo sie die Arbeit der Berliner störten, wie in Waterberg die der Hermannsburger. Durch dieses unbrüderliche, unevangelische Übergreifen ist das so hoffnungsvolle Werk in Transvaal schwer geschädigt.

Am wenigsten hätte man gegen die Besetzung der Dörfer von seiten der Wesleyaner etwas einwenden können, da hier weiße Christen ihrer Kirche wohnten. Es sind die Dörfer Potschefstroom, Pretoria, Wakkerstroom, Klerksdorp und neuerdings auch die Goldgräberstädte Johannesburg und Barberton von ihnen besetzt. Im Distrikt Potschefstroom haben sie noch die mit Grundbesitz ausgestattete Station Uitkyk, in Soutpansberg (unweit Marabastadt) ebensolche Station Goede-Hoop, außerdem steht einer ihrer ordinierten Eingeborenen (Mangena) im Distrikt Waterberg bei dem Häuptling Makapan, und nach Sekukunis Land, wo sie überall eindringen, wollen sie andere ordinierte Eingeborene senden. In Kilverton bei Derde-Poort haben sie ein Seminar für Eingeborene begründet (unter Rev. Watkins). Leider kann man in bezug auf die Wirksamkeit der von dort ausgehenden farbigen Geistlichen keine günstigen Hoffnungen haben. Nach den Erfahrungen der in evang. besonnener Weise arbeitenden Gesellschaften thut solchen Leuten eine gründliche Ausbildung und treue Beaufsichtigung not, beides wird aber von den Wesleyanischen Missionaren Transvaals nicht gewährt werden können, schon deshalb, weil nach unserem Wissen kaum ein einziger dieser Männer die Sprache der Eingeborenen einigermaßen erträglich spricht.

[1]) Quelle: Missionary Handbook 1889 und Privatmitteilungen.

Statistik der Wesleyanischen Mission in der südafrikanischen Republik: 11 Stationen, 11 weiße Missionare, 2 ord. Schwarze, 1850 Kommunikanten, 7479 Anhänger,[1]) 1800 Schüler.[2])

Die Hermannsburger Mission hat im Westen des Landes eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Sie hat sich unter schwierigen Verhältnissen entwickelt. Wenn die Arbeit der Berliner in Transvaal früher immer wieder durch die Kriege und durch die Feindschaft der Häuptlinge gestört wurde, so hat die Hermannsburger Arbeit Mühe gehabt, in dem von Buren besiedelten Gebiet, welches sie besetzt hatte, festen Fuß zu fassen, weil dort die Eingeborenen fast ausnahmslos auf Plätzen wohnten, die weißen Grundherren gehörten. Von den 24 Stationen sind 3 Eigentum der Mission, 12 sind in Gemeinschaft mit dem darauf wohnenden Volk gekauft, und auf 9 Plätzen wohnen die Missionare mit Erlaubnis der Regierung oder des Häuptlings. Wirren waren hie und da entstanden, weil an manche Plätze das Volk, die Gesellschaft und der betreffende Missionar anteilsweise Rechte hatten. Auch hat der Umstand, daß die Gesellschaft den Missionaren zu wenig Gehalt gab und deshalb sie anwies, durch Landbau oder Handel sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, Übelstände im Gefolge gehabt, wie das ja nicht anders sein konnte, es hat auch nicht an allerlei Streit gefehlt, allein die von Direktor Harms und Pastor Haccius im Jahre 1888 ausgeführte Inspektionsreise scheint nach allen Seiten hin segensreiche Resultate gehabt zu haben. Das Plackergesetz hat die Gemeinden von Bethel und Emmaus zerstreut, im übrigen ging bisher die Arbeit ungehindert ihren Gang. Es ist dankenswert, daß von 17 Häuptlingen, die innerhalb des Hermannsburger Missionsgebietes wohnen, nur einer seinen Leuten den Schnapsgenuß gestattet (Kuantle in Limao), alle anderen haben ihn verboten und bestrafen die Übertreter dieses Gebots empfindlich. Nicht nur ist die Zahl der Getauften eine große, sondern die Visitatoren bezeugen, daß ein „ziemlich reges" Gemeindeleben und Gemeindebewußtsein vorhanden sei. Auf den 24 Stationen arbeiten 27 Missionare mit 124 Gehilfen. Im Jahre 1888 fanden 1390 Taufen (Kindertaufen einbegriffen) statt. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug 12359 Seelen, welche an kirchlichen Abgaben und Beiträgen M. 12355,35 aufbrachten.

Statistik: 24 Stationen: Saron, Kana, Berseba, Bethanien, Eben-Ezer, Kroonendal, Rustenburg, Emmaus, Bethel, Mahanaim, Pella, Hebron,

---

[1]) Im Handbook sind zugezählt 1500 Getaufte, die im engl. Betschuanenlande von uns aufgeführt werden.

[2]) Außerdem 421 Schüler im Betschuanenlande.

Jericho, Mosetla, Potuane, Polonia, Harmshope, Limao, Melorane, Manuane, Mocoeli, Linokana, Polfontein, Ramaliane. 27 Missionare, 97 farbige Gehilfen (bei Gemeindearbeit), 5946 Kommunikanten, 12359 Getaufte, 415 Taufbewerber, 1865 Schüler, 27 Lehrer, 27 Schulen. Genaue Statistik siehe: Hermannsburger Missionsblatt 1889. Nr. 6. Juni.

Die **englische Hochkirche** ist in Transvaal mit einem Bischof und 19 Geistlichen vertreten, sie hat aber unseres Wissens bisher ihre Arbeit nur an einzelnen Orten auf die farbige Bevölkerung ausgedehnt, so in Seeruft im westlichen Teil des Landes.

Die **römische Kirche** treibt in der südafrikanischen Republik keine Heidenmission, obwohl hier 6 ihrer Geistlichen unter einem apostolischen Präfekt arbeiten. In Pretoria besteht auch ein „Loretto-(Nonnen-)Kloster“ mit 6 Insassen.

Gesamt-Statistik VIII. Südafrikanische Republik und Gebiet bei Delagoa-Bai.

	Stationen.	Europ. ord. Miss.	Ordinierte Eingeb.	Getaufte.
Schweizer Mission	5	7		c. 500
Kapsche reform. Mission	4	6		c. 2 200
Wesleyaner-Mission	11	11	2	7 479
Berliner Mission	24	26	2	10 925
Hermannsburger Mission	24	27		12 359
Engl. kirchl. Mission	1	1		c. 300
	69	78	4	33 763

Die Hermannsburger Mission in Afrika.

Von Pastor Haccius in Hermannsburg.

III.

Die Wirksamkeit der Hermannsburger Missionare ist eine im wesentlichen praktische. Arbeiten für die Wissenschaft, sei es für die Religionsgeschichte, für die Sprachen der Eingeborenen, für die Geschichte, Geographie, Naturkunde oder dergleichen sind wenig von denselben gemacht. Dazu sind sie auch nicht erzogen und vorgebildet. Dagegen haben sie, wie sie denn auch Männer des Volks und Kinder der Arbeit sind, neben ihrer eigentlichen Missionsarbeit auf dem Gebiet des Gemeindelebens und der Kultur eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet. Gehen wir zunächst auf ihre Hauptthätigkeit ein und suchen wir einen Einblick in ihre Praxis zu gewinnen!

Hinsichtlich der Berufung der Heiden durch die Predigt ist dieselbe in der Sulu- und in der Betschuanenmission eine verschiedene gewesen. Es hat das seine Ursache in der Lebensweise jener Völker. Die Sulu wohnen auf ihren Kraalen zerstreut, die Betschuanen in Städten zusammengeschart — abgesehen von den auf den Farmen verteilten Arbeitskaffern. Die Missionare gingen bei den Natalkaffern und Sulu anfangs regelmäßig auf die Kraale, um dort zu predigen. Jene Kraalbesuche und Predigtreisen waren jedoch fast ganz erfolglos. Man gab dieselben deshalb auf und schlug einen anderen Weg ein. Man nahm so viele Arbeitskaffern wie möglich auf die Station, lehrte diese und suchte sie für das Reich Gottes zu gewinnen. Dadurch erhielt man langsam kleine Gemeinden, die auf der Station angesiedelt wurden. Diese Praxis wurde in unserer Sulumission fast allgemein. Die Missionare hatten auch bei den starken Anforderungen der Stationsarbeit kaum Zeit zu Predigtreisen. Man hätte sich deshalb schon eher eine Schar von Hilfsarbeitern, von eingebornen Evangelisten heranziehen sollen, die zu den Predigtgängen zu verwenden gewesen wären. Doch dazu hatten die meisten der Missionare kein rechtes Vertrauen. Es mag damals auch noch nicht die rechte Zeit dazu gewesen sein, wie denn auch keine der in Natal und Sululand arbeitenden lutherischen Missionsgesellschaften damit vorgegangen war. Sogar bis heute ist von den letzteren die Hermannsburger Mission die einzige, die eingeborne Gehilfen ausbildet. Die Mission der Sekten geht damit überall schneller voran. Freilich stellen diese auch später bei weitem nicht so hohe Anforderungen an ihre Evangelisten und Katecheten, als seitens der lutherischen Mission geschieht und geschehen muß. Können wir deshalb das Zaudern der letzteren nach dieser Seite hin wohl verstehen und in gewisser Weise auch billigen, so sind wir doch der Meinung, daß man auch bei uns schon früher und energischer die Heranbildung eingeborner Gehilfen hätte betreiben sollen. Dann wäre unser Missionswerk unter den Sulu nicht in solchem Maße auf die Stationsarbeit beschränkt gewesen.

Unter den Betschuanen lagen die Verhältnisse anders. Da dort die Missionare die Stationen neben den großen Heidenstädten anlegten, konnten sie leicht größere Scharen zu den Gottesdiensten sammeln. Aber die Missionsarbeit wuchs dort in raschem Tempo, so daß man ebenfalls auf die Ausbildung von Hilfsarbeitern Bedacht nehmen mußte. So sind denn allmählich zwei Seminare eingerichtet worden: für die Sulumission in Ehlanzeni, für die Betschuanenmission erst in Bethanie, dann in Berjaba. Beide haben in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen und haben für Natal und Sululand bereits 16 und für die Betschuanen

17 Evangelisten und Lehrer geliefert. Unter den Betschuanen arbeiten außerdem noch 14 Eingeborene, welche einzelne Missionare sich selbst zu Helfern zugezogen haben. Diese alle stehen im Dienst der Mission und werden teils von dieser, teils von den Gemeinden besoldet. Doch findet letzteres bis jetzt nur in den Betschuanengemeinden statt. Außer diesen stehen den Missionaren in der Sulumission 22, in der Betschuanenmission 99 unbesoldete Helfer zur Seite, die zum größten Teil Kirchenvorsteher sind. Hat der Missionar in diesen letzteren eine schätzenswerte Hilfe in der Erziehung, Bewahrung und Regierung der Gemeinde, und oft auch in der Abhaltung von Gottesdiensten, so werden die ersteren fast ausschließlich für den Unterricht, besonders in den Kinderschulen verwendet. Nur einige derselben sind auch Evangelisten.

An Gottesdiensten haben unsere Missionare sonntäglich und festtäglich zwei zu halten. Außerdem finden auf einzelnen Stationen Wochengottesdienste statt. Überall aber wird täglich am Morgen und am Abend eine Gemeindeandacht mit Gesang, Lektion, kurzer Auslegung und Gebet gehalten. Das ist allgemeine Praxis in der Hermannsburger Mission.

Fast überall ist die reiche Liturgie der lutherischen Kirche in den Gottesdiensten in Übung und ist bereits Eigentum der Gemeinden geworden. Der Kirchengesang wird mit großer Liebe gepflegt und steht, wie das ja vielfach aus der Missionskirche bezeugt wird, in schöner Blüte. Die Lieder sind fast sämtlich von unsern Missionaren übersetzt oder neu gemacht. Es ist oft ergreifend, die Gemeinden singen zu hören. Da sinds nicht einzelne Kreise, die besonderes Interesse dafür haben, oder vielleicht die liebe Jugend. Nein, da ist wirklicher Gemeindegesang. Die ganze Gemeinde lebt und webt darin. Wie der gesamte Gottesdienst, so wird auch die Predigt in der Sprache des betreffenden Volkes gehalten. Durch Dolmetscher predigt keiner unserer Missionare. Sie sind sämtlich der Sprache soweit mächtig, daß sie frei in derselben zu predigen vermögen. Die Leistungen sind darin ja sehr verschieden. Doch können die Heidenchristen auch die schwächeren verstehen; die besseren — und deren Zahl ist nicht gering — leben in der Sprache ihres Volkes, die sie weniger aus Büchern als aus dem lebendigen Verkehr mit den Leuten gelernt haben. Die Predigten unserer Missionare gehören im Durchschnitt gewiß zu ihren tüchtigeren Leistungen.

Ihre Unterrichtsthätigkeit ist eine umfassende. Dieselbe ist eine vierfache: der Taufunterricht, der Konfirmandenunterricht für die als Kinder Getauften, der Abendmahlsunterricht für die als Erwachsene Getauften, und der Unterricht in der Kinderschule. Vielfach kommt noch eine Katechi-

sation mit der gesamten Gemeinde im Sonntag-Nachmittags-Gottesdienste hinzu. Letzteres ist eine Einrichtung, die sich gut bewährt hat. Die Gemeinden haben Freude daran und gewinnen dadurch mehr Befestigung in der Lehre. Für den Taufunterricht ist keine Zeitdauer vorgeschrieben. Doch dauert derselbe durchschnittlich etwa ein Jahr. Den Gegenstand desselben bilden ausgewählte biblische Geschichten und die ersten vier Hauptstücke des kleinen lutherischen Katechismus. Das Memorieren des Textes und das Wortverständnis wird, soweit es möglich ist, verlangt. Die zehn Gebote und die drei Glaubensartikel werden mit Erklärung gelernt. Nur bei Alten, Schwachen und Kranken werden Ausnahmen gemacht. Auch wird — jedoch mit denselben Ausnahmen — fast überall eine gewisse Lesefertigkeit verlangt. Die Christen sollen so weit gefördert sein, daß sie imstande sind, an dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde thätig teil zu nehmen und sich selbst durch das Lesen der heiligen Schrift zu erbauen und zu fördern. Es ist das um so wichtiger, als die Getauften vielfach nach der Taufe von der Station fort auf Arbeit gehen und in der Fremde ohne geistliche Pflege sind. Weil die evangelische Mission so großes Gewicht auf die Bibel und das Lesen derselben legt, hat sich für die Bekehrung zu Christo der Ausdruck „das Buch nehmen" gebildet. Die Bibel steht bei unsern Christen in hohem Ansehn und wird so fleißig gebraucht, daß sich die alte Christenheit vor diesen jungen Kindern in Christo schämen muß. — Großes Gewicht wird neben dem Taufunterricht auch auf die Erziehung und Überwachung der Katechumenen gelegt, wobei die Kirchenvorstände den Missionaren wesentliche Hilfe leisten. Mit der Polygamie müssen die Männer vor der Taufe völlig brechen und alle ihre Weiber bis auf eine entlassen. Hinsichtlich der Frage, welche der Mann behalten soll, sind die Ansichten verschieden. Einige Missionare entscheiden sich für die erste, andere für die sogenannte „große Frau", andere lassen dem Manne die Wahl. Doch bildet sich als herrschende Praxis immer mehr die Weise heraus, daß der Mann unter gewissenhafter Beratung des Missionars sich für diejenige entscheidet, die ihm die werteste ist, und die ihm zur Führung einer rechten Ehe als die geeignetste erscheint. Eine Duldung der Polygamie ist entschieden gegen die Grundsätze der Hermannsburger Mission. Gehört jedoch ein Weib, das die Taufe begehrt, einem Manne an, der in polygamischem Verhältnis steht, so ist die Praxis eine mildere. Man sucht die Trennung des Weibes von jenem Manne zu erreichen. Falls er sie jedoch nicht von sich lassen will, verweigert man ihr, wenn sie sich treu bewährt hat, deshalb die Taufe nicht. Sie wird dann in besondere Hut und Seelenpflege genommen.

Nach der Taufe findet der Abendmahlsunterricht statt, der schon von
n Missionaren gleich dem Konfirmandenunterricht gehalten wird und
ig überall in der Weise gehalten werden soll. Der Zweck desselben
befestigung in der Lehre und Vorbereitung auf das heilige Abendmahl.
Gegenstand dieses Unterrichts ist deshalb nicht nur die Beichte und
Abendmahl, sondern es findet auch eine Wiederholung des gesamten
chismusunterrichts statt, wobei man tiefer in das Verständnis des-
n einzuführen sucht. Weitere Gegenstände dieses Unterrichts sind
sche Geschichte und Bibellesen. Erst gegen Ende desselben tritt die
elle Beicht- und Abendmahlsbereitung ein. Vielleicht scheint es diesem
jenem ein Zuviel des Unterrichtens zu sein. Nun, bei der vor-
end praktischen Art unserer Missionare brauche ich nicht erst zu sagen,
auch hierin manche Ausnahmen gemacht werden. Es würde unver-
vortlich sein, jemand, der das Verlangen nach dem heiligen Abendmahl
die dazu nötige Heilserkenntnis hat, vielleicht aber nicht imstande ist,
geschilderten Anforderungen zu genügen, um deswillen abzuweisen oder
elang zurückzuhalten. Die Ausnahmen werden sich auf viele ältere
r erstrecken. Aber jene Regel hat sich in unserer Mission bewährt.
handeln wir mit derselben ganz im Geiste Luthers, Bugenhagens u. a.
gl. das dem Abendmahl vorhergehende Katechismusexamen der Kirchen-
ung). Dieser Unterricht wird stets von dem Missionar selbst erteilt.
ist auch um des seelsorgerlichen, beichtväterlichen Charakters willen,
derselbe tragen muß, durchaus erforderlich; ebenso wie der Missionar
Taufunterricht selbst geben muß. Hat er einen eingebornen Lehrer
Seite, so ist in dessen Hand fast überall die Kinderschule, die jedoch
ach auch noch von Jünglingen und Jungfrauen, namentlich letzteren,
ht wird.

Hinsichtlich des Schulwesens sind die Ansichten der Missionare noch
geteilt. Gegen die Einrichtung der englischen Missionsschulen freilich
nan ziemlich allgemein. Hatte doch auch Ludwig Harms ihnen die
el mit auf den Weg gegeben, nicht die Kirche aus der Schule zu er-
n, sondern die letztere aus der Kirche hervorwachsen zu lassen. Der
uns vorhandene Unterschied liegt nur darin, daß die einen der Schule
durchaus religiösen Charakter gewahrt wissen wollen und die Kinder
gemäß nur in biblischer Geschichte, Katechismus und Gesang, höchstens
im Lesen unterrichten. Die anderen aber wollen außerdem ihre
ller tüchtig machen für ihren irdischen Beruf und fügen den Unterricht
Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. hinzu. Auch wird hie und da die
rweisung in der englischen Sprache und ein Industrieunterricht damit

verbunden. In Natal wird solches in den Schulen, die den sogenannten „grant“, eine Unterstützung der Regierung, bekommen, von dieser ausdrücklich gefordert. In Transvaal hat die Regierung bis jetzt noch gar kein Interesse für die Kafferuschulen bekundet. Wir haben aber gerade dort einige ganz besonders gute Schulen (ich nenne vor allem Bethanie, Harmshope, Kana, Hebron), wo die Missionare aus eigener Initiative ohne Unterstützung die Schulen so weit gefördert haben. Im übrigen steht das Schulwesen nicht auf der Höhe, die wenigstens Schreiber dieses wünschen möchte und für notwendig hält. Ich bin auch der Überzeugung, daß dies bald die Meinung aller deutschen Missionare in Südafrika sein wird. Ich meine, je mehr unsere Schulen das, was sie sein sollen, nämlich wirkliche Gemeindeschulen werden, und andrerseits je mehr die socialen Verhältnisse Südafrikas sich heben, wie das ja in rapider Weise geschieht, desto mehr werden die letzteren dahin drängen, und desto mehr werden die Gemeinden es verlangen, daß ihren Kindern ein umfassender Schulunterricht geboten wird. Geht die deutsche lutherische Mission da nicht mit, oder vielmehr nicht voran, so bleibt sie zurück und wird von den Missionen überholt werden, die im Schulwesen den Bedürfnissen Rechnung tragen. Was wir dem Volk nicht bieten, wird dasselbe sich aus englischen und katholischen Schulen holen. Meines Erachtens ist es jetzt eine wichtige Aufgabe der Mission in Südafrika, die ihrer Kindheit entwachsen ist, das Schulwesen zu heben und zu pflegen. Ich meine, das ist nicht eine Geldfrage, bei der es sich um den grant der Regierung handelt, sondern das ist eine wichtige Missionsfrage.

Besonders tüchtig ist die Wirksamkeit unserer Missionare das Gemeindeleben betreffend. Kommen auch begreiflicherweise Ausnahmen darin vor, so ist doch der Stand desselben im ganzen und großen erfreulicher Art. Und zwar ist dies interessanterweise noch mehr bei den größeren Gemeinden der Betschuanen, als bei den kleineren der Sulumission der Fall. Mag ja eine Ursache davon in der Verschiedenheit der Volkscharaktere liegen, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß in den größeren Gemeinden das Gemeindebewußtsein, die Gemeindesitte, die Gemeindezucht schon eine größere Macht geworden ist. Je kleiner die Gemeinde ist, um so mehr hängt noch alles von der Person des Missionars ab. Je mehr sie aber wächst, desto mehr wird die Gemeinde selber eine Hilfe des Missionars sein. Ja, sie kann dann eine solche Macht und Bedeutung gewinnen, daß nicht der Missionar oder Pastor die Gemeinde, sondern die Gemeinde den Missionar oder Pastor hebt, hält, treibt und zieht, ja ihm ihre Art und Weise aufprägt. Ist nicht Hermannsburg

in Deutschland in seiner Entwicklung ein deutlicher Beweis hiervon? Weiß nicht jeder Pastor davon zu sagen, der in einer kirchlichen Gemeinde arbeiten darf? Derartige Fälle haben wir nun zwar in der Mission bis jetzt noch nicht. Ich wollte nur die Macht des Gemeindelebens daran zeigen. Manche unserer Heidenchristengemeinden sind groß genug und haben einen derartig ausgeprägten christlichen Charakter, daß sie für die einzelnen, besonders für die jungen Christen ein Halt und auch für den Missionar ein Segen sind.

Aus den Gemeinden heraus wird der Kirchenvorstand gebildet. In den ersten Zeiten haben die Missionare die Mitglieder desselben einfach eingesetzt, weil die Gemeinden zur Ausübung des Wahlrechts noch nicht reif genug waren. Jetzt werden sie vielfach unter Leitung des Missionars schon von den Gemeinden gewählt. Die Einrichtung des Kirchenvorstandes hat sich in der Hermannsburger Mission vorzüglich bewährt. Es sind fast nirgends untüchtige Elemente dazu erwählt, sittlich unreife niemals. Es ist vereinzelt vorgekommen, daß Kirchenvorsteher eines Sündenfalles wegen aus dem Amt entlassen werden mußten. Im ganzen jedoch haben dieselben sich nicht nur ihres Amtes mit Ernst angenommen, sondern sich auch durch ihr Amt um so mehr zu einem ernsten, christlichen Wandel treiben lassen, um sich desselben würdig zu zeigen und der Gemeinde ein gutes Vorbild zu geben. Ihre Thätigkeit umfaßt die Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht bei den Gottesdiensten und überhaupt in der Gemeinde, die Hilfe in der christlichen Liebesthätigkeit, der Armen-, Kranken-, Witwen- und Waisenpflege, die Aufsicht über die Jugend, sonderlich die Katechumenen, die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Eheleuten oder sonstigen Gemeindegliedern, die Aufsicht über die Kirche und den Gottesacker, die Heranziehung der Gemeinde zu Bauarbeiten und dergl. Auch müssen sie den Missionar bei einer etwaigen Abwesenheit desselben in der Abhaltung des Gottesdienstes vertreten. Es ist ein weites Arbeitsfeld, auf dem sie als nützliche Helfer thätig sind. Und die Mission wird nur ihr eigenes Bestes fördern, wenn sie die Einrichtung des Kirchenvorstandes hebt und pflegt, fester ordnet und weiter ausbildet.

Gleichwie auf das kirchliche Gemeindeleben, so haben unsere Missionare auch im Zusammenhang damit auf die socialen Verhältnisse der Gemeinden und ihr gesamtes äußeres Leben einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Das Christentum bringt ja überall eine völlige Umwandlung der gesamten Lebensverhältnisse hervor. Aber diese durch die Christianisierung entstehende Bewegung muß in Hut und Pflege genommen und muß verständig geleitet werden. Zu schnelle Entwicklungen, ein zu rascher

Übergang bringen große Gefahren mit sich. Und da scheint uns die Praxis in unserer Mission eine wirklich verständige zu sein. Man übereilt nichts, man geht langsam vor. Aber man geht doch vorwärts; und indem die Missionare die Arbeit selbst in der Hand haben, mit den Christen leben und arbeiten, mit ihnen pflügen, pflanzen, säen, ernten, bauen und bewässern; und indem ihre Frauen und Töchter vielfach die Kleidung des weiblichen Geschlechts selbst beschaffen, bringen sie die sociale und kulturelle Entwicklung in eine gesunde Bahn. Die Leute lernen die Arbeit üben und schätzen. An den Missionaren sehen sie, daß diese nicht schändet. Bei den Heiden ist einer je höher, je weniger Arbeit er thut. Der Missionar aber schämt sich derselben nicht. Welcher Segen geht davon auf das Volk aus! Und diese Praxis unserer Mission muß mit Ernst festgehalten werden, — nicht nur der Ersparnis wegen, sondern vor allem des pädagogischen Gewinnes wegen. Man kann es an dem Ackerbau, an dem Bau der Häuser, an der Einrichtung derselben, an dem äußeren Auftreten der Männer und Weiber und an dem häuslichen Leben erkennen, daß die Hermannsburger Mission eine hervorragend praktische Tüchtigkeit hat. Praktisches Christentum zu bringen und zu pflegen, das Christentum als eine Macht des Lebens für Arbeit und Ruhe, für Leid und Freud, für Not und Tod darzubieten und darzustellen, das ist ihre Art. Wir wollen kein bloßes Sonntagschristentum, wie man es bei manchen Missionen findet, sondern auch ein Alltagschristentum. Wir wollen kein bloßes Stationschristentum, bei dem die Christen, solange sie auf der Station unter der Zucht des Missionars sind, ehrbar leben, an anderen Orten aber zuchtlos sind und sich den Heiden gleich halten. Wir wollen mit Gottes Hilfe unsere Christen dahin bringen, daß ihre Herzen wahrhaft dem Herrn angehören, und sie das überall und zu jeder Zeit mit dem Bekenntnis nicht nur des Mundes, sondern vor allem des Wandels erweisen. Nur so kann das Reich Gottes wahrhaft erbaut, und der Name Gottes geheiligt werden an den Christen und durch die Christen unter den Heiden.

Das ist unser Ziel. Darauf ist unsre Praxis zugeschnitten. Gott helfe uns dieselbe stets nach Kräften zu verbessern, erkannte Fehler abzulegen und fleißig und treu in der uns aus Gnaden übertragenen und aus Barmherzigkeit gesegneten Arbeit fortzufahren! Er lasse uns nach schwerer Zeit sein Reich eine Weile in Frieden bauen nach außen und nach innen!

Wer gewinnt Afrika?[1])

Die wenigen Seiten, welche Dr. Warneck der dritten Auflage seines „Offenen Briefes" zur Erwiderung auf die „Antwort" des Herrn v. Wißmann beigefügt hat, wollen nur in Kürze an einigen Beispielen zeigen, wie wenig es Herrn v. Wißmann gelungen ist, seine Verurteilung der evangelischen Mission zu begründen. Sie sind gewiß nicht in der Absicht geschrieben, die Diskussion fortzusetzen. Dies wünscht auch Herr von Wißmann nicht und wird von keiner Seite beabsichtigt sein. Die Gründe freilich, die dieser dafür anführt, daß es sich nämlich in dieser Sache in hervorragender Weise um „Glauben" handle und der „Glaube sich nicht durch Beweisführung erschüttern" lasse, und der andere, daß er keine Zeit habe, durften von dem nicht geltend gemacht werden, der zu der öffentlichen Verhandlung die Veranlassung gewesen ist. Diese hätte jedoch ganz nützlich werden können. Hätte der Herr seine Beobachtungen und Erfahrungen über die Missionen beider Kirchen, die er doch reichlich gemacht haben muß, mitgeteilt, und bei der Verwertung derselben sich daran gehalten, daß es beiden Missionen um die Verbreitung des christlichen Glaubens zu thun sein muß, so würde seine Antwort gewiß eine sehr gute Unterlage für eine fruchtbare öffentliche Besprechung geboten haben. Allein dies ist eben nicht geschehen und so empfiehlt es sich nicht, die Diskussion fortzuführen; diese Zeilen beabsichtigen auch nicht, dies zu thun.

Da jedoch die Frage nach der besten Methode, den christlichen Glauben unter sogenannten Wilden auszubreiten, immer wieder auftauchen wird, so sei es erlaubt, ein paar Bemerkungen darüber zu machen, was bei der Beantwortung dieser Frage zu beachten ist. Die erste bezieht sich mehr auf die formelle Behandlung der Frage. Es ist von Wichtigkeit, sich darüber zu verständigen, wer über die Missionsthätigkeit, ihre Methoden und Erfolge als vollgültiger Zeuge anzusehen ist. Herr v. Wißmann hatte behauptet, daß „alle Kenner Afrikas, Kaufleute, Forscher und Soldaten, Deutsche, Engländer oder welcher Nation sie auch angehören, mit ihm in allen eben erwähnten Punkten übereinstimmen." Dem gegenüber hatte ich unter andern geltend gemacht, daß wenn es in der That so sei, wie Herr v. Wißmann behauptet, doch auf Seiten der evangelischen Mission gegen 700 weiße Männer ständen, die Missionäre nämlich, die „in hervorragendem Maße Kenner Afrikas und in Sachen der Mission Sachverständige par excellence" seien. Dem widerspricht Herr v. Wißmann;

[1]) Dieser der Weserzeitung vom 13. September entnommene Artikel, in welchem Zahn noch einige wichtige Betrachtungen über die Auslassungen des Herrn v. Wißmann in seiner ‚Antwort' auf meinen ‚Offenen Brief' anstellt, dürfte den Lesern dieser Zeitschrift als eine lehrreiche Lektüre willkommen sein. Er ergänzt meine absichtlich kurz und für Erwiderungen von seiten Zahns und Merenskys offen gehaltene Kritik dieser ‚Antwort' in 4 wesentlichen Punkten: bezüglich der Urteilskompetenz der Missionare, des Wertes der Missionsgeschichtskenntnis, der Unterlassung einer mohammedanischen Mission in Ostafrika und des Defekts der alten und neuen römischen Afrikamission.

Selbstverständlich hat auch die ultramontane Presse in die gegenwärtige Kontroverse eingegriffen; die Art ihrer Polemik ist aber mit Ausnahme des ersten Artikels der Köln. Volkszeitung wieder derartig, daß sie eine Entgegnung nicht verdient.
D. H.

er will die Missionare nicht als Sachverständige ersten Ranges gelten lassen und zwar vornehmlich, weil „sich die Wirksamkeit des Missionars meist auf das Studium eines Stammes beschränkt,“ während dem Reisenden „der Vergleich verschiedener Stämme“ ein besseres Urteil gebe. Daran ist etwas Wahres, allein für gewöhnlich wird der Missionar den einen Stamm gründlich, der Reisende die vielen Stämme oberflächlich kennen, und schon aus dem Grunde würden wir das Urteil des Missionars vorziehen. Aber man kann doch auch nicht den Fachmännern aus solchem Grunde die Autorität absprechen. Ein Civilist, der etwa als Kriegskorrespondent vielen Kriegen und Manövern beigewohnt, würde doch schwerlich, wenn etwa sämtliche Lieutenants und Hauptleute ein anderes Urteil als er selbst haben, leugnen, daß diese Offiziere „Sachverständige par excellence“ seien aus dem Grunde, weil diese meistens auf den Compagniedienst sich beschränkt hätten. Oder ein Jurist würde doch den Lehrern nicht abstreiten, daß sie in pädagogischen Fragen Autoritäten ersten Ranges sind, weil jeder Lehrer meistens sich auf seine Schule oder gar Klasse beschränkt. Wie in jedem Berufe, so wird es auch im Missionsberufe dabei bleiben müssen, daß die Fachmänner die Sachverständigen sind. Wie in jedem Berufe, wird auch im Missionsberufe eine gewisse Einseitigkeit sich ausbilden, und insofern ist es gut, wenn der Soldat, der Kaufmann und vor allem der Staatsmann sein Urteil über die Mission ausspricht. Aber diese Einseitigkeit ist nur die Schattenseite ihrer Autorität. Sie wird aber auch dadurch gemildert, daß nicht nur ein Missionar aus einem Stamme, sondern hunderte von Missionaren aus Ost und West und Süd ihr Zeugnis abgeben und einer den andern korrigiert und ergänzt. Es wird dabei bleiben, daß eine fruchtbare Besprechung der Missionsfrage nur möglich ist, wenn man diese Sachverständigen hört und beachtet. Eine Meinung, welche das fast einstimmige Urteil dieser Sachverständigen gegen sich hat, muß sehr gut begründet werden, wenn sie bei Urteilsfähigen Glauben finden soll. Eine fruchtbringende Besprechung der richtigen Missionsmethode wird nicht vergessen dürfen, daß die „Arbeiter in der Sache“ in erster Linie zu hören sind.

„Zu einer fruchtbaren Besprechung der Mission, hatte ich mir erlaubt zu bemerken, gehört . . . eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Mission, die 19 Jahrhunderte alt ist und noch heute weitergeht.“ Herr v. Wißmann findet, daß dies „sehr schön und wissenschaftlich klingt,“ aber nicht viel hilft. Ich weiß nicht, warum dies gerade „wissenschaftlich“ klingen soll. Es ist die einfache Wahrheit, daß man, um über eine Sache ein Urteil zu haben, ihre Geschichte kennen muß, daß, wie man über Politisches nicht richtig urteilen kann ohne Kenntnis der Weltgeschichte, so über Kirchliches nicht ohne Kenntnis der Kirchengeschichte. Kein Naturforscher wird von einem Reisenden, mag er noch so viele Stämme bereist haben, große Förderung für seine Wissenschaft erwarten, wenn der Reisende auf die Reise geht, ohne von diesen Sachen etwas zu verstehen. Wie kann man denn ein gutes Urteil über Religionsfragen, über Kirchenfragen erwarten, wenn der Reisende von der Religionsgeschichte und der Kirchengeschichte nichts weiß, oder, was er weiß, ignoriert? Er meldet von einer krankhaften Erscheinung und schildert sie als ein Zeichen des Todes, der Kundige aber weiß, daß nur eine Kinderkrankheit vorliegt, die jede gesunde

Kirche gehabt und überwunden hat. Er meldet von einer schönen Blüte und schildert sie als ein Zeichen der kräftigsten Gesundheit, während der Kundige weiß, daß diese Blüte nie Frucht bringt sondern das Zeichen des Todes ist, wie die Röte auf der Wange des Schwindsüchtigen. Da hilft es doch sehr, Kenntnis der Kirchengeschichte, der Geschichte überhaupt, zu haben und anzuwenden, sie lehrt uns, augenblickliche Erscheinungen, günstige wie ungünstige, in der richtigen Weise zu verwerten.

Es sei gestattet, dies an zwei für die Beurteilung der Religionsbewegung in Afrika wichtigen Erscheinungen anläßlich der Antwort des Herrn v. Wißmann kurz zu erläutern. „Haben Sie sich, schreibt er, so möchte ich Herrn Zahn fragen, schon einmal die Frage vorgelegt, warum die Araber in Ostafrika, die überall, wohin sie kommen, Propaganda machen für ihren dem Wilden leicht verständlichen Glauben, beim Bantuneger dies aufgegeben haben?“ Herr von Wißmann erwartet von mir die Anwort, daß die Araber es unterlassen, den Bantuneger zum Mohammedaner zu machen, weil sie ihn für unfähig hierzu halten, und setzt voraus, daß ich sie für eine Autorität gelten lasse, die also sein Urteil bestätige. Allein ich halte weder die Araber für eine Autorität, noch glaube ich, daß die erwartete Antwort die richtige ist. Die Araber, welche keineswegs überall Propaganda machen, haben ganz andere Gründe, da wo sie Sklavenhandel treiben, keine Mission zu treiben. Ihre Interessen stehen ihnen höher als ihr Glaube. Einen Glaubensgenossen dürfen sie nach dem Koran nicht zum Sklaven machen; ihre Mission würde ihnen also die Jagdgründe für den Sklavenfang verderben. Aus ganz anderer Gegend, als die, welche Herr v. Wißmann im Auge hat, schreibt z. B. Professor Schweinfurt: „Überhaupt fand ich Gelegenheit, wiederholt die Bemerkung zu machen, daß die Elfenbeinexpeditionen der Chartumer — durchaus nicht das Mindeste dazu beitrugen, Propaganda für den Islam zu machen. Negervölker, einmal zum Islam bekehrt, würden hinfort nicht mehr als Sklaven betrachtet werden können, sondern wären sofort eo ipso Brüder. (Im Herzen Afrikas II. S. 234. Siehe auch meinen Artikel. Islam und Christentum, Allgem. Missions-Zeitschrift 1888, S. 582).

Das ist der Grund für ihr Nichtmissionieren. Aber wenn sie auch die Bantuneger Heiden bleiben ließen, weil sie dieselben für den Islam noch nicht für reif halten, so würde dies Verfahren kein vorbildliches sein können. Bekanntlich giebt es einige Forscher, die behaupten, nur der Islam könne Afrika erobern und auf eine höhere Stufe der Kultur heben. Merkwürdigerweise sind dies zuweilen dieselben, welche neben dem Islam die römisch-katholische Kirche als Retterin Afrikas preisen. Auch andere, die den Sieg des Islam als ein Verderben betrachten, sehen mit Beunruhigung auf seine Fortschritte. Und ist auch das Urteil der Forscher über das Maß dieses Fortschrittes kein einstimmiges, so leugnet doch niemand, daß der Islam vorgedrungen ist. Aber ist das etwa merkwürdig? Ist es ein Zeichen, daß er sich besonders auf die Behandlung der afrikanischen Völker versteht? Muß man nicht vielmehr statt über sein Vordringen darüber sich wundern, daß er noch immer nicht ganz Afrika erobert hat? Zwölf Jahrhunderte sind verflossen, seit der Islam die Grenzen Arabiens überschritten hat, um die Welt

zu erobern. An drei Weltteilen hat er sich versucht, und in keinem ist es ihm gelungen, Herr zu werden. Es begreift sich, daß er in Europa, wo ihm höhere Rassen und das Christentum entgegentraten, zurückgeschlagen wurde. Man kann es sich auch erklären, daß er so hohes Geistesleben, wie er in Asien vorfand, gar nicht oder nur für eine Zeit unterwerfen konnte. Aber warum ist es ihm mit Afrika nicht gelungen? Warum ist Afrika in zwölf Jahrhunderten keine Domäne des Islam geworden, nachdem es diesem fast im ersten Anlauf gelungen war, die verrotteten Kirchen Nordafrikas zu stürzen und sich zum Herren des gesündesten Teiles Afrikas zu machen? Nirgends stieß er hier auf eine Volksrasse, die dem Araber überlegen; nirgends hatte er ein Kultur zu überwinden, die höher stand als die seinige. Den schwarzen Afrikanern überlegen, war er doch weder durch Hautfarbe, noch in der Kultur und den Anschauungen und Lebensgewohnheiten von ihm so verschieden, wie der Weiße, insbesondere der moderne Weiße es ist. Auch das Klima focht ihn nicht an, wie den Europäer. Und trotz aller dieser Vorteile hat er Afrika nicht erobert, sondern dem Christen noch Raum gelassen, den Kampf zu wagen, ob Afrika dem Islam oder dem Christentum gehören soll. Die richtige Fragestellung ist nicht: Warum macht der Islam so große Fortschritte und was können wir von ihm lernen? sondern: Warum hat der Islam Afrika nicht längst erobert und welche Fehler hat er gemacht, die wir vermeiden müssen? Einer seiner Fehler ist, daß er die Religion, wie in Ostafrika und andern Orten entweder ganz beiseite gelassen oder, wie meistens, nur ganz äußerlich verbreitet hat, daß er keine religiösen Keime gepflanzt hat, die fortwuchsen und Frucht brachten. Dem Islam fehlt das, was die Stärke der evangelischen Mission ist; er verstand nicht, die zu den größten Fortschritten treibende Kraft, die Religion ins Herz zu pflanzen.

Herr Merensky hatte seine Verwunderung ausgesprochen, daß Herr v. Wißmann bei einem allgemeinen Urteil über den Wert der beiden Missionen die Zustände außer acht gelassen habe, die er in St. Paulo de Loando, in Dondo und Mulange früher habe kennen gelernt. Herr v. Wißmann entgegnet, daß er in den genannten Orten Missionen gar nicht habe kennen gelernt, überhaupt nicht glaube, daß es Missionen in Angola gebe; die römisch-katholische Kirche thue dort ihr Werk, wie es in den katholischen Ländern Europas geschehe. „Es ist mir kein Fall bekannt, daß Heidenbekehrung getrieben wird.“ Das ist, was andere Reisende auch melden. Aber hat sich Herr v. Wißmann, der die einheitliche Organisation der römischen Kirche lobt, nicht die Frage vorgelegt, wie es kommt, daß Rom dort nicht missioniert? Hat die römisch-katholische Kirche das richtige Mittel Afrika zu gewinnen, dann erhebt sich die Frage: Warum hat die römisch-katholische Kirche Afrika nicht erobert?

Als Amru 641 Ägypten dem Khalifen Omar eroberte, war der erste Schritt geschehen zur Ausschließung der christlichen Kirche von Afrika. Nur im Norden war der Erdteil damals für die Christen zugänglich, und dieser war in den Händen des Islam, welcher Missionsversuche unmöglich machte. Einzelne Versuche, wie die des Raymundus Lullus, sind fehlgeschlagen. Um Afrika zu christianisieren, mußte der christlichen Kirche ein neuer Zugang zum Erdteil

geöffnet werden. Nachdem dem Islam ein Vorsprung von 800 Jahren in der Bekehrung Afrikas gegeben war, ist dann auch für das Christentum ein Weg geöffnet worden, als im 15. Jahrhundert portugiesische Seefahrer die Westküste Afrikas entdeckten, den Weg ums Kap fanden und bis nach Ostafrika kamen. Damit trat vor $4^1/_2$ Jahrhunderten die römisch-katholische Kirche in den Kampf um Afrika ein. Warum hat sie in 450 Jahren Afrika nicht erobert? Sie hatte nicht alle Vorteile des Islam; es waren weiße Männer, Fremdlinge, die hier ins Land kamen, und nicht in den gesundesten Teil des Landes. Aber sie saßen doch an den größten und besten Wasserstraßen Afrikas, am Kongo und am Sambesi. Sie haben sie nicht benutzt. Sie hatten auch Erfolg. Sie pflanzten Kirchen, die den Kirchendienst thaten, wie europäische Kirchen. Aber diese Kirchen haben sie nicht benutzt. An manchen Orten sind von diesen Kirchen nur noch Ruinen da, an andern Orten ist es so, wie Herr v. Wißmann bezeugt: Heidenbekehrung wird nicht getrieben. Die Missionen der römischen Kirche, die man jetzt lobt, sind neue Pflanzungen, ohne Zusammenhang mit der alten Arbeit, höchstens 50 Jahre alt. Vier Jahrhunderte Missionsarbeit der römisch-katholischen Kirche sind ohne nennenswerten Nutzen für Afrika geblieben. Das legt doch dem Beurteiler die Frage vor: woher dieser Mißerfolg? Die Antwort ist nicht mit einem Wort gegeben. Ein Grund ist, daß die römische Kirche den Zwang sanktioniert hat, den auch moderne Freunde Afrikas empfehlen. Der Hauptgrund aber ist, weil sie es gemacht hat, wie sie es heute wieder macht, daß sie statt auf Herzensbildung das Hauptgewicht zu legen, die Einverleibung in die Kirche, die kirchliche Gewöhnung, die Dressur durch Anstaltsleben für die Hauptsache ansieht. Wie der Islam hat auch sie es nicht verstanden, in den afrikanischen Wildnissen Quellen zu graben, aus denen selbständig befruchtendes Wasser sich ergießt. Sie ist an dem zu Grunde gegangen, was ihre modernen Bewunderer an ihr preisen.

Ob einstweilen die neueren Versuche im Osten und Westen Afrikas blühen, ändert dieses Urteil der Geschichte nicht. Es mag auch wohl sein, daß dieselben sich kräftiger erweisen als die früheren. Denn die moderne römisch-katholische Mission hat sehr viel von der evangelischen gelernt. In der Heidenpredigt, in der Schulthätigkeit, in der Benutzung der einheimischen Sprachen folgt sie dem Beispiel der evangelischen Mission. Es bleibt freilich noch viel zu wünschen übrig. So berichtet z. B. Pater Le Roy, aus der Kongregation des heiligen Geistes und des heiligen Herzens Mariä, von der Arbeit, die Herr v. Wißmann so lobt wegen ihrer Bedeutung als Kulturfaktor, daß jetzt nach 25jähriger Arbeit „endlich die Sprache des Volkes, dem wir das Evangelium verkündigen sollen, für sie kein Geheimnis mehr sei." Pater Sacleux, der nach Frankreich heimkehrt, werde Schriften besorgen „und wir wollen hoffen, so schreibt Pater Le Roy am 2. Dezember 1885, daß wir von jetzt an nach zwei Jahren die ersten notwendigen Bücher haben werden, um sie in die Hände der Missionare zu legen, den Schulkindern zu geben und in den Dörfern im Innern zu verbreiten, wo sie ehemalige Zöglinge, die nun Männer geworden, lesen und auslegen werden." (Jahrbuch der Verbr. 1886 III. S. 66.) Man muß bedenken, daß diese Mission

hauptsächlich sich mit Kindern abgiebt; schon 1872 hatte sie 300 Kinder. Und für diese großen Schulen hofft man nach 25jähriger Arbeit bald die „ersten notwendigen Bücher“ in der Sprache zu bekommen, welche diese Kinder verstehen. So steht es auch heute noch. Die protestantischen Missionen dagegen, denen der Herr v. Wißmann so wenig kulturelle Bedeutung zumißt, haben längst in den Sprachen gearbeitet und etwas geleistet. Wenn ein Europäer Kisuaheli mit Hülfe eines Buches lernen will, dann nimmt er die Arbeit des protestantischen Bischofs Dr. Steere zur Hand. Wer im orientalischen Seminar in Berlin diese Sprache lernt, gebraucht ein Hülfsbüchlein, das eine Übersetzung von Steere's Buch ist. So ganz ohne Bedeutung für die Kultur ist die evangelische Mission also doch wohl nicht.

Es ist nur zu wünschen, daß die römisch-katholische Mission noch manches von der evangelischen lerne, damit die neueren Arbeiten für Afrika mehr Frucht bringen als die alten. Dagegen würde es verhängnisvoll sein, wenn die evangelische Mission ihre Methode ändern und Ratschlägen folgen wollte, die unter dem Eindruck einzelner momentaner Beobachtungen ohne Einsicht in den Zusammenhang der gesamten Entwicklung gegeben sind. Bei ihrer Weise hat sie in nicht ganz einem Jahrhundert geleistet, was an Quantität und Qualität die Missionserfolge der römischen Kirche weit übertrifft. Männer wie der Fürst Khama, wie der evangelische Bischof Crowther, Kirchen wie die am Niger und im Yorubaland, hat die römische Kirche Afrikas nicht aufzuweisen. Die evangelische Mission soll nur unbeirrt ihren Weg fortsetzen; ein Irrweg ist es nicht.

F. M. Zahn.

Bonifatius, der Apostel der Deutschen.

Von Sup. a. D. Lic. theol. Hupfeld in Eisleben.

(Schluß.)

Zu der päpstlichen Ernennung holte sich Bonifatius die für seine Thätigkeit im Frankenreiche unerläßliche Anerkennung durch den Landesherrn bei Karl Martell. Er war sicher, sie zu erhalten, niemand durchschaute besser als Karl Martell die unermeßliche politische Tragweite der durch diesen Sendboten des Evangeliums — ohne Schwertstreich — errungenen Erfolge für die innere Einheit und Befestigung des fränkischen Reichs. Als in Rom — der Quelle aller kirchlichen Autorität — geweihter Bischof, aber im Frieden des Landesherrn betritt er wieder zunächst sein hessisches Missionsgebiet. Die Fällung der heiligen Eiche bei Geismar giebt dem Heidentum den Todesstoß, die letzten Heiden werden getauft, das Land durchziehend, spendet Bonifatius den Getauften die Firmung und sorgt für die weitere geistliche Verpflegung der Gemeinden.

Erst nun betritt Bonifatius wieder persönlich das eigentliche Thüringen. Die Kelten selbst sind hier verschwunden, den Widerspruch ihrer Schüler überwindet die Autorität des Namens Rom und der gewinnende Eindruck seiner Persönlichkeit, seine bischöfliche Gewalt wird überall anerkannt. Und nun entfaltet Bonifatius in rastlosester Thätigkeit sein unvergleichliches Talent für kirchliche Pflege und Organisation: Kirchen werden gebaut, Klöster gegründet, Lehrer und Prediger für das noch halb heidnische Volk herangezogen, falsche Priester und abweichende Gebräuche — und mit ihnen bedrohliche Keime einer kirchlichen Spaltung — werden beseitigt, die für die kirchliche Erstlingsarbeit nötige Einheit in Lehre und Kultus wie in den Vorschriften der Kirche für das Leben der Geistlichen wie der Getauften durchgeführt — alles ohne irgend eine weitere Hilfe des weltlichen Arms als des Schutzbriefes von Karl Martell für seine Person — bei der geringen Macht des fränkischen Königtums im Osten eine nur nominelle Hülfe — aber überall regen sich freiwillige Hände, zu schützen und zu bauen. Bonifatius hat seine sämtlichen Kirchen in Thüringen lediglich mit Gaben der einheimischen Christen ausgestattet.

Nur die lebendigen Hilfskräfte kommen von auswärts. Von Anfang an ist Bonifatius in regstem Verkehr durch Briefe und Boten mit

der Heimat geblieben; mit der gespanntesten Teilnahme hat man von dort sein Werk verfolgt. Wie beneidet Bischof Daniel von Winchester den jüngern Freund um die Thätigkeit, wie sie Bonifatius in Hessen geübt: „In täglicher Arbeit die steinernen und unfruchtbaren Herzen der Heiden mit der Pflugschar der evangelischen Verkündigung in fruchtbares Ackerland umzuwandeln." Andere eilen persönlich herbei. Unter mehreren, die denselben Namen Wichtbert oder Wigbert tragen, einer, den Bonifatius in das von ihm gegründete Kloster in Fritzlar als Lehrer für Heranbildung von Geistlichen setzt; ein andrer aus edlem Geschlecht, dem Bonifatius in hoher Freude weit entgegeneilt; den edeln Mann darf er an die schwerste Stelle setzen, nach Niederhessen, an die Grenzen der heidnischen Sachsen. Von hier meldet ein uns erhaltener Brief den Freunden in Glastonbury: die Arbeit sei gefährlich und mühevoll in jeder Hinsicht, Hunger und Durst, Kälte und feindliche Überfälle müsse man ertragen. Doch sei er freudig und getrost, seine Freunde möchten nur fleißig für ihn beten, daß ihm das Wort gegeben werde mit freudigem Aufthun seines Mundes. Er preist Gott, der da will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, daß er seinen Weg in dieses Werk und grade in diese Gegend gelenkt habe! — Man erkennt hieraus den Geist, in dem Bonifatius wirkte und mit dem er die Gehilfen in der Nähe und die Freunde in der Ferne zu erfüllen weiß. Ein Feuer der Begeisterung entzündet sich, das immer mehr Herzen ergreift, an dem großen Werke mitzuarbeiten. Wertvolle Geschenke fließen ihm zu, an Gold, an heiligen Geräten und Gewändern für Altäre und Priester, besonders an Büchern. Erzbischof Nothelm von Canterbury sendet dem Bonifatius die ihm besonders erwünschten Briefe des Papstes Gregor des Großen über Betrieb der Mission an Bischof Augustin, ein Abt Duddo Kommentare zu den paulinischen Briefen. Das wertvollste freilich bleiben die Gaben der Männer und Frauen, die sich selbst aufmachen, um Christo in der Fremde zu dienen.

Es ist hier der Ort, einen Blick auf den engern Kreis der angelsächsischen Freunde und Schüler des Bonifatius zu werfen, der in der Geschichte der Kirche, der Mission, einzig dasteht. Zuerst muß Lul genannt werden, der spätere Bischof und Erzbischof in Mainz, sein Schüler schon in Nhutscelle; damals waren es besonders die Wissenschaften, die er von Bonifatius lernte, später dankt er ihm in überschwenglichen Worten — aber treu im Danke bis zum Tod — seine geistliche Erweckung: die Rettung seiner Seele durch Erkenntnis der Sünde und den Trost der Vergebung bei Christo. Von Rom aus, wohin er gepilgert, um Frieden

zu finden, hat er sich zu Bonifatius begeben, fortan einer seiner treusten und dankbarsten Schüler; in Ohrdruff vervollständigt er — bis dahin Laie — seine theologischen Studien, erhält von Bonifatius die geistlichen Weihen, von nun ab im geistlichen Amt der unermüdliche Genosse der Nöte und Arbeiten des geliebten Meisters, zu dem Gott selbst ihn geführt habe! — Von den übrigen seien hier nur Denehard und Burchard erwähnt, jener älter als Lul, schon 723 Presbyter, als unbedingt zuverlässiger Gesinnungsgenosse des Bonifatius sein geschickter Bote und Unterhändler beim Papst; dieser der nachmalige erste Bischof von Würzburg. Aber ganz besonders ziehen uns die Frauen an, die dem Rufe des Bonifatius folgen, die hervorragendste Lioba, eine Verwandte von ihm, erzogen im Marienkloster auf der Insel Thanet in der Themse von der Äbtissin Eadburg, einer der bedeutendsten und gebildetsten unter den edlen Frauen Englands, mit welcher Bonifatius in regstem brieflichen Verkehr stand; von ihr erbittet er sich eine Abschrift der Briefe des Petrus in Goldbuchstaben, die sie meisterlich zu schreiben verstand. Ihr tägliches Studium war die heilige Schrift. Mit lebhaftester Teilnahme verfolgt sie die Erfolge des Bonifatius. Er findet in seiner rastlosen Thätigkeit Zeit, ihr in umfangreichen Briefen die Vision eines Mönchs über die jenseitigen Dinge mitzuteilen, literarisch hoch interessant, weil hier schon in rohen Umrissen das Schema zu Dantes Göttlicher Komödie begegnet. — Mit dem hochverehrten Freunde ihrer Lehrerin trat nun auch die vertraute Schülerin Lioba in brieflichen Verkehr; in „reizender Zutraulichkeit" wendet sich das Mädchen an den Mann, zu dem ein Vertrauen wie zu keinem andern Menschen ihre Seele erfüllt; sie fügt ihre ersten poetischen Versuche bei: „Ich wollte die schwache Anlage üben und bedarf, daß du mir hilfst." Später im Kloster Winbrunno dient die harte Zucht der schroffen Äbtissin Tetta nur noch mehr dazu, die sonnige Heiterkeit ihres Gemüts und die Liebesfähigkeit ihrer Seele zu offenbaren: von jedermann wurde sie geliebt, ihren Namen Lioba übersetzt man in Dilecta, die Geliebte. Allem Übermaß der Askese war sie abhold, sobald sie die Frische des Geistes zu hindern drohte, in Speise und Trank so mäßig, daß man ihren Becher als den „kleinen der Lieben" von den andern unterschied. Mit hoher Freude erstrebte sie die Bildung ihres Geistes, nicht nur die heilige Schrift studierte sie, sondern auch die Schriften der Kirchenväter, aus denen sie manches gute Wort behielt, denn nicht um tote Gelehrsamkeit war es ihr zu thun, sondern um praktische Heilserkenntnis, mit hellem Geist verbindet sie entschlossenen Willen und Tüchtigkeit im Leben. Freudig folgt sie jetzt dem Bonifatius in

sein Werk, er stellt sie an die Spitze des Klosters Tauberbischofsheim, unter ihrer trefflichen Leitung erblüht es zu einer Bildungsstätte für die Töchter der edlen Geschlechter Deutschlands, die Kaiserin Hildegard, Gemahlin Karls des Großen, ward ihre Schülerin und Freundin bis zum Tod. Mit Lioba kamen noch andre edle Frauen, so Tekla, ihre Gehülfin in Bischofsheim, Chunihilt, eine Tante Luls, eine kenntnisreiche Frau von männlichem Geist, mit ihrer gelehrten Tochter Berhtgit; ihre Briefe an ihren Bruder Baldhard — auch ein Gehilfe des Bonifatius und des Lul — sind ein geschickter Ausdruck der Schwesterliebe, sie macht gewandte Verse, und zahlreiche Citate aus dem Alten und Neuen Testament beweisen ihre Schriftkenntnis.

Mit Hilfe dieser Männer und Frauen wurde es dem Bonifatius möglich, eine Anzahl neuer Klöster und Schulen zu begründen: in ihnen wurde mit dem Christentum zugleich die litterarische Bildung gepflegt, die in England sich so rasch entfaltet hatte. Die Frucht war, daß im Laufe von zwei Generationen der deutsche Klerus der gebildetste war der damaligen Welt und die deutsche Kirche unter Karl dem Großen auch dem römischen Papst das Gesetz der reinen Lehre gab. Aber noch abgesehen von diesen späteren Kulturwirkungen, die unmittelbaren politischen Folgen[1]) des Wirkens des Bonifatius als Missionar wie als Bischof schon für die Gegenwart waren unermeßlich. Welche Veränderung in der Lage der Dinge bis zum Anfang des Jahres 732, das die große weltgeschichtliche Entscheidung im Kampf mit dem Islam bringen sollte. Die 17 Jahre, seit Bonifatius zuerst das Festland betrat, haben der christlichen Pflanzung in der germanischen Welt die Rettung gebracht, die in der Mission erwiesene Kraft des christlichen Glaubens hat eine rückwirkende Kraft der Belebung auf Rom und die ganze abendländische Christenheit geübt. Es entstand jenes christliche Gemeingefühl, das nun die siegreiche Abwehr möglich machte: der Heerbann der nun christlich gewordenen nördlichen Stämme, Friesen, Hessen, Thüringer, bildet den Kern im Heere Karl Martells. Bei Poitiers am 25. Oktober 732 traten sich die Saracenen und die Franken entgegen, 7 Tage lang standen sie einander gegenüber, als es zum Schlagen kam, zeigten die Franken eine bewundernswerte Mannszucht, wie Mauern standen ihre Reihen — ein Augenzeuge, der spanische Bischof Isidor, als Geißel im Heere Abderrhamans gegenwärtig, vergleicht sie mit unbeweglichen Eismassen — und alsdann, als es zum Zusammentreffen kam, die Überlegenheit der nordischen Körperkraft:

[1]) Das Folgende nach der universalhistorischen Auffassung in Rankes Weltgeschichte.

bis auf die Brust spalteten in ihrer eisernen Hand die Schwerter die Köpfe der Feinde; Abderrhaman fiel, das Lager erbeuteten die Austrasier, damals verloren die Söhne der Wüste den Mut, wieder mit den furchtbaren Deutschen anzubinden. Nicht der Streitaxt der Westfranken, den schwerterführenden deutschen Stämmen, den Hessen und Thüringern, gebührt die Palme des großen Sieges, die Rettung der christlichen Welt.

Als Bonifatius die Kunde erhielt, hatte ihn Papst Gregor III. — der seine volle Bedeutung zu würdigen wußte — schon zum Erzbischof ernannt. Längst war seine Arbeit über den Rahmen einer nur bischöflichen Thätigkeit hinausgewachsen, das neu errungene Gebiet bedurfte behufs Durchführung kirchlicher Pflege der Zerlegung in mehrere Diöcesen. Bonifatius hatte nur um einen Gehilfen gebeten, er dachte noch nicht an die Möglichkeit einer neuen Kirchenprovinz, besser als der Papst durchschaute er die politischen Schwierigkeiten. In der That blieb er zunächst Erzbischof nur dem Namen nach, nur einen Vorteil hatte der Titel und die Stellung als päpstlicher Legat: Herzog Hucbert eröffnet ihm den Zugang zu der bayrischen Kirche, noch nicht für Herstellung einer kirchlichen Ordnung, aber für Predigt und Visitation. Mit gewissenhafter Treue benutzt Bonifatius die geöffnete Thür; zu den liebsten Früchten seiner gesegneten Visitationsreise gehört, daß er dem jungen Sturmi, dem Sohn eines bayrischen Großen, das Herz gewann, mit der ganzen Innigkeit jugendlicher Begeisterung schloß er sich an Bonifatius an, von ihm dann nach Fritzlar gesandt und dort unter Wigbert ausgebildet, ward er später der Gründer des Klosters Fulda, der Lieblingsstiftung des Bonifatius aus seinem Alter. — Zunächst aus Bayern nach Thüringen zurückgekehrt, wo er alles im fröhlichen Aufblühen fand, aber von dem Gefühl bedrückt, daß für eine erzbischöfliche Thätigkeit die Stunde noch nicht gekommen, erwachte in Bonifatius mit neuer Gewalt der Wunsch, sich seiner kirchlichen Titel entkleiden zu lassen, um als Prediger des Evangeliums zu den Sachsen zu gehen. Dieser Wunsch führt ihn im Sommer 738 zum drittenmal nach Rom. Gregor III. wollte von einem Rücktritt nichts wissen; er machte ihm die Freude, seine Missionspläne zu billigen, und wie sehr Bonifatius dadurch ermutigt war, zeigt, daß er von Rom aus die englische Christenheit zu neuem Eifer in der Fürbitte für die Bekehrung der stammverwandten Sachsen auffordert; zunächst aber wollte Gregor die Organisation der deutschen Kirche vollendet wissen. Eifrig wirbt Bonifatius in Rom in der dortigen zahlreichen angelsächsischen Kolonie neue Mitarbeiter; damals gewann er zu einem Leben gesegneter Thätigkeit statt der bisher geübten Askese Wunnibald, seinen Verwandten.

Schon 720 war er durch das stürmische Feuer des älteren Bruders Willibald mit seinem greisen Vater, der unterwegs erlag, nach Rom geführt: selig für das Brüderpaar der Tag, wo sie dort „die schimmernde Basilika des heiligen Petrus betreten durften.“ Willibald wird von seinem frommen Wandertrieb weiter in das heilige Land getrieben; Wunnibald fand in einem römischen Kloster eine Heimat. In der Bekanntschaft mit Bonifatius geht ihm die Ahnung auf, daß es doch noch etwas Höheres giebt, als Beschaulichkeit. Bonifatius giebt ihm zunächst in Thüringen 7 Kirchen zu besorgen, 13 Jahre angestrengter reicher Wirksamkeit im geistlichen Amt in Thüringen, Bayern und in Mainz vergehn, dann hat er mit seiner Schwester Walpurgis zusammen das Doppelkloster Heidenheim gegründet, veranlaßt durch seinen Bruder Willibald, der ihm, nach siebenjährigem Aufenthalt im Morgenland, schon im Jahre 739 nach Deutschland gefolgt war. Bonifatius hat ihm zunächst das Kloster in Eichstätt übergeben und, um als Missionar unter den Slaven von dort aus zu wirken, ihm 741 die bischöfliche Ordination erteilt; später nach der Trennung des Nordgaus von Bayern ward dann Eichstätt eine eigene Diöcese. Es sollte das unvergeßliche Verdienst der drei eng verbundenen Geschwister werden, daß die ganze Entwicklung des Nordgaus einen hohen Vorsprung gewann.

Ein Jahr (738—739) verweilte Bonifatius in Rom; für die ihm selbst versagte Sachsenmission erreicht er noch, daß sein Lieblingsschüler und bis dahin unzertrennlicher Genosse Gregor zum Abt des Martinsklosters in Utrecht bestimmt wird: noch sofort in Rom erwirbt er einen bedeutenden Bücherschatz und gewinnt eine Anzahl angelsächsischer Jünglinge als die Erstlinge seiner zahlreichen Schüler. — Dann verläßt Bonifatius die ewige Stadt, um sie nun nicht wiederzusehen. Das Werk der nächsten Jahre ist die Durchführung der mit Gregor III. verabredeten kirchlichen Organisation, Hand in Hand mit den jetzt günstiger gesinnten Landesfürsten. In Bayern genehmigt Odilo, der neue Herzog aus dem Stamm der Agilolfinger, die Einrichtung der Bistümer Passau, Regensburg, Salzburg und Freising; mit großem Eifer nehmen sich die neuen Bischöfe der Reform des verwilderten Klerus, der Begründung einer kirchlichen Ordnung an. An keinem Beispiel erkennen wir so deutlich den hohen Wert der kirchlich grundlegenden Sendung des Bonifatius, zugleich mit ihrer hohen nationalen Bedeutung. Vor Bonifatius lebte der bayrische Stamm ein völliges Sonderleben: die bayrische Kirche hatte Verbindung mit Rom, aber sie widerstrebte ebenso wie der bayrische Stamm der Verbindung mit den Franken. Nimmermehr wäre Karl dem Großen die

Verschmelzung gelungen, wenn nicht Bonifatius die Wege geebnet, die bayrische Kirche in den Kreis seiner reformierenden und organisierenden Thätigkeit hineingezogen hätte. Aus der Zeit der keltischen Mönche, denen das Verdienst nicht bestritten werden soll, auch in Bayern vielfach zuerst, wenn auch planlos den Samen des Evangeliums ausgestreut zu haben, ist doch keine einzige Stiftung geblieben, kein Name einer Kirche oder eines Klosters kann genannt werden. Kaum sind die von Bonifatius gegründeten Bistümer ins Leben getreten, so erwacht eine Thätigkeit, die bald das ganze Land mit dem Netz von Pfarreien, von Kirchen, von Klöstern überzieht, wie dasselbe noch heute besteht. Kein Menschenalter vergeht, und das Bistum Salzburg zählt, abgesehen von der gleichen Zahl an Klöstern und Privatkirchen, 67 Pfarrkirchen, das Bistum Freising 65, in den übrigen Diözesen herrscht dieselbe unvergleichliche Regsamkeit. Dabei ergeben die Freisinger Urkunden, daß die Mehrzahl dieser Kirchen von den Gemeinden selbst gebaut und dotiert sind. Ebenso schnell vermehren sich die Klöster, die beim Fehlen der Städte in diesen Gegenden eine ganz besondere Kulturmission zu erfüllen hatten, Bonifatius selbst gründet Benedictbeuren. —

Und nun gestattet auch Karl Martell die Organisation in Hessen und Thüringen. Es war ein großer Tag im Leben des Bonifatius, als im Herbst 741 auf der Salzburg bei Neustadt an der fränkischen Saale, der alten Königsburg der Merowinger, die Bischöfe für Büraburg in Hessen, Erfurt in Thüringen, Würzburg im Maingebiet geweiht werden konnten; gleichzeitig erhielt Willibald von Eichstätt die bischöfliche Ordination.

63 Jahr alt war Bonifatius; da tritt nach allem, was er geleistet, das größte und schwierigste Werk an ihn heran: nach dem Tode Karl Martells — dieses ausschließlich politischen Charakters, der Mission und Reform wohl gestattet, aber nicht gefördert hat und dadurch dem päpstlichen Stuhl Raum gelassen, sich um Deutschland ein unleugbares Verdienst zu erwerben — auf Verlangen seiner Söhne Karlmann und Pippin die Wiederaufrichtung der verfallenen fränkischen Kirche. Nur kurz können wir die Stadien verfolgen, zu beachten bleibt, daß Bonifatius sie im Auftrag der fürstlichen Gewalt, nicht des Papstes, unternimmt und durchführt; nach Gregors III. Tode hat er zu dessen Nachfolger Zacharias, einem politisch intriganten, kleinlich herrschsüchtigen Charakter kein inneres Verhältnis. Ihm ists aber nicht um die rechtliche Form, sondern um die Sache, die Besserung der Kirche zu thun; theoretisch für die kirchliche Gewalt der Päpste, erkennt er die thatsächliche Lage an im Frankenreich: nur im Auftrag des Landesherrn ist hier eine

Schon 720 war er durch das stürmische Feuer des älteren Bruders Willibald mit seinem greisen Vater, der unterwegs erlag, nach Rom geführt: selig für das Brüderpaar der Tag, wo sie dort „die schimmernde Basilika des heiligen Petrus betreten durften.“ Willibald wird von seinem frommen Wandertrieb weiter in das heilige Land getrieben; Wunnibald fand in einem römischen Kloster eine Heimat. In der Bekanntschaft mit Bonifatius geht ihm die Ahnung auf, daß es doch noch etwas Höheres giebt, als Beschaulichkeit. Bonifatius giebt ihm zunächst in Thüringen 7 Kirchen zu besorgen, 13 Jahre angestrengter reicher Wirksamkeit im geistlichen Amt in Thüringen, Bayern und in Mainz vergehn, dann hat er mit seiner Schwester Walpurgis zusammen das Doppelkloster Heidenheim gegründet, veranlaßt durch seinen Bruder Willibald, der ihm, nach siebenjährigem Aufenthalt im Morgenland, schon im Jahre 739 nach Deutschland gefolgt war. Bonifatius hat ihm zunächst das Kloster in Eichstätt übergeben und, um als Missionar unter den Slaven von dort aus zu wirken, ihm 741 die bischöfliche Ordination erteilt; später nach der Trennung des Nordgaus von Bayern ward dann Eichstätt eine eigene Diöcese. Es sollte das unvergeßliche Verdienst der drei eng verbundenen Geschwister werden, daß die ganze Entwicklung des Nordgaus einen hohen Vorsprung gewann.

Ein Jahr (738—739) verweilte Bonifatius in Rom; für die ihm selbst versagte Sachsenmission erreicht er noch, daß sein Lieblingsschüler und bis dahin unzertrennlicher Genosse Gregor zum Abt des Martinsklosters in Utrecht bestimmt wird: noch sofort in Rom erwirbt er einen bedeutenden Bücherschatz und gewinnt eine Anzahl angelsächsischer Jünglinge als die Erstlinge seiner zahlreichen Schüler. — Dann verläßt Bonifatius die ewige Stadt, um sie nun nicht wiederzusehen. Das Werk der nächsten Jahre ist die Durchführung der mit Gregor III. verabredeten kirchlichen Organisation, Hand in Hand mit den jetzt günstiger gesinnten Landesfürsten. In Bayern genehmigt Odilo, der neue Herzog aus dem Stamm der Agilolfinger, die Einrichtung der Bistümer Passau, Regensburg, Salzburg und Freising; mit großem Eifer nehmen sich die neuen Bischöfe der Reform des verwilderten Klerus, der Begründung einer kirchlichen Ordnung an. An keinem Beispiel erkennen wir so deutlich den hohen Wert der kirchlich grundlegenden Sendung des Bonifatius, zugleich mit ihrer hohen nationalen Bedeutung. Vor Bonifatius lebte der bayrische Stamm ein völliges Sonderleben: die bayrische Kirche hatte Verbindung mit Rom, aber sie widerstrebte ebenso wie der bayrische Stamm der Verbindung mit den Franken. Nimmermehr wäre Karl dem Großen die

schmelzung gelungen, wenn nicht Bonifatius die Wege geebnet, die
rische Kirche in den Kreis seiner reformierenden und organisierenden
itigkeit hineingezogen hätte. Aus der Zeit der keltischen Mönche, denen
Verdienst nicht bestritten werden soll, auch in Bayern vielfach zuerst,
in auch planlos den Samen des Evangeliums ausgestreut zu haben,
doch keine einzige Stiftung geblieben, kein Name einer Kirche oder
es Klosters kann genannt werden. Kaum sind die von Bonifatius ge-
indeten Bistümer ins Leben getreten, so erwacht eine Thätigkeit, die
ld das ganze Land mit dem Netz von Pfarreien, von Kirchen, von
östern überzieht, wie dasselbe noch heute besteht. Kein Menschenalter
geht, und das Bistum Salzburg zählt, abgesehen von der gleichen Zahl
Klöstern und Privatkirchen, 67 Pfarrkirchen, das Bistum Freising 65,
den übrigen Diözesen herrscht dieselbe unvergleichliche Regsamkeit. Dabei
eben die Freisinger Urkunden, daß die Mehrzahl dieser Kirchen von
i Gemeinden selbst gebaut und dotiert sind. Ebenso schnell vermehren
j die Klöster, die beim Fehlen der Städte in diesen Gegenden eine ganz
ondere Kulturmission zu erfüllen hatten, Bonifatius selbst gründet
nedictbeuren. —

Und nun gestattet auch Karl Martell die Organisation in Hessen
d Thüringen. Es war ein großer Tag im Leben des Bonifatius,
i im Herbst 741 auf der Salzburg bei Neustadt an der fränkischen
ale, der alten Königsburg der Merowinger, die Bischöfe für Büraburg
Hessen, Erfurt in Thüringen, Würzburg im Maingebiet geweiht werden
nten; gleichzeitig erhielt Willibald von Eichstätt die bischöfliche Ordination.

63 Jahr alt war Bonifatius; da tritt nach allem, was er geleistet,
s größte und schwierigste Werk an ihn heran: nach dem Tode Karl
rtells — dieses ausschließlich politischen Charakters, der Mission und
form wohl gestattet, aber nicht gefördert hat und dadurch dem päpst-
en Stuhl Raum gelassen, sich um Deutschland ein unleugbares Ver-
nst zu erwerben — auf Verlangen seiner Söhne Karlmann und
ppin die Wiederaufrichtung der verfallenen fränkischen
rche. Nur kurz können wir die Stadien verfolgen, zu beachten bleibt,
ß Bonifatius sie im Auftrag der fürstlichen Gewalt, nicht des Papstes,
ternimmt und durchführt; nach Gregors III. Tode hat er zu dessen
chfolger Zacharias, einem politisch intriganten, kleinlich herrschsüchtigen
arakter kein inneres Verhältnis. Ihm ists aber nicht um die rechtliche
rm, sondern um die Sache, die Besserung der Kirche zu thun;
oretisch für die kirchliche Gewalt der Päpste, erkennt er die thatsächliche
ge an im Frankenreich: nur im Auftrag des Landesherrn ist hier eine

Reform möglich. Nun folgen die großen austrasischen Landessynoden, die ersten deutschen Nationalsynoden, 742 und 743; die weltlichen Großen und die Bischöfe beraten gemeinsam; Bonifatius als Erzbischof leitet die Verhandlungen, entwirft das große, auf alle Seiten des kirchlichen und sittlichen Lebens bezügliche Programm für die kirchliche Gesetzgebung; die Bonifatius feindlichen Bischöfe erscheinen nicht, aber die Synode beschließt und Karlmann bestätigt die Beschlüsse. Nun folgt das schwerere Werk der Durchführung: Wiederaufrichtung der Bistümer und Pfarreien, Reinigung des Klerus, Restitution der nötigsten Dotationen, Entfernung der Laien aus dem Besitz der Bischofs- und Abtstühle, Neubesetzung mit würdigen Geistlichen. Ein wütender Kampf der altfränkischen Partei entbrennt, die reisigen Recken Gewilip von Mainz, Milo von Trier wissen sich zu Bonifatius tiefstem Schmerz zu behaupten, aber Utrecht, Metz, Verdun, Speier, Lüttich werden neubesetzt. — Der um alle diese Dinge nicht gefragte Papst beginnt in Bayern ein Intriguenspiel durch Zettelungen mit Odilo gegen Karlmann; die Niederlage Odilos verhütet die Trennung der bayrischen Kirche von der deutschen. — In Neustrien tritt Pippin an die Spitze der Reform. Bonifatius gewinnt hier keine amtliche Stellung, er begnügt sich gern damit, wenn nur die Sache gefördert wird, nur Pippins Berater zu sein. Auch hier geschieht alles genau nach dem Vorbild dessen, was Bonifatius im innern Deutschland geschaffen.

Ein Eingreifen Roms in diese ganze kirchliche Reformgesetzgebung hat nicht stattgefunden. Bonifatius hat Rom keinen Zuwachs an rechtlicher Kirchengewalt vermittelt, wohl aber an moralischem Ansehen. Bonifatius galt ja immerhin als päpstlicher Legat, sein Verdienst warf auf Rom ein Licht zurück, dessen Staatskunst ja auch die Schritte des Bonifatius zweckmäßig geleitet hatte. Auch ein Papst wie Zacharias vermag die Ehrfurcht nicht zu erschüttern, mit der Bonifatius dem römischen Stuhl zugethan ist und die er ihm im Frankenreiche gewonnen hat. Unbestritten ist Roms Ansehen auf dem Gebiet der Lehre und der Überlieferung. Schwärmer wie Aldebert, Sektierer wie Clemens vermag der Spruch Roms zu entfernen auch ohne Beihilfe der staatlichen Gewalt. Noch gelingt Bonifatius auf der großen fränkischen Reichssynode des Jahres 745 die Entsetzung Gewilips. Sein Wunsch wäre es gewesen, in Köln einen festen Sitz als Erzbischof zu bekommen, aber er fügt sich dem Wunsche Karlmanns, den Mainzer Stuhl zu besteigen, seine Stellung als Metropolit bleibt eine persönliche. Erst 780 ist Mainz Erzbistum geworden.

Den Abschluß bildet die letzte große fränkische Synode unter dem Vorsitz des Bonifatius im Jahre 747. Hier entwickelt Bonifatius sein

kirchliches Vermächtnis. Den Kern seiner Anschauung bildet ein Episkopat, das seiner rein geistlichen Aufgabe zurückgegeben, nur für die Predigt des Evangeliums, die geistliche Versorgung der Gemeinden, die Bildung und die Disciplin des Klerus, die Aufsicht über das kirchliche und sittliche Leben der Diözesanen zu wirken hat. Über den Bischöfen stehen die Metropoliten, weil Bonifatius sich ein gesundes kirchliches Leben nur in der Form der Landeskirche denken kann. Bischöfe und Metropoliten sind nach unten an die Synoden gebunden, nach oben sollen sie unabhängig sein von der fürstlichen Gewalt, die die Kirche zu politischen Zwecken zu mißbrauchen geneigt ist, aber der Disciplinargewalt des römischen Stuhls unterworfen. Erst durch die Anerkennung dieser Gewalt des Papstes sah Bonifatius sein kirchliches Ideal, die kirchliche Selbständigkeit, gewährleistet. Darum wars für ihn ein Lohn seines Wirkens, daß die Synode im Grundsatz sich feierlich zu dieser Gewalt des Papstes bekannte. Eine rechtliche Folge hatte das nicht, die kirchliche Gewalt blieb im Frankenreich in den Händen der Könige, am wenigsten war an eine Änderung zu denken, nun Karlmann, Pippin und vor allen Dingen Karl der Große ihre kirchlichen Befugnisse zur Besserung der Kirche gebrauchten. Es gehörten die furchtbaren Wirren dazu, die unter dem Nachfolger Karls des Großen über das Reich hereinbrachen, um die Völker geneigt zu machen, die höchste Gewalt in der Kirche wirklich auf den Papst zu übertragen. Allen anderweitigen politischen Bestrebungen der Päpste ist Bonifatius durchaus fern geblieben. Allerdings hat er als Legat des Papstes fungiert, indem er die Salbung Pippins zum Könige vollzog, aber diese Salbung war kein politischer Akt, sondern nur eine geistliche Benediktion, sie geschah erst, nachdem die Franken in den Formen des nationalen Rechts Pippin zum Könige gewählt hatten. —

Für Bonifatius blieb die beschränkte Thätigkeit eines Diözesanbischofs auf dem Stuhl zu Mainz. Das Alter machte ihn peinlich, ja in Fragen der kirchlichen Sitte und Uniformität des Kultus kleinlich, wie die vielen Anfragen in Rom um geringfügige Dinge beweisen. Doch ist es psychologisch erklärlich, daß, wenn er um der kirchlichen Einheit willen von andern das Opfer ihrer Freiheit gefordert, er es auch selbst in diesen Dingen, die ja nicht das höchste betrafen, zu bringen sich verpflichtet fühlte. Dabei rügt er gerade in dieser Zeit freimütig so manches Ärgernis in Rom, der Papst muß ihm gegenüber seine Unschuld beteuern. Noch ein Lieblingswerk füllt diese Jahre aus, die Gründung Fuldas, hier wollte er rasten und begraben werden. Das Kloster soll eine Musterstiftung nach dem Vorbild von Monte Cassino werden, mit dessen Abt Optatus tritt

er bei den Verhandlungen in Gebetsgemeinschaft: er möge beten, daß das Licht der Herrlichkeit Christi und der Weg des Lebens, den er den Heiden und den Völkern gezeigt habe, ihm selbst in seinem Alter nicht dunkel werde. Noch sichert sich Bonifatius in Mainz seinen geliebten Lul als Nachfolger im Bistum; er schreibt an Pippin, an ihm würden die Priester einen Lehrer, die Mönche einen Meister, das christliche Volk einen treuen Prediger und Hirten haben. Wie innig dankt er ihm die Erfüllung seines Wunsches: „Wir bitten unsern Herrn Jesum Christum, daß er Euch im Himmelreich ewigen Lohn dafür erstatte, daß Ihr unsre Bitten freundlich zu erhören geruht. Mein Alter und meine Schwachheit habt Ihr getröstet.“ Damit sieht er sein Werk an der deutschen Kirche, das er einst im Gehorsam gegen Gregor II. übernommen, als gethan an; in dem fast achtzigjährigen Greis leben seine Jugendträume auf, die Vollendung der Mission in Friesland, die einst seine erste Liebe war und die nach Willibrords Tode ins Stocken geraten.

Und nun der Ausgang dieses Lebens: der Antritt des Missionszugs nach Friesland. „Er ließ eine Truhe mit Büchern füllen, die er auch jetzt nicht entbehren wollte. Aber, sagte er zu Lul, lege auch das Linnen hinzu, in das man meinen Leib hüllen wird. Dem treuen Schüler traten die Thränen in die Augen. Auch Lioba ließ er auffordern, ihn noch einmal zu besuchen, er bat sie, Deutschland nicht zu verlassen, es wäre Fahnenflucht. Dann gebot er, man solle sie, wenn sie einstmals stürbe, in seinem Grabe bestatten, gemeinsam hätten sie in diesem Leben Christo gedient, gemeinsam wollten sie den Tag der Auferstehung erwarten.“ Wie ein Vater sorgt er für all die Seinen. Besonders lagen ihm die Männer am Herzen, die aus England seinem Ruf gefolgt. Sie waren nun auch bejahrte Männer, die Kirchen und Klöster, an denen sie wirkten, waren arm und gefährdet durch die Nähe der Sachsen und Wenden; er legt sie Pippin an das Herz, von dem er die Erlaubnis zu seinem Missionszug erbittet und erhält. Dann schiffte er sich mit zahlreichen Gefährten auf dem Rheine ein. Nach Friesland zog es ihn aus mehrfachem Grund. Willibrord hatte ihn einst so eifrig zu seinem Nachfolger gewünscht. Diesem Wunsch hatte er sich entzogen — aber nun war Utrecht nach Willibrords Tode überhaupt nicht wieder besetzt und gerade die Mission ins Stocken geraten, die nach Bonifatius Ansicht den Stützpunkt für die Sachsenmission bilden sollte. Wohl wirkte im Martinskloster sein Schüler Gregor eifrig auch für Vollendung der Mission, aber es fehlte an der kräftigen Leitung, so lange das Bistum verwaist war. Bonifatius erbittet von Rom als letzten Dienst, dem Bischof von Köln den Einspruch zu

verbieten, dann setzt er seinen Chorbischof Eoban in Utrecht ein, er selbst beginnt am Zuidersee die Heidenpredigt. Den Winter bringt er in Deutschland zu, im Frühjahr zog er von neuem aus und diesmal fand er das Ende, das ihm als das höchste galt: am 5. Juni 755 erlitt er am Fluß Borne von der Hand der durch seine Erfolge erbitterten Heiden den Zeugentod. Mit ihm starben Eoban und seine Gefährten; er hatte verboten, die Waffen zu gebrauchen, das Evangelienbuch über das Haupt haltend, empfing er den Todesstreich. Ein Lohn seiner Treue war, daß sein Schüler Gregor bereit stand, die christliche Rache zu nehmen: er wehrte ab, daß irgend einer der Mörder bestraft wurde, aber er öffnete die Pforten des Martinsklosters, eine Schar begeisterter Schüler zog hinaus, das Werk des Bonifatius weiterzuführen. Bald wölbte sich über der Stätte seines Todes eine Gedächtniskirche, der Alkuin die preisende Inschrift schrieb, kein Menschenalter verging und der Sieg des Christentums über die Reste des friesischen Heidentums war endgiltig entschieden; auch die Hochflut des großen Sachsenaufstandes 784, der die Kirchen hinwegschwemmte, konnte den Glauben nicht wieder aus den Herzen tilgen.

Bonifatius Gebeine fanden ihre Ruhe in Fulda — in der Mitte der Stämme, denen er das Evangelium gepredigt. Der innigste Wunsch seines Herzens, es auch zu den Sachsen zu bringen, ist ihm nicht erfüllt, aber ein größeres Werk ist seiner selbstverleugnenden Treue gelungen, die feste Gründung der Kirche im Herzen Deutschlands. Freilich nicht ganz so, wie ers gewollt; die kirchliche Gewalt hätte er lieber in den Händen des Papstes gesehen, statt daß sie wieder in die Hand der Fürsten geriet, die auch da ernteten, wo Bonifatius gesäet hatte. Aber in der Kirche übten nun Pippin und Karl der Große ihre Gewalt mit vollem Bewußtsein nach den Ideen des Bonifatius, zum Besten der Kirche. Bonifatius Verdienst ist es, daß sie in der Kirche ein selbständiges Lebensgebiet anerkennen, deren Diener und Stiftungen den religiös-sittlichen Aufgaben der Kirche nicht entzogen werden dürfen; im Gegenteil, niemand sorgt nun eifriger, als der große Karl, für geistlich gesinnte Bischöfe, gebildete und würdige Priester, geordnete Gemeinden — kurz für Anspannung aller kirchlichen Kräfte auf Erfüllung ihrer Heilsaufgabe und ihrer Kulturmission. Es ist hier nicht möglich, den Spuren des bleibenden Segens, der von Bonifatius ausgegangen ist, im einzelnen nachzugehen, wo so das ganze Zeitalter sich bewußt ist, auf seinen Schultern zu stehen — fassen wir noch kurz die Züge des Mannes zusammen, die aus seinem Lebensbild sich ergeben. —

Es ist irreführend, Bonifatius als Sendling Roms zu charakterisieren.

Bonifatius war vor allem und zuerst aus innerstem Beruf ein Prediger des Evangeliums und ein Pflanzer des christlichen Glaubens. Daß die Gemeinschaft mit Rom die Bedingung für das Gedeihen der Kirche sei, war seine Überzeugung, die, wenn er sie nicht als Angelsachse von selbst gehegt, sich ihm aus den Zuständen des Festlandes aufdrängen mußte. Deshalb hat er eifrig für das Ansehen und das Recht des römischen Stuhles gewirkt. Aber der Papst ist ihm lediglich Zeuge der christlichen Lehre, Wächter der kirchlichen Gesetze, Organ der Einheit der Kirche und oberster Inhaber der Disciplinargewalt — niemals hat Bonifatius für den Papst eine Gewalt oder einen Einfluß weltlichen Inhalts erstrebt. Im Gegenteil, Bonifatius war ein treuer Unterthan der Obrigkeit. Er gehorchte ihr auch da, wo nach seiner Meinung ihre Gewalt nur eine thatsächliche war, auf dem kirchlichen Gebiet, sofern sie nicht die Lebensinteressen der Kirche verletzte. Auch die Fürsten wußten seine Treue zu schätzen, selbst Karl Martell bat ihn für sich wie für sein Weib und seine Kinder um seine Fürbitte; er hat sie treulich geübt für alle, auch als die Söhne in Streit gerieten, fern war von ihm der Gedanke, aber auch der Verdacht, mit seinem Gebet Partei zu ergreifen oder sich in ihre weltlichen Händel zu mischen. Seine Frömmigkeit war dieselbe, wie bei allen seinen Landsleuten, die von dem mächtigen religiösen Zuge der Zeit ergriffen sind. Das asketische Ideal, der Gedanke, daß man alles verlassen müsse um Christi willen, beherrscht ihn ebenso, wie einen Columban, nur erleidet es eine wesentliche Modifikation durch die Pflichttreue, die ihn zur Arbeit an der Welt treibt. Es wäre schön, sich ganz dem Frieden des Klosters, dem Umgang der Seele mit dem Herrn in Gebet und heiligem Studium zu widmen — aber es geht nicht, auch der achtzigjährige Greis findet noch keine Zeit zu der ersehnten Ruhe des Klosters. Eine prinzipielle Lösung ist das nicht, die hat erst Luther finden können und sollen, aber über jeder theoretisch richtigen Lösung steht zu allen Zeiten die praktische des schlichten Gehorsams gegen die vorhandene Pflicht. Dazu kommt nun bei Bonifatius die Macht, welche der Gedanke der Kirche und ihrer hohen Aufgabe über ihn hat. Schon durch den h. Benedict, noch mehr durch Gregor den Großen hat der praktische Geist des Abendlandes das weltflüchtige, an und für sich kirchenfeindliche orientalische Mönchstum in die Kirche eingegliedert und zu einer Kulturmacht umgeschaffen. Das keltische Mönchstum bleibt im wesentlichen auf dem orientalischen Standpunkt stehen, nur daß es eifriger in der Propaganda und ernster in der Buße ist, aber der Gedanke der Kirche bleibt ihm fremdartig. Der tiefe Bußernst eines Columban findet auch in Bonifatius Wiederklang, das köst-

lichste an dem Evangelium ist ihm — wie Arnulf vor ihm, Alkuin nach ihm — die Vergebung der Sünden, aber die tiefe Treupflicht des germanischen Gemüts duldet kein beschauliches Verweilen im seelischen Genuß, sie fordert thätigen Dienst im Gefolge des himmlischen Herrn, der so große Gnade gewährt. So wird aus dem Mönch Bonifatius der kirchliche Charakter, der große Bischof, der wie kein anderer vor und nach ihm kirchliches Leben zu pflanzen und zu pflegen, die Kirche zu bauen und zu bessern gewußt hat. Freilich ist ihm die Kirche nicht der alles umfassende sociale Körper der späteren Papstidee, ebenso wenig bloß Gemeinde der aktiv Heiligen, wie dem Asketentum, sondern Heilsanstalt, welche mit der Taufe der Völker die große Aufgabe ihrer christlichen Erziehung überkommen hat. Diese Aufgabe ist nicht durch eine Heilsarmee mönchischer Buß- und Wanderprediger, sondern nur durch geordnete kirchliche Unterweisung und Seelenpflege zu lösen. Dazu bedarf es der festen einheitlichen Formen in Lehre, Kultus, Sitte und Verfassung, die nur verbürgt sind durch Unterordnung unter den römischen Stuhl, es sei denn — dieser Vorbehalt ist wichtig — daß derselbe vom Glauben abwiche. Bonifatius ist kein Politiker, auch kein Kritiker, die berechnende Klugheit römischer Staatskunst, das bahnbrechende Genie eines der Zeit voraufeilenden Geistes ist ihm versagt — aber das ist es auch nicht, was die Weltregierung von ihm gefordert hat. Die Aufgabe der Zeit war die Aneignung, Sicherung, Verbreitung des überlieferten Erbes der Alten Welt, vor allem des Evangeliums, auf die neuen lebenskräftigen Träger, die germanischen Stämme. Selbst was an dieser Überlieferung vergängliche Form ist, gewinnt im empfänglichen Gemüt dieser jugendlichen Generation eigentümliches Leben. Reiches geistiges und geistliches Leben tritt uns in Bonifatius und dem ganzen Kreis, der ihn umgiebt, entgegen. Alles ist bei ihm Treue und Gehorsam aus Treue, aber alles ist auch bei ihm Leben, Überzeugung, Wahrhaftigkeit. Welch ein Geist der Wahrhaftigkeit von ihm ausgeht, davon ist die Verlegenheit ein Beweis, in der sich die römische Kirche befindet, weil von diesem Heiligen keine Wunder erzählt werden. Keiner seiner Schüler hat gewagt, ihm solche anzudichten. Wozu bedurfte es derselben, da das unverletzte Hindurchgehen ihres Meisters durch unzählige Gefahren, sein nie durch Furcht getrübter Glaubensmut, ein tägliches Wunder vor ihren Augen war. Es sind diese Grundzüge seines Wesens, die unermüdlich thätige, die eignen Wünsche verleugnende, bis zur Ängstlichkeit gewissenhafte Treue einerseits, die strenge Wahrhaftigkeit andrerseits, die ihn uns menschlich nahe zu bringen geeignet sind. Nur ein treuer Mann kann so das Vaterland lieben, so zeitlebens

die Freunde fesseln und an ihnen festhalten, nur ein wahrhaftiger so die Herzen der Jugend gewinnen. Seine große Organisationsgabe, sein eminentes Lehrtalent sind ein Ausfluß dieser Eigenschaften. Immer ist es ihm um die Seelen, um die Herzen zu thun: eitler Ehre ist er nicht gering, die Würden, die der Papst auf ihn häuft, sind ihm eine weltliche Last, die getragen sein will, so lange es eben sein muß. Nichts ist geeigneter, die geistige Eigenart des Bonifatius richtig zu erkennen und zu würdigen, als ein Blick auf seine Schüler. Wenn das Wort des Herrn Matth. 7, 16: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" ja von den Lehrern gesagt ist und unter den Früchten doch vorzugsweise ihre Schüler gemeint sind — diese lebendigsten, bleibendsten Wirkungen einer Persönlichkeit — so besteht niemand herrlicher diese Probe, als Bonifatius. Ein reicher Kranz edler Früchte an diesem Weinstock, und sie alle bewährt erfunden! Es sei erlaubt, noch etwas bei demjenigen dieser Schüler zu verweilen, der am meisten als ein Gebilde seiner Hand zu betrachten ist, Gregor. In der Hofschule bei Karl Martell in lateinischer Bildung erzogen, kam er etwa fünfzehnjährig in das Kloster Pfalzl (bei Trier), das seine Großmutter Addula — eine fränkische Königstochter — als Äbtissin leitete. Hier kehrte Bonifatius auf der Rückkehr von Friesland nach Deutschland 721 ein. Bei der Mahlzeit las der Jüngling aus der Bibel vor. Freundlich fragte ihn Bonifatius, ob er verstehe, was er lese und ermunterte ihn, das Gelesene deutsch wiederzugeben, und als er es nicht vermochte, unterwies er ihn. Das Herz des Jünglings flog ihm zu, die Großmutter widerstand seinem Drängen nicht lange, er durfte mit ihm ziehen, fortan bis zum Jahre 739 sein unzertrennlicher Begleiter in aller Mühsal des täglichen Lebens. Wie unvergeßlich diese Jahre der fortwährenden Wanderungen, der angespanntesten Thätigkeit, der aufreibendsten Kämpfe, aber auch der innigsten Gemeinschaft — wo jede freie Stunde dem Unterricht nicht minder im Evangelium, als in den freien Künsten und Wissenschaften gewidmet ward — im Gedächtnis Gregors hafteten, dafür ist seine Biographie von Liudger ein Beweis: auf Erzählungen Gregors beruhend, gewährt sie für die Zeit dieser Lehr- und Wanderjahre ein anschauliches Bild fast mehr des Meisters als des Schülers. In solcher Obhut zum Manne und zugleich zum verständnisvollen Teilnehmer und Gehülfen seiner Interessen gereift, folgt er Bonifatius im Jahre 739 nach Rom. Was dem Lehrer versagt blieb, nimmt mit hoher Freude der Schüler auf sich, zur Vorbereitung der Sachsenmission den Ruf auf den gefährdeten Missionsposten an der Spitze des Martinsklosters in Utrecht. Schon oben ist erwähnt, wie er sich in Rom auf die

Stellung vorbereitete, Bücher kaufte und Schüler warb. Als Abt zu Utrecht begann nun eine Zeit frohen und begeisterten Schaffens; Gregor bewährte ein seltenes Lehrtalent. Nicht nur, daß er Franken, Friesen und Sachsen um sich sammelte, auch aus Bayern und Schwaben zog sein Name edle Jünglinge nach dem Niederland, ja bei diesem fränkischen Abt aus der Schule des Bonifatius lernten nun auch gern Angelsachsen, auch wenn die englischen Schulen rein wissenschaftlich noch höher standen, aber sie fanden hier praktische Schulung, die das Wissen im Dienst der Kirche und Mission zu verwerten lehrte. Wie hing sein ganzes Herz an einer Thätigkeit, die so unmittelbar die Seelen zu gewinnen und zu führen und zu Werkzeugen dem Herrn zu bereiten gestattete! Sein Lieblingsspruch, den er nicht müde wurde, den Herzen seiner Schüler einzuprägen, war der Spruch des Apostels: „Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." Wie eitel erschienen ihm daneben die Ehren vor der Welt! Die Last des bischöflichen Amtes hat er nach Eobans Tode auf sich genommen, aber den Titel und die Würde zeitlebens von sich abgewehrt. „Was ist das vergängliche Glück dieser Welt anders, als Dunst und Rauch?" — das ist der Grundton in dem Briefwechsel mit seinem geistlichen Bruder Lul — und diese Gesinnung ihres Meisters ist so mächtig in ihnen, daß sie sich auch auf Schüler, wie Liudger, vererbt — bei ihm dieselbe tiefe Innerlichkeit, verbunden mit einem hohen Maß von Thatkraft. So wirkt das Bild des Bonifatius fort auf das ganze nachfolgende Geschlecht; ganz besonders die Sachsenmission galt ihnen als ein Vermächtnis, an das viele ihr Leben setzten. Was hätte Karl des Großen Schwert vermocht, wenn er nicht diese Schüler des Bonifatius gehabt hätte, um die Herzen zu bekehren!

Nur ein Baum, der selbst gut ist, kann solche Früchte bringen! Seit Thomas Carlyle giebts nur einen Maßstab, den wir an die Männer der Geschichte anlegen dürfen, ob sie aus der Wahrheit waren. Niemand, der unbefangen sein Leben prüft, wird dem Bonifatius dies Zeugnis versagen. Darum ist sein Werk geblieben, darum darf sein Andenken uns gesegnet sein. —

Der Unterhalt der Apostel während ihrer Missionsreisen.

Von Pfarrer Richter in Rheinsberg, Mark.

Es ist eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen für den modernen Missionsbetrieb, wie immer die bedeutenden Geldmittel für den Unterhalt

der Missionare und der Missionsunternehmungen zu beschaffen seien. In dem Maße, als sich die Mission ausdehnt, gewinnt die Frage an Wichtigkeit für die Missionsleitung. Es handelt sich hauptsächlich darum zu entscheiden, wer die sittliche Verpflichtung habe, für die Unterhaltung der Missionare aufzukommen, ob die Missionare selbst, oder die heimische Missionsgemeinde, oder die neugesammelte Gemeinde der Heidenchristen? Wie in allen wichtigen Fragen christlich-religiösen Lebens richten wir unsern Blick auf die heilige Schrift, um aus ihr Aufklärung und Auskunft zu gewinnen. Wir behandeln unser Thema in drei Abschnitten: 1) die Vorschriften des Herrn und die urapostolische Missionspraxis; 2) die Praxis des Apostels Paulus; 3) die große Kollekte für Jerusalem.

1. Die Vorschriften des Herrn und die urapostolische Missionspraxis.

Wir sehen uns zuerst nach Vorschriften um, welche der Herr seinen Jüngern über die Art gegeben hat, wie sie den Lebensunterhalt für die Zeit ihrer Missionswirksamkeit gewinnen sollen. Es bietet sich uns in dieser Hinsicht nur eine Rede, die sogen. Aussendungsrede dar. Matth. 10; Mark. 6, 7—12; Luk. 9, 1—6; Luk. 10, 1—12. Man braucht nur den Wortlaut Abschnitt für Abschnitt sorgfältig zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß wir in allen vier Relationen wesentlich dieselbe Rede vor uns haben. Wir können nicht auf die Frage eingehen, welcher unter den Relationen die Priorität gebühre; die Antwort, wie sie auch ausfalle, trägt für unsern Zweck nichts aus. Nur soviel werden wir ohne erheblichen Widerspruch behaupten, daß bei Matthäus nicht das ganze Kapitel bei dem speziellen Anlaß der Jüngeraussendung geredet sei. Es sprechen dagegen hauptsächlich zwei Gründe: 1) Alle drei andern Relationen Mark. 6; Luk. 9 und 10 enthalten nur das, was Matth. 10, 1—15 oder 16 geschrieben steht; 2) alles, was nach Matth. 10, 16 steht, hat so sichtlich seine Beziehung auf viel spätere Verhältnisse und Zustände, daß offenbar Matthäus nach seiner Art hier eine Fülle von Reden und Sprüchen des Herrn aus späterer Zeit lose angefügt hat. Es kommt demnach für unsern Zweck lediglich Matth. 10, 1—15 in Betracht. — Eine andere Frage können wir nicht ganz umgehen, da sie auf die Exegese von Einfluß gewesen ist. In welchem Verhältnis stehen Luk. 9 und 10? Bekanntlich ist im Evangelium die eine Rede an die zwölf, die andere an die siebzig gerichtet. Man hat in dieselben einen Gegensatz hineinkonstruiert; die eine, Luk. 9, sei auf die Mission unter den Juden, die andere, Luk. 10, auf die Mission unter den Samaritern oder Heiden berechnet.

Allein im Text liegt dazu durchaus kein Grund vor. Beide Reden haben wesentlich denselben Inhalt und denselben Gedankengang. Wir müssen annehmen, daß Lukas beide Reden in verschiedenen Quellen fand und sie deshalb zweimal brachte, weil sie verschiedene Adressen hatten.

Wir heben von dem Inhalt der Aussendungsrede die beiden Hauptpunkte hervor: a) das Verbot jeglicher Reiseausrüstung. Matth. 10, 9. 10; Mark. 6, 8. 9; Luk. 9, 3; 10, 4. Das Verbot ist streng und umfassend. Mit nichts sollen sie sich beschweren außer der Kleidung, die sie tragen. Keinen Ranzen sollen sie mitnehmen, damit sie nicht in Versuchung kommen, sich mit Nahrungsmitteln zu versehen. Auch Geld, selbst Kupfergeld sollen sie nicht mit sich führen. Um den Stab streiten sich Matthäus, Markus und Lukas 9. Den Grund zu dieser Verfügung gibt der Herr selbst an Matth. 10, 9; Luk. 10, 7: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Ihre Arbeit, nämlich die Verkündigung des Reiches Gottes gibt ihnen einen Anspruch auf die Gastfreundlichkeit. Sie sollen ihr täglich Brot jeden Tag von den Dorfbewohnern erwarten. Das führt b) zur positiven Anweisung ihres Verhaltens. Matth. 10, 11—13; Mark. 6, 10; Luk. 9, 4; 10, 5—9. Wenn sie in ein Dorf kommen, sollen sie sich erkundigen, welches Haus ihrer Aufnahme würdig sei. Da sollen sie eingehen und bleiben, bis sie ihren Wanderstab weitersetzen. Sie sollen nicht etwa der Einladung eines Vornehmen folgen und dadurch ihren ersten Gastgeber verletzen. Sie sollen sich begnügen mit dem, was ihnen vorgesetzt wird. In der Regel werden sie gastfreundliche Aufnahme finden. Gesetzt aber, sie würden abgewiesen, auch für diesen Ausnahmefall gibt der Herr Weisung. Matth. 10, 14; Mark. 6, 11; Luk. 9, 5; 10, 10. 11. So sollen sie von dannen gehen und jede Gemeinschaft mit diesem Hause und Dorfe abbrechen.

Die Hauptfrage, welche sich an diese Aussendungsrede des Herrn knüpft, ist diese: Hat der Herr hiermit ein für alle Mal eine Regel und Norm aufstellen wollen für die Art, wie die Missionare ihren Lebensunterhalt gewinnen sollen, — oder haben wir hier eine für besondere Zwecke, unter bestimmten Voraussetzungen gegebene Instruktion, welche für andere Verhältnisse entweder überhaupt nicht, oder nur unter wesentlichen Beschränkungen Anwendung findet? Bei der normativen Bedeutung, welche die Worte des Herrn für unser christliches Leben haben, ist diese Frage von größter Wichtigkeit. Da sie in unserer Zeit in Missionskreisen thatsächlich verschieden beantwortet wird, erfordert die Entscheidung umsichtige Erwägung.

Dazu ist zunächst von Wichtigkeit, das Arbeitsfeld anzusehen, in

welches die Jünger, es seien nun die zwölf oder die siebzig, ausgesandt werden. Nur bei Matthäus (10, 5. 6) haben wir eine ausdrückliche Angabe: „Gehet nicht auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Hier haben wir die bestimmte Angabe, daß sich die Wirksamkeit ausschließlich auf die rein jüdische Bevölkerung, auf Galiläa event. mit Einschluß von Judäa und Peräa erstrecken soll. Es fragt sich, ob dieser Angabe die drei andern Relationen zustimmen. Markus 6 enthält keine Angabe; nur daß der Wirkungskreis ein begrenzter gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Jünger bereits 6, 30 zu Jesu zurückkehren. Auch Lukas 9 läßt aus ähnlichem Grunde schließen, daß die Jünger nur kurze Zeit abwesend gewesen seien; zwischen der Aussendungsrede, V. 1 bis 6, und der Rückkehr, V. 10, ist nur ein kurzer Abschnitt eingeschoben. Lukas 9 enthält im übrigen nur noch die Angabe V. 6: „Und sie gingen aus und durchzogen die Märkte, predigten das Evangelium und machten gesund an allen Enden." Da wir hier offenbar das *πανταχοῦ* durch *κατὰ τὸς κώμας* erklären müssen, läßt auch diese Notiz schließen, daß der Wirkungskreis ein enger gewesen ist. Etwas bestimmter lautet die Angabe Lukas 10, 1: „ . . er sandte sie . . vor ihm her in alle Städte und Orte, da er wollte hinkommen." Also sollen die Jünger ihm den Weg bereiten auf den Straßen, auf denen er selbst hernach zu wandern gedenkt. Gewiß liegt hier, wenigstens in der Intention des Lukas, eine Beziehung auf die Reise nach Jerusalem, 9, 51 f., vor. Diese aber führte von Galiläa durch Peräa nach Judäa. Erwägen wir noch, daß sich Jesus während seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit mit voller Absicht auf das jüdische Volk beschränkt hat (Matth. 15, 24), und daß alle Berührungen mit Heiden und Samaritern sich als Ausnahmen charakterisieren, so kann kein Zweifel sein, daß die Angabe des Matthäus durchaus zutreffend ist und auf richtiger Überlieferung beruht.

Zu dieser Begrenzung des Wirkungskreises stimmt die spezielle Aufgabe der ausgesendeten Jünger. Allerdings werden in allen vier Relationen die Jünger mit Wunderkräften zur Heilung der Kranken und zur Austreibung der Dämonen ausgerüstet. Matth. 10, 1. 8; Mark. 6, 7; Luk. 9, 1. (Wenn Luk. 10, 1—12 eine ausdrückliche Angabe darüber fehlt, so ergänzt sie sich von selbst aus V. 17). Aber diese heilende Thätigkeit ist offenbar nicht ihre eigentliche Aufgabe und der Zweck ihrer Reise. Dieser wird vielmehr Matth. 10, 7 so angegeben: „Gehet aber, predigt und sprecht: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Die Wunder sollen hauptsächlich ein Thatbeweis für die Richtigkeit dieser ihrer

Botschaft sein. Diesen Zweck stellt auch Mark. 6, 12 in den Vordergrund: „Sie gingen aus und predigten, man solle Buße thun.“ Die Forderung der *μετάνοια* geht ja überall der Botschaft vom Nahen des Reiches parallel. Luk. 9, 2 stellt die Predigt und Heilwirksamkeit gleichberechtigt neben einander. Am deutlichsten wird die evangelistische Thätigkeit, Luk. 10, in den Vordergrund gestellt; schon durch den Eingang, V. 2, weiter V. 9, aus dem erhellt, daß das A und O ihrer Predigt lautet: *ἤγγικεν ἐφ᾽ ὑμᾶς ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ.*

Die Beschränkung des Wirkungskreises auf der einen Seite, die spezielle Aufgabe auf der andern berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die ganze hier angedeutete Missionsthätigkeit nur wenige Wochen umfaßt hat, jedenfalls verhältnismäßig von kurzer Dauer gewesen ist. Darauf führt auch schon der Umstand, daß überall bald nach der Aussendung die Rückkehr der Jünger berichtet wird. Mark. 6, 30; Luk. 9, 10; 10, 17. Wir haben überhaupt keine Missionswirksamkeit in spezifischem Sinne vor uns, sondern vielmehr eine evangelistische Thätigkeit in der Weise Johannes des Täufers und verwandt mit der „Evangelisten“-Arbeit in den großen Städten. Zu der Botschaft vom Nahen des Reiches Gottes war das jüdische Volk sowohl durch die lebendigen messianischen Hoffnungen, als durch die Wirksamkeit Johannes des Täufers und durch die bereits in alle Dörfer des jüdischen Landes gedrungene Kunde von dem großartigen Wirken Jesu so gut vorbereitet, daß es nur kurzer Predigt seitens der Apostel bedurfte, um überall das Volk auf den Sohn Gottes aufmerksam zu machen und an ihn zu weisen. Keine Andeutung in der Aussendungsrede widerspricht unserer Annahme, daß die damalige Wirksamkeit der Apostel nur von kurzer Dauer gewesen sei. Im Gegenteil deutet alles darauf hin, daß sich die Jünger mit langer Anbietung des Heils nicht aufhalten sollen. Wenn wir berechtigt sind, die Worte (Luk. 10, 4) *μηδένα κατὰ τὴν ὁδὸν ἀσπάσησθε* mit De Wette, Bleek, Meyer zu fassen: „vermeidet jeden nicht zu eurer Dienstaufgabe gehörigen Aufenthalt unterwegs“ cf. 2. Kg. 4, 29, oder mit Schneller, Kennst du das Land, S. 185 f. „folget keiner privaten Einladung zu guten Freunden“ (leider ist der hier vorausgesetzte Gebrauch von *ἀσπάζεσθαι* in der heiligen Schrift nicht nachweisbar), so haben wir daran den schlagendsten Beweis für unsere Annahme.

Also der Aufenthalt der Jünger an jedem einzelnen Ort war von kurzer Dauer, und die Mission beschränkte sich ausdrücklich auf die Volksgenossen im engeren Sinn. Unter diesen Voraussetzungen werden uns die Vorschriften des Herrn durchaus verständlich. Die Gastfreundlichkeit

der Orientalen ist berühmt. Jeder Volksgenosse darf ohne weiteres in jedem Hause auf Unterkunft und Unterhalt rechnen. Jesus selbst hat während seiner Reisen von dieser Sitte der Gastfreundschaft weitgehenden Gebrauch gemacht. Als einmal die Samariter sich weigern, den Herrn und seine Jünger aufzunehmen, sind die Donnersöhne so entrüstet darüber, daß sie wollen Feuer vom Himmel regnen lassen. Hat schon jeder einfache Wanderer begründete Hoffnung, an jedem Abend ein gastliches Dach zu finden, wie viel mehr die Jünger, die Herolde des Gottesreiches, die noch dazu mit Zeichen und Wunderkräften ausgerüstet sind! Wenn sie wirklich einmal sollten abgewiesen werden, so ist das eine so große Schuld für das betreffende Haus oder Dorf, daß es gleich völliger Ablehnung des Heilsangebotes bestraft wird. (Schneller a. a. O. 167 ff. u. öfter.) Auf der Grundlage dieser landesüblichen Sitte angeschaut verlieren die Gebote des Herrn jeden absonderlichen Charakter, als seien sie eine besonders große Glaubensprobe, oder als atme in ihnen mönchisch-asketischer Geist. Solch einfaches, unbeschwertes Reisen war eben möglich im Heiligen Lande.

Fassen wir nun diese Voraussetzungen der Jüngermission in der relativen Vorbereitung ihrer Predigt, in der landesüblichen Gastlichkeit und in der Kürze dieser Mission ins Auge, so muß es klar werden, daß man den Worten des Herrn Gewalt anthäte, wollte man sie ohne weiteres auch für den Missionsbetrieb unserer Zeit als Regel und Richtschnur aufstellen. Die erste Voraussetzung war diese, daß die Zuhörer der Jünger mit dem Reiche Gottes schon längst bekannt waren, so daß es nur noch der Belehrung bedurfte, daß dasselbe im Anbruch begriffen sei. Unsere Missionare finden jetzt überall eine Verwilderung aller sittlichen und religiösen Begriffe vor, in welche durch sehr mühsame Arbeit erst Bahn für die evangelische Wahrheit gemacht werden muß. Wenn trotzdem Stimmen laut geworden sind, man solle auch jetzt in derselben Weise Missionare als Evangelisten durch große weite Länder schicken, allein mit der Botschaft vom Nahen des Reiches Gottes, so verkennt man die durchaus veränderten Verhältnisse. Die zweite Voraussetzung war, daß die Apostel meist schon nach wenigen Tagen ihren Wanderstab weitersetzen konnten. Soll in den Heidenländern unserer Zeit überhaupt etwas Gründliches geschafft werden, so bedarf es jahrzehntelanger Predigt. Die dritte Voraussetzung endlich war die allgemein bekannte orientalische Gastfreundschaft. Auch in dieser Beziehung ist die Mission unserer Zeit in durchaus anderer Lage. Solche Gastfreundschaft ist weder in Indien noch in China noch in Afrika Sitte. Im Gegenteil

muß die Mission alles zum Lebensunterhalt Erforderliche in der Regel sehr teuer bezahlen. Wollten unsere Missionare auch nur bei einer längeren Evangelistenreise durch Heidenland allein von der Gastfreundschaft Unbekannter ihren Lebensunterhalt erhoffen; so würden sie wahrscheinlich sehr bald in die größte Not kommen. Aber selbst vorausgesetzt, es gäbe auch zu unserer Zeit solche opferwillige Gastfreundschaft, so wäre doch, was den Jüngern berechtigter Anspruch war, bei unsern Missionaren unentschuldbarer Mißbrauch. Jene verweilten einen Tag, höchstens eine Woche. Das ist ganz etwas anderes, als wenn man sich auf Monate, vielleicht auf Jahre niederläßt. Übrigens dürfen wir nicht vergessen, daß sich auch bei den Orientalen die Gastfreundschaft, wenigstens die uneigennützige, in der Regel auf die Stammesgenossen beschränkt. Unsere Missionare aber kommen als die Fremden zu Fremden. Wollten wir in dem Umfang, in welchem es hier der Herr thut, unsere Missionare auf die Wohlthätigkeit der Heiden verweisen, so würden wir wieder die durchaus veränderten Verhältnisse verkennen.

Müssen wir demnach mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen, daß die Aussendungsrede ohne weiteres als Norm für die heutige Mission aufgestellt werde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Grundrichtung jener Instruktion für alle Missionsarbeit maßgebend bleibt. Für normativ halten wir hauptsächlich zwei Punkte: a) der Herr entbindet seine Sendlinge von der Pflicht, durch eigene Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Er räumt ihnen ein sittliches Recht ein, von andern ihren Lebensbedarf geliefert zu erhalten. Dieser Grundsatz liegt unzweideutig in dem Worte: *ἄξιος ὁ ἐργάτης τοῖ μισθοῦ αὐτοῖ* (Luk. 10, 7 cf. Matth. 10, 10). Ihre Predigt ist ihnen Arbeit genug. Das ist von größter Wichtigkeit für die prinzipielle Beantwortung der Frage, in welchem Umfang den Missionaren Arbeiten zu ihrer Lebenserhaltung aufgeladen werden. b) Aber jeder Missionar soll sich der äußersten Einfachheit und Bescheidenheit befleißigen; in der Mission soll nie und nirgends Luxus getrieben werden. Was zu des Lebens Notdurft gehört, ist nicht in allen Ländern, auch nicht für alle Personen gleich. Tropische Klimaten erfordern umfassendere und kostspieligere Vorkehrungen, als gemäßigte Regionen. Eine Mission in Central-Afrika verschlingt mehr Geld als irgend eine Mission an der Küste. In jedem Fall muß auf Grund sorgfältiger Erwägung festgestellt werden, was zur vollen Erhaltung des Lebens gehört. Darüber hinaus legt der Befehl des Herrn der Missionsgemeinde nicht die Verpflichtung auf zu sorgen. Es ist durchaus recht

und billig, daß überall die Heidenchristen-Gemeinden dazu erzogen werden, zum Unterhalt der Mission und der Missionare insonderheit beizutragen.

Also eigentliche Vorschriften, die für uns ohne weiteres maßgebend wären, finden wir in der Aussendungsrede nicht; nur gewisse Grundrichtungen sind dort angegeben, die allezeit inne gehalten werden müssen. Nun fragen wir aber mit Recht: ist diese Rede das Einzige, was der Herr seine Jünger für ihren späteren Missionsberuf gelehrt hat? Das ist sehr unwahrscheinlich. Auch haben wir Matth. 10, 16 ff. noch eine lange Rede, die sich großenteils sicher auf die künftige Missionswirksamkeit der Jünger bezieht, die aber, wie wir anfangs gesehen haben, nicht bei demselben Anlaß gesprochen sein kann, wie V. 1—15. Matthäus hat ohne Zweifel nur deshalb hier alle ihm bekannten Aussprüche des Herrn, die sich auf ihre spätere Missionswirksamkeit bezogen, zusammengestellt, weil es seine Art ist, innerlich zusammengehörige Stoffe zusammenhängend darzustellen. Auch anderwärts finden wir Bruchstücke gleichen Inhalts z. B. Mark. 13, 9—13; Joh. 16, 1—4; Luk. 21, 12—17 cf. Matth. 10, 17—22; Luk. 12, 2—9; 51—53 cf., Matth. 10, 26—36. Allerdings sind die Reden in den Parallelen immer der speziellen Beziehung auf die Missionsthätigkeit der Jünger entkleidet. Sollte der Herr bei diesen späteren Anlässen niemals mehr auf die materielle Seite des Missionslebens, auf die Frage nach dem Lebensunterhalt zu sprechen gekommen sein? Das ist nicht anzunehmen. Hätten aber die späteren Anweisungen mit den bei der ersten Aussendung gegebenen in Widerspruch gestanden oder auch nur sich wesentlich unterschieden, so wären sie uns wohl überliefert. Dagegen legt der Umstand, daß Matthäus an die Aussendungsrede ohne Unterbrechung die späteren Missionsvorschriften des Herrn anknüpft, die Vermutung nahe, daß er wenigstens jene ersten Vorschriften auch noch als für die spätere Wirksamkeit giltig annahm.

Haben wir nicht vielleicht doch noch eine die erste Vorschrift aufhebende Verordnung aus den letzten Tagen des Herrn, Luk. 22, 35—38? Wir können uns einer kurzen Erwägung dieser Stelle nicht entziehen. So bekannt sie ist, so bietet sie doch einem klaren Verständnis unleugbare Schwierigkeiten. V. 35. Der Herr fragt seine Jünger in Erinnerung an ihre erste Aussendung, ob sie je Mangel gelitten haben; die Jünger erklären: nie keinen! Warum der Herr gerade an die erste Aussendung erinnert und daran anknüpft, — da doch die Jünger während ihres ganzen Gemeinschaftslebens mit dem Herrn keinen Mangel gelitten haben —, wird schwerlich mit Gewißheit nachgewiesen werden. Es könnte dadurch der Schein hervorgerufen werden, als solle im folgenden in der That im

Gegensatz zu der damals gegebenen eine neue Missionsordnung gegeben werden. Allein von der Mission ist im ganzen Zusammenhang keine Rede; es kann nicht einmal nachgewiesen werden, daß dieselbe überhaupt eins der Gesprächsthemata des letzten Abends gebildet hat. Und was der Herr im folgenden Vers als Vorschrift gibt, will sich durchaus zu einer Missionsvorschrift nicht schicken. V. 36. „Aber nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn (sc. um daraus seinen Lebensunterhalt zu bestreiten), desgleichen auch die Tasche; wer aber nicht hat, verkaufe sein Kleid, und kaufe ein Schwert." Wir lassen auf sich beruhen, was bei den Worten καὶ ὁ μὴ ἔχων zu ergänzen sei, die Exegeten sind verschiedener Ansicht. Der Grundgedanke des Verses ist klar: Das allerwichtigste künftighin ist ein Schwert, und man soll sich selbst des wichtigsten Kleidungsstückes berauben, um sich in den Besitz eines solchen zu setzen. Denn so groß ist V. 37 jetzt die Feindseligkeit der Welt geworden, die sich in dem Schicksal des Herrn vollendet. Wir lassen die weitere Erklärung der noch manche Schwierigkeit bietenden V. 37 und 38 beiseite. Sollen nun die Jünger in V. 36 eine Anweisung sehen, sich in Besitz von Beutel, Ranzen und Schwert zu setzen? Das Letzte gewiß nicht; denn unter keinen Umständen kann der Herr seine Jünger auffordern sich des Schwertes zu bedienen. Matth. 26, 52—54. Als ihn die Jünger dahin mißverstehen, V. 38, weist er sie deshalb sogleich, wenn auch in mildester Form zurück. Wenn aber das vom Schwert Gesagte nicht als direkte Anweisung genommen werden darf, was berechtigt uns dazu, das vom Beutel und Ranzen Gesagte als solche in Anspruch zu nehmen? Ich meine, wir haben in dieser Stelle nur einen Hinweis auf die völlig veränderte Stellung der Welt zum Reich Gottes: ehemals freundlich, ist sie jetzt eine erbitterte Feindin desselben geworden, welche selbst vor dem Morde des Königs dieses Reiches nicht zurückschreckt. Allerdings wird, wie das gesamte Verhalten, so auch die Missionspraxis durch die veränderte Stellung der Welt beeinflußt. Aber eine direkte Anweisung an die Jünger in Bezug auf ihr ferneres Verhalten haben wir in dieser Stelle um so weniger, weil wir sagen müssen, daß, wo die Feindseligkeit der Welt so groß geworden ist, ein erfolgreiches Missionswirken überhaupt keinen Raum mehr hat. Man dürfte daher gut thun, diese Stelle bei der uns beschäftigenden Frage außer Betracht zu lassen. Man würde auch Schwierigkeiten haben, mit ihr das Verhalten der Apostel nach der Apostelgeschichte in Einklang zu bringen.

Allerdings finden sich in dem hier zunächst in Betracht kommenden Teil der Apostelgeschichte, Kap. 1—12, nur höchst spärliche diesbezügliche

Notizen. Aber diese sind alle in Übereinstimmung mit der in der Aussendungsrede gegebenen Instruktion, soweit wir das beurteilen können. In Jerusalem floß der Unterhalt der Apostel selbstverständlich aus dem gemeinschaftlichen Eigentum. Nun machen die Erzählungen den Eindruck als sei Jerusalem der ständige Aufenthalt der Apostel gewesen, von wo aus sie nur je und dann kürzere Reisen, meist Visitationsreisen nach den Außenstationen unternahmen. Dafür genügten aber die Vorschriften der ersten Aussendungsreden; nur mit zwei, durch die Zeitumstände geforderten Änderungen, nämlich a) daß die Missionsthätigkeit auf Samaria ausgedehnt wurde, b) daß die Apostel jetzt selbstverständlich, wo solche vorhanden waren, bei Christen Unterkunft fanden. Es sind etwa zu erwähnen Act. 8, 25. 40; 9, 32. 43; 10, 18. 48; 11, 3. Die erste berichtet von Petrus und Johannes, die zweite von Philippus, die dritte von Petrus kürzere missionarische Rundreisen; 9, 43 und 10, 18 finden wir Petrus als Gast im Hause Simons des Gerbers in Joppe, jedenfalls eines Christen; und ebenso 10, 48; 11, 3 im Hause des Kornelius in Cäsarea. Die Verhältnisse, unter denen die Urapostel in den ersten Jahrzehnten ihr Missionswerk trieben, waren eben im wesentlichen dieselben, und eben deshalb hatte für den Herrn keine Veranlassung vorgelegen, sie mit anderweitiger Instruktion zu versehen. Durfte er doch von dem in sie gepflanzten christlichen Geiste erwarten, daß sie bei veränderten Umständen auch eine andere Haltung von innen heraus sich schaffen würden.

Daß übrigens auch die Vorschriften der Aussendungsrede nicht als ein auf den Buchstaben zu pressendes Gesetz gelten sollten, dafür hatten die Jünger ohnehin den Beweis an dem Verhalten des Herrn. Zog dieser auch im großen und ganzen in Übereinstimmung mit der den Jüngern gegebenen Instruktion arm durch das Land (Luk. 9, 58), rechnete er in der Regel auf die landesübliche Gastfreundschaft (cf. Luk. 9, 51 ff.; 10, 38 ff.; 11, 37; 14, 1 ff.; 19, 5 ff.; 22, 10 ff. und sehr oft), so verschmähte er doch darum nicht gemeinschaftliche Kasse zu führen, für welche er Gaben annahm (Joh. 12, 6), aus der nötigenfalls der Lebensunterhalt bestritten wurde (Matth. 17, 24 ff.; Joh. 4, 8; Matth. 14, 5; Joh. 6, 5—9). Auch ließ er sich gern den Dienst der Frauen mit ihrer Habe gefallen. Luk. 8, 1—3. Was der Herr sich gestattet, sollte er das nicht selbstverständlich auch seinen Jüngern freigeben?

Fassen wir das Besprochene kurz zusammen, so haben wir in der Aussendungsrede eine zwar zunächst für den speziellen Zweck gegebene

Instruktion, die aber eben deswegen für die Jünger im wesentlichen noch längere Zeit Regel blieb, weil sie 1) in demselben gastfreundlichen Lande, 2) in derselben Praxis kurzer Besuche verharrten.

Die Grundzüge der Missionspredigt in Indien — mit Berücksichtigung der Anknüpfungspunkte im Hinduismus.[1])

Von Wilhelm Dilger, Missionar.

„Die Grundzüge der Missionspredigt in Indien" — so lautet das Thema, über das ich an diesem Abend zu Ihnen zu reden mir vorgenommen. Zwei Gründe waren es, die mich bestimmten, gerade dieses Thema zu wählen. Vor allem wird es Ihnen wohl bekannt sein, daß man den älteren Missionsgesellschaften von gewisser Seite nicht selten den Vorwurf machte, daß sie in pietistischer Engherzigkeit befangen den Wahrheitsmomenten nichtchristlicher Religionen kein Verständnis entgegenbringen und ein sehr einseitiges Christentum hinaustragen, das für die gebildeteren Heidenvölker unannehmbar sei. Man wußte nicht, daß auch die Arbeiter der älteren Missionsgesellschaften von Anfang an und bis heute sorgsam darauf bedacht waren, die Religion und die ganze Gedankenwelt der heidnischen Völker verstehen zu lernen und in derselben für die Predigt des Evangeliums Anknüpfungspunkte im negativen und positiven Sinn zu suchen. Über die Art und Weise, wie man das thun kann und soll und wie ich selbst in meiner Arbeit es zu thun suchte, möchte ich Ihnen in diesem Vortrag Rechenschaft ablegen. Daneben leitete mich noch ein andrer Gedanke. Ohne Zweifel werden manche von Ihnen eine Vorlesung über Religionsgeschichte gehört haben, andere eine solche zu hören beabsichtigen. Aber nicht jedem wird es sogleich einleuchten, was der theologische Ertrag dieser Disziplin sein soll, und manchem wird das immer etwas dunkel bleiben. Dennoch ist es unverkennbar, wie denn auch von einzelnen Stimmen der theologischen Wissenschaft hervorgehoben wird, wie fruchtbar die Geschichte der heidnischen Religionen für die praktische und theoretische Erkenntnis des Christentums, für Dogmatik und Apologetik gemacht werden könnte. Was ich meine, finde ich in dem schönen Wort des Kirchenvaters Tertullian ausgedrückt: „Anima humana naturaliter Christiana." Ich möchte, ohne Rücksicht darauf, was der Kirchenvater mit dem Satz wollte,

---

[1]) Vortrag, gehalten im akademischen Missionsverein zu Tübingen.

demselben hier die Deutung geben, daß die heidnischen Religionen, als der Ausdruck des tiefsten Suchens und Trachtens der von der göttlichen Offenbarung unberührten Menschheit, die sehnsüchtigen Fragen des Menschenherzens darstellen, auf welche Gott durch seine Offenbarung in Christo Jesu die große, vollgenügende Antwort gegeben hat. Hieraus ergiebt sich sofort die Bedeutung des Studiums jener Religionen sowohl für die christliche Theologie als auch für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden.

Unter Missionspredigt möchte ich im Zusammenhang unsres Themas die Missionsarbeit im weitesten Sinn des Wortes verstehen, sei es, daß der Missionar auf Götzenfesten, auf Märkten, in den Straßen einer buntzusammengedrängten Menge mit laut erhobener Stimme das Evangelium verkündet, sei es, daß er von Haus zu Haus wandernd und sich gemütlich zu den Leuten in den Schatten eines Baumes oder eine Hütte setzend in ungezwungenem Gespräch das Wort des Lebens vorlegt, sei es, daß er in der Schule seinen Schülern in Frage und Antwort, in öffentlichem Vortrag den Gebildeten in ruhiger Entwicklung mit folgender Debatte, oder durch das Mittel der Presse dem lesenden Teil des Volkes die christliche Wahrheit zur Seligkeit nahezubringen sucht. Mehr als je sind wir heutzutage geradezu genötigt, auch die letztgenannten Wege einzuschlagen, wenn nicht einem bedeutenden Teil des indischen Volkes das Evangelium fremd bleiben, oder — was schlimmer ist — in entstellter Gestalt entgegentreten soll. Aber alle diese Arbeitszweige können unter dem Begriff der Missionspredigt oder Heidenpredigt zusammengefaßt werden.

Wenn es sich um die Grundzüge der Heidenpredigt handelt, so fragt es sich, nach welchem Gesichtspunkt dieselben bestimmt werden. Die Antwort liegt nach dem Gesagten nahe genug. Diese Grundzüge müssen sich aus dem Vergleich der heidnischen mit der christlichen Religion ergeben. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich hoffen, daß wirkliche Anknüpfungspunkte für die Predigt gefunden und den Heiden ein wirkliches Verständnis des Evangeliums ermöglicht werde. Und in der That, wer im Ernst nach solchen Anknüpfungspunkten sucht, dem bieten sich in der weitverzweigten, oft sehr verwickelten Gedankenwelt des Hinduismus von selbst drei große leitende Gesichtspunkte dar, die alles Übrige in sich fassen, oder an die es sich doch ungezwungen anschließen läßt. Bei der Armut des Hinduismus an ethischem Kapital müssen das notwendig religiöse Gesichtspunkte sein. Und wir können dieselben kurz als die H e i l s g ü t e r, die H e i l s w e g e und die H e i l s m i t t l e r bezeichnen.

I.

Beginnen wir mit den beiderseitigen Heilsgütern. In Indien ist die Frage nach dem ewigen Heil der Seele eine altbekannte Sache, die jedoch den Reiz der Neuheit keineswegs eingebüßt hat. Man nennt das Heilsgut dort Mokṣa, d. h. Erlösung. Die Hindu tragen die Lehre von der Erlösung ohne Bedenken in die am höchsten verehrten Urkunden ihrer Religion, in die ältesten Bestandteile des Veda zurück. Das ist aber eine ganz ungeschichtliche, unhaltbare Annahme. Die Forschungen unsrer Gelehrten haben zu dem sichern Ergebnis geführt, daß in den Liedern des Veda von der Erlösung noch keine Spur vorkommt. Die vedischen Lieder stellen die Ergüsse eines Volkes dar, das sich neue Wohnsitze erobern, oder im Besitz derselben sich anschicken will, dem Dienst seiner Götter, der Pflege seiner Herden, der Bebauung seiner Felder zu leben. Dieses kriegslustige, beutegierige, dabei so naturselige und liederfrohe Volk hatte keinen Sinn und keine Zeit für die Frage nach der Erlösung. Hatte es doch kaum ein klares Bewußtsein von den Banden, aus denen man später nach Erlösung trachtete, von Sünde und Übel. Was die alten vedischen Arier von ihren Göttern begehrten, das war Sieg über ihre Feinde, Beute im Kriege, tapfere Heldenscharen für die Schlacht und darum reiche männliche Nachkommenschaft; im Frieden aber gute Ernten und große Herden prächtiger Rinder.

„Wer den gerechten Herrschern Ehre zollet
Und stetig im Gedeihen vorwärts schreitet,
Der Reiche ist der erste mit dem Wagen
Und hat den Ruhm als Spender wie im Rate.
An wasserreichen Triften wohnt in Frieden
Der reine, frisch in Kraft und reich an Söhnen,
Nicht nah noch fern kann ihn die Waffe treffen,
Der in der Obhut der Aditja stehet.
Es strömen beide Welten ihre Fülle,
Der Himmel Regen, — er gedeiht, ist glücklich,
Er wird im Kampfe Herr der beiden Länder
Und beide Teile fügen seinem Wort sich."

(Kägi u. Geldner, 70 Lieder. XI. 12—14.)

Das ist die Summe des Glückes, das sich die vedischen Sänger von ihren Göttern erflehen. Daneben waren Gold und ähnliche Schätze viel erflehte Gaben. Das irdische Leben ließ man sich recht wohl gefallen und die Bitte um langes Leben, um „reichlich hundert Herbste" kehrt immer wieder. Allerdings tritt damals schon die Erkenntnis auf, daß die

Sünden von den Göttern scheiden, sie verhindern, den Menschen Gaben zu spenden, Hilfe zu gewähren. Darum fleht man um Verzeihung:

> „Einst stiegen Varuna und ich zu Schiffe,
> Wir steuerten hinaus dem hohen Meer zu,
> Und glitten über der Gewässer Spiegel,
> So flogen schaukelnd wir im schwanken Nachen. . . .
> Doch was ist nun aus unserm Bund geworden,
> Da wir vordem so harmlos froh verkehrten,
> Und ich zur hohen Burg den Zutritt hatte,
> Zu deinem tausendthorigen Hause, sel'ger?
> Wenn je der bisher liebe und vertraute
> An dir, Varuna, sich vergangen hätte,
> So straf', Verborgner, nicht nach unsrer Sünde;
> Sei Du des Sängers Schirm nach Deiner Weisheit."

Ebd. V. 3. 5. 6.

Und endlich, wenn denn noch der letzte der „hundert Herbste" herannahte, oder das irdische Leben nicht einmal so lange zu währen schien, dann bat man wohl auch die Götter:

> „Laßt mich zum Lichte und zum Frieden eingehn
> An eurer Hand in Einfalt oder Klugheit!"
> „Zu Freiheit, Licht und Frieden führe Indra:
> Das lange Dunkel soll uns ferne bleiben."

Ebd. XI. 11. 13.

Man hoffte nach dem Tode in das Reich des Yama einzugehen, von dem es heißt:

> „Dort finde unsre Väter, dort den Yama,
> Und dort der Tugend Lohn im höchsten Himmel,
> Zur Heimat kehre aller Mängel ledig,
> Nimm an den Körper neu in Kraft erblühend!"

Ebd. LXI. 8.

Das sind doch alles keine Heilsgüter; höchstens in dem „Lohn der Tugend" könnte man etwas Derartiges finden. Im Grunde ist es überall der Standpunkt der Diesseitigkeit, der naiven Freude am irdischen Dasein, das man dann auch über den Tod hinaus verlängerte.

Allein es kamen Tage, da es mit dieser naiven Weltseligkeit ein Ende hatte. Das Land war erobert, die feindlichen Ureinwohner in die Wälder des Dekkan zurückgetrieben; die Natur gab ohne Kampf und Mühe seitens der Ansiedler die Gaben in reicher Fülle, die einst den Kriegern so begehrenswert erschienen. Das heiße Klima beschleunigte den Zerfall der früheren Thatkraft und erzeugte trübe Stimmung in den Gemütern. Man hatte Muße der trüberen Seite des Daseins, der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens Aufmerksamkeit zu widmen und über die Rätsel der gegebenen

Welt zu brüten. In dieser Epoche tritt die Lehre von der Seelenwanderung zum erstenmal in Indien auf. Es wäre interessant zu wissen, wo diese Lehre zuerst entstanden ist. Bekanntlich kannte man sie im alten Ägypten; Pythagoras brachte sie aus dem Osten nach Griechenland; Cäsar fand sie bei den Druiden in Gallien: ob sie wohl einen gemeinsamen Ursprung hatte, oder an zwei verschiedenen Orten selbständig entstanden sein mag? Soviel ist sicher: sobald die Lehre in Indien auftrat, ergriff sie mit der Gewalt eines Schreckens die Gemüter des Volkes und erfüllte dieselben mit Furcht und Grauen vor den Folgen der Geburten einer dunklen Vergangenheit, vor dem dunklen Schicksal zahlloser Geburten in einer ebenso dunklen Zukunft. Klassischen Ausdruck giebt diesem Grauen vor der Furcht vollbrachter Werke ein in Indien wohlbekannter Vers:

„Wahrlich gegessen muß werden das Werk, sei es gut, sei es böse:*)
Ungebüßt schwindet das Werk nicht in ungezählten Äonen.“

Oder im Pancatantra, der berühmten Tierfabelsammlung heißt es:

„Wie aus tausend Kühen das Kalb sogleich seine Mutter erkennt,
So folgt ehemals vollbrachte That auf dem Fuße dem Thäter nach.
Schläft er, so legt sie sich mit ihm, geht er, so geht auch sie ihm nach:
Früheres Werk des Menschen bleibt stets bestehen mit seinem Geist.
Sowie Schatten und Sonne stets eng zusammen verbunden sind,
So halten That und Thäter sich, eins das andre, umschlungen fest.“
II. 135—137.

Die volkstümliche Anschauung weiß uns zu sagen, daß jeder Mensch in Gefahr stehe, 4 800 000 Geburten durchlaufen zu müssen.

Was war natürlicher, als daß man sich sehnte aus diesem endlosen Kreislauf von Geburt und Sterben, Thun und Leiden, Sünden und Qualen erlöst zu werden. In dem Begriff der Mokṣa glaubte die indische Spekulation das lösende Wort für jenes schmerzvolle Rätsel gefunden zu haben. Die Mokṣa ist im allgemeinen Erlösung aus dem Kreislauf der Wiedergeburten:

„Als Frucht der Werke fällt uns zu Freude und Leid, Geburt und Tod:
Durch die Erkenntnis wird erreicht ein Stand, wo uns kein Schmerz mehr rührt,
Wo man dem Tode nicht verfällt, wo kein Entstehen findet statt,
Wo man nicht mehr geboren wird, wo sich's im Kreise nicht mehr dreht.“
Mahābhārata XII. 8,814. 3,815.

---

*) Die Anführungen, soweit sie nicht aus Kägi u. Geldner, 70 Lieder ꝛc. genommen werden konnten, sind selbständig aus den Sanskritquellen übersetzt, mit Ausnahme von einer oder zwei Stellen, die nur in einer Malayalamversion zur Verfügung standen.

Aber diese Erlösung aus dem qualvollen Kreislauf der Seelenwanderung wird bewirkt nur durch Auflösung des individuellen Menschengeistes in den Allgeist der unpersönlichen Gottheit. Diese Lehre findet sich schon in den philosophischen Anhängseln der vedischen Liedersammlungen, in den Upanisad, die jedenfalls vorbuddhistischen Ursprungs sind. Da lesen wir z. B. in einem dieser Werke: „Es ist in der That so: wie aus hellaufloderndem Feuer tausendfältig gleichartige Funken aussprühen, so werden aus dem Unvergänglichen vernünftige Wesen hervorgeboren und dahin kehren sie auch wieder zurück." Katha Up. II. 1. 1. Noch bezeichnender lautet ein Vers aus demselben Werke:

„Sowie die Ströme hin zum Meere schreitend
Heimkehren, Namen und Gestalt verlierend,
So geht der Weise, los vom Sonderdasein,
Ein in den göttlichen, den höchsten Allgeist."

„In der That, wer jene höchste Gottheit erkennt, wird selbst zur Gottheit. Nichts widerfährt ihm beim Haufen derer, die heiliger Weisheit nicht kundig. Er entgeht allem Schmerz, er entgeht aller Sündenschuld. Erlöst aus des Herzens verborgenen Knoten, wird er unsterblich." Katha Up. III. 2, 8. 9.*)

Die Aufstellung dieses Heilsgutes bildet den Ertrag der früheren religiösen Spekulation in Indien und er hat sich unverloren und unvermindert auf die späteren Geschlechter vererbt. Weiter ausgebildet wurde diese Lehre von den sechs orthodoxen Schulen der indischen Philosophie. Es ist der ausgesprochene Zweck dieser sechs Systeme, die Frage nach dem höchsten Gute zu beantworten und den Weg zur Erlösung zu zeigen. Zu diesem Zweck allein lehrten die indischen Philosophen Liturgik und Askese, Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik. Diese Systeme bezeichnen das höchste Gut mit verschiedenen Namen: als Nihsreyasa, d. h. höchstes Glück, Moksa, Mukti, d. h. Erlösung, Nirvāna, d. h. Erlöschen und Apavarga, d. h. Beseitigung, nämlich des individuellen Daseins. Gemeint ist immer die Auflösung des individuellen Geistes in den Allgeist der Gottheit. Am eingehendsten hat die Vedāntaschule, d. h. die folgerichtige Entwicklung der in den Upanisad vorliegenden Lehre, sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Sie teilt sich in zwei Zweige, von denen der eine das Dasein der vielen Einzelwesen für bloße Täuschung erklärt (Māyāvāda), während der andre zur Erklärung dieses Rätsels annimmt, die Gottheit selbst habe sich einer Veränderung ihres

*) Verse des Originals sind hier ebenfalls als Verse meist mit Beibehaltung des Versmaßes, Prosastellen in Prosa wiedergegeben.

Alleinwesens unterzogen, der dann einem Abfall von ihrem eigenen besseren Selbst gleichkäme (Pariṇamavāda). In unsrer Frage aber gehen beide Zweige zusammen. Sie haben da vier Stufen der Erlösung erfunden, von denen die ersten drei gleichsam nur Etappen, Ruhepunkte bilden auf dem steilen Pfad zum höchsten Gut: Sālokya, d. h. Erlangung der Gotteswelt, Sāmīpya, d. h. Erlangung der Gottesnähe, Sārūpya, d. h. Erlangung der Gottesähnlichkeit. Diese drei Stufen gehören aber noch mehr oder weniger dem Vorstellungskreis des Glaubens an persönliche Götter, also der exoterischen Erkenntnisstufe an. Für den esoterischen Weisen bleibt allein die vierte Stufe Sāyujya, d. h. Gottvereinigung. Was der Vedantaphilosoph darunter versteht, sagt uns deutlich eine Stelle aus dem vedantistischen Gedicht Atmabodha, d. h. Selbsterkenntnis:

„Wenn sich des Leibes Täuschungen auflösen,
Geht völlig ein der Fromme in die Gottheit;
Wie Luft mit Luft ganz innig fließt zusammen,
Wasser mit Wasser, und Lichtglanz mit Lichtglanz."

Atmabodha 52.

Ebenso deutlich spricht ein Vers, dem wir unter dem Volke häufig begegnen:

„Die Flüsse einen sich dem Meer, es schwindet Name und Gestalt,
So einen auch die Weisen sich, sie lösen sich im Allgeist auf."

Damit auch nicht der mindeste Zweifel bestehen bleibe, belehrt uns der Vedantist, die Gottheit befinde sich jetzt allerdings im Zustande teils des Traumes, teils des wachen Bewußtseins. Daher die täuschende Vorstellung, als ob es viele Einzelwesen gäbe; daher auch all das qualvolle Übel in dieser Welt. Der einzige der Gottheit würdige Zustand sei aber der des tiefsten, traumlosen Schlafes, wo reines Sein, reine Vernunft, reine Seligkeit in ungestörter Ruhe zu einem unpersönlich-einheitlichen Leuchten innig verbunden sind. Von diesem Zustand heißt es im Katha Upanisad 5, 151:

„Nicht leuchten dort mehr Sonne, Mond und Sterne,
Nicht leuchten Blitze dort, geschweige Feuer:
Ihm nach, dem leuchtenden, nur leuchtet alles,
Das ganze All erstrahlt von seinem Lichtglanz."

Diese Auffassung des Heilsgutes hat sich unverändert bis in die Gegenwart herein erhalten; sie wird von allen Schichten der Bevölkerung geteilt; wir begegnen ihr in allen Teilen der indischen Litteratur. Mag sich z. B. das Gesetzbuch des Manu noch so sehr gefallen im Androhen der kraßsinnlichsten Höllenstrafen: — das alles sind nur Ruhepunkte im endlosen Kreislauf der Seelenwanderung. Auch hier ist als letztes Ziel

die Auflösung der Menschenseele in die Gottheit in Aussicht genommen. Manu XII. 125:

„So nun der Mann, der durch den eignen Geist
In allen Wesen nur den Allgeist schaut,
Der kommt zur vollen Geistesruhe hier,
Und wird dort aufgelöst in sel'ger Gottheit."

Ganz dieselbe Auffassung des höchsten Heilsgutes begegnet uns in den zahlreichen Urkunden der gegenwärtigen Volksreligion, in der Purāṇa-litteratur und in den Heldengedichten Rāmāyaṇa und Mahābhārata. So üppig hier auch die sinnlichsten, schamlosesten Verstellungen über Himmels-freuden und Höllenstrafen wuchern mögen: immer bleibt das letzte Ziel die Erlösung, welche durch das Untergehen im Meere der Gottheit bewirkt wird.

Das ist das Ergebnis der indischen Weisheit, nach welcher gerade in unsern Tagen manche weltschmerzselig angehauchte Seelen in Deutschland lüsterne Seitenblicke werfen. Wenn wir uns von ihrem poetischen Schimmer nicht blenden lassen, so wird es nicht schwer sein, die unendliche Überlegenheit des christlichen Heilsgutes zu erkennen. Stellen wir der indischen Erlösung vor allem kurz gegenüber, was uns das Evangelium als Gegenstück zu derselben darbietet. Der Unterschied wird aufs klarste hervortreten, wenn wir uns so innig als möglich an den biblischen Ausdruck anschließen.

Das Heilsgut des Christentums ist anerkanntermaßen das Reich Gottes. Das ist nicht ein abstrakter, von Philosophen erfundener Begriff, sondern ein lebendiger Organismus, von Gottes Hand der Menschheits-geschichte eingepflanzt, eine Zusammenfassung persönlicher Wesen, die schon durch ihren Namen auf ihren ethischen Charakter hinweist. Christus ist von Anfang an mit der frohen Botschaft vom Reich Gottes aufgetreten und hat dieselbe durch Lehre und Gleichnis bis zu seinem Tode fort-geführt. Er hat das Reich Gottes gebracht, in sich verwirklicht, und er wollte die Menschen in dasselbe einführen. Aber er hat uns keine be-sondere lehrhafte Auseinandersetzung darüber hinterlassen, was er unter dem Reich Gottes verstanden wissen wollte. Hätte man ihn darüber ge-fragt, so würde er ohne Zweifel auf die alttestamentliche Vorstufe des Reiches Gottes, auf die dort vorliegende Verheißung seiner Vollendung hingewiesen haben. Das, was im A. T. vorausdargestellt, vorbereitet und in vollendeter Gestalt für die Zukunft verheißen war, das verstand er, das verstanden seine israelitischen Zuhörer unter dem Reich Gottes. Es genügt also zur näheren Kennzeichnung dieses Heilsgutes auf die

Grundstellen zurückzugehen, die einerseits das Wesen der Vorstufe zum Ausdruck bringen, andrerseits die Vollendung in Aussicht stellen. In ersterer Hinsicht heißt es 2. Mos. 19, 4—6: „Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern gethan und wie ich euch getragen habe auf Adlersflügeln und habe euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern, denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein." Und in letzterer Beziehung heißt es bei Jeremia 31, 31—34: „Siehe es werden Tage kommen, spricht Jahveh, da ich mit dem Hause Israels und mit dem Hause Judas einen neuen Bund schließen werde, nicht nach der Art des Bundes, den ich mit ihren Vätern schloß am Tage, da ich ihre Hand ergriff, sie aus Ägypten zu führen, meines Bundes, den sie gebrochen haben, so daß ich ihrer überdrüssig wurde, spricht Jahveh. Sondern dies ist der Bund, den ich mit dem Hause Israels schließen will in diesen Tagen, spricht Jahveh: ich will mein Gesetz in ihr Inneres geben und auf ihr Herz will ich es schreiben, und ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein. Und nicht mehr werden sie lehren jedermann seinen Freund, und jedermann seinen Bruder und sagen: Erkenne den Herrn! Denn sie alle werden mich kennen von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten, spricht Jahveh. Denn erlassen will ich ihre Übertretungen und ihrer Sünden will ich nicht mehr gedenken."

Das also ist der Charakter des Reiches Gottes, das Jesus brachte und verkündigte: es ist die innerlich-ethische Verwirklichung der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, die sich im Alten Bunde darstellte als Gehorsam des Volkes gegen den ihm in einem äußeren Gesetz entgegentretenden Gotteswillen und als Wohnen Gottes unter seinem Volke, versinnbildlicht durch äußere Einrichtungen, die über sich hinauswiesen auf eine vollkommenere Ordnung der Dinge. Diesem Charakter entsprechend beherrscht das Bild der Familie die Predigt Jesu vom Reich Gottes: Gott der Vater, die Reichsgenossen die Kinder, beide vereint in der Gemeinschaft heiliger Liebe. Auch Christus giebt in diesem Reiche Ruhe und Erquickung der Seele; aber er meint nicht die Ruhe der Vernichtung des persönlichen Sonderdaseins. Er versteht unter der Erquickung der Seele wesentlich den Trost der Vergebung der Sünden, über welche die Reichsgenossen leidtragen, die Stillung des Hungers und Durstes nach Gerechtigkeit, nach Gottes Liebe und Wohlgefallen. Matth. 5, 2 ff. 11, 28 ff. Es handelt sich also hier um ein durchaus ethisches Heilsgut, das von Gott kommt und in dem ebensowohl das vollkommene sittliche

Ideal der Liebe enthalten ist, als es wiederum als göttliche Lebenskraft zur Verwirklichung jenes Ideals wirksam wird.

Ferner ist es stehende Voraussetzung und wird gelegentlich recht unzweideutig erklärt, daß dieses Reich nicht von dieser Welt stammt, sondern ein Reich der Himmel und ewig ist, wie Gott selbst. „Dann werden die Gerechten hervorleuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich!" Matth, 13, 43. „Die Gerechten werden eingehen in das *ewige* Leben." Matth. 25, 46. So gewiß aber die *letzte Vollendung* und Offenbarung des Reiches Gottes noch bevorsteht und am Ende dieser Weltzeit erst eintreten wird, ist dasselbe doch auch schon ein *gegenwärtiges* Gut. Dafür sprechen besonders die Reden Jesu bei Johannes, wo häufig statt vom Reiche Gottes vom ewigen Leben die Rede ist: „Wer an mich glaubt, der *hat* das ewige Leben." 6, 47. „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." 7, 37. Aber auch bei den Synoptikern sagt Jesus: „Das Reich Gottes ist *nahe herbeigekommen*." Mark. 1,15. Der Mann im Gleichnis findet den Schatz des Reiches Gottes, während er seinen Acker bearbeitet, der Kaufmann, während er seiner Berufsarbeit nachgeht. Und die Mühseligen und Beladenen sollen offenbar ihrer Last ledig, der Erquickung teilhaftig werden, *sobald* sie zu Jesu kommen. Es kann kein Zweifel bestehen: das Evangelium vom Reich bedeutet nicht einen Wechsel auf ein zukünftiges Jenseits, das Reich Gottes ist ebensowohl ein gegenwärtiges Gut, als es den Tod des Menschen und den Untergang der Welt und ihrer Güter überdauert, ja dann erst vollkommen verwirklicht werden wird.

Das Heilsgut des Reiches Gottes bildet auch die *Einheit* in der *Mannigfaltigkeit* der *apostolischen Lehrtypen*. Die Apostel waren dessen gewiß, daß in der Gemeinschaft mit dem auferstandenen und erhöhten Christus das Reich Gottes ihnen angebrochen, das Heilsgut prinzipiell verwirklicht sei. Das meinen sie, wenn Petrus von dem unbefleckten, unvergänglichen, unverwelklichen Erbe spricht, zu dessen lebendiger Hoffnung die Christen durch die Auferweckung Jesu von den Toten wiedergeboren werden, oder wenn Paulus von der Gerechtigkeit Gottes, von der Kindschaft, von der Neuheit des Lebens in Gemeinschaft mit dem Auferstandenen redet, oder wenn endlich Johannes von dem Leben, das erschienen, von der Gemeinschaft mit dem Vater und seinem Sohne zeugt. Auch bei ihnen ist das Heilsgut schon da zu lebendiger und seliger Erfahrung, und doch steht seine volle Verwirklichung noch bevor bei Jesu Zukunft in Herrlichkeit. Überall tritt auch bei ihnen der hohe ethische Wert und Charakter desselben zu Tage, daß es neues heiliges Leben *fordert* und *wirkt*.

Es ist nun nicht schwer die positiven und negativen Vergleichungspunkte zwischen der indischen Mokṣa und dem biblischen Reich Gottes herauszuheben. Zunächst kann im irenischen Sinn hervorgehoben werden, daß es sich hier wie dort um ein tief im Wesen des Menschen begründetes Heilsgut handelt, um die Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Es ist anzuerkennen, daß die indische Erlösungslehre ein tiefwahres Bedürfnis des menschlichen Herzens zum Ausdruck bringt. Mächtiger als dort geschieht, kann es der Menschengeist nicht mehr bezeugen, daß er zur Gemeinschaft mit Gott geschaffen ist und nicht eher zur Ruhe kommt, als bis er ruhet in Gott. Freilich, sobald wir weitergehen, beginnt der starke, schroffe, ausschließende Gegensatz. Der Hinduismus erkauft die Ruhe in Gott um den Preis völliger Aufhebung des persönlichen Daseins. Dieses wird entweder für Täuschung erklärt, somit geleugnet, oder, da denn doch die Thatsache sich zu hart geltend macht, so wird das individuelle Dasein als eine Verschlechterung der Gottheit, als deren Abfall von sich selbst aufgefaßt. Hier liegt bereits der erste schwache Punkt der Sache. Das Christentum mit seinem ethischen Heilsgut zeigt sich hier weit überlegen, indem es das Übel und das Böse weder leugnet, noch in die Gottheit zurückverlegt, sondern unter Anerkennung der Realität des geschöpflichen Einzeldaseins und des Bösen ein Heil anbietet, durch welches das Leben des persönlichen Geschöpfes erhalten und von der Sünde wie vom Übel erlöst wird. — Ferner ist im Hinduismus die Gottheit ohne persönliches Bewußtsein, daher auch ohne ethische Momente in ihrem Wesen aufgefaßt. Damit hängt es zusammen, daß im Heilsgut des Hinduismus das ethische Moment der Erlösung von Sünde und Schuld, der Erneuerung und Kräftigung des sittlichen Lebens, ganz verdrängt ist von dem physischen oder metaphysischen Moment der Vernichtung des individuellen Bewußtseins. Es ist von vornherein klar, daß sich aus einem solchen Heilsgute keine Triebkraft zum sittlichen Handeln herleiten läßt. Höchstens läßt es sich verwerten zu fatalistischer Beschwichtigung der Klagen, zur Bewirkung einer stummen Ergebung in ein dunkles Schicksal. Die Früchte im Leben des Volkes entsprechen ganz dieser Vermutung. Seit dieses Volk die oben entwickelten Grundgedanken vom höchsten Gut in sich aufgenommen hat, ist sein sittliches Leben erstarrt und in Fäulnis übergegangen. Dagegen können wir darauf hinweisen, daß es mit dem christlichen Heilsgut auf eine sittliche Wiedergeburt des Menschen abgesehen ist, die auch wirklich zustande kommt, wo man sich diesen göttlichen Lebenskräften öffnet. Man kann die Erfahrung hiefür, und das Zeugnis der Geschichte dafür aufrufen, daß auch im Leben der großen

Völkerorganismen eine sittliche Erneuerung durch das Heilsgut des Evangeliums bewirkt und die besten sittlichen Früchte gezeitigt werden.

Dieser Punkt läßt sich besonders kräftig denjenigen Kreisen des indischen Volkes gegenüber ins Feld führen, die eben jetzt durch den Einfluß der europäischen Bildung zu neuer intellektueller und sittlicher Regsamkeit erwacht sind. Soll diese Bewegung nicht schon in früher Jugend an Altersschwäche sterben, so müssen sich die Beteiligten nach einem höchsten Gute umsehen, das zugleich das höchste sittliche Ideal und die höchste sittliche Kraft in sich schließt.

Endlich kann für den gesunden Menschenverstand, für das unverdorbene Gefühl, auch das übrigbleibende rein physische Moment in der indischen Erlösungsidee niemals unter den Gesichtspunkt eines begehrenswerten Gutes fallen. Die spekulierenden Philosophen mögen sich zum Zweck abschließenden Ausbaues ihres Systems in konsequenter Verfolgung ihres Denkens einreden, die Vernichtung des individuellen Daseins sei das höchste Gut. Dagegen hatte ich immer den Beifall meiner Zuhörer oder meiner Schüler in Indien, wenn ich ihnen sagte: ihr begehret doch nicht ausgeblasen zu werden wie ein Licht. Auch sie fühlen sofort und erkennen es rückhaltslos an, daß das Heilsgut des Evangeliums, das die Erhaltung, die Förderung und ethische Vervollkommnung des persönlichen Lebens in der Gemeinschaft mit dem heiligen persönlichen Gott bedeutet, ein wahres, den Bedürfnissen des Menschengeistes angemessenes und seines Schöpfers würdiges Gut sei. Immer wieder haben mir Junge und Alte, Moderngebildete und Altkonservative zugestanden, daß, wenn dies der wahre Sachverhalt sei, wir die Wahrheit und den schließlichen Sieg auf unsrer Seite haben. Manche Gebildete, die mit dem Christentum längst fertig zu sein glaubten, haben Darlegungen dieser Art mit neuer Hochachtung vor dem Evangelium erfüllt und zu dem Versprechen geführt, die Sache unter dieser Beleuchtung einer neuen Prüfung zu unterziehen. Ich bin der Überzeugung, daß es einer solchen Predigt des Evangeliums schließlich gelingen wird, alle, die aus der Wahrheit sind, für Christum zu gewinnen.

II.

So oft wir den Heiden das Reich Gottes als das Heilsgut des Christentums darlegen, erheben sie von selbst die Frage: welches ist der Weg zu diesem Heil? In Indien selbst ist man in dieser Hinsicht nicht verlegen: man weiß von drei Wegen zu erzählen, die alle zu demselben Ziele führen sollen.

Der erste derselben wird als der Weg der **Werke** bezeichnet. Unter den Werken sind aber nicht etwa sittliche Leistungen, sondern religiöse Kultushandlungen zu verstehen. In Betracht kommen vor allem die zahlreichen Opfer, die teils von den alten Ariern den vedischen Göttern wirklich dargebracht wurden, teils wohl auch als bloßes Postulat der Priester in den Opfervorschriften der Brāhmaṇa verzeichnet stehen. Mit Bezug auf diesen Weg der Werke heißt es im Adharvaveda XVIII, 4, 2:

„Die Götter setzen fest Opfer und Zeiten
Opfertrank, Kuchen, Löffel und Geräte.
Geh' diesen Pfad, er führt dich zu den Göttern,
Die fahren hin zur Himmelswelt, die opfern."

Im Gesetzbuch des Manu wird dieser Weg der Werke folgendermaßen empfohlen:

„Wer täglich sich im Veda übt und großes Opferwerk vollbringt,
Tilgt seine Sündenschulden aus, sei'n sie auch noch so frevelhaft."
XI, 245.

Allein die Opfer der alten Arier, besonders aber die verschiedenen Tieropfer sind längst außer Übung gekommen. Das Wenige, was davon geblieben ist, entspricht der vorgeschriebenen Regel nicht. Wer studiert heute noch den Veda? Wer wagt es, die dort vorkommenden Tieropfer darzubringen? Es giebt eine große Partei, die rundweg leugnet, daß in vedischer Zeit Tieropfer dargebracht wurden. Dagegen hat man sich eine Reihe anderer Werke als Weg zur Seligkeit zurecht gemacht: Wallfahrten nach dem Ganges und andern heiligen Wassern mit Bädern in denselben, Selbstpeinigung in der Waldeinsamkeit, Studium und Rezitation des Veda, bezw. anderer heiligen Schriften, Fasten an heiligen Tagen, Erbauung von Tempeln und Stiftungen an solche. Man hat diese Dinge in drei Klassen eingeteilt unter der Bezeichnung: Wandel, Werke, Bußübungen. In jeder dieser drei Klassen wird eine endlose Liste von Werken aufgeführt, die selten jemand kennt, und noch seltener jemand übt. Eigentlich ist es zugestanden, daß diese Werke nur zu den drei exoterischen Vorstufen der Erlösung führen, zur Erreichung der höchsten Stufe aber nicht genügen.

Die Philosophen werden nicht müde, diesen Weg der Werke mit antinomistischer Kritik zu zerstören, um Raum zu schaffen für den von ihnen erfundenen Weg der **Weisheit** oder der Erkenntnis:

„Der Mensch wird durch Werke gebunden, erlöst aber wieder durch Weisheit,
Drum lassen einsichtige Fromme nimmer sich ein mit den Werken.
Durch Werke wird nach dem Tode leiblich man wiedergeboren,
Durch Weisheit nur wird man ewig, schrankenlos und unvergänglich.

Etliche rühmen die Werke — beschränkte, thörichte Menschen! —
Sie feiern nur mit Entzücken die Schlingen des leiblichen Daseins.
Wer zum vollkommnen Verständnis durchdringt, zur richtigen Einsicht,
Der rühmt so wenig die Werke, als, der vom Strom trinkt, die Grube.'

Mahābhārata XII, 8,810—8,813.

Was ist nun der Inhalt dieser Erkenntnis, der so große Wirkungen zugeschrieben werden? Durch welche Weisheit erlangt der Mensch die Erlösung? Das ist eben jene Einsicht, durch welche der Nebel der mächtigen Welttäuschung durchbrochen und zerstreut wird, durch welche der Geist frei gemacht wird hinein in das wahre Wesen der Dinge. „Das All fürwahr ist die Gottheit: aus ihr ist es geboren, in ihr atmet es, in sie löst es sich auf. In diesem Sinn soll man sie ruhigen Sinnes anbeten." Chandogya Up. III., 14. „Die Gottheit ist Realität, die Welt ist Täuschung, der Menschengeist nichts andres als die Gottheit." „Es ist nur ein Wesen, kein zweites." Ebd. IV. 2. „Das bist du!" Ebd. VI. 16. Das ist der kurze Inhalt der zur Erlösung führenden Einsicht. Wer es dahin bringt, das große Wort: „Ich bin die Gottheit" gelassen auszusprechen, der ist erlöst schon bei Leibesleben:

„„Ich bin die Gottheit" — wenn die hohe Einsicht
Ununterbrochen in uns bleibt lebendig,
So haben wir den Heilstrank, der die Leiden
Aufhebt, die uns der Täuschung Macht hervorrief."

Atmabodha 36.

Als Mittel zur Erwerbung der Weisheit kommt besonders auch die Askese in Betracht. Man hat dieselbe zu einem weitverzweigten, verwickelten System ausgebildet und mit ihren Vorschriften werden ganze Bücher gefüllt. Die Summe derselben ist, daß der Mensch die Gesellschaft andrer Menschen verläßt, sich in die Einsamkeit des Waldes begibt und dort mit kunstgerechter, raffinierter Ertötung des Fleisches den Geist auf die allwaltende Gottheit hinrichtet, bis sich sein Bewußtsein in ihr verliert. Das Resultat ist in einer Stelle des 3. Muṇḍaka Up., I, 1—3 schön geschildert:

1. Zwei schöne Vögel, engverbundene Freunde,
   Sitzen beisammen auf dem gleichen Baume:
   Der Eine ißt des Baumes süße Beere,
   Nicht essend sitzt der andre als Zuschauer.
2. Auf gleichem Baume sitzt der Geist versunken
   Ins Eitle, sich bethört mit Schwäche quälend:
   Schaut er den andern einst, den Herrn zufrieden,
   Und seine Größe, dann hört auf sein Leiden.

3. Wenn er, der Schauer, schaut den Herrn goldstrahlend,
Den Schöpfer, Allgeist, Ursprungsort der Gottheit,
Dann weise schüttelt ab er Tugend, Sünde,
Und fleckenlos erlangt er Gottvereinung.

Es ist klar, daß dieser Weg der Erkenntnis in innigstem Einklang steht mit der indischen Idee vom Heilsgut. Ist die Welt mit ihren Leiden und Freuden, ist insbesondere das individuelle Bewußtsein bloß Täuschung, so fängt die Erlösung da an, wo die Täuschung aufhört die Gottheit mit ihrem Gaukelspiel zu bezaubern und zu beunruhigen.

Allein so folgerichtig das gedacht sein mag, dem Verständnis des gemeinen Mannes mutet dieser kühne Gedankenflug doch zu viel zu. Eine Gottheit, die nichts von sich selbst und nichts von uns Menschen mit unserm Jammer weiß, existiert für den gemeinen Mann eben überhaupt nicht. Es liegt auch nicht in jedermanns Vermögen, eine solche von allem individuellen Sein, von allem sittlichen Handeln abstrahierende Weisheit zu erwerben. Man denke nur an das weibliche Geschlecht. Schön sagt darüber eine Stelle im Mahābhārata:

„Wahrlich, man kann sich erlaben am himmlischen Lichte der Weisheit,
Oft aber wird unter Hundert ein Einziger kaum sie erwerben."

Dennoch will die große Masse des Volkes auch teilhaben am gemeinsamen Heilsgut. Man sah sich daher seitens der esoterischen Weisen[1]) genötigt, für die große Masse der Exoteriker[2]) einen breiteren, gangbareren Weg zum Heil zu erfinden. Dieser dritte Weg wird der Weg der Frömmigkeit oder des Glaubens genannt. Man mußte für das gewöhnliche Bewußtsein die abstrakte göttliche Einheit, in die man das gesamte Dasein aufgelöst hatte, doch wieder zerlegen in die bekannte Trias: Brahmā d. h. die Gottheit als Schöpfer, Visṇu d. h. die Gottheit als Erhalter, und Çiva d. h. die Gottheit als Zerstörer der Welt. Und nun lehrte man, daß man durch fromme Hingebung an eine oder die andere dieser persönlich gedachten Gottheiten ebenfalls zur höchsten Seligkeit gelangen könne. Dieser Lehre und ihrer Verbreitung dient besonders die so üppig ins Kraut geschossene Purāṇalitteratur, welche die eigentliche Mythologie des Hinduismus enthält. Indessen hat sich diese Frömmigkeit besonders an den Gott Visṇu geheftet, der vermöge seiner wiederholten Inkarnationen den Menschen besonders nahe getreten und zugänglich zu sein schien. Dieser spricht über den Heilsweg z. B. im Rāmāyana wie folgt:

[1]) jnānin. — [2]) ajnānin.

„Ach wo ist der, in dem stets fromme Andacht glühte!
Seien es Tiere auch, seien es thörichte Frauen,
Seien es Männer: wenn der Liebe schönes Zeichen
In ihnen hold erwacht, die fromme Gotthingebung,
Dann, o Schönäugige, empfinden sie mein Wesen.
Wer meines Wesens Kraft einmal hat recht empfunden,
Der Mensch ist schon erlöst hier in des Leibes Leben.
Drum sag' ich, o du Schatz der höchsten Selbstkasteiung:
Die Frömmigkeit allein bewirkt die Gottvereinung."

Die Lehre von der Frömmigkeit ist ohne Zweifel sehr alt in ihren Anfängen. Schon im Rigveda. X. 151. 1., heißt es vom Glauben, vom frommen Vertrauen:

„Vertrauen entzündet das Feuer, Vertrauen läßt Opfertrank fließen,
Vertrauen ans Haupt des Gottes der Liebe bezeugt, ich mit Worten."

Aber es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß zur Zeit, als Luther in Deutschland mit der neuerfahrenen Predigt von der Rechtfertigung durch den Glauben die Herzen so mächtig in Bewegung setzte, auch ein großer Teil von Indien wiederhallte von der Predigt, daß die Frömmigkeit allein zum Heil führe. Ein großer Lehrer, Namens Caitanya, predigte damals im Gegensatz zu dem unsittlichen Gottesdienst der Çaktasekte und in Nachahmung der Buddhisten den Weg der Frömmigkeit, der alle ohne Unterschied zum Heil führe. Dieser Mann hat auch der Lehre von der Frömmigkeit eine bestimmtere Gestalt gegeben, indem er fünf Stufen der Frömmigkeit unterschied: 1. Çanti, d. h. ruhiges Betrachten der Gottheit; 2. Dāsya, d. h. thätiger Dienst; 3. Lakhya, d. h. persönliche Freundschaft; 4. Vālsalya, d. h. kindliche Liebe; 5. Mādhurya, d. h. bräutliche Liebe zur Gottheit. Auf dieser Stufenleiter soll der Mensch aufsteigen zu dem höchsten Ziel, dem Verlust des individuellen Bewußtseins und der ekstatischen Vereinigung mit der Gottheit. Als Mittel zu diesem Zweck werden empfohlen: anhaltendes Wiederholen der Gottesnamen, Gesang, Musik, Tanz u. drgl. Was nun den inneren Gehalt dieser Frömmigkeit betrifft, so giebt uns darüber eine Erzählung Kunde, die den Weg der Frömmigkeit empfehlen soll: Einst war ein sehr gottloser Mann, der einen Sohn hatte Namens Nārāyaṇa (einer der Namen des Viṣṇu). Auf seinem Sterbebette, als schon sein letztes Stündlein gekommen war, rief er, ohne im geringsten an den Gott zu denken, seinen Sohn Nārāyaṇa. So groß aber ist die Kraft dieses Gottesnamens, daß die Schergen Yamas, des Gottes der Unterwelt, die bereit standen, den gottlosen Mann an den Ort der Qual zu tragen, nun abziehen mußten, während die himmlischen Scharen des Viṣṇu herbei-

kamen, um den wider Willen Frommgewordenen zu den Freuden des Himmels Vaikuṇṭha zu holen.

Es ist nicht schwer, diesem dreifachen Weg gegenüber die Überlegenheit des Einen biblischen Heilswegs nachzuweisen. „Ich bin der Weg," spricht Christus. Genauer hat er selbst in ebenso einfachen als erhabenen Worten sein Todesleiden als das Mittel bezeichnet, das den Menschen den Zugang zur Gemeinschaft mit Gott eröffnen soll. „Der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe seine Seele als Lösegeld für Viele." Matth. 20, 28. Er will nach diesem Wort den Menschen einen großen Dienst leisten, sie losmachen aus der Schuldverhaftung, die sie aus der Gemeinschaft mit Gott ausschließt. Sollen sie überhaupt Zutritt haben zu diesem höchsten aller Güter, so muß das Hindernis beseitigt, die Schuldverhaftung aufgehoben werden. Er soll und will das thun. Und der Preis, den es ihn kostet, ist seine Seele, sein Leben, das er in den Tod hingeben muß. — Noch deutlicher hat der Herr Jesus in jener feierlichen Abschiedsstunde gesprochen, als er seinen Jüngern unter Darreichung von Brot und Wein die Bedeutung seines Todes erklärte: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, für euch gebrochen! Nehmet, trinket, dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut! Thut dies zu meinem Gedächtnis!" Mit seinem Leib will er sich selbst seinen Jüngern zur Speise geben. Das kann natürlich nur als Nahrung für den Geist, als Mitteilung göttlichen Lebens im vollsten Sinn des Wortes gemeint sein. Der Empfang dieses Gotteslebens setzt aber Gemeinschaft mit Gott voraus. Das eben bedeutet der Neue Bund: innere, wahrhaftige, lebensvolle Gemeinschaft mit Gott. Und der Neue Bund liegt in seinem zu vergießenden Blut, wird durch sein Todesleiden begründet. Darum muß sein Leib gebrochen, sein Blut vergossen werden, ehe Christus seinen Gläubigen die Quelle des göttlichen Lebens sein kann. Durch sein Todesleiden erschließt er ihnen die Teilnahme am Bunde, an der Gemeinschaft, an dem Leben des lebendigen Gottes. Es liegt in diesen Worten noch keine Lehre darüber, *wie* die Versöhnung der Welt mit Gott näher zu denken ist. Aber die *Thatsache* selbst ist schlicht und klar bezeugt, daß das Todesleiden Jesu das Mittel ist und bleibt, wodurch wir in der Gemeinschaft Gottes des göttlichen Lebens teilhaftig werden.

Und das ist nun auch der Kern der apostolischen Lehre. Paulus mag Christus das Sühnemittel oder den Gnadenstuhl nennen, das Resultat seines Todesleidens als Erlösung und Versöhnung bezeichnen; Johannes mag in ihm das Lamm Gottes erkennen, das die Sünden der Welt weg-

nimmt, oder den gerechten Fürsprecher bei dem Vater, der die Sühne
für unsre Sünden; Petrus endlich mag die Unschuld, die Sanftmut, die
Geduld seines Leidens betonen und erklären, daß er für uns leidend die
Sünde ans Kreuzholz hinauftrug und so eine Heilung davon ermöglichte
— immer bleibt in diesen Zeugnissen der unzweifelhafte Kern, daß durch
sein Todesleiden Christus die Sünde, die uns aus der Gemeinschaft mit
Gott ausschloß, als ein Hindernis aus dem Weg räumte und uns den
Zugang zu Gott erschlossen hat. Dieser unanfechtbare Kern, der unmittel-
bar zu Herz und Gewissen spricht, genügt auch für die Missionspredigt.
Man mag einer in sich geschlossenen, durchgeführten Versöhnungstheorie
noch so hohen Wert beilegen — für die Evangelisationspredigt ist sie ent-
behrlich; soweit nötig und möglich, kann sie erst bei dem Katechumenen-
unterricht Verwertung finden.

Der durch Christi Todesleiden erschlossene und zubereitete Weg ist
nun vom Menschen gläubig zu betreten. Dieses Verhalten der Menschen
wird in der Schrift „Glaube“ genannt. Teilweise tritt das schon bei den
Propheten hervor: „Herbei, ihr Durstigen, zum Wasser, und wer kein
Geld hat — kommt, kaufet und esset! ja kommt, kaufet ohne Geld und
ohne Zahlung, Wein und Milch.“ Jesaia 55, 1. Verlangt wird also
hier schon vom Menschen nicht mehr, als daß er komme und nehme. Es
ist nicht wesentlich verschieden von dieser Einladung, wenn Christus mit
der frohen Botschaft vom Anbruch des Reiches Gottes die Mahnung ver-
bindet: „Ändert euren Sinn!“ Er verlangt damit nicht eine Leistung
von Seiten des Menschen, die dieser sozusagen als Kaufpreis für das
himmlische Gut des Reiches Gottes bezahlen müßte. Das Reich Gottes
ist vielmehr Gnadengabe, die umsonst angeboten wird und eben nur an-
genommen werden kann. Mit der Annahme ist auch schon die Änderung
des Sinnes gegeben. Denn man kann eben mit dem heiligen Gott nicht
Gemeinschaft haben, an den heiligen Gütern seines Reiches nicht teil-
nehmen, ohne das ganze Innere abzuwenden von der Sünde und von den
so eng damit verflochtenen, hinfälligen Gütern der Welt, und es hinzu-
wenden zu Gott. Diese Umwendung des ganzen inneren Menschen ist
eine im Wesen des Gutes liegende, von ihm unablösbare conditio sine
qua non. Ebenso liegt es in der Sache begründet, daß in der Predigt
Jesu die Beziehung des gläubigen Verhaltens seitens der Menschen auf
sein Todesleiden zunächst im Hintergrund bleibt, dagegen der Glaube an
das Evangelium, an sein Wort, der gläubige Anschluß an seine Person in
den Vordergrund tritt. Daraus konnte und mußte sich im Verlauf der

schichtlichen Ereignisse auch der Glaube an die Heilskraft seines Todesleidens entwickeln.

Unter den Aposteln ist es bekanntlich Paulus, der in scharfem Gegensatz gegen pharisäischen Werkeifer und pharisäische Lohnsucht die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben erfahren und bezeugt hat. Schon dadurch ist es ausgeschlossen, daß der Glaube bei ihm etwas anders sein könnte, als die demütige Annahme des in Christi Tod gegebenen Heils, das gehorsame Betreten des ein für allemal erschlossenen Zugangs zur Gemeinschaft mit Gott. Bei Petrus und Johannes tritt diese subjektive Seite der Sache mehr zurück, doch fehlt bei jenem nicht die Bekehrung oder Hinkehrung zu dem Hirten und Bischof der Seelen, als Anfang des christlichen Lebens, und darum doch wohl auch als die in der Sache gegebene Bedingung, ohne die es keinen Anspruch auf das Erbe des Reiches Gottes giebt. Wir können zusammenfassen. Der christliche Weg zum Heil ist ein durchaus einheitlicher: der Zugang zu Gott, der durch Christi Tod für immer erschlossen ist, braucht vom Menschen mit Änderung des Sinnes, mit demütigem Glauben nur betreten zu werden. Ausgeschlossen ist jede Leistung auf Seiten des Menschen und darum auch jede Vorstellung von Lohn und Verdienst. Aber mit dem gläubigen Eingehen auf Gottes Heilsgedanken ist dennoch der Anfang einer sittlichen Entwicklung gesetzt, die dann aus dem dargebotenen Heil ihre vollgenügende Kraft zieht. Ein solcher Heilsweg entspricht dem Charakter des Heilsgutes ebenso, wie dem erfahrungsmäßigen Zustand des Menschen, indem er diesem nur das zumutet, was er vermag und was die Sache selbst fordert.

Bei der Vergleichung fällt hier der Nachdruck vor allem darauf, daß der biblische Heilsweg nur e i n e r und einheitlich in sich abgeschlossen ist, während sich im Hinduismus drei Heilswege darbieten, was entschieden verwirrend wirken muß. Die volkstümliche Vorstellung ist zwar, daß jeder der drei Wege zum Ziel der Erlösung führe. Allein dieselbe hat in den Quellen keinen Anhalt, da besonders die philosophischen Werke und die Urkunden der Volksreligion je den Weg der Weisheit oder den der Frömmigkeit als den ausschließlichen Heilsweg hinstellen, meist mit scharfer Abweisung des andern. Man weiß also in Wahrheit nicht, an welchen der drei Wege man sich halten soll. Ferner, während es beim christlichen Heilsweg sich einfach um gläubige Annahme der von Gott dargebotenen Hilfe handelt, kommt es im Hinduismus immer wieder darauf hinaus, daß man sich durch religiöse und asketische Leistungen der Gottheit ange-

nehm machen, das Heil erkaufen, oder auf dem Weg der Weisheit das Heilsgut sich erwerben muß. Immer soll hier der Mensch sich selbst am Schopfe fassen und aus dem Sumpfe ziehen, oder wenigstens selbst das Seil drehen, an dem die Gottheit ihn aus dem Meer des Verderbens rettet. Selbst beim Weg der Frömmigkeit, der am ehesten noch eine Analogie bietet und insofern zur Anknüpfung geeignet erscheint, läuft es schließlich auf Leistungen hinaus, denen das Heisgut als Lohn zufallen soll. Dabei muß aber stets daran erinnert werden, daß nach den eigenen Voraussetzungen des Hinduismus die persönlichen Götter, an welche sich der Fromme zu seinem Heil anschließen soll, selbst wieder individuelle Einzelwesen sind und als solche der Erlösung bedürfen. Eine ewige, unvergängliche Grundlage bietet sich der Frömmigkeit somit nicht dar. Mit Bezug auf den Weg der Weisheit liegt es am Tage und wird es auch durch die tägliche Erfahrung in Indien bestätigt, zu welch gotteslästerlichen Folgen die Weisheit führen kann, die spricht: „Ich selbst bin die Gottheit." Auch der Heide fühlt den sittlichen Widerspruch, der in dieser Behauptung enthalten ist.

Immerhin läßt sich aus jedem der drei Wege ein richtiges Moment herausheben und als positiver Anknüpfungspunkt verwerten. Dem Weg der Werke liegt ursprünglich der Gedanke zu Grunde, daß es ohne Sühne keine Vergebung der Sünden giebt. Er hat die Bedeutung, die Gewissen wach zu erhalten und das Bewußtsein der Schuld zu wecken. Und dieses Bewußtsein hat einen ergreifenden Ausdruck gefunden in einem Gebetsspruch, der heute noch, freilich meist ohne Verständnis und ohne Wahrheit, von den Brahmanen gebetet wird:

„Ein Sünder bin ich, Thäter von Sündenthaten,
Ein Sündengeist, und durch Geburt ein Sünder:
O Lotusäugiger, errette mich von Sünden,
Du Wischnuheiland, Herrscher aller Opfer!
Nicht giebt es meinesgleichen einen Frevler,
So ist kein Sündentilger deinesgleichen!
Nachdem Du so Erwägung hast gepflogen,
Handle, o Gott, wie Du es würdig findest."

So aufgefaßt kann der Weg der Werke wohl als Fingerzeig auf die Heilsbedeutung von Jesu Todesleiden verwendet werden. — In dem Weg der Weisheit ist der richtige Gedanke anzuerkennen, daß das menschliche Verhalten bei der Aneignung dem Wesen des Heilsgutes innerlich entsprechen muß, daß das Heilsgut nicht ein fremdartiger Lohn für an sich gleichgiltige Werke sein kann, und daß menschliches Thun eben immer mit Sünde behaftet bleibt. Der Weg der

ıigkeit endlich weist darauf hin, daß demütige Hingabe an den Gott,
n entgegenkommt, das ist, was dem Vermögen des Menschen allein
ht. Sofern sich die angedeuteten Bedürfnisse des Menschenherzens
en drei Wegen aussprechen, weist sich der biblische Heilsweg als
ge aus, durch welchen dieselben vollkommen befriedigt werden.

(Schluß folgt.)

:r gegenwärtige Stand der evangelischen Mission in Süd-Afrika.

Von Merensky.

IX. Britisches Betschuanenland und Protektorat.

)ie Betschuanen- (oder Tschuana-) Stämme stehen seit den
issen der letzten Jahre sämtlich unter britischer Oberhoheit. Von
Grenze des Diamantfeldes bis zum Molapofluß und von der
: der Transvaalrepublik bis in die Kalihari hinein erstreckt sich
h-Betschuanenland, ein Kronland, welches dem High Commissioner
pstadt unterstellt ist. Daß England dieses Land annektierte, war
e Bewohner ein Segen, denn es war eben als Stellaland von
Rotte beutesüchtiger Buren und sonstiger Abenteurer für eine gute Prise
worden. Freilich mußten die Privatansprüche vieler Weißen auf Land
on England anerkannt werden, und infolge dessen klagen die Eingebore-
:rüber, daß ihnen die gewohnte freie Bewegung genommen ist, was be-
s in Bezug auf die Viehweide ihnen fühlbar wird, auch ist die
:taxe bei ihnen durchaus nicht populär. Wie so oft unter ähnlichen
:tnissen bürden viele der Eingeborenen die Schuld für die ihnen
)igen Vorgänge den Missionaren auf. Die politische und sociale
hatte überhaupt einen schlechten, sittenverderblichen Einfluß auf
wie Christen, wozu eine vermehrte Branntweineinfuhr nicht wenig
ʒ. Indes ist darin eine Wendung zum Bessern eingetreten. Ver-
durch Vorstellungen der Regierung uud wohlwollender Beamten
Sohn des alten Moffat ist Magistrat in Taung) wurden 1888 zwei
Gesetze der Gesetzsammlung für Betschuanenland beigefügt, durch

welche bestimmt wird, daß die zweite Übertretung des Verbotes, Branntwein an Eingeborene zu verkaufen, den Verlust der Handelslicenz nach sich ziehen soll, und daß es ein Verbrechen sei, Branntwein den Eingeborenen zu geben.

Unter diesen Verhältnissen hat auch die Missionsarbeit unter den Eingeborenen schwer gelitten. In den Jahren 1884—1886 boten die Gemeinden des Landes nur zu sehr ein Bild der Verwahrlosung. Wenn Mackenzie auch berichtet, daß fast jede Stadt oder jedes Dorf ein Kirchlein habe, so waren doch diese Kirchlein oft nur halbzerfallene, schmutzige Hütten. Ähnlich sah es mit den christlichen Gemeinden und Gemeinschaften im Lande aus, unter denen Lauheit und Duldung von allerlei Sünden eingerissen waren. Als besonderer Übelstand wird erwähnt, daß die kleinen Dorfschulzen meist auch Lehrer und Gemeindevorsteher sein sollten und wollten, oft waren sie blinde Blindenleiter, welche Leute zur Taufe empfahlen, die für Empfang des Sakramentes noch nicht reif waren, und die schlimmsten Sünden unter ihren Leuten duldeten, wenn sie nicht gar selber darin lebten. Es war die Lust, lesen zu lernen, geschwunden, und die Nachfrage nach Büchern war sehr gering geworden. Am bedenklichsten war der Mangel nicht nur an christlicher Erziehung, sondern auch an Schulunterricht der Jugend. Unter 41 Dörfern in dem Distrikt Kuruman hatten nur 10 eine Schule. Die Eltern schienen kein Bewußtsein davon zu haben, daß es Pflicht ist, getaufte Kinder zu unterrichten. In all diesen Stücken ist eine Wendung zum Besseren eingetreten, und man gewinnt aus den Berichten der letzten Jahre den Eindruck, daß endlich wieder tüchtige Kräfte hier in der Arbeit stehn. In diesem Gebiete hat die Londoner Missionsgesellschaft seit 70 Jahren gearbeitet, allein ehe wir ihre Arbeit im einzelnen betrachten, müssen wir einen Blick auf das werfen, was auch andere Gesellschaften in diesen Ländern gethan haben.

Zunächst ist zu erwähnen, daß in der äußersten südöstlichen Ecke des Landes, östlich vom Hartfluß, die englisch-bischöfliche Kirche eine große Station unterhält, welche zur Diözese Blumfontein gehört, die Station Phokoane (Rev. Bevan), welche 790 Getaufte zählt. Eine Nebenstation, St. Denys, liegt am Vaalfluß im Freistaat (50 Getaufte); wir hören auch von drei Außenstationen, von denen man nicht weiß, ob sie schon in der Republik liegen, St. Marks, St. Johns Baptist und St. James, auf welchen in 4 Monaten 100 Taufen stattfanden und die zusammen 360 Getaufte zählen.

Statistik: 1 Station, 4 Außenplätze, 1 Missionar, 1150 Getaufte.

Die Kapsche reformierte Kirche hat in diesen Ländern auch
ei Stationen. Eine ist das bekannte Upington am Oranjefluß, auch
ilbenhoutsdrift genannt. Hier steht Missionar Schröder (Sohn eines
eutschen) der aus Bastards und Koranna eine große Gemeinde gesammelt
t, welche 1888 350 Kommunikanten zählte. Der große Fluß ist mit
lfe der englischen Regierung ausgeleitet, wodurch ein bedeutender Land-
u möglich wird. Zwei andere Stationen, Mochuli und Sikoane
ben wir unter den Betschuanen zwischen dem Mariko und dem Notuane-
ß. In Sikoane steht augenblicklich nur ein Farbiger (Leokoe Moriri),
hrend in Mochuli der frühere Berliner Missionar Beyer arbeitet. Hier
frisches Leben und erfreulicher Fortgang, nur über die Schwierigkeit,
ider zur Schule zu gewöhnen, wird geklagt, ein Übelstand, der auf
u Londoner Missionsgebiet heimisch geworden zu sein scheint. Der
uptling Lentschu hat Befehl gegeben, daß die Koma nicht mehr gefeiert
rden soll.

Statistik: 2 Stationen, 1 Außenstation, 2 ordinierte Europäer, ca.
00 Getaufte.

Die Wesleyaner haben am obern Molapo ein altes Missions-
biet unter den dort wohnenden Barolong. In Mafeking und weiter
lich in Vryburg stehen ihre Missionare, über deren Arbeit nichts besonderes
berichten ist.

Statistik: 2 Stationen, 2 europäische ordinierte Missionare, ca. 1500
etaufte, 421 Schüler.

Die Londoner Missionsgesellschaft abeitet unter den Betschuanen
t 1817, in welchem Jahre Missionar Hamilton sich hier niederließ, welchem
21 Missionar Moffat folgte. Das Gebiet ist aber jahrzehntelang viel zu
wach besetzt gewesen, erst in der letzten Zeit ist man bemüht gewesen,
sen Fehler zu verbessern und manches Versäumte nachzuholen.

Von der südlichsten Londoner Station[1]) Barkley (Missionar Ashton)
schon bei Besprechung der auf den Diamantfeldern betriebenen Arbeit
Rede gewesen, man könnte sie das Thor zu der Betschuanenmission
nen, besonders da sich der herrschende Stamm der Süd-Betschuanen,
Batlaping, in die unmittelbar nördlich von diesem Ort gelegenen
genden gezogen hat. Trotz der langen Zeit, seit welcher die Batlaping

---

[1]) Quelle: The Chronicle of the London M. S. Da die Nachrichten über
es überaus wichtige Missionsgebiet spärlich sind und sich sehr zerstreut finden,
n wir auf den Bestand der Londoner Arbeit etwas genauer ein.

mit dem Evangelium in Berührung gekommen sind, bilden gerade sie am
heute noch ein hartes Ackerfeld. „Neben den Matebelen sind sie di
schlimmsten Heiden.“ Bei ihnen hat wohl Vermischung mit Buschleuten
und Hottentotten stattgefunden und den Volkscharakter nicht zum Guten
beeinflußt. Taung ist jetzt der Hauptort des Stammes, denn hier
wohnt der Häuptling Mankoroane. Die Stadt zählt 6000 Einwohner.
Zeitweilig hat er dem Missionar (Brown) feindlich gegenüber gestanden.

Er nahm Partei für Christen, die unter Zucht gestellt wurden und bil
dete eine Gegengemeinde, über die er einen untreuen Lehrer als Geistlichen
einsetzte. Das Beispiel hat bewirkt, daß es auch auf der Außenstation Man
zur Bildung einer solchen Gemeinde kam. Doch hat sein Vorgehen die alt
Gemeinde geeint; es wird Zucht geübt, die Schule ist in besserem Zustand
(1887 nur 58 Schüler, jetzt 200) und eine neue Kirche (70 bei 20 Fuß) ist an
hochgelegenem Orte im Bau, zu welchem auch Mankoroane sich freundlich
stellt. (5 Außenstationen, 352 erwachsene Glieder.)

Neben Taung ist Kuruman immer noch die wichtigste Station im
Betschuanenlande, sie ist durch ihre Geschichte (Moffat) der evangelischen
Christenheit bekannt. Als älteste Gemeinde, und Centrum eines Distrikts,
wie auch durch Schulen und Druckerei nimmt sie einen hervorragenden
Platz ein.

Missionar Price ist jetzt Vorsteher und Pastor, Missionar Brown leitet
die Erziehungsanstalten. Hier und in der Umgegend ist der Wohnsitz der
Batlaru. Der Sittenlosigkeit in den Außendörfern traten die Missionare
in den letzten Jahren mit aller Schärfe und mit gutem Erfolg entgegen.
Vier Dorfgemeinden wurden förmlich unter Zucht gestellt. Die Helfer in den
Ortschaften versammeln sich jetzt vierteljährlich auf der Hauptstation, wo sie
unterrichtet und beraten werden. Neujahr 1889 feierte man unter großer
Beteiligung der Außengemeinden (73 Wagen trafen ein). Kenntnis des Lesens
ist wieder Taufbedingung. Auf den Außenplätzen (13, darunter Danielskuil,
Koning und Motito) sind vier gute Kirchen gebaut, fünf andere sind im Bau.
Neue Glieder wollten die Missionare nicht aufnehmen, bis die Gemeinde „ge
reinigt“ sei; eine Praxis, die ihre Bedenken hat.

Auch mit den Schulen der Station und ihrer Außenplätze war es bis
vor kurzem schlecht bestellt. Viele Lehrer waren der Aufgabe ihres Amtes
nicht gewachsen. Da ist es wichtig, daß für diesen Zweig missionarischer
Thätigkeit ein eigener Missionar (Brown) angestellt werden konnte. In Kuru
man waren in der Knabenanstalt zuletzt 11 Knaben, von denen zwei als
Lehrer entlassen wurden, in der Mädchenanstalt war noch für 80 Zöglinge
Raum. Von hoher Wichtigkeit ist das theologische Seminar, „Moffat
Institut“ genannt, es ist mit 12000 Lstrl. Unkosten eingerichtet und dotiert.
1889 befanden sich 12 „Studenten“ in der Anstalt, von denen sieben ihren
Kursus vollendet hatten und als gottesfürchtige Leute gelobt werden. Eine
„Erweckung“ hatte jüngere Leute, Mädchen und auch „Frauen der Studenten“

n. Wenn irgendwo, so thut unter Betschuanen und Bassuto das Heran-
von eingeborenen Lehrern und Geistlichen not, da hier eine Volkskirche
:stehen ist. Von den Außenplätzen ist Koning zu erwähnen. Hierher
ich „Professor" Price mit seinen „Studenten" von Kuruman und baute
:en Hilfe aus den Ziegeln, die die Gemeinde geliefert hatte, die Mauern
ıübschen Kirche. Auch andern Außengemeinden will er in dieser für
ile segensreichen empfehlenswerten Weise dienen.

m Molapo unter den Barolong von Mafeking (Häuptling Mont-
rbeiten die Wesleyaner und nahe am Mariko die Kapschen Refor-
ı, deren Arbeit schon gedacht ist. Von hier aus nach Norden ist
ıber die Arbeit wieder ausschließlich in den Händen der Londoner
nare. Unter den Bawanketse arbeitet in der Hauptstadt Kanye
rige und tüchtige Missionar Wookey. Im September 1887 kam
bei Gelegenheit der Boyala (Koma, Beschneidung) zu einer Ver-
ȝ, bei welcher die Christen angegriffen, geschlagen, mit Steinen ge-
und ihre Häuser verbrannt wurden, die Gemeinde sich aber wacker
Wie ein gewisses Maß von Kultur bei den Betschuanen bereits
:rbreitet ist, beweist die Notiz, daß bei der Neujahrsfeier 50 Wagen
rchgästen eintreffen konnten (1887).

Zeiter nördlich wohnen die Bakoena mit ihrem Häuptling Setschele,
r Zeit Dr. Livingstones her wohl bekannt. Leider wird ihm ein
:s Zeugnis gegeben. „Obwohl er sich zum Christentum bekennt,
ein richtiger Heide." Die Hauptstadt Molepolole ist in Bezirke
in welchen eingeborene Helfer sonntäglich predigen.

ine neue Kirche mit 600 Sitzplätzen ist gebaut, und die Schule wird
ıer Lehrerin treu besorgt. Indessen ist die Schule 6 Monate lang ge-
ı, da die Leute die Kinder im Sommer mit aufs Land nehmen. Heid-
Sitte ist immer noch eine Macht, und der Aberglaube fordert selbst noch
enopfer. 1888 wurden zwei Knaben, die während der Boyala (Koma)
:n (?) waren, gekocht und von ihren Genossen verzehrt.

Zeiter nach Norden wohnt dann der Bamangoato-Stamm,
(vom Hermannsburger Missionar Schulenburg getaufter) christlicher
Khama sich bereits nicht nur in Afrika, sondern auch in der ganzen
hen Welt einen guten Namen gemacht hat. (S. des Reisenden
ı Urteil über ihn in der Allgem. Missions-Zeitschr. 1889, S. 192.)
oyala ist abgeschafft, Zauberei verboten und unter Strafe gestellt.
twein-Einfuhr und Verbrauch wird nicht geduldet, selbst das Brauen
rauschendem Kafferbier gestattet der König nicht. An den Sonn-
lehrten und predigten 10—12 Eingeborene an verschiedenen Orten
ıuptstadt Schoschong. Im Gegensatz gegen die südlich wohnenden

Stämme nehmen die Leute ein reges Interesse am Unterricht ihrer Kinder, und 1886 beschloß die Gemeinde, daß die Schulen während der Feldarbeit nicht geschlossen werden dürften. Gebetsversammlungen halten die Gläubigen hin und her in der Stadt in ihren Privatwohnungen; solche Versammlungen scheinen ein Bedürfnis der Christen unter den Betschuanen und Bassuto zu sein, welches nur zu großem Schaden der Leute unbeachtet und ungepflegt bleibt.

Hervorgehoben wird, daß auch Knechte der Bamangoato (Sklaven könnte man sagen) getauft worden sind; gekleidet wurden sie von der Gemeinde.

Die Wirren, in welche das Volk mit den Buren verwickelt war, thaten dem geistlichen Leben keinen Abbruch. Im Lager der Grenzwacht wurde Kirche und Schule gehalten, und am 8. Juli 1888 ließ der Häuptling einen allgemeinen Bettag ansagen. In diesem Jahre ist die Hauptstadt ca. 20 deutsche Meilen weiter nordöstlich verlegt worden, nach dem Distrikt Tschoapong (Cwapong, auch Matiopong). Die Eingeborenen brachten an einem Tage 60000 M. an Gold für den neuen Kirchbau zusammen, wozu der König 10000 M. beigetragen hatte. Es ist zu bedauern, daß die hier arbeitenden Missionare (Hepburn und Lloyd) sich der Berichterstattung mit solcher Konsequenz enthalten, daß es unmöglich ist, über die Zahl derer, die wirklich Christen, d. h. Glieder der Gemeinden, geworden sind, sich ein Urteil zu bilden. Gelegentlich wird bemerkt, daß von der Bevölkerung des Distriktes Tschoapong „ein großer Teil" lesen lerne. Man wird annehmen können, daß im Lande etwa 5000 Seelen näher vom Christentum berührt sind und daß etwa 3000 sich zu den Gemeinden halten. Möge Gottes Gnade über König und Volk und den im Juli 1889 bezogenen neuen Hauptort walten.

Äußerst erfreulich ist es, wahrzunehmen, wie das nun unter den Betschuanen wieder kräftiger betriebene Missionswerk sich auch über die ganze westliche Kalihari-Wüste auszudehnen beginnt und in deren Mitte sich mit den vom Namalande ausgehenden christlichen Einflüssen die Hände reicht.

Die Kalihari-Wüste ist zum Teil mit Gras und selbst mit Mimosen bestanden, aber der Mangel an Quellen verhindert größere Mengen Volkes dort zu wohnen, nur Buschleute schweifen hier umher und Bakalahari wohnen hie und da bei den Wasserplätzen, während an anderen Orten der Saft der wilden, auch der gepflanzten Wassermelonen den Menschen und Tieren das Wasser ersetzen muß. Die Bakalahari sind Sklaven der umwohnenden Betschuanenstämme, deren jeder einen gewissen Teil, einen Distrikt der Wüste, als ihm gehörendes Gebiet beansprucht. Früher erlaubten sich die Betschuanen gegen diese ihre Hörigen jede Art von Grausamkeit. Man sah und sieht die Bakalahari wie erbeutetes Vieh an und schlachtete gelegentlich ganze Haufen ab, um sie nicht in den Besitz eines Nebenbuhlers übergehen zu lassen. Das

war Brauch, obwohl die Bakalahari den Betschuanen verwandt sind, wie ihre Sprache ausweist. Sie sind wahrscheinlich den in den wüsten Niederungen am Limpopo wohnenden Masele (Baalpense der Buren) nahe verwandt. Die Bakalahari halten als Knechte und Sklaven wieder Buschleute, welche zwischen ihnen und den Betschuanen hin und her verkauft werden. Ein Gewehr, ein Hund, 2—10 Ziegen sind der Preis, der für einen Buschmann gezahlt wird. Einzelne der Wüstenbewohner waren auf den Londoner Stationen getauft worden, so ein gewisser Modiroe in Motito vor nun 10 Jahren, der wieder in sein Land zurückkehrte. Ein Häuflein von christlichen Bakalahari, welches in Pitsane am oberen Molapo wohnte, ist auch vor einigen Jahren in die Wüste zurückgekehrt. So hatten die Londoner Brüder die Pflicht, auch selbst die Wüstenbewohner zu besuchen. 1866 besuchte Missionar Lloyd von Schoschong aus die Ansiedlung Moiabana, deren Häuptling Koekoe (Frosch) heißt und blieb dort predigend und lehrend 6 Tage. Hier an den Grenzen von Kchamas Reich fand er, daß „unter dessen milder Regierung“ die Bakalahari Vieh und Gärten und die Buschleute Ziegen besaßen und sich als „Leute Kchamas“ wie Menschen fühlten. Endlich machte der eifrige Missionar Wookey von Molepolole aus 1887 eine große Reise, die ihn bis in die Mitte der Wüste führte. Nachdem er Bokatleng passiert hatte, fand er kein Flußbett und keinen Regenlauf mehr, nur die bekannten Teiche von Regenwasser, welches oft Salzgehalt angenommen hatte (pannen, vleyen). Er mußte sich manchmal mit Wasser behelfen, welches Buschleute aus in den Sand gegrabenen Rohren saugten und in Gefäße „spieen“. Trotz aller Schwierigkeiten gelangte er 300 engl. Meilen in die Wüste hinein, obwohl seine Ochsen einmal 60 Meilen und auf dem Rückwege gar 73 Meilen ohne Wasser zu erhalten ausdauern mußten. In Lehututong, dem Herzen der Wüste, fand er bei den Leuten Bibeln und Gesangbücher, die Christen von Kuruman dorthin gebracht hatten, von denen auch Gottesdienste dort gehalten worden waren. Acht (engl.) Meilen weiter in Hunkuntse (Häuptling Moapara) traf er den genannten Modiroe. Es wohnt dort ein Völkchen von 1000 Seelen. Auch zwei in Kuruman getaufte Weiber traf er an. Eine kleine Gemeinde ist gebildet, und da die Missionare die angeknüpften Beziehungen pflegen werden, ist die Aussicht vorhanden, daß auch die im Westen der Wüste umherziehenden Buschleute vom Evangelium erreicht werden.

Weiter im Norden finden wir am Ngamisee ein anderes Missionsgebiet der Londoner Betschuanenmission. Hier inmitten weiter Wüstengebiete wohnen Reste verschiedener Stämme, Bakalahari, Makalaka, Bahurutse, Maschubea, Bakoba und Buschleute, über welche der kleine Stamm der Bataoana (auch West-Bamangoato genannt) Hoheitsrechte ausübt.

Schon 1877 hatte Missionar Hepburn hier missioniert und den Häuptling der Bataoana, Moremi, getauft, der damals am Ostufer des Sees, da, wo der Taoge (Zuga) ihn verläßt, seine Stadt hatte. Im Anfang der achtziger Jahre wurde der Stamm aus diesen Sitzen von den Matebelen vertrieben und gezwungen, sich nach Nordwesten in das Sumpfgebiet des unteren

Okavangoflusses zurückzuziehen. Hier fand er den Häuptling, welcher seit Jahren wieder in heidnischen Aberglauben zurückgefallen war. Hepburn predigte und lehrte, konnte aber den Widerspruch des Häuptlings, der die Boguera (Beschneidungs-Ritus) und seine Grausamkeiten gegen Massaroa und Buschleute nicht aufgeben will, nicht versöhnlich stimmen. Nachdem er die wenigen treuen Christen gestärkt und mit Büchern versehen hatte, mußte er ohne weiteren Erfolg erzielt zu haben von dannen ziehen. Im Jahre 1887 besuchte Missionar Lloyd von Schoschong aufs neue die Gegend. Er predigte in den Niederlassungen am See. In Tauna, der neuen Stadt Moremi, konnte er Gottesdienste halten und fand Moremi zugänglicher. Nicht nur eine alte blinde Frau, sondern auch eine Anzahl von Männern werden von ihm wegen der Treue, die sie hier mitten in heidnischer Umgebung bewiesen haben, gelobt. Unter den Bakoba findet sich ein christlicher Häuptling Mokoati, welcher einen segensreichen Einfluß auf die umwohnenden Heiden ausübt. Lloyd erhielt Erlaubnis und Unterstützung zu weiterem Vordringen. Nach sechzehntägiger Reise erreichte er die Inselstadt Ndaras, dem Häuptling der Mampokoschu, bei dem er wenig günstige Aufnahme fand, aber doch bei seinem Wagen ungehindert predigen konnte. Nach einer weiteren Reise von 8 Tagen am Okavango entlang erreichte er die Hauptstadt der Bakwangadi, wo er von dem Häuptling Nyangana freundlich aufgenommen wurde. Das Volk hörte gern der Predigt zu, und der Häuptling machte sich daran, lesen zu lernen. Neuerdings haben die Christen in Schoschong zwei eingeborene Lehrer nach dem Ngamisee gesandt, haben den für sie nötigen Wagen beschafft und sorgen für die Bestellung ihrer Äcker während ihrer Abwesenheit. Gott segne ihre Arbeit auf diesem am weitesten vorgeschobenen Posten der Betschuanen-Mission!

Gesamt-Statistik IX. Britisches Betschuanenland und Protektorat.

	Stationen.	Europ. Missionare.	Ordinierte Eingeb.	Getaufte.
Englisch-kirchliche Mission	1	1		1150
Kapsche reformierte Mission . . .	2	2		c. 1000
Wesleyaner-Mission	2	2		c. 1500
Londoner Mission (ohne Barkley) .	5	9		c. 11000
	10	14		c. 14650

X. Die nördlichen und nordöstlichen Vorposten.

Nördlich von dem Betschuanenlande und dem daranstoßenden Wüstengebiet wohnen am Sambesi die Reste vieler Stämme, von welchen ein großer Teil zu dem Barotse-Reich vereinigt ist. Die Makololo, welche

früher hier ihr Reich aufgerichtet hatten, sind ausgestorben oder getötet, und die Barotse (früher im Matebelenlande wohnhaft) rissen die Herrschaft wieder an sich, es ist aber die Bekanntschaft mit dem Sessuto noch immer weit verbreitet.

Das Land ist von dem afrikanischen Fieber schwer heimgesucht, und durch diese Krankheit sind auch die früheren Versuche evangelischer Missionare hier festen Fuß zu fassen, vereitelt worden. Jetzt endlich haben Pariser Sendboten unter unendlichen Leiden und Mühen hier Stationen angelegt und bezogen, allen voran der energische und umsichtige Coillard. Auch der Freimissionar Arnot hielt sich hier im Jahre 1883 auf, und wenn er auch die eigentliche Evangelisationsarbeit wegen mangelnder Kenntnis der Sprache nicht verrichten konnte, so hat sein Wandel in Gebet und Geduld gewiß den evangelischen Missionaren einen guten Namen gemacht. Mit Gründung der Station Sefula durch Jeanmairet und Missionar Coillard wurde 1887 aus einer Missionsexpedition eine feste Mission.[1] In demselben Jahre trafen Missionar Jalla, Dr. Dardier und der Missionskolonist Goy am Sambesi an. Der Arzt ist aber schon im Februar 1888 in Kasungula gestorben, auch Coillard litt in derselben Zeit schwer am Fieber.

Der König Lewanika ist der Ausbreitung des Christentums freundlich, kann aber selbst nicht loskommen vom Heidentum, besonders von den Totenopfern. Der bekannte Reisende Selous berichtet: „Missionar Coillard übt einen großen Einfluß auf den König aus und scheint das Vertrauen aller gewonnen zu haben. Lewanika hat auf die Spirituosen verzichtet und trinkt nur Bier und Kaffee" (Journal 1889, S. 136 Anm.). Die Arbeit ist immer noch Anfangsarbeit, allein die Gottesdienste sind gut besucht, und ein junger Getaufter wird als treuer Christ gelobt. Auf beiden Stationen bestehen Kinderschulen. In Sescheke sind 80 Schüler im Unterricht, in Sefula (April 1889) über 100.

Statistik: 3 Missionare, 2 Stationen, 1 Getaufter, 180 Schüler.

In Pandamatenka bestand eine Zeit lang eine Jesuitenmission, welche 1880 von Pater Delpechin mit 6 Missionaren begründet worden war. Fieber und Ruhr rafften die Leute hin, so daß auch der letzte Sendbote Roms, Pater Booms, im Jahre 1886 die Station verließ. In wenigen Jahren waren 13 Jesuitenmissionare in diesen Gebieten gestorben. (S. Holub: „Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbwe." Wien 1889. I, S. 358 ff.)

---

[1] Quelle: Journal des Missions évangeliques und La Mission au Zambèse par Th. Jousse. Paris 1890.

Auch die Londoner Stationen unter den Matebelen (Moselekatses Reich) können nur als Vorposten gelten, denn ein Erfolg der dreißigjährigen Arbeit unter diesem Volk ist bis jetzt nicht ersichtlich gewesen. Es bestanden bisher hier zwei Stationen Injati und Hopefountain, auf jener arbeiteten die Missionare Sykes, Elliot und Rees, auf dieser Missionar Helm. Der Veteran Sykes (eingetreten 1859) starb 1887.

In Hopefountain wurde 1887 eine bessere Kapelle errichtet, auch die von Injati ist ausgebessert. Oft scheint es, als ob das Evangelium ein Herz ergriffen habe, aber dann verschwindet regelmäßig auch der Schüler. Der Militär-Despotismus des Königs (Lobengulu) erstickt jeden Keim neuen Lebens. In den letzten Jahren zeigte sich mehr Interesse unter dem Volk für Gottes Wort, es kamen mehr Leute regelmäßiger zu den Gottesdiensten. Ein von den amerikanischen Missionaren in Natal ausgebildeter Sulu-Evangelist (Umcitwa) starb aber leider kurz nach seiner Ankunft (1889). Neuerdings hat sich Unruhe und Mißtrauen gegen die Europäer der Eingeborenen bemächtigt wegen des Andringens der Handels- und Goldsucher-Gesellschaften. Zeitungsgerüchte aus Südafrika erzählen, daß infolgedessen auch die Missionare das Land verlassen hätten.

Zu erwähnen ist, daß der Bischof von Blumfontein im Jahre 1888 eine Untersuchungsreise durch das Matebelen- und Maschonaland gemacht hat, die ihn bis an den Sambesi führte. Infolge seiner Berichte plant die Ausbreitungsgesellschaft eine Mission unter den Maschona.

Einige Jesuiten-Missionare halten Tati und die Hauptstadt Lobengulus besetzt, über ihre Wirksamkeit verlautet nichts.

Östlich von dem Matebelenlande finden wir das Banyaeland, wo die Bakalaka oder Banyae (wohl identisch mit den nördlichen Maschona) wohnen. Hierher sind Nationalhelfer der Kapschen reformierten Mission vorgedrungen und haben sich in Mosobis Stadt niedergelassen. Nationalhelfer der Berliner Bawendamissionare drangen noch weiter vor, und Superintendent Knothe machte mit Missionar Schwelnus im Jahre 1888 eine erfolgreiche Missionsreise zu diesen durch die Matebelen verwüsteten und tyrannisch beherrschten Stämmen. Bei Malangodsche, in Lahßa und bei dem Häuptling Mpoße (20,40 südl. Breite) sind Nationalhelfer stationiert.

Vom Banyae nach der Küste zu, am Sabia und unteren Limpopo liegt das Reich Gungunyamas, des Sohnes von Umsila. Sulu sind hier die Herrscher und Häuptlinge, die Unterworfenen gehören verschiedenen Stämmen an.

Der American Board hat hier in der Nähe von Inhambana im Jahre
83 eine Mission begründet. Bei Inhambana haben die Portugiesen in
er Ausdehnung friedliche Zustände hergestellt. Hier wohnen die Tonga
Tschopi oder Tschopa. In der Nähe der Bai wurden die Stationen
gwe und Kambini gegründet, zu denen später Makodweni und neuerdings
be hinzukamen. Die Berichte lauten nicht ungünstig, was Empfänglichkeit
Volkes angeht, obwohl der Aberglaube noch eine große Macht hat, und
Branntwein, den die Eingeborenen nicht nur frei kaufen, sondern den sie
von den Portugiesen brennen lernen, viel Unheil anrichtet. Sonst
den die Leute als furchtsam, dumm und friedfertig beschrieben. In Mongwe
man 5 Knaben und 5 Mädchen zur Erziehung übernommen. Die
len werden von ca. 200 Schülern besucht.

Im Jahre 1888 machten die Missionare Bates und Wildes einen Be-
bei Gungunyama (in Umoyamuhle), um von ihm die Erlaubnis zur
egung von Stationen in seinem Reiche zu erlangen. Der König erklärte
r, daß er diese Erlaubnis bereits anderen Lehrern von einem anderen Volk
t habe, unter denen wohl römische Missionare zu verstehen sind.

Im Winter 1889 ist der König von seinem bisherigen Sitz mit
er 50000 Köpfen nach dem unteren Limpopo gezogen, wo er eine neue
ptstadt gegründet hat. Wahrscheinlich ist er dazu durch das Vordringen
Matebelen nach Osten hin bewogen worden. Welche Wirkung dieses
eignis auf die Entwicklung der Mission haben wird, läßt sich noch nicht
ehen. Es fehlt aber nicht an Anzeichen, daß im Verlauf eines Jahr-
nts die südafrikanisch-christliche Kultur sich auch über das zwischen Lim-
po und Sambesi gelegene Gebiet ausdehnen und bis zu dem letzt-
nnten Strome hin endlich friedliche Zustände schaffen wird.

esamt-Statistik X: 8 Stationen, 10 Missionare.

(Tabelle siehe folgende Seite.)

Gesamt-Statistik über den Bestand der evangelischen Mission in Südafrika im Jahre 1888.

Gebiet.	Zahl der Eingeb. in d. betr. Gebiet.	Miss.-Station.	Europ. ordin. Missionare.	Eingeb. ordin. Miss.-sionare.	Zahl der Getauften
I. Deutsches Schutzgebiet (SW.-Afrika)	c. 265 000	18	20		6 763
II. Kap-Kolonie	c. 1 100 000	262	209	60	229 345
III. Pondoland	c. 150 000	7	4	3	3 000
IV. Natal-Kolonie	446 091	66	60	14	22 454
V. Sulu-, Swasi- und Amatonga-Land inkl. des Sulugebiets der südafrik. Republik . . .	c. 400 000	28	27		1 960
VI. Britisch Bassutoland . . .	c. 175 000	15	22		17 800
VII. Oranje-Freistaat	72 496	19	12	10	15 098
VIII. Südafrik. Republik und Gebiet bei Delagoabai	c. 450 000	69	78	4	33 763
IX. Britisch Betschuanenland und Protektorat	c. 200 000	10	14		14 650
X. Nördl. und nordöstl. Vorposten	c. 1 100 000?	8	10		
	c. 4 358 587	502	456	91	344 835

Anm. Die Gesamtzahl der Kinder, welche auf dem südafrikanischen Missions-gebiet evangelische Schulen besuchen, ist wegen Lückenhaftigkeit der Berichte nicht genau festzustellen. Nach unserer Schätzung beläuft sie sich auf 73 000—74 000 Schüler.

Anm. Die römische Kirche hat auf diesem Gebiete bisher höchstens [illegible] Seelen aus den Eingeborenen gewonnen.

Der Unterhalt der Apostel während ihrer Missionsreisen.

Von Pfarrer **Richter** in Rheinsberg, Mark.

2. Die Praxis des Apostels Paulus.

Die Voraussetzungen, unter denen der Apostel Paulus missionierte, waren wesentlich verschieden von denen, welche die Urapostel vorfanden. Allerdings knüpfte Paulus, soweit wir sehen können, überall, und wir müssen deshalb annehmen, grundsätzlich an die jüdische Diaspora an. Überall bot er zunächst den Juden das Heil an. Wenn wir nachdenken, was wohl besonders auf der zweiten Missionsreise den Apostel bestimmte in der Auswahl der Städte, in denen er längere Zeit Halt machte und eine umfassendere Missionsthätigkeit eröffnete, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß er eben die Städte bevorzugte, wo Judengemeinden waren.[1]) Überall — mit Ausnahme vielleicht von Beröa — wiederholte sich derselbe Prozeß: die Judengemeinde spaltete sich, die Mehrzahl wurde feindselig, ein Häuflein schloß sich dem Apostel an. Das Gros der Gemeinden gewann er aus den Griechen. Wegen dieser sich beständig wiederholenden Krisis, welche der Apostel unter dem Eindruck seiner Predigt mit Bestimmtheit erwarten durfte, mußte es ihm höchst erwünscht sein, in seiner äußeren Lebensführung möglichst frei und unabhängig dazustehen (1 Kor. 9, 19). Kam er in eine Stadt, so konnte er noch nicht wissen, in welcher Weise sich gerade hier die Krisis vollziehen würde. Er mochte deshalb nicht die Hilfe von Landsleuten in Anspruch nehmen, die sich vielleicht in Kürze gegen ihn entscheiden würden. War aber die Christengemeinde gegründet, so mochte er ihr erst recht nicht zur Last fallen, um nicht etwa zaghafte und schwankende Gemüter zurückzuschrecken. Diese eigentümliche Situation muß man im Auge behalten, um das Verhalten des Apostels zu verstehen. In welcher Weise ist nun für Pauli Unterhalt gesorgt worden? Wir stellen zuerst die positiven Angaben zusammen, um dann zu fragen, wie der Apostel dies sein Verhalten beurteilt habe.

1. Als Ausgangspunkt ist festzuhalten, daß Paulus seinen Unterhalt durch seiner eigenen Hände Arbeit erworben hat. Aus der Zeit der ersten Missionsreise haben wir allerdings keine direkten Nachrichten. Allein da Paulus Kollege auf dieser Reise Barnabas war, gerade von diesen beiden

[1]) Vgl. auf der ersten Missionsreise Antiochien in Pisidien Act. 13, 14 ff.: Ikonien 14, 1; Lystra 16, 1; auf der zweiten Reise Philippi 16, 13; Thessalonich 17, 1; Beröa 17, 10 f.; Korinth 18, 4; Ephesus 18, 19. Man legt darauf zu wenig Gewicht, wenn man sich auf das Vorbild des Apostels Paulus beruft, um Missionsstationen mit Vorliebe in Städten anzulegen.

1 Kor. 9, 6 ausgesagt wird, daß sie von den Gemeinden ihren Unterhalt nicht annähmen, und Barnabas sein Privatvermögen der Gemeinde in Jerusalem geopfert hatte, Act. 4, 36 f., so ist anzunehmen, daß sie auch damals schon durch eigene Arbeit ihre Notdurft verdient haben. Für die zweite und dritte Missionsreise haben wir die wichtige, zusammenfassende Nachricht in der Abschiedsrede Pauli an die ephesinischen Presbyter Act. 20, 33 f., aus welcher wir erfahren: 1. daß das Selbsterworbene immer die Grundlage seines Unterhalts gebildet hat; 2. daß Paulus nicht nur für sich, sondern auch für seine Gehilfen den Lebensunterhalt zu verdienen pflegte. Wie anstrengend er zu diesem Zweck hat arbeiten müssen, beweisen vor allem die Thessalonicherbriefe 1 Thess. 2, 9; 2 Thess. 3, 8. 9. Welcher Art seine Arbeit gewesen sei, erfahren wir Act. 18, 1—3. Er war σκηνοποιός. Das Wort bedeutet nach der Etymologie und nach der exegetischen Tradition unzweifelhaft „Zeltmacher, Zeltschneider". Gewiß hat Paulus dieses Handwerk nach Gewohnheit der Rabbinenschüler schon in seiner Jugend gelernt, und zwar von vornherein mit der Absicht, sich dadurch in seinem späteren Leben unabhängig zu machen. Daß sich die Zeltschneiderei ganz gut mit der wandernden Lebensweise des Apostels vertrug, erhellt aus den Wanderungen, die wir bei Aquila und Priscilla verfolgen können, von Pontus nach Rom, von da nach Korinth Act. 18, 1—3; weiter nach Ephesus ebenda 19. 26; 1 Kor. 16, 19, und zurück nach Rom Röm. 16, 3 ff. Vielleicht ist hier eine Vermutung nicht zu gewagt. Die beiden einzigen Stationen, an denen der Apostel lange verweilt hat, sind Ephesus und Korinth. An beiden Orten war er gleichzeitig mit Aquila und Priscilla. Sollte nicht der Umstand, daß er bei diesen stets Arbeit fand, und dadurch in seiner Existenz einigermaßen gesichert war, von Einfluß auf seine Reisepläne gewesen sein? Sollte er nicht gerade deshalb auf der zweiten Reise in Korinth, auf der dritten in Ephesus so lange verweilt haben, weil jene beiden dort waren?

Wenn nun auch Paulus das Bestreben hatte, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, so ist doch damit die Sache noch nicht erledigt. Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß Paulus an jedem Ort, wohin er kam, sogleich sollte Arbeit gefunden haben; es ist auch bei der äußersten Bescheidenheit der Ansprüche kaum denkbar, daß er neben seiner ausgedehnten Predigtthätigkeit und intensiven Seelsorge überall könnte genug für sich und seine Gefährten verdient haben. Dazu kamen die Jahre der Gefängnishaft in Cäsarea und Rom, die ihm seine Handwerksarbeit wahrscheinlich unmöglich machten und doch für seinen Lebensunterhalt nur in höchst ungenügender Weise sorgten. Endlich wäre es doch fast unbegreiflich, wenn sich nie in den Gemeinden sollte der Gedanke geregt haben, daß man ver-

-tet sei, den Apostel in seiner aufopfernden Arbeit zu unterstützen. Wir -den es also nur in der Ordnung finden, wenn wir hin und wieder -Beihilfen lesen, die dem Apostel zu teil geworden sind.

Das ist allerdings nicht zu leugnen, daß allem Anschein nach die -ttengemeinde von Antiochien, die ihn ausgesandt hatte, nie den Finger -rt hat, ihren Missionar materiell zu unterstützen. Wir können uns gewissen Mißbehagens über diese Thatsache nicht erwehren. Aber im -eren Verlauf der Reisen finden wir doch manche Spuren einer wachsen- Opferwilligkeit; zuerst in Philippi. Die Purpurkrämerin Lydia aus -atira nötigt ihn und seine Begleiter zu dauerndem Aufenthalt in ihr -s. Act. 16, 14 f. 34. Wie wohl mag ihm dort gewesen sein, dem -m Hause, wo man ihm mit solcher Liebe entgegenkam! Der Philipper- -einde soll auch der Ruhm bleiben, am treusten für den Apostel gesorgt -aben. Ihr Vorbild ist beschämend für die andern paulinischen Ge- -den. Während der Apostel in Thessalonich weilte, sandten sie ihm -hin zweimal eine Kollekte für seine Bedürfnisse. Phil. 4, 16. Aus- -lich bestätigt ihnen der Apostel, daß sie die einzige Gemeinde gewesen -, die ihn „im Anfang des Evangelii, als er von Macedonien ausging, -riell unterstützt habe.“ Ebda. 15. Wahrscheinlich mit dem Rest der -ten Kollekte bestritt er die Reise bis Korinth und den ersten Auf- -halt daselbst. 2 Kor. 11, 8. [Wenigstens wüßten wir nach obiger -le (Phil. 4, 15) keine andere, die mit den ἄλλαι ἐκκλησίαι sollte -meint sein. Gerade von der Philippergemeinde, die so gern gab, er- -ren sich am besten die starken Ausdrücke ἐσύλησα, ὀψώνιον λαβών.] -ter sind die philippischen Christen in finanzielle Verlegenheiten geraten, daß sie außer stande waren, weitere Beiträge zu senden. Erst während Gefangenschaft des Apostels in Rom waren sie soweit „auf einen grünen -eig gekommen“, Phil. 4, 10, daß sie ihm eine neue und diesmal be- -ders reichliche Gabe durch Epaphroditus übersenden konnten (ebda. 18). -r noch einmal hören wir von einer Geldsendung an den Apostel und -r von macedonischen Gemeinden nach Korinth. 2 Kor. 11, 9: „meinen -ngel haben ergänzt Brüder, die aus Macedonien kamen.“ Da wir -h obigem an Philippi nicht zu denken haben, werden es Brüder aus -röa oder Thessalonich gewesen sein. — Damit sind wir am Ende dessen, -s uns von materiellen Unterstützungen des Apostels bekannt ist. Von -n achäischen und kleinasiatischen Gemeinden hören wir von keiner Regung Opferwilligkeit; den Korinthern versichert Paulus, daß er weder direkt -h indirekt je von ihnen eine Unterstützung angenommen habe 2 Kor. , 11 ff. 16—18; und erklärt ihnen, daß er auch künftig nichts an- -men werde, ebda. 11, 9; 12, 14. 15. Alles also, was wir von

Unterstützungen wissen, beschränkt sich mit Ausnahme der letzten Philipper-spende auf die Zeit der zweiten Missionsreise. Das ist verhältnismäßig sehr dürftig. Diese Gaben waren weder zuverlässig, daß man darauf als auf eine sichere Einnahme rechnen konnte, noch waren sie groß genug, um für längere Zeit die Bedürfnisse zu decken. Es ist daher wohl zu verstehen, so wehmütig es uns auch berührt, wenn wir hier und da vom Apostel hören, daß er bisweilen Not gelitten habe. 2 Kor. 12, 8. 27; Phil. 4, 11. 12.

2. Wir sind betreffs des Apostels Paulus in der glücklichen Lage, nicht allein die Thatsachen betreffs seines Unterhalts mit einiger Sicherheit festzustellen, sondern wir können auch über die Grundsätze, durch welche sich der Apostel leiten ließ, Rechenschaft geben. Hätte nun schon eine sorgfältige Beobachtung der thatsächlichen Verhältnisse von extravaganten Selbstunterhaltungs-Ideen bewahren sollen, so ist noch vielmehr die nüchterne und doch großartige Auffassung des Apostels geeignet, aller selbsterwählten Heiligkeit zu wehren.

Grundlegend ist für die weiteren Ausführungen 1 Kor. 9. Käme es in diesem Aufsatz auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes an, so müßten wir an dieser Stelle eine genaue Exegese der ersten 18 Verse dieses Kapitels einschalten. Allein da wesentliche theologische Kontroversen über diesen Abschnitt nicht bestehen, genügt es, im Zusammenhang mit den übrigen gelegentlichen Äußerungen des Apostels die Resultate zusammenzustellen.

Der Grundsatz, von dem der Apostel ausgeht, ist, daß der Prediger ein Recht an die Gemeinde hat, von derselben seinen Unterhalt zu erwarten. Schon in den ersten Briefen finden wir das ausgesprochen 2 Theff. 3, 9; denn die hier gebrauchten Worte finden ihre Erklärung durch 1 Kor. 9. Kurz und gut ist derselbe Grundsatz Gal. 6, 6 so gefaßt: „Der aber unterrichtet wird mit dem Worte, teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet." (Vgl. die Komm.; man wird sich der Auffassung Sprofferts in Meyers Komm. nicht anschließen können.) Am ausführlichsten und gründlichsten setzt das Paulus 1 Kor. 9, 7—14 auseinander. Er führt zum Beweis der Notwendigkeit dieses Anrechts die mannigfaltigsten Gründe an: V. 7 drei innerlich verwandte Vorgänge des menschlichen Lebens; V. 8—10 den Schriftbeweis aus dem Gesetz; V. 11 den Schluß aus der Wertschätzung irdischer und geistlicher Güter; V. 13 die Analogie der Opferordnung; V. 14 das Gebot des Herrn. Nirgends im N. T. ist das Anrecht der Missionare auf die Notdurft des Lebens mit gleich mannigfaltigen Gründen erhärtet.

Daß dieser Grundsatz nicht bloß Privatansicht des Apostels, sondern die Meinung der damaligen Christen gewesen sei, folgt aus dem aus-

gedehnten Gebrauch, den die andern Lehrer des Evangelii von diesem Anrecht gemacht haben. Die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn erwarteten unbedenklich den Unterhalt je von der Christengemeinde, in der sie sich aufhielten. Auch ihre Frauen nahmen sie mit auf ihre Visitations- und Missionsreisen und ließen sie auf Kosten der Gemeinden unterhalten. Das alles findet Paulus ganz in der Ordnung und fordert nur, was jenen ohne Widerspruch gewährt wird, wenigstens als zugestandenes Recht auch für sich und seine Gefährten. Es blieb aber nicht dabei. Auch andere drängten sich unter dem Vorwande, von den richtigen Aposteln zu kommen, ja mit Anmaßung apostolischer Autorität in die korinthische Gemeinde und ließen sich nicht allein von ihr unterhalten, sondern bereicherten sich obendrein auf Kosten derselben in schmachvoller Weise. Dabei hatten sie die Stirn, den Apostel Paulus des Eigennutzes anzuklagen und böswillig wider ihn die Anschuldigung zu verbreiten, er sauge die Gemeinden aus. Es ist begreiflich, daß über dieses gemeine Treiben das zarte sittliche Gefühl des Apostels auf das äußerste empört war. 2 Kor. 11, 12—15. 20 vgl. Heinrici, Komm.

Ist aber diese Anschauung von dem Rechte der Lehrer die allgemein übliche gewesen, hat ihr besonders Paulus durchaus zugestimmt, so fragen wir: warum hat Paulus von diesem Rechte grundsätzlich nie Gebrauch gemacht? Denn dadurch, daß er die freiwilligen Gaben der Philipper in Thessalonich und Rom annahm, hat er doch noch nicht von jenem viel weiter greifenden und umfassenderen Rechte Gebrauch gemacht.

Es entspricht der Lebendigkeit des Apostels, wenn er in seinen Briefen an verschiedenen Stellen verschiedene Motive seines Verhaltens angiebt, je nach den besonderen Umständen, unter denen er schreibt. So stellt er 2 Thess. 3, 9 ff. seinen Fleiß und seine Arbeitsamkeit als ein Muster hin für die zu vielgeschäftigem Müßiggang neigenden Glieder der Gemeinde. 1 Kor. 11, 12 stellt er seine Uneigennützigkeit der Heuchelei seiner Widersacher entgegen und erklärt, bei seiner Regel bleiben zu müssen, „um nicht denen einen Vorwand zu geben, die einen Vorwand suchen.“ Gewiß trifft es dem wahren Grund schon näher, wenn er häufig beteuert, darum so zu handeln, damit er niemand irgend eine Last auflege. 2 Thess. 3, 8; 2 Kor. 11, 9. Vgl. 1 Thess. 2, 9; 2 Kor. 12, 14. 15: „Ich suche nicht das Eure, sondern euch; denn nicht sollen die Kinder ihren Eltern, sondern die Eltern ihren Kindern Schätze sammeln.“ Vgl. auch 1 Kor. 9, 12. Aber den innersten Grund seines Handelns, die wahre Triebfeder seines Herzens hat auch damit der Apostel noch nicht angegeben; in diese läßt er uns vielmehr 1 Kor. 9, 15—18 einen Blick thun, einen der tiefsten Blicke, die uns in das Seelenleben des hochherzigen Apostels gestattet sind.

Es ist schwer, die feinsinnige Ausführung der Stelle zu umschreiben, ohne den Reiz derselben zu beeinträchtigen. Er sagt etwa folgendes: „Meine Predigtwirksamkeit allein ist mir nicht genug. Dieselbe ist ein mir von dem Herrn auferlegtes Amt. Sie versäumen hieße, mein Heil aufs Spiel setzen. Ich muß noch etwas mehr thun, um vor der Gemeinde einen berechtigten Grund des Selbstruhms und darin vor dem eigenen Gewissen einen Lohn zu haben. Diese Befriedigung gewährt mir meine Handlungsweise, das Evangelium allen Gemeinden kostenfrei zu bringen."

Um aber die unter dieser Ausführung verborgene sittliche Energie zu würdigen, muß man noch einen Blick auf die beiden folgenden Abschnitte 19—23; 24—27 werfen. In dem ersten schildert der Apostel seine vollste und lauterste Hingebung an sein Predigtamt, seine stete Selbstverleugnung und Unterordnung unter die heterogensten Verhältnisse, nur um überall etliche für das Heil zu gewinnen. In dem andern zeigt er sein unentwegtes, angestrengtes Ringen nach dem vorgesteckten Ziel der Seligkeit, worin er alle Christen zur Nacheiferung anspornt. Durch diese beiden Abschnitte fällt auf den vorausgehenden 15—18 das Gewicht eines solchen sittlichen Ernstes, daß wir die Handlungsweise des Apostels aus den höchsten sittlichen Beweggründen heraus zu verstehen genötigt sind. Es ist deshalb verfehlt, wenn man in dieser Ausführung einen Anklang an die katholische Lehre von den opera supererogationis finden wollte. Der Apostel ist in seiner Stellung zu Gott und zum Heil so demütig und einfältig, daß er mit aller nur wünschenswerten Klarheit versichert, sein höchstes Ziel vor Gott sei, am Heil auch teil zu haben und auch sich die Krone des Lebens zu erwerben, die er andern anpreist. „Daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde," sind bekanntlich die Schlußworte dieses Kapitels. Nur für seine Stellung zur Gemeinde sucht er ein καύχημα, nur vor seinem Gewissen den μισθὸς desselben. Haben wir nicht vielleicht darin ein überspanntes sittliches Ehrgefühl zu erkennen? Durchaus nicht! Darin besteht ja nach evangelischen Grundsätzen die Energie des sittlichen Lebens, daß jemand das höchste erreichbare Maß sittlicher Vollkommenheit individuell auszugestalten strebt. Deshalb hätte der Apostel geglaubt, hinter der ihm zukommenden Aufgabe zurückzubleiben, wenn er nicht auch das Vorbild der Selbstverleugnung und Selbstlosigkeit gab. Hätte er das unterlassen, er hätte gemeint etwas zu versäumen, was ihm zum Heil notwendig sei. Durchaus sachgemäß schließt deshalb diese Ausführung mit der dringenden Aufforderung, mit äußerster sittlicher Energie nach dem Heil zu streben.

Es wird kaum nötig sein, die Folgerungen des weiteren zu ziehen, die sich aus der Handlungsweise des Apostels für die Missionspraxis

unserer Zeit ergeben. Soviel ist klar, der Apostel nahm mit vollem Bewußtsein eine Ausnahmestellung ein. So sehr seine edle Selbstverleugnung, seine hingebende Aufopferung unsere Bewunderung herausfordern, so thöricht wäre es, von allen zu verlangen, was der Apostel sich abgerungen hat. Was Paulus als allgemeinen Grundsatz verficht, nämlich daß der Missionar auf seinen Unterhalt Anspruch habe, dabei wird es für die heimische Gemeinde und für die Missionsgeschwister in der Fremde bleiben. Fühlen aber hier und da im Glauben festgegründete Missionare in sich Kraft und Drang, es dem Apostel gleich zu thun, so schenke ihnen Gott auch als das Köstlichste Pauli Demut, in aller Aufopferung zu sprechen: „Alles thue ich um des Evangeliums willen, auf daß ich Mitgenoß seiner Verheißung werde.“ 1 Kor. 9, 23.

3. Die große Kollekte für Jerusalem.

Die große, von Paulus auf der dritten Missionsreise gesammelte Kollekte ist die Fortsetzung der Sammlungen während der zweiten Reise. Wir müssen deshalb hier noch darauf eingehen. In unserm modernen Missionsleben spielen die Kollekten eine so große Rolle, welche in den Muttergemeinden zum Besten der Heidenmission gesammelt werden. In der apostolischen Zeit haben wir die gerade entgegengesetzte Erscheinung, daß in den Heidenchristen-Gemeinden für die Muttergemeinde gesammelt ist.

Schon in den Anfängen des Apostels Paulus wird uns, allerdings dunkel und nicht ganz zuverlässig, berichtet, daß auf die Weissagung des Propheten Agabus hin die Christengemeinde in Antiochien für die in Judäa wohnenden Brüder kollektiert und Barnabas und Paulus zur Übermittlung des Geldes an die Presbyter nach Jerusalem gesandt hätte. Wir sehen, die Christengemeinde in Jerusalem ist schon damals arm gewesen, und auswärtige Gemeinden haben sich bei eintretender Not verpflichtet gefühlt, sie zu unterstützen.

In den nächsten Jahren hören wir nichts von Sammlungen für Jerusalem, bis Gal. 2, 10. Hier berichtet der Apostel, daß er gelegentlich der Konferenzen mit den Säulenaposteln beim Apostelkonzil die Verpflichtung eingegangen sei, sich der Armen in Jerusalem anzunehmen. Dies sei das Einzige gewesen, was jene ihm zur Gewissenspflicht gemacht hätten. Wenn wir in Gal. 2 die Privatverhandlungen sehen, die neben der öffentlichen Verhandlung Act. 15 hergingen, so erhellt, wie vorsichtig die Urapostel mit diesem Wunsche hervortraten: sie hielten es weder für notwendig noch für zweckmäßig, denselben in ihrem amtlichen Antwortschreiben Act. 15, 23 ff. geltend zu machen.

Merkwürdigerweise hören wir trotzdem auch in den nächsten 5–6 Jahren nichts von Beisteuern, die Paulus nach Jerusalem gesandt hätte. Nicht einmal bei seiner Anwesenheit in Jerusalem am Ende der zweiten Missionsreise scheint er eine größere Gabe für die Armen bei sich gehabt zu haben. Wenn wir bedenken, wie dürftig es dem Apostel auf dieser zweiten Reise gegangen ist, so ist kaum anzunehmen, daß er aus seinen Mitteln imstande gewesen wäre, größere Geschenke zu machen. Alles aber, was etwa die Gemeinden aufbrachten, wurde dem Apostel zugewandt. Allerdings versichert Paulus Gal. 2, 10 ausdrücklich, er habe sichs angelegen sein lassen, nach seiner Verpflichtung zu handeln. In welcher Weise, müssen wir dahingestellt sein lassen.[1])

Erst auf der dritten Missionsreise hat sich Paulus angelegentlich und nun mit der ihm gewohnten Energie mit der Kollekte für Jerusalem befaßt. Die erste Aufforderung erging wohl mündlich an die galatischen Gemeinden, — im Galaterbrief ist davon nicht die Rede. 1 Kor. 16, 1. Sie scheinen derselben wenig Folge geleistet zu haben; es ist von ihren Beiträgen nirgends die Rede. Gleichzeitig oder bald darauf wandte sich der Apostel von Ephesus aus an die Korinther. Diese baten darauf in ihrem Schreiben den Apostel um nähere Auskunft. Paulus riet ihnen, „an jedem ersten Wochentag einen kleinen Betrag zurückzulegen, so würden sie allmählich einen Schatz sammeln. Wenn er dann komme, werde er sie veranlassen, aus ihrer Mitte Abgesandte zur Überführung des Gesamtbetrages nach Jerusalem zu erwählen. Wenn die Kollekte eine solche Höhe erreichen sollte, daß es dem Apostel Ehre mache, wolle er selbst die Überbringung in die Hand nehmen." Damit aber die Kollekte guten Fortgang hätte, sandte er den Titus, seinen zuverlässigen Gehilfen, um persönlich die Sammlung zu überwachen. Inzwischen brach der Apostel von Ephesus auf und reiste nach Macedonien. Dort regte er selbst die Sammlung der Kollekte an und fand so freudige Unterstützung und so freigebige Beisteuern, daß trotz der großen Armut der dortigen Gemeinden beträchtliche Summen zusammenkamen. Inzwischen war nach der Rückkehr des Titus zu Paulus das Kollektenwerk in Korinth ins Stocken geraten. Der mühsam erweckte Eifer war erlahmt. Die Gegner Pauli hatten sogar die Uneigennützigkeit des Werkes angefeindet. 2 Kor. 12, 17 f. Dennoch mußte dem Apostel gerade an den Beiträgen der Korinther

[1]) Da von früheren Kollekten für Jerusalem gar keine Spuren vorhanden sind, da gerade die galatischen Gemeinden zuerst genaue Instruktion über die Jerusalemskollekte empfangen haben (1 Kor. 16, 1), und auch an dieselben Gemeinden das ὃ καὶ ἐσπούδασα Gal. 2, 10 geschrieben ist, ist man versucht, Pauli Bemühung eben auf die damals schon begonnene Arbeit der Einsammlung der großen Kollekte zu beziehen.

liegen; denn sie waren die wohlhabendste unter den paulinischen Gemeinden. Er entschloß sich deshalb, Titus zum zweitenmal nach Korinth zu senden. Um jedoch jeden bösen Schein zu vermeiden und sorgfältigste Kontrolle der eingehenden Gelder zu ermöglichen, ließ er außer dem von ihm selbst beigegebenen Gefährten (2 Kor. 12, 17; 8, 22) von den macedonischen Gemeinden noch einen zweiten Deputierten ausdrücklich für das Kollektenwerk in Korinth erwählen. Dieser wegen seines Eifers bekannte Christ sollte mit seinem Namen die Selbstlosigkeit der Kollekte decken helfen. Besonders unter Hinweis auf die bedeutenden Gaben der Macedonier und sie erinnernd an den guten Anfang, den sie im vorigen Jahr gemacht, spornte er sie zu neuem Eifer, „damit ihr verheißener Segen bereit sei als ein Segen und nicht als ein Geiz." 2 Kor. 9, 5. Diese Veranstaltung hatte Erfolg. Bald darauf konnte Paulus den Römern berichten: „Macedonien und Achaja haben beliebt, eine (beträchtliche) Kollekte zu veranstalten für die Armen unter den Heiligen in Jerusalem." Röm. 15, 26. Als er nach Korinth kam, nahm er sie in Empfang und überbrachte sie seinem Versprechen gemäß (1 Kor. 16, 4) persönlich nach Jerusalem.

Was hat nun den Apostel zur Einsammlung dieser Kollekte bewogen? Es finden sich in den Briefen nicht gerade viel Stellen, die uns darüber Auskunft geben. Röm. 15, 27 schreibt: „Macedonien und Achaja sind ja der Heiligen Schuldner; denn wenn die Heidenchristen teil haben an den geistlichen Gütern jener, so sind sie verpflichtet, ihnen mit den irdischen Gütern Handreichung zu thun." Hier ist zwischen den heidenchristlichen Gemeinden und der Gemeinde in Jerusalem ein ähnliches Verhältnis hergestellt, wie 1 Kor. 9, 11 zwischen dem Prediger und seiner Gemeinde. Jerusalem ist der Ausgangspunkt, die Mutterstadt der evangelischen Lehre. Allein dieses Verhältnis bestand doch nur in sehr bedingter und übertragener Weise. Jerusalem hatte an dem Missionswerk damals noch äußerst geringen Anteil. Es konnte deshalb auch kein Pflichtverhältnis zwischen den paulinischen Gemeinden und Jerusalem bestehen. Es ist auch gerade in jener Periode des Lebens Pauli, wo er soviel Not hatte mit jüdischen Sendlingen und Eindringlingen, nicht wahrscheinlich, daß er seine Gemeinden in irgend welche Abhängigkeit von Jerusalem hätte bringen wollen. Wir müssen deshalb annehmen, daß uns an dieser Stelle nicht das Leitmotiv, sondern nur ein nebengeordneter Gedanke mitgeteilt wird, der allerdings dem Apostel bei seiner unerschütterlichen Liebe zu seinem Volke nahe genug lag. Diese Vermutung wird dadurch bestätigt, daß Paulus diesen Gedanken in den die Kollekte ausführlich behandelnden Kapiteln nie erwähnt. — Dagegen wird in

diesen oft zu erkennen gegeben, daß die drückende Armut der Gemeinde in Jerusalem der Anlaß sei. Das tritt schon 2 Kor. 9, 13—15 hervor. Wird hier betont, daß durch die Kollekte ein Ausgleich, eine ἰσότης, hergestellt werden solle zwischen Korinth und Jerusalem, so folgt daraus, wie arm die Christen von Jerusalem gewesen sind. Noch mehr fällt das in die Augen, wenn man in demselben Kapitel von V. 13—15 rückwärts auf V. 1—5 schließt: Die macedonischen Christen waren selbst in großer Armut; aber doch ging es ihnen immer noch besser, als denen zu Jerusalem, sonst würde sie der Apostel nach seinem Grundsatz nicht zur Kollekte herangezogen haben. — Dabei ist nicht anzunehmen, daß alle Christen in Jerusalem arm gewesen seien. Wenn auch Paulus häufiger die Kollekte allgemein „den Heiligen" zuschreibt (2 Kor. 8, 4; 9, 12; 1 Kor. 16, 1), so drückt er sich doch an einer Stelle genauer aus Röm. 15, 16: „für die Armen unter den Heiligen in Jerusalem." Wir müssen auf diese Stelle um so mehr Gewicht legen, als sie die einzige ist, in der Paulus außen Stehenden von der Kollekte berichtet, wo er sich also genau ausdrücken muß. Ist aber die Kollekte als ein Beitrag der Heidenchristen-Gemeinden zur Linderung der Not in Jerusalem gesammelt, so liegt nichts näher, als sie als eine Einlösung des Gal. 2, 10 gegebenen Versprechens anzusehen. — Es hätte aber der sinnigen Art des Apostels nicht genügt, mechanisch die Kollekte einzusammeln; er verfolgte dabei höhere, ethische Gesichtspunkte. Das ganze Werk diente ihm dazu, ein Band der Gemeinschaft um alle Christengemeinden zu schlingen. Seine eigenen Gemeinden suchte er eine durch das Vorbild der andern anzufeuern. Vor allem aber wünschte er ein Gemeinschaftsverhältnis (nicht ein Verhältnis der Unterordnung) zwischen seinen Gemeinden und derjenigen in Jerusalem anzubahnen. Er hoffte, die reiche Gabe werde die dortigen Christen dazu treiben, Gott Dankgebete darzubringen und ihn zu preisen wegen des Glaubensgehorsams und der Einfalt der Heidenchristen und so durch Gebet und Fürbitte das Verlangen nach fortdauernder und wechselseitiger Gemeinschaft zu wecken. 2 Kor. 9, 12—14.

Man hat sich mit diesen Gründen nicht begnügen wollen und weiter gesucht. Weizsäcker (Jahrbuch f. deutsche Theol. 1876; 648. 650) sagt: „Paulus habe das Band, welches einst zwischen ihm und den Uraposteln geknüpft wurde (Gal. 2), persönlich in Jerusalem erneuern, und die dortigen Heiligen zur Anerkennung des Heidenchristentums bringen wollen." Rückert meint, Paulus habe die gegen ihn erbitterten Gemüter der dortigen Judenchristen beschwichtigen wollen, bevor er in den Westen reiste (bei Heinrici-Meyer zu 1 Kor. 16, 1). Zündel endlich (Apostelzeit 312 f.) sagt, „die Christen in Jerusalem sollen darin wie kriegsgefangen

Banner, die ihr Herr Jesus ihnen sendet, erblicken." Das ist ansprechend; aber soweit es über die Nachrichten der heiligen Schrift hinausgeht, nicht zu beweisen.

Unsere ganze Betrachtung erweckt die Überzeugung, daß in diesem ganzen Gebiet der materiellen Unterstützungen und Kollekten in der apostolischen Zeit so eigentümliche und außergewöhnliche Verhältnisse zu Grunde lagen, daß eine direkte Anwendung auf unsere Zeit und ihre veränderten Bedürfnisse nicht zulässig ist. Trotzdem enthalten die einschlägigen Kapitel der paulinischen Briefe eine solche Fülle von Belehrungen und Winken, daß auch sie von dauerndem Werte sind. In praktischer Hinsicht weisen wir hin auf die Energie, mit der Paulus auch dies Werk betreibt; auf die Anordnung, allwöchentlich einen kleinen Betrag zurückzulegen; auf den Wetteifer des Gebens, den er zu wecken weiß; auf die Vorsicht, mit der er für genauste Kontrolle sorgt; endlich auf die Absicht, die Gaben durch Boten aus jeder Gemeinde persönlich überbringen zu lassen. Ebenso wichtig sind die lehrhaften Winke, daß alles Gnade sei, geben wie empfangen — das Wort χάρις kommt 2 Kor. 8 u. 9 wenigstens zehnmal vor! —; daß Freigebigkeit durch Gottessegen gelohnt werde im Leiblichen und Geistlichen; daß der Segen der Gemeinschaft in Fürbitte und Dank reiche Frucht trage; daß alle Wohlthätigkeit einen Ausgleich herbeiführe und deshalb auf Gegenseitigkeit beruhe; daß die Willigkeit zu geben eine Bewährung der christlichen Bruderliebe ist u. s. w. Vor allem aber hat unvergänglichen Wert die Seele dieser ganzen Ausführungen, die Perle dieser Kapitel 2 Kor. 8, 9: „Ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich war, ward er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet."

Die Grundzüge der Missionspredigt in Indien — mit Berücksichtigung der Anknüpfungspunkte im Hinduismus.

Von Wilhelm Dilger, Missionar.

III.

Die Untersuchung des Heilsgutes und des Heilsweges hat uns wiederholt auch auf die Heilsmittler hingewiesen. Im Christentum kann weder das Heilsgut noch der Heilsweg von der Person des Heilsmittlers getrennt werden. Aber auch im Hinduismus finden sich Heilsmittler; ihre Zahl ist geradezu Legion.

Schon seit alten Tagen machte sich in Indien das Bedürfnis einer besonderen Gottesoffenbarung geltend. Die Sänger der vedischen Lieder

glaubten Gott noch im Rauschen des Regens, im hellen, heißen Sonnenschein, die beide miteinander auf Erden Wunder zu wirken schienen, im Leuchten des Blitzes, in der Flamme des Feuers, das geheimnisvoll aus dem Reibholz hervorbrach, im Wehen des Windes und im lauschigen Glanz des nächtlichen Himmels zu schauen und zu spüren. Aber bald war es mit diesem naiven Glauben dahin. Man wurde aufmerksam auf das wunderbare Geheimnis, das im Menschengeist selber liegt. Hier fand man eine Kraft wirksam, die mindestens ebenso göttlich, ja noch göttlicher zu sein schien, als die in der weiten Schöpfung waltenden Kräfte. So kam man dahin, die Offenbarung der Gottheit ins eigene Innere zu verlegen, den allwaltenden Gottesgeist in sich und sich als ein Moment der Gottheit zu erkennen. Das Heilsgut, nach welchem auch jetzt erst ein Bedürfnis erwacht war und das man entdeckt zu haben glaubte, wollte man durch jene innere Selbstoffenbarung der Gottheit, d. h. durch Selbsterkenntnis erlangen. Und das blieb nun bis auf diesen Tag die Gottesoffenbarung, an welche der Weise glaubt. Für ihn sprudelt der Quell der Offenbarung in der eigenen Brust. Dennoch bedarf es einer Wünschelrute, um den Schatz zu heben, eines Stabes Mosis, um den Quell aus dem Felsen zu erwecken; das ist der Lehrer, der zunächst mündlich, weiterhin aber auch in hinterlassenen Schriften die Selbsterkenntnis, die Gottesoffenbarung vermittelt. Sie, die noch lebenden und schon dahingeschiedenen Lehrer werden ohne weiteres zum Rang der Offenbarungsmittler erhoben. Auf oberster Rangstufe stehen da die alten Ṛṣi, welche die ewig mit der Gottheit existierenden Lieder des Veda geschaut und der Nachwelt vermittelt haben. Diese Lieder sind daher inspiriert im strengen, absoluten Sinn. Offenbarungscharakter haben auch die philosophischen Teile des Veda, mit den Liedern als Çruti, Gehörtes, zusammengefaßt. Im weiteren Sinn gelten alle heiligen Schriften für inspirierte Erklärung des Veda, beziehungsweise als inspirierter Ersatz desselben für die niederen Kasten. Allen ihren Verfassern, die häufig in eine mythische Persönlichkeit, Vedavyâsa, zusammengefaßt werden, kommt die Würde zu, Organe, Vermittler der Offenbarung zu sein.

Ferner ist der Gedanke der Sühne und mit ihm das Bedürfnis nach einem Mittler der Sühne, der Versöhnung schon im Veda sehr stark hervorgetreten. Zunächst war es ein Gott, dem man dieses Geschäft zuschrieb. Agni, der Gott des Feuers, wurde als Götterbote, der die Gebete und das Opfer zu den Göttern trage und darum als Opferer, als Priester angerufen. Gleich das erste Lied des Rigveda ist in diesem Sinn an ihn gerichtet:

1. Agni, den Herrn will ich preisen, den Gott des Opfers, den Priester,
Opferer, Spender der Gaben.

heraus, der nicht nur den Bund Gottes mit Israel neu aufrichtet, bezw. in seiner Person darstellt, sondern auch göttliches Licht und Recht, das Offenbarungswort und die Reichsordnung Jahvehs zu den Heidenvölkern tragen soll. Jes. 42, 1—9. Im N. T. genügt es neben der Thatsache, daß Christus das Reich Gottes kund machte und eben damit Gott als gnädigen Vater offenbarte, an das feierlich ausgesprochene Wort Jesu zu erinnern: „Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Matth. 11, 27. Indem der Sohn die Mühseligen und Beladenen zu sich einlädt und erquickt, offenbart er zugleich den Vater nach seinem innersten Wesen. Es sind vor allem die ethischen Vollkommenheiten Gottes, seine Heiligkeit, seine Liebe und Gnade, welche der Sohn in seinem ganzen Leben durch Wort und That den Menschen offenbart. Darum sagt er: „Wer mich sieht, sieht den Vater.“ In seiner gottmenschlichen Person ist sowohl das in dem ewigen Liebesrat Gottes begründete Heilsgut, als auch das ethische Ideal, der heilige Wille Gottes, daß wir Menschen untereinander Liebe üben sollen, verwirklicht und damit offenbar geworden. Die göttliche Offenbarung zum Heil der Menschen ist damit abgeschlossen und vollendet. Es kann sich nur noch um völlige Durchführung und Verwirklichung des bereits geoffenbarten, kund gewordenen Liebeswillen Gottes handeln für den Einzelnen wie fürs Ganze. Unter den apostolischen Schriften giebt besonders der Hebräerbrief dafür Zeugnis, daß die Offenbarung Gottes im Sohn den Abschluß derselben bedeute.

Dieselbe apostolische Schrift legt noch größeren Nachdruck darauf, daß Christus, als der ewige Hohepriester, der sich selbst durch den ewigen Geist Gott geopfert hat, auch der Mittler der vollkommenen Versöhnung ist. Dieser Gedanke wird dort mit alttestamentlichen Aussagen begründet und illustriert: „Du bist ein Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks.“ Im 110. Psalm wird das ewige Priestertum, das vom aaronitischen unabhängig und, wie in der patriarchalischen Erscheinung des Königs von Salem, mit dem Königtum vereinigt ist, dem idealen König der Theokratie zugeschrieben, der zur Rechten Gottes das Regiment führt. Andrerseits tritt in der Weissagung der Knecht des Herrn auf, der im geduldigen Gehorsam gegen Gottes Ratschluß die Sündenschuld des Volkes Gottes trägt und sein Leben zum Schuldopfer einsetzt, um nachher den Ratschluß Gottes in die Hand zu nehmen und zum Heil der Sünder auszuführen. Anspielend an diese Aussagen spricht Jesus davon, daß er seine Seele als Lösegeld für Viele einsetze. Und vollends zur Feier seines Todesmahles bezeichnet er sich als den, durch dessen Blut der Neue Bund

zustande kommt, d. h. als den Mittler des Neuen Bundes und der Ver-
söhnung. Aber dieses sühnende Handeln und Leiden Jesu hat sowohl in
seinem Sinn als auch im apostolischen Zeugnis, besonders bei Paulus und
Johannes, auch die Bedeutung einer Offenbarung der göttlichen Liebe und
Gerechtigkeit. Er ist der eine Mittler, der Gott den Menschen offenbart
und die Welt mit Gott versöhnt.

Endlich schreibt sich Christus in unzweideutigen Worten die Macht-
vollkommenheit des Königs im Reiche Gottes zu. Dazu gehört vor allem
die Funktion des Weltenrichters bei seiner Wiederkunft. „Und dann wird
erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel und es werden
klagen alle Geschlechter der Erde und sie werden sehen des Menschen Sohn
kommend auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlich-
keit. Und er wird seine Engel senden mit großen Posaunen und sie werden
sammeln seine Auserwählten aus allen vier Wänden von einem Ende des
Himmels zum andern.“ Matth. 24, 30. 31. Ebenso tritt der Menschen-
sohn in dem Gleichnis von den Schafen und Böcken als der königliche
Richter auf, der die große Scheidung vollzieht und beiden Teilen ihr
ewigen Loose zuweist. Matth. 25, 31—46. Dasselbe bezeugt Jesus vor
dem hohen Rat mit jenen denkwürdigen Worten, die seine Verurteilung
besiegelten: „Ihr werdet sehen des Menschen Sohn, sitzend zur Rechten
der Kraft und kommend mit den Wolken des Himmels.“ Marci 14, 62.
Es ist aber nicht zufällig, daß der Mittler der Offenbarung und der Ver-
söhnung auch der König im Reiche ist, der Mittler des abschließenden
Sieges und der Vollendung des Heils: „Der Vater hat dem Sohne Voll-
macht gegeben das Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist.“
Joh. 5, 27. Und Paulus bezeugt in ähnlichem Sinn: „Darum —
weil Jesus Christus gehorsam war bis zum Tod am Kreuz — darum
hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle
Namen ist, damit in dem Namen Jesu sich beuge jedes Knie der Himm-
lischen, der Irdischen und der Unterirdischen, und jede Zunge bekenne, daß
Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes des Vaters.“ Philipper
2, 9—11. Durch sein gehorsames Leiden und Sterben — das spricht
der Apostel auch sonst oft aus — hat Christus sich ein Recht erworben,
der Herr zu sein, dem Tote und Lebendige Anbetung und Gehorsam
schuldig sind. Er ist der König, dem Gott das Reich und die Gewalt
gegeben hat.

Man mag für diese dreifache Thätigkeit Christi Namen wählen, welche
man will: immer wird man ihn als den Mittler des Heils nach diesen
drei Seiten hin erkennen müssen. Damit kommt er den Grundbedürf-
nissen der verlorenen Menschheit entgegen, die uns in bedeutungsvoller

ſe auch in der indiſchen Religion entgegentreten. Die Anerkennung
: Grundbedürfniſſe, die alle auf einen göttlichen Heilsmittler hinzielen,
t einen höchſt wertvollen Anknüpfungspunkt für die Predigt des Evan-
ums. Dieſe wird gut thun in der angedeuteten Weiſe immer wieder
uf hinzuweiſen, wie der eine Mittler des Neuen Bundes allen jenen
ürfniſſen vollkommene Genüge ſchafft. Sobald wir aber auf Einzel-
n eingehen, ſtoßen wir auf negative Vergleichungspunkte. Die Mittler
Hinduismus ſtehen alle auf dem Boden der Mythologie, ſie treten
entgegen im Gewande einer abenteuerlichen, unſittlichen Poeſie, und
Mittleridee iſt auf eine Unzahl von mythiſchen Geſtalten verteilt.
rdies erkärt der Hinduismus ſelbſt, daß dieſe Geſtalten keine ſelbſtän-
Exiſtenz haben, ſondern der Erlöſung, d. h. Auflöſung in die Gott-
ebenſo bedürfen wie die Menſchen. Chriſtus dagegen tritt uns als
einige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen auf geſchichtlichem
den, in geſchichtlicher Zeit und im Gewande geſchichtlicher Nüchternheit
egen. Seine geſchichtliche Perſon iſt innig hineinverflochten in den Zu-
menhang, ins Centrum der Weltgeſchichte; jeder Wahrheitsliebende kann
von allem Weſentlichen, das ihn betrifft, jederzeit vergewiſſern. Insbeſon-
iſt ſeine Auferſtehung eine der beſtbezeugten Thatſachen der Weltgeſchichte.
er bleibt ewig ſtehen als der Mittler unſeres Heils: keine Auflöſung
die Gottheit ſteht ihm bevor, in keinem Sinn wird er je Empfänger,
eit wird er Quelle und Mittler des Heils für uns Menſchen ſein.
herrſcht als König ſeines Reiches, um das Heil auszuteilen, zu ver-
lichen, zu vollenden.

Damit hängt ein anderes Moment zuſammen. Die indiſchen Heils-
ler ſind faſt alle hineingezogen in den Schmutz der Sünde. Den
tern ſelbſt und den Inkarnationen des Wiſchnu insbeſondere ſind
elhafte Sünden und Laſter zugeſchrieben, welche das ſittliche Bewußt-
der Heiden ſelbſt den Menſchen durchaus verbietet. In keinem Fall
ien dieſe Heilsmittler als ſittliche Ideale gelten. Chriſtus dagegen iſt
h ſein geſchichtliches Perſonenleben das höchſte ſittliche Ideal geworden,
der Welt je vorgehalten wurde und das ſich überhaupt denken läßt.
ß er eine hiſtoriſche Perſönlichkeit von reinſtem, erhabenſtem ſittlichen
rakter war, erkennen auch erleuchtetere Hindu an, die ihn jetzt noch
Mittler des Heils abweiſen zu dürfen glauben. Für ſie iſt es auch
t ſchwer zu erkennen, daß die Chriſtenheit und die von ihrer Kultur
ührte übrige Welt von dem ſittlichen Kapital lebt, das wir ſeiner Per-
und ſeiner Religion zu danken haben. Dagegen haben die Völker
iens einen ſittlichen Bankrott erlebt, der ſich unſchwer als Frucht
s Glaubens an die gekennzeichneten Heilsmittler erkennen läßt. Denn

so sagt das indische Sprichwort: „Wie der König, so das Volk; wie d[er]
Gott, so sein Verehrer.“

Das sind die Grundzüge der Heidenpredigt in Indien, sofern dieselb[e]
den Spuren nachgeht, die davon zeugen, wie dieses Volk Gott gesucht, o[b]
es ihn etwa fühlen und finden möchte. Man wird wohl sagen dürfen,
daß der Hinduismus Elemente in sich birgt, die ihn befähigen, in gewissem
Sinn ein Zuchtmeister auf Christum zu werden. Leider ist das bis jetzt
in geringerem Maß eingetroffen als wir im Interesse des indischen Volkes
wünschen möchten. Daß das aber doch in einzelnen Fällen wirklich ein-
tritt, ist eine Thatsache, für welche uns die Geschichte und die Erfahrung
der evangelischen Mission liebliche Zeugnisse nicht verweigert.

Der hundertste Jahrgang der ältesten bestehenden Missionszeitschrift und die Missionszeitschriften der Brüdergemeine.

Von Direktor Kluge in Niesky.

Mit dem Dezemberheft 1889 beschloß die älteste der jetzt bestehenden
Missionszeitschriften ihren hundertsten Jahrgang, nämlich die englische
Vierteljahrsschrift der Brüdergemeine: Periodical Accounts relating to
Moravian Missions. Lange vor dem Beginn der Brüdermission, schon
1710, wurde bekanntlich von dem Leiter des Halleschen Waisenhauses A.
H. Francke periodische Missionsliteratur herausgegeben und unter ver-
schiedenem Titel (1710—1770 „Kontinuationen“, 1770—1848 Neuere
Geschichte der Ev. Miss.-Anstalten 2c., 1849—1880 Miss.-Nachrichten
der Ostind. Miss.-Anstalt Halle) fortgesetzt bis zum Jahre 1880. Dieses
dem Ursprung nach älteste evangelische Missionsblatt besteht aber wie ge-
sagt nicht mehr, während das oben erwähnte zweite, 80 Jahre später aus-
gegebene, mit dem Märzheft des laufenden Jahres seinen 101sten Jahr-
gang antrat.

Es könnte befremdlich erscheinen, daß die Brüdergemeine an 60
Jahre lang (1732—1790) Mission trieb, ehe sie daran dachte, dem grö-
ßeren Publikum diese ihre Arbeit nahe zu bringen, und in der That ist
ein solcher Fall heutzutage undenkbar. Heute dürfte wohl keine Missions-
gesellschaft neu entstehen können, ohne sogleich auch ein specielles Organ
zu gründen, resp. sich durch ein vorhandenes vertreten zu lassen. Warum
hat nun die Brüdergemeine den heute gebräuchlichen Weg nicht gleich an-
fangs beschritten? Veranlassung dazu war nicht lediglich der Umstand, daß
Zeitungen, und das Bedürfnis nach ihnen damals noch nicht eine so selbst-

liche Sache war wie jetzt, auch ist nicht anzunehmen, daß Zinzen-
a aus demselben Grund von der Herausgabe einer Miss.-Zeitschrift
hätte, aus welchem er der Sammlung von Kollekten für das
werk der Brüder entgegen war. Wie Zinzendorf in bezug auf
Punkt dachte, teilt Spangenberg in des Grafen Biographie mit:
den Weg der Kollekten, die sonst bei Emigrationen, Heidenmissio-
isenhäusern u. dergl. guten Anstalten gewöhnlich sind, und die er
ren auch nicht mißbilligte, wie er denn selbst nicht aufhörte, da
t das Seinige beizutragen, wollte Zinzendorf keine Hilfe für die
der Brüder suchen. Und eine Hauptursache bei ihm war, damit
nicht anderen Anstalten Abbruch geschehen möchte." Fürwahr eine
innung, die ihn jedoch, wie schon bemerkt, sicherlich nicht abhielt
öffentlichungen über die Mission. Thatsächlich erschienen in den
ligen Nachlesen" und den „Büdingischen Sammlungen" (seit
unter anderen Dokumenten und Briefen ꝛc. auch solche von Mis-
, und mit der wachsenden Ausdehnung des Werkes wären deren
immer mehr geworden. Weil jedoch die Feinde Zinzendorfs und
ache diese Veröffentlichungen mißbrauchten und sie zu Angriffen
und die Brüdergemeine verwerteten, so wurde der Druck der ge-
Sammlungen im Jahre 1745 wieder geschlossen. Die Mitglieder
dergemeine, sowie ihre Freunde, konnten und wollten natürlich
: Mitteilungen über die Mission und deren Fortschritte entraten,
ließ Zinzendorf für sie aus Diarien und Briefen der Missionare
iftliche Auszüge fertigen, und seit 1747 dem Freundeskreis regel-
uschicken, in einer stets wachsenden Anzahl von Kopien. Der Titel
lautete: „Diarium des Gemeinhauses, der Hütten, des Jünger-
d. h. in unsre Ausdrucksweise übertragen etwa: Tagebuch der
n Gemeinen, der Missionen, und des um den Grafen Zinzendorf
ngeschlossenen Kreises seiner nächsten Mitarbeiter. (Diese Auszüge,
Gemeinnachrichten" genannt, wurden seit 1818 für einen weiteren
s in Druck gegeben und kommen noch heute heraus in blauen
heften.) Etwa 40 Jahre lang wurde so die Arbeit der Brüder-
nur in ihr ganz nahe stehenden Kreisen bekannt gemacht. Diesen
empfanden zuerst die Mitglieder der ältesten Hilfsgesellschaft der
nission in England und suchten ihn abzustellen.

er diese Hilfsgesellschaft zunächst ein Wort. Schon 1740 war sie
ngetreten.

s kamen," so lautet ihr Bericht, „einige Glieder der Brüderkirche auf
ge zu den Heiden in einigen Gegenden des britischen Amerika nach
. . . Sie fanden viele drückende Schwierigkeiten und kamen in unge-

wöhnlich unangenehme Umstände, weil sie die Landessprache nicht verstanden und weder gekannt noch verstanden wurden. Niemand sorgte freundschaftlich für sie, und es fehlte ihnen an Empfehlungen an die Schiffskapitäne, mit welchen sie reisten, und an Freunde in den Ländern, nach welchen sie gingen. Sie hatten ein echt apostolisches Vertrauen auf Gott, daß er schon sorgen würde, sie an die Örter zu bringen, wo sie hin wollten." Und dieses Vertrauen wurde nicht beschämt, „denn," so heißt es weiter, „einige Einwohner von London, mit denen sie durch die Vorsehung bekannt wurden, zogen ihre Umstände in Betrachtung und wünschten die besten Mittel zu kennen, diesen Männern beizustehen, welche Gesundheit und Leben wagten, um die Heiden zur Erkenntnis Jesu Christi zu bringen."

So trat die Society for the Furtherance of the Gospel im Jahre 1743 zusammen. Nach 7jähriger Thätigkeit mußte sie, verschiedener Umstände wegen, sich leider auflösen, allein 1768 schloß sie sich aufs neue wieder zusammen, nun ausschließlich aus Mitgliedern der Brüdergemeine, nahm später speciell die Sorge für Labrador auf sich, und noch heute führen die zwei Labradorschiffe Harmony und Gleaner das S. F. G. in ihrer Flagge.

Kurz nach der Wiederbelebung genannter Gesellschaft machte der Sekretär derselben dem Komitee den Vorschlag, eine englische Missionszeitschrift in Druck herauszugeben, um Freunde für die Sache der Brüdermission zu gewinnen und dieselbe bekannter zu machen. Da indessen nach den Synodalbestimmungen der damaligen Zeit kein solches Unternehmen ohne die Erlaubnis der Oberbehörde begonnen werden durfte, so zog sich die Angelegenheit hin bis zur Generalsynode 1789. Mit Freuden kam man auf derselben dem inzwischen besser ausgearbeiteten Vorschlag entgegen, und so begann denn bald darauf die Vierteljahrsschrift der Periodical Accounts ihren Lauf als erste englische Missionszeitschrift, und sie hat denselben jetzt geführt durch 100 Jahre hindurch. Was das Baseler Miss. Magazin in seinen ältesten Jahrgängen für die allgemeine Miss.-Geschichte darstellt, das sind die Periodical Accounts für die specielle Geschichte der Brüdermission in gleicher Weise: eine Quellenschrift.

Verglichen mit heute sah es damals ja noch ärmlich aus um die Missionsarbeit und das Missionsleben. Von den meisten wurden die wenigen Sendboten zu den Heiden immer noch beurteilt als Fanatiker oder belächelt als Phantasten. Eine einzige Missionsgesellschaft stand in regelmäßiger, wirklicher Missionsarbeit außer der Brüdergemeine, nämlich die Dänisch-Hallesche auf ihrem Gebiet in Ostindien, und bei dieser machten sich schon die ersten Vorboten des die Arbeit ertötenden Rationalismus deutlich geltend. (Cf. Germann in A. M.-Z. 1886. S. 345 ff.) Die Brüdergemeine zählte zu jener Zeit etwa 25 Stationen mit 10—12000 Getauften, im ganzen ca. 20000 Pfleglinge (heute: 113 Stationen, 21

Außenstationen, über 80000 Getaufte, im ganzen über 87000 Pfleglinge). In der ersten Nummer der „Per. Acc.“ ist folgender Überblick enthalten:

„Die Brüderkirche war seit 1732 thätig in der Missionsarbeit unter verschiedenen heidnischen Nationen, und im allgemeinen hat Gott ihre schwachen Versuche mit unerwartetem Erfolge gesegnet. Gegenwärtig giebt es Missionen in Grönland, Labrador, Nordamerika unter den Indianern, Südamerika unter freien und Sklaven-Negern sowie unter Indianern, ferner unter Sklaven in englisch Westindien: Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbadoes, und den drei dänischen Inseln: St. Thomas, St. Croix und St. Jan . . . Die blühendsten Gebiete sind gegenwärtig: Grönland, Antigua und die dänisch-westindischen Inseln . . . Tausende Getaufter sind im Frieden heimgegangen, fröhlich in ihrem Gott und Heiland.“

Die weiteren Nummern enthielten dann Briefe, Tagebücher ꝛc. aus den handschriftlichen „Gemeinnachrichten“. Beschreibungen von der Beschaffenheit des Landes und seiner heidnischen Bewohner wurden aber auch absichtlich darin aufgenommen, und nicht nur Berichte über das religiöse Leben, Vorgänge auf geistlichem Gebiete und Erweckungsgeschichten, und zwar zu dem Zweck: „damit man sich von allen Umständen der Missionsposten gehörige Begriffe machen und an dem Ergehen der daselbst angestellten Brüder und Schwestern um so näheren Anteil nehmen könnte.“

Die erste Nummer der „Per. Acc.“, die im März 1790 der Sekretär La Trobe bei der Komiteesitzung vorlegte, war ein bescheidenes Schriftchen von 16 Seiten (heute 60—70), das in 550 Exemplaren gedruckt worden war „in der Hoffnung, daß es keine unwillkommene Gabe sein werde für die Freunde und Wohlthäter der Brüdermission.“ Eine „Gabe“ waren sie auch insofern, als kein Abonnementsgeld erhoben wurde, und das ist die 100 Jahre ihres Bestehens hindurch nicht geschehen, so daß auf diese Weise den alten und neu zu gewinnenden Missionsfreunden rund 200000 Mark gegeben wurden. Diese Summe ist indes mit Zinseszins wieder eingekommen, da die Brüdermission nach und nach bekannt wurde in allen für die Mission zu gewinnenden Kreisen. — Auch über die Kreise der Brüdermission hinaus wurden die „Per. Acc.“ von Bedeutung für die Missionsgeschichte im allgemeinen. Die ersten Nummern waren ausgesandt worden „mit dem Gebet, daß unser Heiland seinen Segen auf dieselben legen und viele anregen möge, sie zu lesen, so daß durch sie Interesse und thatsächliche Teilnahme an dem Unterhalt des Werkes des Herrn in allen Teilen der Welt gewirkt würde.“ Diese Bitte bezog sich nicht ausschließlich auf die Brüdermissionen, wie denn dieselbe damals noch nicht „in allen Teilen der Welt“ arbeiteten. Zweck der Herausgeber der „Per. Acc.“ war auch, Interesse für die Mission überhaupt anzuregen. Dieser Zweck wurde erreicht. Zwei Jahre später, an jenem denkwürdigen 2. Oktober 1792, dem bekannten Gründungstag der ersten großen neueren

Missionsgesellschaft, zeigte es sich. Bei seinem Eintritt in das Hinter-
zimmer der Mrs. Beeby Wallis zu Kettering, dem Geburtsort der bap-
tistischen Missionsgesellschaft, rief W. Carey den anwesenden Mitgeistlichen
zu: „Seht, was diese Moravians („Mähren“, in England übliche Be-
zeichnung der Brüdergemeine, nach ihren ersten Gliedern, den mährischen
Exulanten) gethan haben!“ und mit diesen Worten warf er mehrere Num-
mern der „Per. Acc.“ auf den Tisch, „können wir nicht ihrem Beispiel
folgen, im Gehorsam gegen unsern göttlichen Meister in die Welt aus-
ziehen und den Heiden das Evangelium predigen?“ — Nach weiteren
3 Jahren, 1795, entstand die Londoner Missionsgesellschaft unter Teil-
nahme der weitesten Kreise des englischen Volkes. Wie auch dabei die
„Per. Acc.“ in ihrem Teil mitgewirkt haben, beweist der Umstand, daß nicht
nur in den vorher überall hin durch das Land versandten Zuschriften
(cf. „Missions-Societät in England“ Teil I, S. 8. 34. 38) sondern
auch in fast sämtlichen der in London als unmittelbare Vorarbeit zur
Gründung gehaltenen Predigten vor allem die Brüdermission als Beispiel
und Vorbild erwähnt wird (a. a. O. S. 234. 102. 148. 255). Woher
war sie aber bekannt geworden, wenn nicht durch die „Per. Acc.“?
Später wandten sich auch die Direktoren der neuen Londoner Missionsge-
sellschaft zu ihrer eigenen Information mit elf Fragen an den Heraus-
geber der „Per. Acc.“ La Trobe in London, die derselbe eingehend be-
antwortete (a. a. O. S. 351 ff.). Diese Fragen sind bezeichnend genug,
um erwähnt zu werden, sie lauteten:

1. Wie werden Ihre Missionarien gefunden? 2. Was ist Ihnen „Mis-
sionsberuf“? 3. Welche Eigenschaften verlangen sie von einem Missionar?
4. Erwarten Sie Wissenschaft oder theologische Gelehrsamkeit? 5. Halten Sie
einen vorläufigen Unterricht in göttlichen Dingen für nötig? 6. Wie werden
Ihre Missionarien in der Zeit zwischen ihrer Berufung und Aussendung be-
schäftigt? 7. Haben Sie durch Erfahrung gefunden, daß die weisesten und die
gelehrtesten die nützlichsten waren? 8. Wo auf eine bleibende Niederlassung
angetragen wird, werden Sie Männer mit ihren Frauen, oder ledige Leute
oder beide senden? 9. Was haben Sie als das wirksamste Mittel gefunden,
die Heiden zu bekehren? 10. Können Sie angeben, wie die Sprache am
leichtesten zu lernen sein wird? 11. Was ist der Aufwand Ihres Schiffes?

Die Antworten auf diese Fragen sind sehr eingehend und enthalten
eine Fülle richtiger und praktischer Fingerzeige aus der Missionserfahrung
der Brüdergemeine. Sie wurden mit zu Grunde gelegt bei Ausarbeitung
der Instruktionen für die ersten Missionare der Londoner Gesellschaft (a.
a. O. S. 234. 473 ff.).

So haben also die „Per. Acc.“ thatsächlich mitgewirkt dazu, daß
das erste Morgenrot des Missionsjahrhunderts heraufdämmern konnte in
den zwei genannten Gesellschaften.

Diese erste Brüdergemeinemissionszeitschrift, die „Per. Acc.“, blieb nicht lange ohne Nachfolger. 1793 hatte sich zu Zeist in Holland die Hilfsgesellschaft „Broeder Societät etc.“ erneuert, und 5 Jahre später gab dieselbe eine Zeitschrift heraus ganz ähnlich den „Per. Acc.“ nämlich: Berichten van de Zendelingen der ev. Broedergemeente etc. (heute: Berigte uit de Heidenweveld, monatlich). Also bestanden zum Schluß des vorigen Jahrhunderts nur zwei brüderische Missionszeitschriften. Den Gemeinen in England und Holland folgten die Deutschlands und Amerikas erst im Jahre 1818 mit dem Druck von Missionszeitschriften, um das Werk weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die deutsche Provinz gab, wie schon oben erwähnt, die bis dahin nur handschriftlich in Umlauf gesetzten „Gemeinnachrichten“ im Druck heraus. Die Amerikaner ließen den Missionary Intelligencer erscheinen, ähnlich den „Per. Acc.“ Heute werden aus den Kreisen der Brüdergemeine teils wöchentlich, teils monatlich, teils vierteljährlich 20 Zeitschriften veröffentlicht und zwar in 6 verschiedenen Sprachen: Deutsch, Holländisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Negerenglisch. Die Auflage aller zusammen beträgt etwa 29 000 Exemplare. Nicht jedes dieser Blätter handelt ausschließlich von der Mission, eine Anzahl bringt nur neben anderem regelmäßig die Missionsnachrichten aus den Brüdergemeingebieten, andere thun so nur gelegentlich, doch dies grundsätzlich, unter feststehenden Rubriken. Alle diese Blätter sollen kurz genannt werden. In England erscheinen außer den „Per. Acc.“ seit 1879 noch 2 Missionsblätter: the Messenger und Moravian Miss. Reporter (illustrated) zusammen 5300 Ex. Die deutsche Brüdergemeinprovinz hat vier Blätter, nämlich: „Gemeinnachrichten“ (Gnadau 1818). Missionsblatt aus der Brüdergemeine (Herrnhut 1837), Brüderbote (Herrnhut 1863), bringt gelegentlich wertvolle Beiträge zur älteren Missionsgeschichte nach den Quellen im Archiv zu Herrnhut, — endlich „Herrnhut“ Sonntagsblatt (Niesky 1868). Diese 4 zusammmen in ca. 7000 Exemplaren. Dazu kommen 3 andere, für die französische Schweiz bestimmt: Journal de l'Unité des Frères (Peseux 1835) 800 Exemplare; für Nordschleswig und Dänemark: Evangelisk Missionstidende (Christiansfeld 1843) 1100 Ex.; für Holland die schon erwähnten Berigte etc. (Zeist 1798). In Amerika erscheinen ebenfalls 4 Zeitschriften, 2 englische „Moravian“ (Bethlehem Pa. 1866) und The little Missionary, und 2 deutsche: Brüderbotschafter (Bethlehem Pa. 1866) und Missionsfreund (1889) zusammen in 8—9000 Ex. Auf den drei älteren Missionsgebieten: Südafrika (West), Westindien, Suriname, werden je zwei Monatsschriften für die heidenchristlichen Gemeinen verfaßt. Den Anfang machte Südafrika 1860/61, seit kurzem trat ihm zur Seite Westindien und Suri-

name, in welch letzterem Gebiet das bereits 1852 zum erstenmal erschei-
nende „Makzien“ seit 1880 geruht hatte. Die Höhe der Auflage dieser
6 Blätter beträgt ca. 4—5000 Exemplare.

Die kurze Übersicht zeigt, daß in den 30 Jahren nach Beginn der
Veröffentlichungen (1790—1820) nur 4 Zeitschriften erschienen, in den
letzten 30 Jahren sind dagegen 16 neu herausgegeben worden, darunter
4 illustrierte. Das ist immerhin anzuerkennen, wenn auch „Zahl“ nicht
gleichbedeutend sein muß mit „Einfluß“. Die Brüdergemeine ist ein,
wenn auch weitverzweigter, so doch kleiner Baum, und gegenüber andern
Zahlen verschwinden die hier genannten fast vollständig, so z. B. wenn
der einzige englische Church Missionary Gleaner anzeigt (Jan. 1890),
daß seine Auflage für den genannten Monat 65 000 Ex. betrage. — Das
Wort, welches die Herausgeber der „Per. Acc.“ unter den Missions-
überblick in der ersten Nummer setzten, möge auch hier den Schluß bilden,
da es noch heute den richtigen Ausdruck der grundsätzlichen Gesinnung
enthält: „Soweit hat Gott unsere Bemühungen gesegnet, und wir trauen
seiner Gnade für die Zukunft, tief durchdrungen, daß es nicht unsere
Weisheit, oder unser Fleiß ist, welcher fernerhin Erfolg sichern kann, son-
dern allein Gottes Gnade.“ —

Professor Chr. J. Riggenbach.

Von P. Wurm.

Als die Basler Missionsgesellschaft im Jahre 1877 ihren trefflichen
Präsidenten, den Ratsherrn Adolf Christ (vergl. Allg. Miss.-Zeitschr.
Jahrg. 1878, Beibl. S. 26—28) durch den Tod verloren hatte, war
niemand unter den Komiteemitgliedern bereit, die schwierige, geschäftsvolle
Stelle zu übernehmen. Da ließ sich ein Mann der Wissenschaft hierzu
erbitten, der auch das nötige praktische Geschick hatte, aber bereits im 60.
Lebensjahre stand und nun mit großer Hingebung in den neuen Beruf
sich einarbeitete, den er bis zu seiner letzten Krankheit mit unermüdlicher
Treue erfüllte.

Christoph Johannes Riggenbach wurde den 8. Okt. 1818
in Basel geboren als Sohn eines Bankiers, der sich aus dürftigen Ver-
hältnissen emporgearbeitet hatte. Von frommen Eltern erzogen zeichnete
sich der Sohn frühzeitig durch großen Fleiß und pünktliches Auskaufen der
Zeit vor seinen Altersgenossen aus. Es wäre der Wunsch namentlich der
Mutter gewesen, daß er Theologie studiere. Allein der Sohn war schon
in der Gymnasialzeit in manchen Punkten an der christlichen Lehre irre
geworden und zog das Studium der Medizin vor. Doch die Fragen des

christlichen Glaubens ließen ihn nicht los, und gründlich wie er war, wollte er über die Hegel'sche Philosophie und die biblische Kritik, welche nach dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß viel besprochen wurde, zu einem selbständigen Urteil und zur inneren Ruhe kommen. Deshalb ging er 1838 doch noch zum Studium der Theologie über und bezog mit seinem Freund und nachmaligen Schwager Biedermann die Universität Berlin. Er hörte namentlich Marheineke's Vorlesungen mit Begeisterung, aber er kam in seiner theologischen Richtung immer weiter nach links. Doch graute ihm manchmal vor den kecken Urteilen des Unglaubens, die er von einzelnen Studenten hörte, denen sein Herz nicht folgen wollte, auch wenn sie die Konsequenzen seines eigenen wissenschaftlichen Standpunktes zogen. Im Jahre 1840 siedelte er nach Bonn über, wo K. J. Nitzsch's edle, fromme Persönlichkeit ihn stark anzog. Jedoch Riggenbach blieb Hegelianer und kehrte als solcher 1842 nach Basel zurück. Die theologische Prüfung bestand er mit Ehren und die Ordination wurde ihm erteilt, obgleich die Kirchenbehörde bei ihm und seinem Freund Biedermann Bedenken hatte wegen ihrer kritischen Stellung zu den Bekenntnisschriften. Ihr Wahrheitsernst machte doch einen günstigen Eindruck.

Während in Basel-Stadt die positive Richtung in der Kirche noch die unbestrittene Herrschaft hatte, war in den seit 1833 zu einem besonderen Kanton vereinigten Gemeinden von Basel-Land durch den politischen Radikalismus auch die Neigung zur Wahl von liberal-theologischen Pfarrern erwacht. So wurde zu Anfang des Jahres 1843 in der Gemeinde Bennwil Riggenbach mit geringer Stimmenmehrheit einem bibelgläubigen Pfarrer vorgezogen. Er trat in das Amt mit zwei Vorsätzen: 1) nichts zu predigen, was er nicht selbst für völlige Wahrheit halte, 2) nichts in der Gemeinde zu verkündigen, wodurch irgend einer seiner Hörer in seinem Glauben verletzt oder geschädigt werden könnte. Da er sich solche Grenzen gesteckt hatte, mochte ihm selbst der Umfang dessen, was er predigen konnte, sehr dürftig erscheinen. Als treuer Seelsorger kam er in Berührung mit wahrhaft frommen Christen seiner Gemeinde, und am Krankenbett fühlte er sich mit all seiner Wissenschaft recht arm. Die Mahnungen und Gebete der Eltern und der Verkehr mit gläubigen Amtsbrüdern war auch nicht erfolglos. Während des Pfarramts in Bennwil ging eine Veränderung in Riggenbach vor, nicht mit einem Mal und nicht in die Augen fallend, aber ein Werk aus Gott, das Bestand hatte.

Als 1851 die Professur an der Universität Basel wieder erledigt war, welche früher längere Zeit de Wette und jetzt seit kurzem Schenkel inne gehabt, wurde Riggenbach auf dieselbe berufen. In

manchen christlichen Kreisen bedauerte man damals den Wechsel; denn Schenkel galt für einen entschieden positiven Mann, während man Riggenbach noch nicht recht traute. Wie ganz anders hat sich der folgende Entwicklungsgang der beiden Männer gestaltet! Es war die Zeit, da in der Schweiz der politische und der kirchliche Radikalismus, durch deutsche Flüchtlinge von 1848 unterstützt, immer mehr Boden gewann und mit großem Selbstbewußtsein gegenüber der Reaktion in Deutschland sich breit machte. Schon auf dem Gymnasium mit Unglauben reichlich gesättigt gingen viele schweizerische Theologen nach Tübingen, hörten dort nur Baur oder hatten nur Ohren für das, was Baur sagte, und kamen als seine begeisterten Anhänger zurück. Durch die von Heinrich Lang redigierten „Zeitstimmen“ wurden die kritischen Fragen in angenehmer Form in die Laienwelt geworfen, und die liberale Theologie wagte es allmählich, auch auf der Kanzel ganz unumwunden ihre Anschauung auszusprechen, getragen wenn nicht von der Mehrheit der Kirchenbesucher, so doch von der Mehrheit der Stimmberechtigten in der Gemeinde.

Die theologische Fakultät in Basel schwamm nicht mit dem Strom, und Riggenbach nahm sogleich mit dem früh vollendeten Auberlen eine viel entschiedenere Stellung ein, als der allezeit vermittelnde Hagenbach. Neben den akademischen Lehrern hatte Basel noch tüchtige theologische Kräfte an Geß, der damals Lehrer am Missionshaus war, und an den Stadtgeistlichen Samuel Preiswerk, Vater und Sohn, und Stockmeyer, zu denen bald auch Ernst Stähelin kam, so daß ein schöner Kreis von Gleichgesinnten sich zusammenschloß zur Abhaltung von apologetischen Vorträgen, als zu Ende der fünfziger Jahre die Reformer auch in Basel Eingang zu gewinnen suchten. Um dieselbe Zeit erschienen Riggenbachs Vorlesungen über das Leben des Herrn Jesu, die vielen gebildeten Laien und Theologen zur Befestigung in ihrem Glaubensgrund dienten.

Die radikale Partei ruhte jedoch nicht, bis in Basel in den siebziger Jahren das aktive Wahlrecht für die Pfarrwahlen, welches bis dahin nur die Basler Bürger hatten, auf alle Niedergelassenen aus der Schweiz ausgedehnt und eine Kanzel nach der andern für die Reformer erobert wurde. Nun bestanden und bestehen noch zwei Kirchen unter einem Dach, die keine Abendmahlsgemeinschaft unter einander haben, aber eine gemeinsame Synode, in welcher die Reformer ihre Majorität zu den extremsten Beschlüssen ausgenützt haben, während die Positiven in passivem Widerstand aushalten, ohne aus der Kirche auszutreten.

Die aus Basel stammenden Professoren beteiligten sich eifrig an der Kirchenleitung, und Riggenbach hatte auf diesem Gebiet eine be-

besondere Begabung. Die „Allgemeine Schweizer Zeitung“ schreibt über ihn: „Ein Zeuge ohne Furcht und Tadel in dieser Zeit der religiösen Spaltung, daneben ein Hirte, dem des Volkes geistliche Not zu Herzen ging, verteidigte er Schritt vor Schritt, immer sachlich, nie persönlich, den Bekenntnisstand der Kirche und das Bedürfnis der Gemeinden, denen er das ewige Wort des Lebens statt menschlicher, wechselnder Ansichten und Meinungen geboten wissen wollte. In diesem Sinne wirkte er sowohl als Mitglied des Kirchenrates von 1863 bis 1870, als auch später in der Synode seit 1880. Persönliche Verkennung und Hintansetzung vermochten weder seinen Mut zu beugen noch sein Gemüt zu verbittern.

Sowie wieder der Ruf zum Wirken an ihn gelangte, trat er willig in die Reihen. Wurde das Bekenntnis der Kirche beseitigt, so fügte er sich zwar dem Gebot der Thatsachen; sein an der Geschichte der Kirche geschulter Sinn erblickte darin eine jener Schwankungen, durch welche zeitweilig die Gemeinde hindurch muß. Er betrachtete diese Irrungen als vorübergehenden Notstand, nicht aber als grundsätzlich haltbar, verließ jedoch trotzdem das äußerliche Kirchentum keineswegs, sondern betrat nun geduldig den Weg selbständiger Evangelisationsarbeit, um die bekenntnistreuen Kirchenglieder zu stärken und zusammenzuhalten, bis die Zeit der Entzweiung vorübergehe.“

Als akademischer Dozent hatte Riggenbach in neuer Zeit keinen großen Einfluß mehr. Es war überhaupt die Wirksamkeit der Basler theologischen Fakultät dadurch immer etwas beeinträchtigt, daß die meisten Studierenden nur das erste Studienjahr dort zubrachten, um dann auf deutsche Universitäten zu gehen, was dagegen in politischer Beziehung die gute Folge hatte, daß unter den akademisch gebildeten Schweizern weit mehr Sympathie für Deutschland sich findet, als unter den an Frankreich hängenden industriellen. Riggenbach widmete sich seit 1878 mit desto größerer Freude und Befriedigung dem Missionswerk. Schon auf seiner Pfarrei Bennwil hatten W. Hoffmanns Missionsstunden einen gewaltigen Eindruck auf den nach der Wahrheit suchenden Mann gemacht und ihm gezeigt, wie das lebendige Christentum nicht bloß in engen Gedanken sich bewegt, sondern Großes schafft. Er segnete die Stunde, da ihm dieses Buch ins Haus kam. Als Professor in Basel war er wohl immer in freundschaftlichem Verkehr mit dem Missionshause gestanden, aber aktiv hatte er sich an dem Werke nicht beteiligt, so daß es wirklich für einen Mann in seinem Alter keine leichte Aufgabe war, alle Einzelheiten zu überblicken; denn in der Basler Mission wurde durch Inspektor Josenhans die Leitung so centralisiert, daß vieles dem Komitee vorgelegt wird, was in andern Gesellschaften die Missionare draußen ent-

scheiden. Die gewaltige Persönlichkeit von Josenhans, in welche manche republikanische Schweizer sich nicht finden konnten, schreckte Riggenbach nicht ab von der Übernahme des Amtes, denn er erkannte, mit welcher hingebenden Liebe dieser Mann seine ganze Kraft dem Herrn und der Mission opferte; es war ihm vielmehr eine Freude, mit ihm zu arbeiten. Doch dauerte es nicht mehr lange, bis Josenhans vom Amt zurücktrat und Schott sein Nachfolger wurde.

Die schwersten Zeiten in Riggenbachs Missionspräsidium werden wohl die Jahre 1883 und 1885 gewesen sein. Im ersteren teilte der treffliche zweite Missionsinspektor Prätorius das Los so vieler Missionare in Westafrika: er sank auf seiner Visitationsreise in ein frühes Grab. Zwei Jahre später legte Inspektor Schott wegen der Differenzen über die Verbindung von Handel und Industrie mit der Mission sein Amt nieder und man konnte eine Auflösung des Bandes zwischen Württemberg und Basel fürchten. Riggenbach war ein Basler Theolog, der seinen Standpunkt unumwunden vertrat, aber er versuchte niemals in der Lehrweise und den Kirchenordnungen der Mission gegenüber dem herrschenden württembergisch-lutherischer Charakter den baslerisch-reformierten zu größerer Geltung zu bringen. Dagegen in finanziellen Fragen ließ er sich durch württembergische prinzipielle Bedenken gegen die Verbindung von Handel und Industrie mit der Mission nicht imponieren, sondern verhalf der baslerischen Anschauung von der Zweckmäßigkeit und Unanfechtbarkeit dieser Verbindung von christlichem Standpunkt aus zum Sieg. Als er nach längerem Suchen in Inspektor Oehler den Mann gefunden hatte, welchem die württembergischen Missionsfreunde ihr Vertrauen schenkten, war der Sturm bald wieder beschwichtigt.

Mit der Übernahme der Kamerun-Mission durch Basel waren manche schweizerische Missionsfreunde nicht einverstanden. Allein Riggenbach trat entschieden dafür ein, und äußerte einmal gegen den Schreiber dieser Zeilen: „Wir schweizerischen Komiteemitglieder haben die Kamerun-Mission ins Herz geschlossen so gut wie die deutschen.“ Die Unterstützung aus Deutschland erfolgte allerdings nicht so reichlich wie er es erwartet hatte. Riggenbachs nüchterne, ruhige Art war nicht dazu angethan, in gewaltiger Rede eine Gemeinde hinzureißen, aber was er sagte, war reell, aus der Tiefe des Wortes Gottes geschöpft, gründlich überzeugend und in Liebe gegeben.

Mancherlei Trübsale hatte er auch in seiner Familie schon in früheren Jahren zu erleiden, und seit April dieses Jahres war er selbst so leidend, daß er nicht mehr an den Komiteesitzungen teilnehmen konnte. Von einem Sommeraufenthalt hoffte er Erholung, stellte es aber dem Herrn anheim,

er sagte: „ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, denn ich habe Zugang zum Vater durch Jesum Christum." So entschlief er den pt. im Frieden.

---

einmal: Das Malariafieber in den Tropenländern und die Naturheilmethode.

Von F. Zippel, Pastor in Meseberg bei Wolmirstedt.

Die Beantwortung meines in dem vierzehnten Band dieser Zeitschrift, 05 ff., enthaltenen Aufsatzes, welche der Missionsarzt Dr. Fisch in dem berheft des vorigen Jahrganges, S. 553 ff., gegeben hat, bedarf an Stellen einer Erwiderung. Da mir zu diesem Zwecke nur ein geringer hat bewilligt werden können, so muß ich mich kurz fassen. Schwerer s ists, einem Angriff gegenüber, der nicht selten einen herausfordernden uschlägt und etwas Verletzendes für den Gegner enthält, sich aller per- :n Polemik zu enthalten und rein sachlich zu reden. Es ist mir dies zur strengen Bedingung von seiten des Herrn Redakteurs gemacht. So e ich mich denn damit, einzelne Partien der Fisch'schen „Beantwortung" zuheben, und sie einer kurzen, möglichst objektiven Besprechung zu iehen.

Eine Vorbemerkung möchte ich mir aber trotz der gebotenen Kürze doch versagen. Es mag wohl manchem auffällig gewesen sein, daß sich ein hineinmischt in eine Sache, die nach seiner Meinung lediglich den Fach- überlassen bleiben sollte. Aber abgesehen davon, daß manche von Fach- rn übersehene Wahrheit von Laien entdeckt worden ist, kann ein solches hen heutzutage noch befremden, wo das Laienelement eine so große Rolle und vielfach eine so nutzbringende Thätigkeit entfaltet? Es sitzen Laien eren Schöffen- und Schwurgerichten, und obwohl sie nicht die Rechts- amkeit studiert haben, ist ihr Urteil von großer Bedeutung für die Recht- ng. Es sitzen Laien in den Kreis-, Provinzial- und Generalsynoden, bwohl sie doch keine Theologen von Fach sind, haben sie Sitz und Stimme der fachmännische Theologe. Warum soll denn der Laienverstand gerade r Heilkunde stillstehen? Liegen denn hier so tiefe Geheimnisse ver- , daß niemand sie ergründen kann, der nicht die staatliche Approbation t hat? Sollte denn für den Laien die Aussicht, etwas Gutes zu wirken,) viel geringer sein, als auf den vorher erwähnten Gebieten? Was hervorragende Laien in theologischer und juristischer Beziehung geleistet mögen, es wird weit übertroffen von dem, was durch Laien auf dem e der Heilkunde ausgerichtet worden ist. Da ich auf diesen Gegenstand icht näher eingehen kann, beziehe ich mich nur auf den Geheimrat Prof. Dr. Nußbaum an der Universität München, also einen Vertreter der Medi- kunde, welcher folgendes Geständnis ablegt: „Es ist sehr interessant, daß bedeutende Heilmittel zuerst immer lange in Laienhänden waren, bis e Wissenschaft ihrer annahm. Denken Sie nur an die jetzt von jedem r hochgeachtete Hydropathie! Wie lange war dieselbe nicht in den Hän- res Erfinders, des Bauern Prießnitz!" (Neue Heilmittel für Nerven, u, Trewendt, S. 8). Wie wäre so etwas möglich, wenn es sich hier

um esoterische Geheimnisse handelte? — So wolle man es auch mir nicht zu sehr verübeln, wenn ich als Laie über einen Gegenstand rede, der mir durch hinreichendes Studium und praktische Erfahrung zur Genüge bekannt geworden ist. Es kommt ja lediglich darauf an, die *Wahrheit* zu Ehren zu bringen. Diese muß aber denselben Wert haben, ob sie von einem Laien oder von einem Fachmanne ausgesprochen wird.

Nun zu unserm speziellen Gegenstande. Herr Fisch behauptet, ich hätte meiner Darstellung die Definition zu Grunde gelegt: „Fieber ist Temperaturerhöhung“. Das ist ein Irrtum. Nirgends bin ich von dieser Voraussetzung ausgegangen. Ich hatte ja auch als Vertreter der Naturheilkunde gar kein Interesse daran. Denn wenn das Fieber weiter nichts wäre, als *Temperaturerhöhung*, so brauchte man dem Malariafieber gegenüber gar nicht einen so großen Wert auf die Naturheilmethode zu legen, sondern könnte getrost bei der medikamentösen Therapie bleiben, da eine Temperaturherabsetzung von denselben auch zu stande gebracht wird. Professor Dr. W. *Winternitz* bemerkt sogar, daß die Körpertemperatur durch die Medikamente noch weit mächtiger herabgesetzt werde, als durch das kalte Wasser. (Zur Pathologie und Hydrotherapie des Fiebers, S. 10.) Weil sich aber das Fieber so wenig mit der Temperaturerhöhung deckt, daß die letztere, wenn auch „das am meisten in die Augen springende“, so doch keineswegs das *bedrohlichste* Symptom desselben ist, die Schwere des Prozesses vielmehr bedingt wird durch die Intensität der Infektion, die ihren besonders schädlichen Einfluß auf die *Cirkulation*, und wovon diese abhängt, auf das *Herz* und die *Gefäße*, sowie auf das *Centralnervensystem* ausübt (Winternitz a. a. O., S. 26), so reicht die medikamentöse Therapie dem Fieber gegenüber nicht aus. Denn was vermag dieselbe angesichts der letzterwähnten Symptome? Dr. A. *Winternitz* sagt: „Die antipyretischen Medikamente nehmen darauf *keinen* oder, was natürlich noch schlimmer ist, einen *schlechten Einfluß* (a. a. O. S. 27). Dr. *Schweinburg* bemerkt: „Die Medikamente setzen zwar die Temperatur wesentlich herab, ihre sonstige Wirkung aber ist *zum mindesten ohne Einfluß* auf die übrigen Funktionen des Körpers, in vielen Fällen ist der Einfluß ein *schädlicher*.“ (W. Winternitz, a. a. O., S. 46.) Anders ist es mit der hydriatischen Methode. Sie setzt nicht bloß, und zwar ohne schädliche Nebenwirkungen, „mit physikalischer Sicherheit“ die Temperatur des Körpers herab, sondern sie übt auch einen wohlthätigen Einfluß aus auf die andern Krankheitserscheinungen, insonderheit auf die Innervation und die Cirkulationsstörung. „Die großen Erfolge der Bäderbehandlung“, bemerkt Dr. *Strümpell*, „erklären sich durch die Einwirkung der Bäder auf die Respiration, auf das Nervensystem, auf die Haut, die Nieren &c. Daß die Bäder außerdem auch das Fieber herabsetzen, ist eine vielleicht günstige Nebenwirkung derselben, aber darin liegt nicht ihr Hauptwert.“ (Bericht über die Verhandl. des IV. Kongr. für innere Med., Wiesbaden, 1885.) „Man muß zugeben“, sagt Dr. W. *Winternitz*, „daß die *hydriatische Antipyrese den größten Teil der beim Fieberprozesse vorliegenden symptomatischen Indikationen rationell zu erfüllen vermag*.“ (A. a. O., S. 18.) Was für ein Interesse sollte der Naturarzt da noch haben, an eine Definition des Fiebers sich anzuklammern, die *weit mehr dem medikamentösen Standpunkte* entgegenkommt?! — Bezüglich der Temperaturerhöhung bemerkt Herr Fisch noch,

s habe sich aus den neueren und neuesten Forschungen auf diesem Gebiete immer klarer herausgestellt, daß dieselbe ein zweckmäßiger Vorgang zur Abwehr gegen krankmachende Einflüsse sei. (S. 554.) Er übersieht dabei, daß dieselbe, sobald sie excessiv wird, ein äußerst unzweckmäßiger Vorgang werden muß; doch ist soviel richtig, daß sie im allgemeinen für die Beseitigung des Krankheitszustandes eine sehr nützliche Wirkung ausübt. Aber ist denn diese Erkenntnis erst ein Resultat der neusten Forschungen? Schon der alte Hippokrates nannte bekanntlich das Fieber ein „instrumentum felicissimum.“ An was anders kann er dabei gedacht haben, als an das hervorstechendste Symptom des Fiebers, die Temperaturerhöhung? Und wenn der Naturarzt Johann Schroth schon vor fünfzig Jahren, in etwas übergroßer Begeisterung für seine Heilmethode, ausrief: „Gebt mir ein Fieber und ich will euch jede Krankheit heilen!“ was kann er anders gemeint haben, als wieder die Temperaturerhöhung? Sollte hier etwa wieder der Laienverstand dem der Fachmänner vorausgeeilt sein?

Doch wozu kommt eigentlich Herr Fisch auf eine Definition des Fiebers? Er will offenbar dem Gedanken Ausdruck geben, daß nur der das Fieber richtig behandeln oder sich über dessen Behandlung richtig äußern könne, der einen richtigen Begriff von demselben habe. Aber wo sind denn unter dieser Voraussetzung heutzutage diejenigen, welche das Fieber richtig behandeln, da es eine allgemein anerkannte Definition desselben nicht giebt? Und wenn nichtsdestoweniger sämtliche Medizinärzte die ihnen in der Praxis vorkommenden Fieberfälle ärztlich behandeln, wie wollen sie dafür garantieren, daß ihre Behandlungsweise die richtige ist? Ist nicht zu befürchten, daß die „komplizierten Vorgänge“ durch ihre giftigen Medikamente, deren wahre Wirkungen ihnen noch obendrein ganz unbekannt sind (Popul. Zeitschr. für Homöop. 1890, S. 23) in so manchen Fällen noch viel komplizierter werden?

Die mir untergeschobene Fieberdefinition benutzt Herr Fisch zu folgender Äußerung: „Aber wie? Besteht denn die Wirkung der Malaria auf den Körper des Menschen nur in zeitweiliger, oft auch länger dauernder Temperaturerhöhung? Da wäre am Ende, was wir Malaria nennen, nichts als das Produkt der großen tropischen Hitze; es wäre dann die Sache eine Art Wärmestauung, gegen die gewiß kaltes Wasser in jeder Form vortrefflich wäre.“ Das ist eine Reihe von Schlußfolgerungen, die Herr Fisch mit einem gewissen, aus dem Gefühl der Sicherheit entspringenden Anflug von Humor zum Ausdruck bringt. Prüfen wir ein wenig ihre logische Stichhaltigkeit! Wenn das Malariafieber keine andere Wirkung auf den menschlichen Körper als Temperaturerhöhung ausübte, dann sollte folgen, es wäre dieses Gift ein „Produkt der tropischen Hitze“? Was hat denn die Wirkung der Malaria zu thun mit ihrer Entstehungsweise? Ob dieses Gift nun ein Produkt der tropischen Hitze oder irgend eines anderen Faktors ist, in jedem Falle könnte doch seine Wirkung in der Temperaturerhöhung bestehen. Doch wir wollen Herrn Fisch kein Unrecht thun; er könnte es auch anders gemeint haben. Er drückt sich etwas undeutlich aus, indem er einmal sagt „die Malaria“ und das andere Mal „das, was wir Malaria nennen“. Ich habe die beiden Ausdrücke in den vorhergehenden Sätzen als identisch angesehen. Nehmen wir aber einmal an, er hätte mit dem, „was wir Malaria nennen“ das Malariafieber ge-

meint. Dann folgert er daraus, daß der Malariapilz nichts weiter als Temperaturerhöhung im menschlichen Körper hervorbringt, daß das Malariafieber lediglich „ein Produkt der tropischen Hitze“ sei. Es ist ja diese Meinung hie und da verbreitet, weshalb man für Malariafieber auch den Ausdruck *Klimafieber* gebraucht, aber wie das aus dem oben erwähnten Umstande *folgen* sollte, selbst wenn es so wäre, ist wohl von niemand einzusehen! — Wenn das Malariafieber nur ein Produkt der tropischen Hitze wäre, dann sollte nicht daraus folgen, „die Sache“ wäre „eine Art Wärmestauung“. Wie in aller Welt soll denn das zugehen? Kann nicht die tropische Hitze hundert andere Krankheiten erzeugen, die mit der *Wärmestauung* gar nichts zu thun haben?

Übrigens bemerken wir hier, daß allerdings im Fieber meist „eine Art Wärmestauung“ stattfindet. Professor Dr. W. *Winternitz* hat experimentell nachgewiesen, „daß das Ansteigen der Körpertemperatur bei vielen Fieberformen abhängig sei von einer verminderten Wärmeabgabe von der Körperoberfläche, von einer Wärmeretention.“ (Zur Pathologie &c., S. 2.) Diese Temperatursteigerung infolge der Wärmeretention kommt dann zu stande, wenn „eine dauernde Störung der in der Hautfunktion selbst gelegenen Kompensationen“ vorliegt. (Winternitz, a. a. O., S. 7.) Es gelingt auch bei Gesunden, durch Behinderung der Wärmeabgabe, also durch Wärmezurückhaltung, Temperatursteigerung zu bewirken, ein Umstand, der die Bedeutung der Wärmeretention für die Entstehung der fieberhaften Temperatursteigerung in ihrer ganzen Macht erkennen läßt.

Daraus, daß „die Sache“ eine Art Wärmestauung wäre, sollte dann *wieder folgen*, daß „kaltes Wasser vortrefflich“ wäre. Wieso denn aber? Wenn weiter nichts vorläge, als eine *Wärmestauung*, so könnte man immerhin bei der medikamentösen Behandlung bleiben, und sich die Wasserprozeduren ersparen. Denn die pharmazeutischen Antipyretiker setzen die Körpertemperatur hauptsächlich dadurch herab, daß sie eine Vermehrung der Wärmeabgabe von der Körperoberfläche und damit eine *Beseitigung der Wärmestauung* bewirken. (Winternitz, a. a. O., S. 9.) Es ist nur leider die Thatsache konstatiert, „daß fieberhafte Infektionskrankheiten bei *künstlich* erzwungener Normaltemperatur *nicht günstiger* verlaufen“ (Rieß, Über die Behandlung fieberhafter Krankheiten &c., Ztsch. f. klin. Med., Bd. III, 1881); es kommt eben nicht bloß darauf an, die Wärmestauung zu heben, sondern „ein wirkliches Antipyretikum muß noch *andere Indikationen* bei den vielgestaltigen Fieberprozesse erfüllen“ (Winternitz, a. a. O., S. 11). Und nur, weil die medikamentöse Therapie, wie oben nachgewiesen, dies nicht vermag, werden wir auf die Hydrotherapie hingewiesen. — Aber wenn auch das Wasser vortrefflich ist, die Wärmestauung zu heben, wie kommt Dr. Fisch dazu, dies gerade dem *kalten* Wasser zuzuschreiben? Von dem Wahn ist ja die rationelle Hydrotherapie längst zurückgekommen, daß das Wasser *je kälter je besser* zu den hydriatischen Applikationen sei. Man operiert jetzt weit mehr mit den *mittleren* Temperaturen, und erzielt damit bessere und nachhaltigere Erfolge. — Wenn aber schon nicht ohne weiteres zu *kaltem* Wasser gegriffen werden darf, was soll man erst dazu sagen, wenn Herr Fisch bei einer Wärmestauung kaltes Wasser „*in jeder Form*“ für angezeigt erachtet? Hat er sich bei dem Niederschreiben dieser Worte die verschiedenen Formen der Wasserbehandlung klar gemacht? Zu den bekanntesten hydropathischen Formen gehört

unter anderem auch das Vollbad, das Tropfbad, die Douche ꝛc. Würde Herr Dr. Fisch unter Umständen einen Fieberkranken auch mit diesen Formen behandeln?! —

Wenn Herr Fisch, immer noch mit der „Temperaturerhöhung“ manipulierend, fortfährt: „Wie soll nun der Malariapilz, in den Körper eingedrungen, eine Temperaturerhöhung des ganzen Körpers hervorrufen?“ so scheint es, als ob er wohl zugebe, daß der betr. Pilz eine Temperaturerhöhung in einem Teile des Körpers hervorrufen könne, aber nicht in dem ganzen Körper. Sonderbar! was er hier leugnet, giebt er eine halbe Seite weiter zu, wo er sagt, daß, wenn nicht die Pilze selbst, so doch ihre Stoffwechselprodukte durch ihre Wirkung auf gewisse Teile des Gehirns eine höhere Körpertemperatur hervorrufen! (S. 554.) Denn immerhin sind hienach jene Pilze, wenn auch nicht die unmittelbare, so doch die mittelbare Ursache der Temperaturerhöhung. Ebenso redet er einige Seiten weiter (S. 567) von den „das Fieber erzeugenden Organismen“. Wenn diese Organismen, die Pilze, das Fieber erzeugen, so bringen sie ja doch auch das „am meisten in die Augen springende Symptom“ desselben, die Temperaturerhöhung des ganzen Körpers, hervor. — Aber Herr Fisch will mich mit meinen eigenen Worten schlagen; er will nachweisen, daß bei meiner Vorstellung des Malariapilzes durch denselben eine Temperaturerhöhung des Körpers nicht bewirkt werden könne. Wie macht er das? Er sagt: „Pastor Zippel fordert für dieses Pilzes Gedeihen eine Temperatur von 20° R. Wenn er nun in dem Körper des Menschen, der so wie so schon zwischen 28 und 29° R. zeigt, noch eine Erhöhung hervorrufen würde, oft bis um 4°, so würde er sich ja in noch ungünstigere Bedingungen versetzen, als er schon im Körper antrifft, und es würde ihm durch Erniedrigung der Körperwärme durch Hydrotherapie ꝛc. ein sehr angenehmer Dienst erwiesen.“ Ich habe aber nur gesagt, daß der Malariapilz „nach Ansicht der neueren Forscher neben anderen Bedingungen auch eine Temperatur von 20° R. zu seinem Gedeihen bedarf.“ Das würde Herr Fisch auch wohl erkannt haben, wenn er die von mir angeführten Citate verglichen hätte; und das hätte er doch thun müssen, wenn er diese Stelle zu einem Angriffspunkte nehmen wollte. Übrigens ist keineswegs ausgemacht, daß jene Forscher genau aufs Haar 20° R. fordern; vielleicht nehmen sie dies nur als Minimalsatz an, so daß dann der Malariapilz sich mit ihrer Annahme gar nicht in Widerspruch setzte, wenn er eine noch höhere Temperatur anstrebte, und es thatsächlich als einen „angenehmen Dienst empfände“, wenn ihm jemand dazu verhülfe. Aber nehmen wir auch an, der Malariapilz müsse genau 20° R. zu seinem Gedeihen haben; nach welchen Regeln der Logik folgt dann, daß, wenn er diese Temperatur nötig hat, solange er außerhalb des menschlichen Körpers ist, er dieselbe auch haben muß, wenn er dem letzteren einverleibt ist? Bekanntlich hat auch der Embryo eine viel höhere Temperatur nötig, so lange er noch im menschlichen Körper ist, als später, wenn er an das Tageslicht tritt. Warum sollte der Malariapilz nicht auch die Neigung haben können, innerhalb des menschlichen Körpers einen wärmeren Aufenthalt zu haben, als außerhalb desselben? und wem könnte es auffällig erscheinen, wenn er noch einige Grade mehr, als der Embryo, beanspruchte? — Unter diesen Umständen möchten ihm die Wasserprozeduren doch vielleicht nicht so wohlthuend sein, nicht nur weil sie seinem excessiven Streben nach einer

heißen Temperatur entgegentreten, sondern vornehmlich auch deshalb, wei[l] zugleich die andern Komplikationen des Fiebers bekämpfen und so de[n] Körper behilflich werden, sich seiner wieder zu entledigen.

Indem Herr Fisch sagt: „Die Sache liegt aber doch nicht so einfach, d[aß] mit der Beseitigung der hohen Körpertemperatur das Fieber geheilt wir[d]", erweckt es wieder den Schein, als ob ich das irgendwo gesagt [oder] doch angedeutet hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Freilich muß imme[r] bedacht werden, daß, wenn auch die Fieberbehandlung in der Temperaturher[ab]setzung sich nicht erschöpft, vielmehr ihre Aufmerksamkeit daneben auch a[uf] etwaige degenerative Veränderungen der Organe zu richten hat, die Bekämpfu[ng] der hohen Temperatur doch fast immer von großer Bedeutung ist. Den[n] was könnte die sorgsamste Erfüllung der andern Indikationen helfen, w[enn] unterdes das Fieber eine abnorme Höhe erreichte, und dem Lebensprozeß ein jähes Ende bereitete?

„Wir haben hier bei dem Begriff Fieber etwas länger verweilt", schrei[bt] Herr Fisch zum Abschluß dieses seines Exkurses. Und allerdings, das hat e[r] gethan. Aber was ist dabei herausgekommen? Hat er über das Wesen de[s] Fiebers größere Klarheit verbreitet, oder auch nur neue Gesichtspunkte für di[e] Betrachtung desselben aufgestellt? Das wird niemand behaupten wollen. Do[ch] vielleicht hat er das auch gar nicht beabsichtigt, indem es ihm „darauf ank[am], für die Besprechung und namentlich entgegen der einseitigen Anpreisung de[r] Hydrotherapie eine Operationsbasis zu schaffen." Aber wo ist diese Basis? Man sieht sich vergeblich danach um. Denn die paar nennenswerten, w[enn] auch allbekannten Gedanken, die sich in diesem Passus finden, daß „das, w[as] wir Fieber nennen", nicht nur in Temperaturerhöhung besteht, sondern e[in] „komplizierter Vorgang" ist, und daß „die Temperaturerhöhung ein zweckmäßiger Vorgang zur Abwehr gegen schädigende, krankmachende Einflüsse" i[st] — werden doch eine solche nicht abgeben sollen? Jedenfalls hätte es, um s[ie] zu schaffen, des „längeren Verweilens" nicht bedurft. Und wo sind die „Operationen", die er auf Grund dieser Basis ausführt? Er hat merkwürdigerweise von der scheinbar so mühsam gewonnenen „Basis" nirgend[s] Gebrauch gemacht!

Herr Fisch macht mir einen Vorwurf wegen Aufstellung des Satzes: „Das Chinin ist nicht ein spezifisches Mittel gegen das Malariafieber, sonde[rn] nur allgemeines Fiebermittel," und fährt dann fort: „Ist dieser Satz richtig, dann steht allerdings die medikamentöse Behandlung der Malaria, speziell m[it] diesem Mittel, auf schwachen Füßen." Wir stoßen hier zunächst wieder a[uf] einen falschen logischen Schluß. Denn wenn auch das Chinin bloß allgemeines Fiebermittel wäre, so könnte die Behandlung der Malaria m[it] diesem Mittel trotzdem auf gar starken Füßen stehen, wenn es nur als Fiebermittel nach allen Richtungen hin seine Schuldigkeit thäte, und nicht st[att] dessen zugleich auch so böse Nebenerscheinungen hervorriefe. Das Wasse[r] ist auch nicht specifisch gegen Malaria; und doch welche glänzenden Erfolg[e] erzielt es bei dieser Krankheit! Das wußte man schon im vorigen Jahrhundert. „Der wechselsweise Gebrauch des kalten und warmen Wassers, schreib[t] Robert Jackson im Jahre 1796, verursacht große Veränderungen in de[r] ganzen Konstitution des Körpers, und aus den Versuchen, die ich darin angestellt habe, erhellt zur Genüge, daß dadurch die Fieber oft am sicherste[n]

gehoben werden." (Über die Fieber in Jamaika S. 128 f.) Derselbe sagt: „Ich wandte schon sehr früh das kalte Bad an, und ich kann nicht umhin, es dringend zu empfehlen, da es nicht bloß die besten Nachlässe bewirkte, sondern auch andere wohlthätige Wirkungen hervorbrachte." „Von seiner kühnen und reichlichen Anwendung habe ich nie die geringsten schädlichen Folgen bemerkt. (a. a. O. S. 134, 136.) — Herr Fisch will aber nicht zugeben, daß Chinin ein bloßes Fiebermittel ist, und verwirft darum zunächst die erste von mir angezogene Autorität. „Zur Stütze dieses Satzes," sagt er, „wird ein Handbuch der Hydrotherapie zitiert, das mir leider nicht zugänglich ist." Hätte sich unter diesen Umständen aber Herr Fisch ein Urteil über dasselbe erlauben dürfen? Er sagt: „Ich denke diese eine Stimme gegen das Chinin wird wohl nicht schwer wiegen." — Warum nicht? Hat nicht z. B. die Stimme des Bauern Vincenz Prießnitz in Angelegenheiten der Heilkunde mehr Gewicht gehabt, als die von zehn Medizinärzten? Herr Fisch antwortet: „Das ist die Tendenz der Lobredner der einseitigen Naturheilmethode." Also deshalb soll „diese Stimme" nicht schwer wiegen? Was ist denn die Tendenz jener „Lobredner"? Aus den Worten des Dr. Fisch kann man das nicht erkennen. Man muß sich auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung legen. Er meint vielleicht, es sei die Tendenz jener Männer, die spezifischen Heilmittel der Medizin zu allgemeinen zu degradieren, oder sie überhaupt in ihrem Wert herabzusetzen? Mag dem nun sein, wie ihm wolle, bewiesen hat Herr Fisch diese Behauptung wiederum nicht. — Aber was hat denn das Urteil dieser „Lobredner der einseitigen Naturheilmethode" mit Dr. Pinoff, dem Verfasser jenes Handbuches zu thun? Der gehört ja gar nicht in die Kategorie jener „einseitigen" Leute; sein Handbuch ist vielmehr eins von denen, in welchen „das Chinin als Wechselfiebermittel κατ᾽ ἐξοχὴν aufgeführt zu finden dem Dr. Fisch nicht schwer werden sollte!" (S. 555.) — Nachdem Herr Fisch mein erstes Citat wie eine Bagatelle beseitigt hat, macht er sich an das andere. Den Autor dieses Citates, einen der hervorragendsten und bekanntesten Pathologen der neueren Zeit, kann er nicht so über die Achsel ansehen. Aber er findet trotzdem einen Weg, auch dieses Citat hinfällig zu machen. „Wichtiger," sagt er, „ist das andere Citat aus Niemeyers Pathologie und Therapie; es ist sehr zu bedauern, daß Herr Pastor Z. kein wörtliches Citat anführt, sondern einfach auf S. 617 verweist." — Aber bringt denn Herr Fisch stets „wörtliche" Citate? Er giebt ja mitunter nicht einmal die Seitenzahl an, sondern begnügt sich damit, den Titel des Buches zu nennen! (S. 565.) Was für einen Umfang müßte auch manche Abhandlung einnehmen, wenn alle Citate wörtlich gebracht werden sollten! Es giebt allerdings Fälle, in welchen ein wörtliches Citat erwünscht sein kann. So ists, wenn man etwa vermutet, der Citator könne die Stelle unrichtig aufgefaßt haben, oder er könne sich geirrt haben, oder er könne wohl gar nur zum Schein citiert, und in der Erwartung, daß die Leser nicht nachschlagen, eine kleine Unredlichkeit sich erlaubt haben. Will mir Herr Fisch eins von diesen oder ein ähnliches Manko zuschieben? Es muß doch wohl so sein, denn er sagt ausdrücklich, ich habe mit diesem Citat „nicht Glück" gehabt. Warum nämlich nicht? Dr. Fisch hat zwar die von mir citierte Auflage der Niemeyer'schen Pathologie „nicht zur Hand", aber „was dort auf S. 617 steht," sagt er, „steht in der zehnten, die vor mir liegt, auf S. 730."

Woher wohl Herr Fisch das weiß?! Er kann es ja doch nicht wissen, da er nicht in der Lage war, die beiden Auflagen mit einander zu vergleichen. Will Herr Fisch mit solchen „Operationen" meinen Angriff zurückschlagen? — Immerhin mögen ja die beiden citierten Seiten etwas Gemeinsames haben, aber gerade das, worauf es dem Dr. Fisch hier ankommt, findet sich in der von mir citierten nicht. Er sagt: „Niemeyer redet dort von verschiedenen andern bei Malaria angewendeten Medikamenten, die aber nicht die Herrschaft des Chinin wesentlich zu erschüttern vermocht hätten." Das wäre freilich so ziemlich das Gegenteil von dem, was mein Citat beweisen sollte, und wenn Herr Fisch hier in seinem Rechte wäre, so hätte er mich auf einer sehr bösen Fährte ertappt. Aber auch nicht ein Wort davon befindet sich an der besagten Stelle. Übrigens kann ich ihm auch ganz positiv entgegentreten, indem ich ihm die Citate wörtlich bringe. Dr. Pinoff sagt zunächst mit dürren Worten, „daß Chinin bekanntlich kein eigentliches Antidot gegen das Malariagift, sondern nur eins der heroischsten Fiebermittel ist." (Handbuch der Hydroth., Leipzig, O. Wigand 1879, S. 282.) Niemeyer sagt: „Zwar ist weder das Chinin, noch ein anderes bekanntes Medikament ein sicheres Antidot gegen die Malariavergiftung" rc. (Lehrb. der Pathol. rc. II. Band. S. 617.) Ähnlich spricht er sich auf S. 625 f. aus. Hiernach scheint es denn doch wohl, als habe ich mit meinen Citaten „Glück gehabt"? — Aber Herr Fisch tritt mir sofort mit einem andern Einwand entgegen und nennt meine Ausgabe von Niemeyers Pathologie eine „veraltete". Wenn das wahr wäre, könnte es mir noch immer nichts helfen, daß ich mein Citat als richtig gerettet hätte, denn ich würde mich ja nur auf etwas bezogen haben, das von der modernen Wissenschaft schon überholt wäre. Aber ist meine, nämlich die erste, Auflage des Niemeyer, wirklich schon veraltet? Sie stammt aus dem Jahre 1861. Bewegt sich denn die medizinische Therapie in so mächtigen Schritten vorwärts, daß das vor 30 Jahren Gesagte schon ein überwundener Standpunkt für sie ist? Von einer ihrer Hilfswissenschaften, der Physiologie, läßt sich dies wenigstens nicht sagen, denn eine Autorität auf diesem Gebiet, der berühmte französische Physiologe Magendie, hat gesagt, daß er alles, was diese Wissenschaft bis jetzt mit Sicherheit wisse, „auf einen Fingernagel schreiben" wolle. Sollte es in der Therapie, dieser bekannten „wunden Stelle" der medizinischen Wissenschaft, besser bestellt sein? Zahlreiche Citate ließen sich bringen aus medizinischen Werken, welche das Gegenteil bezeugen. Hier haben erst recht die Jahrtausende nur gar dürftige Fortschritte gemacht. Aber vielleicht liegen die Fortschritte gerade im neunzehnten Jahrhundert? Auch hier lautet die Antwort sehr deprimierend. „Die Schulmedizin hat, was das Heilen von Krankheiten betrifft, in dem langen Zeitraum der 90 Jahre dieses Jahrhunderts keine nennenswerten Fortschritte gemacht, trotz des riesigen Fleißes und des erhöhten Dampfdruckes, mit dem sie arbeitet, trotz der Fortschritte der neu aufgebauten Chemie, die sie sich gerade so falsch zu eigen gemacht hat, wie die Wasserbehandlung des Bauern Prießnitz." (Popul. Zeitschr. für Homöop., herausg. von Dr. Schwabe, Leipzig 1890. S. 44.) Demnach darf man die besagte Auflage wohl als „alt", aber nicht als „veraltet" bezeichnen. Das Alte ist aber dem Neuen gegenüber nicht immer das Geringere. Dr. med. Gerster tadelt die Vertreter der modernen Wissen-

chaft, welche mit großer Geringschätzung auf „die Alten" hinsehen, und thun, ls sei die Wissenschaft erst von ihnen erfunden worden, während wir doch mmer und immer wieder auf Männer wie Hippokrates, Plinius, Aristoteles :. zurücksehen müßten. (Hygieia, begründ. von Sanitätsrat Dr. Niemeyer, 890, S. 123.) Auch Herr Fisch möge den „alten Niemeyer" nicht so ver- chtlich ansehen, als wäre derselbe in der Gegenwart nicht mehr zu gebrauchen. Es dürfte so ziemlich alles Therapeutische, das sich darin befindet, noch heute Geltung haben. — In Hinsicht auf die neusten Auflagen dieses Werkes pricht sogar der Bruder des Autors, der eben erwähnte, nunmehr auch ver- orbene Dr. Paul Niemeyer irgendwo in der „Hygieia" es aus, daß die- lben eher schlechter seien, als besser, denn die früheren, noch ı Lebzeiten des Verfassers erschienenen Auflagen. Danach hat Herr 'isch vielleicht mit seiner wiederholt erwähnten 10. Auflage nicht so bermäßig viel vor mir, mit meiner 1. Auflage, voraus. — Doch wir önnen auch hier dem Dr. Fisch in etwas entgegenkommen und ihm ı gewissem Sinne beipflichten. Unsere Zeit ist schnelllebig. Was heute noch ilt, ist morgen schon aus der Mode gekommen. So ist es insonderheit uch auf dem Gebiete der medizinischen Heilkunde. Heute erscheint as neuste Werk über Pathologie und Therapie, aber noch ehe man's auf- eschnitten und gelesen hat, sind schon wieder in den allerneusten Zeitschriften ine Reihe anderer Mittel angepriesen, die in dem Lehrbuch noch nicht berück- chtigt worden sind. Es ist „veraltet", noch ehe es an das Tageslicht ge- eten ist. In diesem Sinne ist Niemeyers Pathologie vom Jahre 1861 llerdings längst veraltet.

Aber nun führt Herr Fisch das schwere Geschütz auf, um mir eine öllige Niederlage zu bereiten. Er hat zwar keine Handbücher der Hydro- ierapie, aber er hat „medizinische Werke". Aus ihnen bringt er drei Citate, nd was will er mit denselben beweisen? Daß das Chinin eine speci- ische Wirkung gegen Malaria habe. Und allerdings, das erste seiner Citate steht ganz auf seiner Seite, denn es spricht diese Ansicht mit klaren Worten aus. Aber es ist ja nur eine Stimme, und ob diese mehr Ge- vicht hat, als die von mir angeführte, und von Herrn Fisch so verächtlich ngesehene „eine Stimme", welche die gegenteilige Ansicht ausspricht, das t mindestens zweifelhaft. Es steht hier einfach Behauptung gegen Be- auptung. Die andern beiden Citate des Herrn Fisch haben gar keinen Wert, veil sie das nicht aussagen, was sie aussagen sollen. Sie enthalten kein Wort von der specifischen Wirkung des Chinin gegen Malaria, sondern mpfehlen dieses Mittel nur als hervorragendes antifebriles Mittel bei em Wechselfieber. Chinin kann immerhin bei der medikamentösen Behandlung hauptmittel gegen Malaria sein, ohne darum eine specifische Wirkung zu ıtfalten. Herr Fisch fährt dann fort: „Diese drei Citate mögen genügen." Das klingt gerade so, als ob er noch einen großen Vorrat solcher Citate ätte und, wenn es beliebte, noch eine ganze Reihe derselben bringen könnte. Wenn es freilich so wäre, wie Herr Fisch in dem folgenden Satze sagt, dann ıüßten diese Citate zu hunderten bereit liegen, und es wäre dann nur zu erwundern, warum Herr Fisch keine bessere Auswahl getroffen. Er sagt ämlich: „Wenn in der medizinischen Welt irgendwo Einigkeit herrscht über e angewendeten Mittel, so ist das bei der Malaria der Fall, gegen welche

alle eine specifische Wirkung des Chinin nicht nur annehmen, sondern durch hundertjährige Erfahrung erprobt haben." Aber ist es wirklich so? — Herr Fisch ist kein Freund von dem „Veralteten", er legt großes Gewicht auf die „neueren und neusten Forschungen". Es ist zu verwundern, daß er diesem Grundsatze hier untreu wird. Denn wenn man jemals in der medizinischen Welt über die specifische Wirkung des Chinin bei Malaria einig gewesen ist, so ist man es *gerade nach den neusten Forschungen nicht mehr*! Dr. *Lender*, den mein Gegner hoffentlich nicht wieder als eine unbedeutende „Stimme" beiseite schieben wird, spricht sich entschieden *gegen* die Anwendung des Chinin bei Malaria aus. (Kol.-Polit. Korresp., 3. Jahrg., Nr. 14 cf. D. Kol.-Zeit. 1887, S. 613.) Insbesondere sagt derselbe, in fulminanten Fällen von Malaria sei das Chinin *absolut schädlich*, weil durch dasselbe das tierische Protoplasma in seiner verbrennenden Kraft herabgesetzt bez. vernichtet werde. (D. Kol.-Zeit. 1887 S. 616.) Kann er bei solcher Stellung zum Chinin dasselbe als *Specifikum* bei Malaria ansehen? — Dr. *Schwalbe* aus Magdeburg bemerkt in seinem Vortrage über das Malariafieber auf der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Berlin im Jahre 1887, daß bei dem, welcher sich an Chinin gewöhnt habe, „beim Auftreten von Fieberfällen dieses beste Fiebermittel seine Wirksamkeit verloren habe." (Specialheft f. med. Geogr. ꝛc. S. 622.) Könnte er so sprechen, wenn er dieses Mittel hier für *specifisch* hielte? — Beim Aufbruch nach Afrika erhielten die Unteroffiziere der Wißmannexpedition Arsenikpillen in Glasfläschchen, „um sich schon auf der Hinreise durch tägliches Einnehmen von 3 Stück gegen das Klimafieber zu sichern". (Hygieia, 1889, S. 158.) Würde man ihnen *Arsenikpillen* gegeben haben, wenn man *Chinin* für specifisch hielte? — Doch es genüge, nur noch eine Stimme anzuführen, die aber *ganz deutlich* redet, und die überdies *neusten Datums* ist. Auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, welche im Jahre 1889 in Heidelberg abgehalten wurde, sagte Dr. *Schellong* bez. des Malariafiebers: „Das Chinin wirkt *nicht als Specifikum*, sondern als ein schätzenswertes Roborans im Sinne der Blutbildung." (D. Kol.-Zeit. 1889 S. 274.) Was sagt Herr Fisch dazu? — Mögen nun die von mir angeführten Stimmen im Rechte sein oder nicht, jedenfalls kann doch von einer *Einigkeit in der medizinischen Welt nicht mehr* die Rede sein, wenn an so hervorragender Stelle die specifische Wirkung des Chinin bei Malaria *geleugnet* wird!

Doch genug. Jedenfalls ist durch den Angriff des Herrn Dr. Fisch das Fundament der Naturheilkunde in keiner Weise erschüttert worden. Ich komme daher zu der schon in meinem vorigen Aufsatz ausgesprochenen Frage zurück: *Warum macht man dem Malariafieber gegenüber nicht mehr Versuche mit dieser so vorzüglichen Heilmethode?* Man läßt es an Versuchen mit *Medikamenten* durchaus nicht fehlen. Jahraus jahrein werden die giftigen Arzneistoffe, welche die allezeit geschäftige Chemie produziert, an tausenden von Patienten durchprobiert. Wie viele von diesen armen „Versuchsobjekten" *lediglich durch diese Versuche* zu Grunde gerichtet werden, läßt sich nicht berechnen, da hier keine Kontrolle möglich ist. Und die Naturheilmethode, die, wenn sie nicht allzu ungeschickt und unsinnig ausgeübt wird, eine Lebensgefahr für den Patienten jedenfalls *nicht* herbeiführt,

die vielmehr oft genug Erfolge der staunenswertesten Art erzielt, will man seitens der medizinischen Wissenschaft von den Versuchen ausschließen? Wir meinen natürlich keine Versuche, die von unkundiger und mißtrauischer Hand ausgeführt werden, oder die mehr nur einer Spielerei gleichen, da die medikamentöse Behandlung im Vordergrunde steht, und nur hie und da einmal eine Wasserprozedur ganz nebenbei als Lückenbüßer auftritt, — wir meinen vielmehr Versuche, welche mit Ausschluß aller Arznei regelrecht und konsequent vorgenommen werden, von Männern, die theoretisch und praktisch hinreichend geschult sind, und, wenn es sein kann, auch ein warmes Interesse für die Sache und einige Erfahrung mitbringen.

Doch was hilft mir all mein Raten und Vorschlagen? Herr Fisch tritt mir „mit unwillkürlichem Lächeln“ entgegen und sagt: „Auf unsern meisten Stationen ist Wasser von unter 20° in größerer Menge einfach nicht zu beschaffen.“ Hierzu nur noch ein kurzes Wort. Zunächst bemerke ich, daß ich in meiner Abhandlung nicht bloß von der Goldküste geredet habe, wie die Äußerung des Herrn Fisch voraussetzt, sondern von dem ganzen Tropengebiet. Oder sollte hier überall das erforderliche Wasser nicht zu finden sein? Woher nehmen denn aber die Medizinärzte in den Tropen das Wasser zu den von ihnen empfohlenen, oder auch ausgeführten kalten Bädern und Waschungen? (Spezialheft f. med. Geogr. S. 609 ff. cf. Jackson, Über das Fieber in Jamaika 2c.) Aber gesetzt auch, ich hätte bloß von der Goldküste geredet: woher bezieht denn Herr Fisch selbst das „kalte Wasser“, das er zu seinen Bädern „reichlich“ verwendet?! (S. 564. 567.) Und wenn auf den „meisten Stationen“ das erforderliche Wasser nicht zu beschaffen ist, warum kann man es nicht auf den wenigen Stationen anwenden, wo es zu finden ist? Und wenn irgendwo das Wasser nicht in „größerer Menge“ vorhanden ist, warum nimmt man nicht mit einer geringeren Quantität fürlieb, da sich auch hiermit schon, z. B. durch das „Lakenbad“, vorzügliche Resultate erzielen lassen? Übrigens habe ich nicht einmal, wie Dr. Fisch, kaltes Wasser beansprucht, sondern nur solches von mittlerer Temperatur.

Kann somit die Wasserfrage kein Hindernis sein für die Anwendung der Naturheilmethode in den Tropen, so kann es auch nicht die Frage nach dem Ort, wo die Wasserbehandlung auszuführen ist. Schlimmstenfalls geschieht es an demselben Ort, wo die medizinische Behandlung vor sich geht. Ich hatte mir erlaubt, zu diesem Zwecke „luftige Hütten“ als einen Notbehelf zu empfehlen, ein Vorschlag, der auf den Dr. Fisch „geradezu komisch“ gewirkt hat. Was für eine komische Vorstellung muß sich aber auch Herr Fisch von diesen Hütten gemacht haben! Als ob ich dabei an die allerelendesten Hütten der Eingebornen gedacht hätte!

Doch ich bestehe gar nicht so hartnäckig auf die „Hütten.“ Ich würde, da nun einmal an die Erbauung vorschriftsmäßiger Naturheilanstalten in den Tropen vorläufig nicht zu denken ist, schon recht zufrieden sein, wenn in den bestehenden oder neu zu errichtenden Krankenhäusern einige Räume für hydrotherapeutische Behandlung abgezweigt würden; nur müßte die Garantie geboten sein, daß nicht etwa die, auch von Prof. Winternitz (Zur Pathol. 2c. S. 45) verworfene sog. kombinierte Methode (gleichzeitige Anwendung antifebriler Medikamente und Bäder), sondern die reine Hydro-

therapie zur Anwendung käme. Man würde ſchwerlich jemals Urſache haben ein ſolches Vorgehen zu bereuen; wie denn dasſelbe auch ganz in dem Sinne des Prof. Winternitz wäre, der ſeine mehrmals erwähnte Studie „Zur Pathologie und Hydrotherapie des Fiebers“ mit den Worten ſchließt: „Die rationelle Hydrotherapie muß als Spezialität vernichtet werden, ſie hat zum Wohle der Kranken Gemeingut der ganzen mediziniſchen Welt zu werden.“ (S. 22.)

Inhalt.

I. Geſchichtliches und Ethnologiſches.

II. Theoretiſches und Apologetiſches.

III. Literarisches.

Beiblatt:

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1890.

Missionsstunden[1]) über die Christianisierung Deutschlands.

Von Sup. a. D. Lic. Hupfeld in Eisleben.

1. Im Advent. Text: Psalm 24.

Ein Adventspsalm mit der Adventsmahnung: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe — und zugleich ein Missionspsalm: sein Horizont nicht die Grenzen Israels, sondern der Erde, seine Botschaft anklopfend nicht nur an die Thore Jerusalems sondern an die Thüren der ganzen Welt, sein König, dem er den Weg bereiten will, der Herr Zebaoth selbst: Er ist der König der Ehren!

Hier wie sonst die Weissagung des Alten Testaments Missionsweissagung: die Keime derselben einerseits der „Weibessame", andererseits der „Abrahamssame." Die Geschichte ist Entfaltung dieser Keime: der Halt in der auseinanderfallenden Völkerwelt Erinnerung und Hoffnung auf Grund der unverlierbaren Mitgift aus dem Paradies — Israels heilige Geschichte Advent des rechten Erben der Verheißung, in welchem der Segen für alle Geschlechter persönlich erscheint.

Jesus Christus, der König der Ehren, dem der Welt Enden zum Eigentum gegeben sind — weil er beides ist, der Weibessame und der Abrahamserbe; das Christentum darum von Anfang an Missionsreligion schon durch die doppelte Verkündigung über der Krippe: der Engelsbotschaft an Israel von der Freude für alles Volk, von dem Frieden auf Erden — der Botschaft durch den Stern des Königs der Juden für die Weisen im Morgenland. Trotz der Beschränkung auf die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel für Jesu Erdenzeit schlägt das Hirtenherz doch immer schon für die „anderen Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind" — bis der Auftrag laut und deutlich den Hoffnungskern herausschält: Prediget das Evangelium aller Kreatur!

Die Mission ein Auftrag an die Boten und doch zugleich der Einzug des Ehrenkönigs selbst, ihre Kraft das Wirken des Herrn in und mit den Boten (Marci 16, 20), ihr Leitstern sein großer Missionsbefehl, der die allgemeinen Bahnen vorzeichnet: aus der Enge Jerusalems in die Weiten der Welt, aber auch im einzelnen: die Zeit hat der Herr zu bestimmen, zu welcher der engere Kreis überschritten und der weitere

---

[1]) Vielleicht wäre die Bezeichnung: „Missionsvorträge" im vorliegenden Falle passender gewesen. Es war wesentlich eine aus gebildeten Kreisen bestehende Zuhörerschar, vor der sie gehalten wurden. D. H.

einem Er
anfechtungen der G
n aus der Mission einz
, daß sie selten bis auf de
so oft sagt: „Gehe hin und s
barer die Gnadenwunder im Mens
uft und dadurch jene entscheidenden Wen
beigeführt wurden, die uns deutlich die S
und seines Regiments wahrnehmen lassen!
und großartigste — nächst der Verpflanzung
Boden der griechisch-römischen Welt — die Chri
nischen Stämme, insbesondere derjenigen, welche
deutschen Nation zusammengewachsen sind.
rrich die Betrachtung der deutschen Mission, nicht nur
Naturvölker bekehrt wurden, die nicht durchaus auf
Standpunkt der Kultur standen, als Neger oder Indianer — so
weil sich deutlich hier erkennen läßt, wie im Reiche Gottes die
erfüllt sein muß. Wie Christus nur in der Fülle der Zeiten ersch
konnte, so muß auch in der Mission die Zeit erfüllt sein, einmal, d
in einem Volk das Heilsbedürfnis vorhanden sei, aber auch damit
Heilsbedürfnis eines Volkes und eines Zeitalters das Evangelium i
ihm entsprechenden Art und Form dargeboten werden könne!

Gehen wir zunächst den Spuren der vorbereitenden Gnade nach,
deren Walten das Heilsbedürfnis in den Germanen geweckt wurde,
kennen wir dieselben besonders darin, daß gerade zu der Zeit, in d
mit dem Christentum in Berührung kommen sollten, ein ähnlicher und
wieder andersartiger Zusammenbruch in ihrem Glauben stattgef
hatte, wie zur Zeit Christi in der Alten Welt. Getrieben von dem
fühle einer gewaltigen Erschütterung, werfen sich die deutschen St
einer nach dem andern in jene merkwürdigen Wanderungen, die sie
die Grenze des römischen Reiches hinaus einem ihnen unbekannten „Re
entgegenführen sollten. „Ein Gott habe es ihnen geheißen" — so
worteten sie den erschrockenen und verwunderten Römern. Das i
„unbegreifliche" Hintergrund jener seitdem deutsch gebliebenen Wand
die doch mit dem tiefsten Heimatsbedürfnis eins ist — einer der g
Gegensätze, die, indem sie in derselben Volksseele zusammentreffen, s
zu ihrer Vertiefung beitragen.

ber mit Unrecht, zur Beeinträchtigung des allgemeinen
von einer natürlichen Vorherbestimmung der Ger-
— wohl aber vollzieht sich eine geschicht-
das Reich Gottes, zunächst durch bestimmte
sittlichen Bewußtsein.
Mächte ihres religiösen Bewußt-
n geistig gedachten Göttern, Asen
Vordergrund, nachdem dasselbe die
ſte der Materie überwunden hat. Das
oin), der Gott des bewegenden, alles durch-
ılenker und Wecker des Heldengeistes, sein
hat nur eins, denn das andere hat er für die
eben) schaut durch die Fenster seiner himmlischen Burg
Allwissenheit besitzt er nicht, sondern auf seinen Schul-
e Raben, die bringen ihm Nachricht von allem, was in
Er ist der Gott der Schlachten und der Siege, der
Betten der Helden, denn der Mensch muß im Leben
Willens einsetzen. Zu seiner himmlischen Wohnung
Helden, wo sie in Walhalla beim Heldenmahle mit
folgen, wenn er auf seinem Wagen (dem Gestirn des
h den Himmel fährt, und auf seinem Grauroß (der
h die Lüfte reitet, mit seinen Hunden den Hirschen nach-
ıb der Göttereſche befressen.
dem Siegverleiher und Allvater, stammen alle Helden-
er, aber auch die übrigen Ansen und Ansinnen. Die
seine Gemahlin (ihr Name von „fragen", die Forschende
die höchste Gestaltung des weiblichen Geistes, waltend
der Frauen, den Ehen und Eiden, wie Wuotan über
Helden.
en stehen nicht nur die Dursen, die dem Geiste feind-
der materiellen Welt (wie Fels, Flut, Frost, Hitze),
en freundlichen Wanen, Vertreter der empfindenden
Mächte, an ihrer Spitze Frouwo (der „Herr"), der
nd des Sonnenscheins, der Fruchtbarkeit und des Frie-
Knechte und Leibeigenen, und seine Schwester Frouwa,
lichen Schönheit, der Liebe und Eifersucht. So gelten
nd Genuß den Germanen nicht als unmittelbare Aus-
heit, sondern als geistige, aber niedere Mächte, unter-
nden und gestaltenden, deren Vertreter Wuotan ist.
an sich feindlichen Dursen treten mit den Asen in Be-
hter tragen die Elemente des Zwiespalts in die lichte
Gier nach Gold. Aus der Verbindung Wuotans mit
a, wird Donar geboren, in dem sich das geistige We-
it der gemeinen Natur der Mutter mischt. Von ihr
aft ausgestattet, überwältigt er die Frostriesen, Flut-

im Anschluß an Leo, Universalgeschichte Bd. 2.

— Judäa, Samaria, die Enden der Erde — betreten werden soll; die Wege zu führen hat Er sich vorbehalten — nach Antiochia, nach Kleinasien, nach Europa, nach Rom.

Das Ziel allezeit vor Augen und die große Aufgabe im Herzen soll doch die Kirche nicht eigne Zeiten wählen in der Mission und nicht eigne Wege gehen — ist ja doch all ihr Erfolg abhängig von ihrem König auf dem Weltenthron. Nur Er, der zur Rechten Gottes sitzt, lenkt die Dinge und lenkt sie so, daß sich beides begegnet im Leben der Menschheit wie im einzelnen Menschenleben: die weltgeschichtliche Entwicklung, die Wege der vorbereitenden und erziehenden Gnade — und die Darbietung des Evangeliums! Nur so kommt es zu einem Erleben und Einleben der Gnade, auf welchem auch in allen Anfechtungen der Glaube fest stehen kann.

Man hört und erzählt gern aus der Mission einzelne Bekehrungswunder und bedenkt nicht, daß sie selten bis auf den Grund erkennbar sind, weshalb Jesus ja so oft sagt: „Gehe hin und sage es Niemand!“ Kräftiger und erkennbarer die Gnadenwunder im Menschheitsleben, durch welche Völker getauft und dadurch jene entscheidenden Wendungen im Leben der Menschheit herbeigeführt wurden, die uns deutlich die Spuren des himmlischen Königs und seines Regiments wahrnehmen lassen! Unter diesen die wichtigste und großartigste — nächst der Verpflanzung des Christentums auf den Boden der griechisch-römischen Welt — die Christianisierung der germanischen Stämme, insbesondere derjenigen, welche durch die Mission zur deutschen Nation zusammengewachsen sind.

Lehrreich die Betrachtung der deutschen Mission, nicht nur deshalb, weil hier Naturvölker bekehrt wurden, die nicht durchaus auf einem höhern Standpunkt der Kultur standen, als Neger oder Indianer — sondern auch weil sich deutlich hier erkennen läßt, wie im Reiche Gottes die Zeit erfüllt sein muß. Wie Christus nur in der Fülle der Zeiten erscheinen konnte, so muß auch in der Mission die Zeit erfüllt sein, einmal, damit in einem Volk das Heilsbedürfnis vorhanden sei, aber auch damit dem Heilsbedürfnis eines Volkes und eines Zeitalters das Evangelium in der ihm entsprechenden Art und Form dargeboten werden könne!

Gehen wir zunächst den Spuren der vorbereitenden Gnade nach, durch deren Walten das Heilsbedürfnis in den Germanen geweckt wurde, so erkennen wir dieselben besonders darin, daß gerade zu der Zeit, in der sie mit dem Christentum in Berührung kommen sollten, ein ähnlicher und doch wieder andersartiger Zusammenbruch in ihrem Glauben stattgefunden hatte, wie zur Zeit Christi in der Alten Welt. Getrieben von dem Gefühle einer gewaltigen Erschütterung, werfen sich die deutschen Stämme einer nach dem andern in jene merkwürdigen Wanderungen, die sie über die Grenze des römischen Reiches hinaus einem ihnen unbekannten „Neuen“ entgegenführen sollten. „Ein Gott habe es ihnen geheißen“ — so antworteten sie den erschrockenen und verwunderten Römern. Das ist der „unbegreifliche“ Hintergrund jener seitdem deutsch gebliebenen Wanderlust, die doch mit dem tiefsten Heimatsbedürfnis eins ist — einer der großen Gegensätze, die, indem sie in derselben Volksseele zusammentreffen, so viel zu ihrer Vertiefung beitragen.

Man redet viel, aber mit Unrecht, zur Beeinträchtigung des allgemeinen göttlichen Gnadenwillens, von einer natürlichen Vorherbestimmung der Germanen für das Christentum — wohl aber vollzieht sich eine geschichtliche Zubereitung derselben für das Reich Gottes, zunächst durch bestimmte Vorgänge in ihrem religiösen und sittlichen Bewußtsein.

Welches sind die bestimmenden Mächte ihres religiösen Bewußtseins?[1]) Ein lichtes Heldengeschlecht von geistig gedachten Göttern, Asen oder Ansen („Lichtstrahlen“) steht im Vordergrund, nachdem dasselbe die als Riesen („Dursen“) gedachten Kräfte der Materie überwunden hat. Das Haupt der Asen ist Wuotan (Odin), der Gott des bewegenden, alles durchdringenden Geistes, Weltenlenker und Wecker des Heldengeistes, sein flammendes Auge (er hat nur eins, denn das andere hat er für die Weisheit dahingegeben) schaut durch die Fenster seiner himmlischen Burg auf die Erde, aber Allwissenheit besitzt er nicht, sondern auf seinen Schultern sitzen zwei kluge Raben, die bringen ihm Nachricht von allem, was in der Welt geschieht. Er ist der Gott der Schlachten und der Siege, der Wünsche und der Wetten der Helden, denn der Mensch muß im Leben die ganze Kraft des Willens einsetzen. Zu seiner himmlischen Wohnung ziehen die gefallenen Helden, wo sie in Walhalla beim Heldenmahle mit ihm sitzen, oder ihm folgen, wenn er auf seinem Wagen (dem Gestirn des großen Bären) durch den Himmel fährt, und auf seinem Grauroß (der Sturmeswolke) durch die Lüfte reitet, mit seinen Hunden den Hirschen nachjagend, die das Laub der Göttereschen befressen.

Von Wuotan, dem Siegverleiher und Allvater, stammen alle Helden- und Königsgeschlechter, aber auch die übrigen Ansen und Ansinnen. Die höchste ist Frigga, seine Gemahlin (ihr Name von „fragen“, die Forschende und Vielumfragte), die höchste Gestaltung des weiblichen Geistes, waltend über den Wünschen der Frauen, den Ehen und Eiden, wie Wuotan über den Wünschen der Helden.

Unter den Ansen stehen nicht nur die Dursen, die dem Geiste feindlichen Gestaltungen der materiellen Welt (wie Fels, Flut, Frost, Hitze), sondern auch die ihnen freundlichen Wanen, Vertreter der empfindenden und genießenden Mächte, an ihrer Spitze Frouwo (der „Herr“), der Gott des Regens und des Sonnenscheins, der Fruchtbarkeit und des Friedens, deshalb der Knechte und Leibeigenen, und seine Schwester Frouwa, die Göttin der weiblichen Schönheit, der Liebe und Eifersucht. So gelten also Empfindung und Genuß den Germanen nicht als unmittelbare Ausstrahlung der Gottheit, sondern als geistige, aber niedere Mächte, untergeordnet den schaffenden und gestaltenden, deren Vertreter Wuotan ist.

Aber auch die an sich feindlichen Dursen treten mit den Asen in Beziehungen; Riesentöchter tragen die Elemente des Zwiespalts in die lichte Götterwelt, so die Gier nach Gold. Aus der Verbindung Wuotans mit einer derselben, Erda, wird Donar geboren, in dem sich das geistige Wesen des Vaters mit der gemeinen Natur der Mutter mischt. Von ihr mit wilder Naturkraft ausgestattet, überwältigt er die Frostriesen, Flut-

[1]) Das Folgende im Anschluß an Leo, Universalgeschichte Bd. 2.

riesen, Bergriesen; Brücken und Wege sind ihm heilig, mit dem Hammer in seiner eisenbeschuhten Hand, dem Blitz, macht er die unfruchtbare Erde fruchtbar und zu eigen dem Menschen, daher der Hammerwurf beim Erwerb von Eigentum. Wie Wuotan der Gott der Edlen, so ist Donar der Gott der **Freien**, die nicht bloß ein geistiges Heldenleben führen, sondern durch ihre Geschäfte schon mehr an die Erde gefesselt sind.

Folgenschwerer wird die Verbindung mit einem andern Durs, Loke oder **Loki**, das heißt Endiger, Zuschließer. Er und das unheilbringende Geschlecht, das er mit der Dursin Ogurboda („Schreckensverkündigerin") gezeugt: Hela, Fenriswolf und Midgardschlange — sind die Verneinung, die Grenzen, der „Abend" aller Dinge, die Nacht, in der alle Götterstrahlen auslöschen. Mit Loki ist das rastlos waltende Verderben auch in die Welt der Asen eingedrungen. Sie sind also nicht ewige Götter, sondern nur Strahlen der ewigen Mächte, Helden himmlischer Art. Vergeblich ist, daß Loko gebunden wird, freigeworden führt er die Dursen und alle höllischen Gewalten zum Kampf gegen die Asen. Er begegnet dem glänzendsten derselben, dem Liebling der Götter und Helden, Heimpalr oder **Baldur**, dem Gott des Frühlings, des Anfangs, des Lichtes, des organischen Wachstums. Nun entbrennt der Kampf zwischen Anfang und Ende, Abend und Morgen, Licht und Finsternis. Alle Geschöpfe haben zwar geschworen, Baldur kein Leid zu thun. Nur die Mistel hatte nicht geschworen. Da nahm Loki einen Mistelzweig und tötete Baldur. Alle Götter und Seligen weinten und trauerten um ihn. Ja, es weinten um ihn alle Kreaturen, Menschen, Tiere, Erde, Steine, Bäume — und weinen noch, wenn der Frühling kommt und den Frost aus der Erde zieht. Nun Baldur tot ist, geht das Verderben weiter seinen Gang. Der Stern der Götter erbleicht, ihre Kraft welkt dahin, der Apfel der Iduna schützt sie nicht mehr vor dem Alter. Wider die schwach gewordenen Götter haben die Riesen leichtes Spiel. Die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt, die Berge stürzen zusammen und begraben die Menschen, das Meer tritt über seine Ufer. Alle Götter kommen um. Lokis Sohn, der Fenriswolf, „die gemeine Gier", tötet Wuotan, den lebendigen Geist, die Midgardschlange tötet Donar, den Anbau der Erde, die ganze Welt samt Asgard der Götterburg wird von **Surtur** („dem Schwarzen", dem König der Feuerriesen) in Brand gesteckt, **Muspilli**, der große Weltbrand, bricht aus.

Aber nicht für immer ist alles aus. **Gimil**, eine neue Erde, steigt aus dem Meere auf. Die schwarze Hel, die sonst nichts herausgiebt und alles aus der großen Schüssel speist, die Hunger heißt, muß doch den Baldur herausgeben, der auf die neue Erde zurückkehrt und hier unter der höchsten waltenden Macht, **Fimbultyr**, ein Reich des Friedens gründet.

So tritt am Schluß der gegenwärtigen Weltzeit jenes höchste, Ordnung und Maß haltende Wesen, von welchem die Ansen nur Ausstrahlungen sind, aus dem Hintergrund heraus. Ein Glaube der die Dinge ein solches Ende nehmen sieht, nimmt schon in der Gegenwart die Schatten **Ragnaroks**, der großen Götterdämmerung, wahr. Der Fall der Götter ist schon entschieden, seit Loki, die Macht des Bösen, in ihr Leben

ingedrungen ist. Wir hören hier dieselbe tiefe Wehklage, wie im griechisch-römischen Altertum, als zur Zeit vor Christi Geburt das Gerücht erscholl: die alten Götter seien gestorben. Aber eins hat der germanische Götterglaube voraus: die Ahnung einer neuen Erde.

Ein Neues fordert aber nicht nur die Erschütterung des religiösen Glaubens, sondern dieselbe pflanzte sich natürlich auch fort auf das Gebiet der sittlichen Anschauungen. Ursprünglich standen dieselben im engsten Zusammenhang mit den religiösen. Das Schicksal nach dem Tode ist für die Germanen durchaus abhängig von der Erfüllung der Pflicht im diesseitigen Leben. Die Entschiedenheit, mit der diese Grundanschauung durchgeführt und festgehalten wird, giebt dem ganzen deutschen Wesen ein hartes, objektives Gepräge; im Unterschied von den Kelten und ihrer seelischen, unruhigen, gefühlfreudigen, subjektiven Art ist der Germane bestrebt, Gefühl und Wort in strenge Zucht zu nehmen. Hier liegen die Wurzeln seiner sittlichen Kraft. Die Pflicht besteht in der Haltung der Treue, die das ganze Leben trägt und durchdringt, die Treue, seis dem Blut, seis dem Gelübde gegenüber, fordert die Verachtung des Todes: die Tapferkeit der Germanen ist keine bloß natürliche, wie bei den Wilden, sondern ihr liegt zu Grunde die religiöse Pflicht der Treue und darum ist sie sittlicher Art. Dies gilt auch von der Auffassung der Blutrache. Das Blut verbindet die Verwandten zu einem heiligen Frieden, zu einer Sippe. Die gesippten Freunde haben einander zu rächen. Der furchtbarste Frevel war, wenn ein gesippter Mann das Blut seines Mitgesippten vergoß, er war ein Verfluchter im Heiligtum, friedlos, und verlor seine Stelle nicht nur in der Sippe, sondern auch im Stamm und im Volke. Im Beowulflied hat ein Bruder aus Versehen den Bruder getötet. Darüber bricht dem Vater das Herz aus Gram, weil er sein Blut nicht rächen kann, wenn er nicht selbst die Sippe brechen soll. — Dieser heilige Friede findet eine Erweiterung über die Blutsverwandtschaft hinaus in dem Verhältnis zwischen Gefolgsführer und Gefolge, oder den „Alten" und den „Jüngeren". Die Treupflicht des Gefolges war so wenig zu lösen wie die Pflicht des Blutes, es sei denn durch gegenseitige freie Aufkündigung in gefahrloser Zeit. „Ein Gefolgsführer, der seinen Mann nicht vertrat, schützte, rächte, verlor alle Geltung, sein Gefolge sagte ihm den Dienst auf; ein Gefolgsmann, der den Herrn in der Gefahr verließ, verlor Ehre und Recht, wie einer, der des Vaters Blut vergoß." — Solche Treue hat auch die Frau zu halten. Sie ist in den Frieden der Familie des Mannes eingeschlossen, und hat dem Mann in den Tod zu folgen — aber sie ist auch so noch zur Treue gegen ihr eigen Blut verpflichtet, sie hat es zu rächen, auch am eignen Mann, muß ihm aber dann in den Tod folgen. So im Beowulfslied Signey, die Tochter Volsungs, die an Siggeir vermählt ist, der von ihrem Bruder Sigmund verletzt, ihren Vater und ihre Brüder erschlägt, nur Sigmund rettet sich. Mit ihm rächt die Schwester die Ihrigen an ihrem Gemahl. Als nun Siggeir in seinem Hof verbrennt, spricht Signey zu ihrem Bruder: Ich habe die Hand geboten zur Rache meines Bluts gegen meinen Mann, aber die Treupflicht im Tode leiste ich ihm fröhlich, obwohl

ich ihn gezwungen nahm. Da gab sie dem einzigen Bruder den Abschiedskuß, schritt in das Feuer und verbrannte mit ihrem Mann.

Eine furchtbare Treue, diese deutsche Treue, eine Treue voll grausamer Härte und voll von heidnischem Trotz. Aber wie der Glaube der Germanen voll Weissagung, so auch diese Treue: wie ein Zuchtmeister auf Christum! Ein hartes Joch, dem sich doch der harte Nacken willig beugt, ohne Blutdurst doch knietief in Blut zu waten und den Tod der Tapferkeit zu achten als das höchste Gut, weil es Wuotan so will, der Vater der Helden. Nur eine Versuchung, die der Treue droht, nicht die Furcht vor dem Tod, aber die Gier nach dem Gold — das Verderben auch für die Götterwelt. Sie zieht den Heldengeist herab in die Gewalt der finstern Erdenmächte und gräbt der lichten Götterwelt das Grab. Freilich, welches sind die Freuden dieser Götterwelt? Außer Kampf und Streit giebts auch für die Helden in Walhalla keine höhere Freude als Essen und Trinken, Met und Schweinefleisch. Eine solche Welt ist wert, daß sie zu Grunde geht. Aus der Tiefe des eigenen Gottesbewußtseins erhebt sich eine höhere Idee von Gottheit und Gottesreich, welche über die wirkliche Götterwelt die Schatten der Götterdämmerung, Ragnarok, herabkommen läßt, aus der sich die Flammen des Weltbrandes erheben, der dem neuen Himmel und der neuen Erde unter der Gewalt des der Hölle entsteigenden Baldur den Weg bereitet! Durch die Thore dieser Hoffnung vermochte das Christentum, das Königreich des Friedensfürsten, seinen Einzug zu halten in die Herzen der trotzigen Söhne Wuotans und Donars. Sie brauchten einen neuen Himmel, nachdem der alte ins Wanken geraten, und in ihm einen König, gewaltiger und treuer noch als Odin, aber auch holder und gütiger noch als Baldur, der doch bessern Lohn gewährte als die Freuden Walhallas. Wie eine Erfüllung unverstandener Träume, aber unendlich schöner und herrlicher mußte ihnen das Evangelium erklingen von dem gekreuzigten, der den Seinen Treue gehalten bis zum Tode, aber auferstandenen Gottessohne, der nun so herrlichen Lohn im Himmel den Treuen bietet. Langsamer als die Umwandlung des Glaubens vollzog sich die sittliche Umwandlung, die Verklärung jener heidnischen Treue in die christliche. Noch heute ist der harte Naturgrund des heidnisch-deutschen Wesens nicht verschwunden, jene erdigen Bestandteile in der Mischung des deutschen Geistes noch nicht ausgeschieden. Wie lange hat der Deutsche um rotes Gold, nicht nur Leib und Leben, sondern sein Bestes, seine Treue bis zum Tod, fremden Herrn verkauft, die ihm guten Lohn boten. Und für wie viele sind noch heute die Freuden des Mahls, des Göttertranks, die höchsten und lockendsten! Und wie viel Ströme des Bluts, die aus der alten Lust an Kampf und Streit flossen, haben auch den Boden des christlichen Deutschlands gedüngt. Aber doch ists um die deutsche Treue kein leerer Wahn. Es war ein guter Bund, der in dieser großen Völkertaufe geschlossen ward, der Treue fand und bessere noch gab. Die Probe ist heute noch, daß der Deutsche, der diesen Bund verleugnet, sich selbst auch leugnet. Mit dem Christentum verliert er sein Volkstum. Weitere Betrachtungen mögen uns zeigen, wie beides so fest zusammenwuchs. Wir haben heute die offenen Thore gesehen, sehen wir weiter wie der König der Ehren seinen Einzug hielt. Ja

nachet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König ler Ehren einziehe! Amen. —

2. Epiphanias. Text: Matth. 2, 1—11.

Unser Text ist das alte Evangelium vom Epiphaniasfest, das älter st als das Weihnachtsfest und noch lange Zeit an Stelle desselben ge-eiert wurde. Insbesondere war es ein in Deutschland beliebtes Fest. Der Festgeschichte bemächtigte sich die Legende, aus den Weisen wurden die drei Könige, das heilige Dreikönigsfest auf volkstümliche Weise aus-geschmückt, in den Kirchen Krippen gebaut, an denen die heiligen drei Könige Geschenke brachten. Diese Geschichte stellte am liebsten auch die älteste christliche Kunst dar, seit es eine solche in Deutschland gab. Un-zählige Altäre, auf denen sie in Holz geschnitzt war, aber auch seit dem Aufblühen der Malerei war es immer wieder diese Geschichte, die ver-herrlicht wurde, ganz besonders in der Heimat der eigentlich deutschen Kunst, in den Rheinlanden.

Woher die Beliebtheit dieser Geschichte? Die heiligen drei Könige sind die Erstlinge aus der Heidenwelt. Unser Evangelium ein rechtes Missionsevangelium, nicht nur weil es Heiden sind, die dort anbeten, sondern weil sie als Heiden schon den Stern gesehen: ein Zeugnis der Berufung auf Grund von Weissagung. Solche Weissagung mag sich in Babylon zurückführen auf das Bekanntwerden mit der Hoffnung Israels, obwohl immerhin dazu ein Lebendigwerden der ausgestreuten Keime in empfänglich gewordenem Boden gehört — in dem religiösen Bewußtsein der deutschen Stämme war es ein eigner Vorgang. Wo so wie hier — wie unsre erste Betrachtung uns gezeigt hat — eine altgewordene Götter-welt in Dämmerung und Nacht zu versinken beginnt, da wirkt schon ein Neues mit, das nahe herbeigekommen. Was die Deutschen wegtrieb in rätselhafter Sehnsucht von den alten Wohnsitzen, den Grenzen der damaligen christlichen Welt entgegen, war: sie hatten im Traume den Stern gesehen, sie suchten das Bethlehem, wo sie den neuen Himmelskönig anbeten sollten! Ein römischer Geschichtsschreiber erzählt, als man geforscht hätte, warum sie denn in so unzähligen, immer neuen Scharen gezogen kämen, hätten sie geantwortet: Ein Gott habe es ihnen geheißen. Sie zogen jenem Gimil, dem geahnten Neuen entgegen, das jenseits des nahen Weltendes aus den Schatten Ragnaroks, der Götterdämmerung, und Muspillis, des Weltbrands, auftauchte, einer neuen Erde, wo kein Loki mehr sein, sondern Baldur, der Gott des Frühlings und des Lebens, herrschen werde unter Fimbultyr, der höchsten waltenden Macht, von welcher auch die Asen nur vergängliche Strahlen waren. Indem die Prediger des Evangeliums das Reich Christi als Himmelreich verkündigten, da sollten im christlichen „Him-mel“ diese Träume des germanischen Gemüts Wahrheit werden, da sollte aber auch in der Treue gegen Christus, den Himmelskönig, ihre sittliche Anschauung die Glaubensgrundlage wieder finden, die mit dem Zusammen-bruch von Asgard und Walhalla verloren gegangen war.

Es ist unleugbar, daß das Christentum bei den germanischen Stämmen, die mit ihm infolge der Völkerwanderung in Berührung kamen, eine

überraschend schnelle Aufnahme fand. Wir übergehen hier die Goten und die verwandten Stämme, welche auf den Boden des römischen Reichs selbst übertraten und bei denen weder die kirchlichen noch die staatlichen Bildungen Bestand hatten oder für die Bekehrung Deutschlands selbst Bedeutung gewannen. Es lag dies daran, daß ihre Bekehrung nach der Vorarbeit einzelner christlicher Lehrer wie Ulfilas, fast eine zu rasche war: es sind alsbald die ganzen Stämme, die das Christentum annehmen, und nachdem die Goten vorangegangen, folgen sofort die andern nachdrängenden Stämme ihrem Beispiel nach, aber da es das Arianische Bekenntnis war, mit dem sie von Byzanz her zuerst in Berührung kamen, so war dadurch eine Scheidewand aufgerichtet zwischen ihnen und der christlichen Kirche des Abendlandes, in welcher das Athanasianische Bekenntnis gesiegt hatte, es kam zu keiner Gemeinschaft zwischen den deutschen Stämmen und den römischen Urbewohnern der eroberten Gebiete auf dem kirchlichen Boden und so hinderte der doppelte Gegensatz, der nationale und religiöse, nicht nur die Verschmelzung, sondern auch die hochnötige weitere Befestigung und Durchbildung dieser deutschen Stämme im angenommenen Christentume, wozu es der innigsten Gemeinschaft mit der bestehenden Kirche bedurft hätte.

Es läßt uns das Geschick dieser zuerst christlich gewordenen deutschen Stämme vermuten, daß eigentümliche Bedingungen dazu gehörten, um einen deutschen Stamm bleibend in die christliche Kirche einzupflanzen und ihn so mit dem Christentum und der christlichen Kultur zu befruchten, daß daraus jene eigentümliche Durchdringung des deutschen Wesens mit dem neuen Geistesleben allmählich hervorgehen konnte, welche uns in der Kirche des Mittelalters entgegentritt. Solche Bedingungen wirkten zusammen bei der Annahme des Christentums durch die *Franken*.

Wo und wie vollzog sich dieselbe? Nicht auf dem Wege einer von der römischen Reichskirche planmäßig vollzogenen Mission, überhaupt auf dem Wege der Einzelbekehrung durch Glaubensboten. Auf diesem Wege wären die deutschen Stämme schwer zu gewinnen gewesen, weil ihnen die Religion nicht als Privatsache, sondern als eine *öffentliche Angelegenheit*, als eine gemeinsame Sache des ganzen Volkes galt. So trat ihnen aber auch das Christentum nicht entgegen. Es trat ihnen vielmehr nach göttlicher Fügung in dieser Zeit seiner Entwicklung entgegen als sociale Macht, als ein festgegliedertes *Gemeinwesen*, in welchem aber das Persönliche, wie es auch dem deutschen Wesen entsprach, voll und ganz zu seinem Rechte kam, nämlich in Gestalt der unter ihren *Bischöfen* als ihren geistlichen Vätern wohlgeordneten und unter einander eng verbundenen christlichen Gemeinden der *römischen Reichskirche*.[1])

Wo trafen nun die Franken auf diese so gestaltete christliche Kirche? Auf ursprünglich deutschem oder doch gemischt deutschem Boden, in den römischen Provinzen der Rheinlande. Hier bestand, ebenso wie in den römischen Provinzen an der Donau, eine seit Beginn des dritten Jahrhunderts schnell sich ausbreitende und gestaltende christliche Kirche. Wie

[1]) Das Folgende nach dem klassischen Werke von *Albert Hauck*: *Kirchengeschichte Deutschlands*. Teil 1. Leipzig 1887.

sich das Christentum dorthin verbreitet hat? „Wie ein Sonnenstrahl, sagt Eusebius, leuchtete die heilbringende Lehre über den ganzen Erdkreis.“ Darin liegt, daß wir die Wege im einzelnen nicht mehr verfolgen können. Wie in der ganzen römischen Welt, so tauchen auf dem Gesichtsfeld der Geschichte auch am Rhein und an der Donau auf einmal zahlreiche Gemeinden auf, über deren Werden wir nur Legenden haben. So soll Trier, Köln, Tongern und Metz von Sendboten des Petrus, Mainz von einem Schüler des Paulus, Crescenz, gegründet sein. Die Sagen knüpfen sich an ein paar Namen einzelner Christen, die schon früh dorthin gekommen sein mögen. Eine sichere Spur gewährt erst eine Bemerkung des Irenäus von Lyon aus dem Jahre 180, daß auch in Germanien Bekenner des christlichen Glaubens sich befinden. Es war natürlich, daß von der Rhone aus das Christentum auch alsbald an der Mosel und am Rhein Fuß faßte, wohin der lebhafteste Verkehr herrschte, besonders in Trier, Mainz und Köln. Elemente aus dem ganzen römischen Reiche kamen hier zusammen, römische Bürger und die zahlreichen Sklaven der römischen Beamten, Italiener, Griechen und Syrer, unter ihnen immer zahlreicher auch Christen. Weniger unter den dort in Garnison befindlichen Legionen, die meist aus germanischen Söldlingen bestanden. Zu der keltischen und germanischen Urbevölkerung aber — selbst in den Städten, noch mehr auf dem Lande — hatten diese Gemeinden zunächst kein Verhältnis, der Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten. Ein Irenäus hat auch keltisch gepredigt, aber sonst blieb der Unterschied der Sprache ein Hindernis für die Verbreitung des Christentums, um so mehr, je größer unter den bald beginnenden endlosen verheerenden Einfällen der freien Germanen die Unsicherheit der öffentlichen Zustände wurde. Überall in Gallien trat ein sittlicher und wirtschaftlicher Verfall ein, der eine religiöse Erhebung erschwerte und zu einer Missionsarbeit an der einheimischen Bevölkerung es nicht kommen ließ. Ja auch die lateinischen Gemeinden blieben bis ins 4. Jahrh. noch unbedeutend. Die wichtigste bildet sich in Trier, dem Mittelpunkt der römischen Macht nördlich der Alpen. Der erste kaiserliche Statthalter war der Vater des hier geborenen Bischofs Ambrosius von Mailand. Der Kirchenvater Athanasius weilte hier im Exil, wehrte den Arianismus ab und begünstigte das Mönchstum. Und doch erhielt sie erst im 5. Jahrh. eine zweite Kirche. Erst von da ab vollzog sich die Christianisierung schneller, aber erst die Eroberung durch die Franken vereinigte die ganze römische Bevölkerung in der christlichen Kirche. Ebenso waren die Verhältnisse in den übrigen Städten in Belgien und am Rhein. Erst gegen Ende des 4. Jahrh. wird das Christentum die überwiegende Religion, unter dem Einfluß der Gesetze der Kaiser gegen das Heidentum. Erst nun wirkt das Beispiel der Städte auch auf das platte Land. In Gallien wird erst durch den Bischof Martin von Tours das Landvolk bekehrt, z. T. mit Gewalt. Man fühlt sich erst allgemein christlich bei der Überflutung durch die heidnischen Eroberer.

Von welcher Art war nun das in diesen Gemeinden vorhandene Christentum, das die fränkischen Eroberer vorfanden? Bis ins 4. Jahrh.

gab es in ihnen keine Lehrgegensätze und Verfassungskämpfe. Im Jahre 313 nahmen drei gallische Bischöfe, darunter Maternus von Köln, an der Entscheidung gegen die Donatisten im Lateran teil, welche durch das Konzil von Arles bestätigt wurde. Dies beweist, daß der Anschluß an Rom maßgebend war. Eine große Bedeutung gewann die Kirche von Trier im Arianischen Streite. Ihre Bischöfe Maximin und Paulin waren charakterfeste und überzeugungstreue Gesinnungsgenossen des Athanasius und wurden von der Zustimmung der Gemeinde getragen. Dieselbe Stellung nahmen Euphrates von Köln und Servatius von Tongern und ihre Gemeinden ein. Deshalb stand aber das dogmatische Bekenntnis in den Rheinlanden nicht etwa im Mittelpunkt des religiösen Lebens. Viel tiefer wurden die Gemeinden von der ethischen Frage nach der Stellung des Christen zu dieser Welt bewegt. Seit Martin von Tours bildeten sich vielfach Vereine von Asketen zur Pflege mönchischer Frömmigkeit, „geistlich Arme", ohne Regel und Statuten, aber unter einander im Lande eng verbunden, wie später im Mittelalter die Gottesfreunde, von ähnlich mystisch gerichteter Frömmigkeit. Es war ihnen um unmittelbaren Verkehr der Seele mit Christus zu thun. Um dazu zu gelangen, bedurfte es des ständigen Gebets, der Ertötung des eigenen Willens und des völligen Verzichts auf diese Welt. Das Schmerzgefühl über die Sünde verschmolz in die Sehnsucht nach jener Welt. Zum Beweis, daß man nicht von dieser Welt sei, galt es, Christi Armut und Niedrigkeit nachzuahmen, und auf Besitz und Wirken in der Welt, die unrettbar verloren galt, zu verzichten. Den Dienst im Heere, Amt und Beruf, ja Weib und Kind gilt es zu verlassen um des Himmelreichs willen, um die einzelne Seele zu erretten. Das Ideal dieser Frömmigkeit ist Martin von Tours. Sein Leben schildert Sulpicius Severus als ein unabläßiges Gebet, bei allem, was er that, blieb er in der Gebetsstimmung. Er kannte keine eignen Wünsche, keine Leidenschaften mehr, niemals sah man ihn erzürnt oder erregt, traurig oder lustig, wohl aber verklärte fortwährend eine himmlische Fröhlichkeit sein Angesicht. Sein Verkehr mit dem erhöhten Herrn war von einer solchen Unmittelbarkeit, daß er durch ihn auch Wunder zu verrichten überzeugt war. Ein anderes, nicht minder verehrtes Vorbild war Paulinus von Nola. Millionär, Senator, Dichter, Redner, verließ er alles, um im Gebet Christo zu leben. Von den Eltern her verband ihn innige Freundschaft mit Ausonius in Trier, dem gefeierten Dichter des Moselthals. Er gab sie auf, als der Freund seinem Schritt nicht folgen konnte, den er für einen Irrtum hielt: er betete, daß Paulinus zu seinen herrenlosen Gütern zurückkehre. Hier zeigt sich die tiefe Kluft der Anschauungen. Nicht nur das gebildete Heidentum, dem solche Weltentsagung als Wahnsinn galt, auch vielen Christen erschien sie verwerflich, wenn sie auch die religiöse Kraft und Innigkeit der asketischen Richtung anerkannten. Ein Beweis dafür war, daß man einen Martin von Tours dort zum Bischof wählte. Im allgemeinen aber konnten am wenigsten die Bischöfe einer Richtung folgen, welche alle Brücken abbrach und der Kirche ihre Aufgabe an der Welt unmöglich machte. Martin blieb deshalb unter seinen Amtsbrüdern völlig

isoliert, bald besuchte er keine Synode mehr. Die Asketen klagten deshalb die Bischöfe der Verweltlichung an. Aber zumeist mit Unrecht. Täglich wuchsen die Anforderungen, welche die Gemeinden an sie stellten, denen sie sich nicht durch Weltflucht entziehen konnten. Während die Scharen derer, die mehr infolge der kaiserlichen Edikte als aus wahrem Glauben der Kirche zuströmten, die ernsteste Arbeit forderten, zogen sich die Erweckten in ihre abgeschlossenen Kreise zurück. Natürlich, daß das Vielen nicht nur als Versündigung an der Kultur, sondern als Verrat an der Kirche erschien. Es war dies die allgemeine Stimmung des Volkes: es verjagte Schüler des Martin, zu seinem Nachfolger wählte es einen ausgesprochenen Gegner, es steinigte Asketen, sobald sie wie die Sekte der Priscillianisten, auch noch im Verdachte von gnostischen Ketzereien standen. So kam es in Trier sogar zur Hinrichtung des Priscillian; Martin von Tours, Ambrosius von Mailand, Siricius von Rom waren tief empört, aber auch anerkannt heilige Männer wie Felix von Trier, teilten die Volksstimmung. Um so tiefer ward die Verbitterung der asketischen Kreise gegen den Klerus überhaupt. Die Entwicklung der Dinge im 5. Jahrh. konnte den Zwiespalt nicht besänftigen. Unter den Angriffen der Barbaren geriet die römische Herrschaft immer mehr in Auflösung. Mit der staatlichen Ordnung lösten sich in der verwahrlosten Menge auch die Bande der Religion und Sittlichkeit. Es ist ein abschreckendes Gemälde, das in dieser Zeit der mönchisch gesinnte Schriftsteller Salvian — aus Trier gebürtig, in Marseille wohnhaft — von dem allgemeinen Verfall entwirft. So viel die Kirche an Bekennern zugenommen habe, so viel auch an Lastern. Niemand habe aus dem Unglück gelernt. Während schon die Eroberung drohte, habe man in Köln, in Trier den üppigsten Gelagen gefrönt. Furchtbar sei das Los der Sklaven, die Ausbeutung des Volks durch den zügellosen Egoismus der Besitzenden, der bei der Schwäche des Staates jede Scheu abgeworfen. Lichte Punkte sind in seinem Bilde nur die Klöster und die Vereinigungen der Asketen; hier allein sieht er noch Nachfolge Christi. Natürlich wurde die Kluft immer tiefer, die sie von der Welt, aber auch von der in der Welt stehenden Kirche trennte, die von dem allgemeinen sittlichen Ruin unheilbar angesteckt schien.

Welchem Umstand dankte sie es, daß sie nicht nur nicht zu Grunde ging, sondern die Eroberung überdauerte? Es ist das Verdienst des Episkopats, aber nicht nur dieser Institution als äußerer Form, sondern der Männer, die wir damals in diesem Amte finden. Allerdings gabs auch Unwürdige darunter, begreiflich, da sich alles zu diesem einflußreichsten Stand im Lande drängte. Aber der Stand als solcher leuchtet — neben der innigen, aber für das Ganze unfruchtbaren Frömmigkeit der Religiösen — als der zweite Lichtpunkt in der damaligen Kirche. Viele Bischöfe gingen übrigens aus den Klöstern hervor und trugen dadurch zu einer gewissen Versöhnung bei; andere aus den Literaten, viele aus dem gallischen Adel. Man bedurfte angesehener Männer, denn bei dem Zusammenbruch der staatlichen Verhältnisse ging die Sorge für das allgemeine Wohl an die Bischöfe über. Der Episkopat der gallischen Kirche erkannte

und erfüllte die Forderung der beispiellosen Notlage der Gesellschaft und der Zusammenhalt, den dies wunderbare Amt der Gemeinde gab, bewährte sich als unauflöslich, wie einst in den Zeiten der Verfolgung. Die Bischöfe waren die Schützer und Pfleger der Armen, der Sklaven, der Gefangenen; in großartigstem Maßstab übten sie Vorsorge und Wohlthätigkeit. „In dem Unglück dieser Zeit“, so redet Sidonius Apollinaris den Bischof Patiens von Lyon an, „bist du der gute Priester, der gute Vater, das gute Jahr.“ Sie waren die letzten Pfeiler einer staatlichen Ordnung, die letzten Stützen des Widerstandes — aber als dieser sich vergeblich erwies, traten sie an der Spitze der um sie gescharten wehrlosen Bevölkerung dem germanischen Sieger entgegen, entweder um seine Achtung und Schonung zu gewinnen, oder mit ihrer Gemeinde in die Gefangenschaft zu ziehen.

Die römische Herrschaft hatte dem Ansturm der Alamannen im 3. Jahrh. am Rhein ein Ziel gesetzt, nachdem das Zehntland an sie verloren war. Mit den Burgundern war ein Vertrag entstanden, der sie auf gallischem Boden — bei Worms — wohnen ließ. Die friedliche Beziehung zu der christlichen Mitbevölkerung hatte alsbald dieselbe Wirkung wie bei den Goten, sie traten als Volk zu dem christlichen Glauben über, hier aber zu dem katholischen Bekenntnis der Urbevölkerung, in deren Gemeinden sie sich friedlich eingliederten. Ein Anfang einer deutschen Kirche, aber kein bleibender, denn alsbald wurden sie durch die Hunnen vom Rhein an die Rhone, auf römischen Boden, fortgeschwemmt.

Nördlich von ihnen bildete sich im Kampf gegen das Bollwerk der römischen Macht in Mainz, von wo mit furchtbarer Grausamkeit die 6. Legion unter Aurelian unter den feindlichen deutschen Stämmen aufräumte, endlich der Völkerbund der Franken, d. h. der Freien, der im vierten Jahrh. von der Abwehr zum Angriff überging, zuerst Holland, Seeland und Brabant eroberte, dann zweimal Köln, viermal Trier erstürmte, bis nach unzähligen Niederlagen und Siegen im Jahre 486 das letzte römische Heer unter Syagrius bei Soissons erlag und eine fünfhundertjährige Herrschaft zusammenstürzte.

So geschah es denn, daß nun Deutsche auf vorher römischem und christlichem Gebiete herrschten, auf welchem sie die römische Bevölkerung wohnen ließen, um so friedlicher, je weiter die Eroberung vorwärts schritt. Wahrscheinlich auch in Köln, obwohl dies mehr zu leiden hatte, jedenfalls aber in Trier und von da ab im übrigen Gallien blieben die kirchlichen Einrichtungen bestehen, die Bischöfe traten in Verkehr mit den fränkischen Großen, die in ihnen nicht nur die Vertreter der christlichen Religion, sondern auch die Träger der römischen Bildung ehren lernten. So furchtbar die Verwilderung der Franken in diesen langen blutigen Kriegen war, so zeigte sich sofort mit dem Eintreten friedlicherer Verhältnisse die Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Deutschen für die höhere Kultur. Schon der erste fränkische Befehlshaber in Trier, Arbogast, trat zum christlichen Glauben über, zugleich aber war er eifrig, sich römische Sprache und Bildung anzueignen, in lateinischen Briefen bittet er von ihm verehrte Bischöfe um religiöse Belehrung. Ebenso freundlich zur christlichen Kirche, wenn auch

nicht bis zum Übertritt, stellt sich der fränkische König Childerich, der Freund der heiligen Genoveva und Beschützer der Römer. Aber auch die Masse der fränkischen Krieger, bei denen ohnehin der väterliche Glaube tief erschüttert war, empfanden bald das ihnen entgegentretende Christentum in Verbindung mit der römischen Kultur als eine überlegene geistige Macht, so daß es für ihren Übertritt nur eines entscheidenden Antriebs bedurfte.

Diese Lage der Dinge erkannte Chlodovech, 15jährig von den Franken als ihr König auf den Schild gehoben. Von Anfang an hatte er die Kirchen bei der Eroberung möglichst geschützt. Er heiratete sodann eine christliche Prinzessin, Chrodechilde von Burgund; ihr erster Sohn und als dieser starb, auch der zweite ward mit seiner Erlaubnis getauft. Er war also von der Notwendigkeit überzeugt, daß in einem christlichen Lande wie Gallien sich die Herrschaft nur behaupten lasse, wenn das Königsgeschlecht christlich sei. Endlich entschloß er sich selbst dazu, Christ zu werden, der Sage nach, weil ihm der Christengott in der Feldschlacht gegen die Alamannen den Sieg verliehen, in Wahrheit aus politischer Klugheit, aber auch nicht ohne selbständige Überzeugung, gewonnen unter dem Einfluß seiner Gemahlin. Im Bewußtsein der politischen Bedeutung wollte er die Taufe möglichst feierlich vollzogen wissen: zu Reims am Weihnachtsfest 496, sämtliche fränkische und burgundische Bischöfe waren eingeladen. Remigius vollzog sie, einer der gebildetsten, charakterfestesten, weitsichtigsten Bischöfe seiner Zeit, fähig, die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses zu verstehen.

Chlodovech vertauschte mit seiner Taufe den Dienst der väterlichen Götter, an die er nicht mehr glaubte, mit dem Dienst des Christengottes, dessen Macht über die Gemüter eine Thatsache war. Eine sittliche Umwandlung war damit nicht verbunden. Chlodovech der Christ reizte den Sohn Sigiberts von Köln zum Vatermord, erkaufte die Mannen seines Verwandten Ragnachar von Cambrai, erschlug diesen und Richar mit eigner Hand. Das hindert aber nicht die Bedeutung seines Übertritts, die nur mit dem Konstantin des Großen verglichen werden kann. Niemand hat sie prophetischer gekennzeichnet, als der Bischof Avitus von Vienne in seinem Glückwunschschreiben an den Neugetauften: entschieden ist ihm der Sieg des Christentums über das Heidentum bei den Franken, des Katholizismus über den Arianismus; aber auch der Übergang der römischen Weltherrschaft auf die fränkischen Könige, die Bekehrung Deutschlands und die Einigung der deutschen Stämme unter einem Scepter. Die Geschichte des Mittelalters hat ihm recht gegeben.

Ihrem Könige folgten die Franken, zuerst die Großen, dann das Gefolge. Eines Zwanges bedurfte es nicht, auch hätte er nicht in der Macht eines fränkischen Königs gelegen. Allerdings wuchs dieselbe durch die neue Ordnung. Schon Childebert I. fühlt sich als christlicher Herrscher und versucht gesetzliche Einschränkung des bisher noch geübten heidnischen Kultus. Unter Chlotachar I. 567 erstrebt die Synode von Tours die Ausrottung. Doch erhält sich auf dem Lande noch lange heidnisches Wesen, vieles davon nahm das Volk mit in die christliche Kirche hinein. Im

Westen vollzieht sich die Christianisierung schneller, als im Osten, den rheinischen Gebieten. An eine Bekehrung der Stämme auf dem rechten Rheinufer dachte man erst seit Dagobert I.

Wie gestaltet sich nun die äußere Stellung der Kirche im neuen Frankenreich? Zunächst viel unabhängiger vom Staat als unter Konstantin. Dieser sah sie als Korporation innerhalb seines Reiches, Chlodovech trat sie als selbständige Macht gegenüber, weit über die Grenzen seines Reiches hinaus. Vertreten war sie in den Bischöfen. Ihre Macht war ebenso eine religiöse — als Vertreter Gottes — als eine sociale, durch die Macht der Verhältnisse ihnen zugewachsen. Wohl gab es nun wieder eine kraftvolle Obrigkeit, aber die staatliche Ordnung war unfertig. Der meisten Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt mußten sich die Bischöfe annehmen. Sie waren die Häupter der Städte, die romanische Bevölkerung sah in ihnen die gebornen Vertreter den neuen Herrn gegenüber, die die Unbill abwandten, da sie deren Freunde und Ratgeber waren. Die Kirche war die einzige Institution, die die großen Umwandlungen überdauert hatte und nun einen friedlichen Übergang der alten Kultur auf neue bereitwillige Träger vermittelte. Mit der Vertrauensstellung wuchs das Kirchenvermögen, zu den Vermächtnissen der Bischöfe kamen die Schenkungen der deutschen Fürsten, denen Freigebigkeit als erste Tugend galt, und vieler Privaten; das Gewonnene wurde gut verwaltet, nirgends befanden sich Hörige, Freigelassene und freie Pächter so wohl, als auf den Kirchengütern. Zu diesem Zuwachs des Einflusses der Bischöfe aus ihrer socialen Stellung und dem Besitz ihrer Kirchen — auch wenn sie nach der Bildung unzähliger Landgemeinden nicht die einzigen Inhaber von Kirchenvermögen blieben — kam ihr Zusammentreten als geschlossener Stand auf den vom Könige berufenen Synoden. Die fränkischen Könige überhäuften sie mit Geschenken und Ehren, beauftragten sie mit politischen Geschäften, ernannten sie zu Schiedsrichtern. Die Gesetze des Reiches erhöhten das Wergeld für Bischöfe über das für die Grafen, verliehen den kirchlichen Censuren bürgerliche Wirkungen, den Bischöfen Ehrenvorsitz bei den Gerichtsverhandlungen und Aufsicht über die Richter.

Die Bischöfe konnten nicht anders, als der königlichen Gewalt für diese Ehre dankbar zu sein. Niemand fiel es ein, deren Überordnung zu bestreiten. Königtum und Episkopat standen im engsten Bund. Es war ein Beweis für Chlodovechs staatsmännische Einsicht, daß er die romanischen Bischöfe zu den loyalsten Bürgern des fränkischen Reiches machte. Die Bischofswahl blieb Recht der Gemeinde, der König übte nur thatsächlichen Einfluß.

Wie das Königtum die Macht der Bischöfe, so steigerten die Bischöfe die Macht des Königtums. Es begünstigte das Bestreben desselben, sich von der Zustimmung der Volksgemeinde zu befreien, daß in der Kirche noch die Vorstellung von der unbeschränkten Gewalt des Kaisers lebendig war. Theokratische Vorbilder wie Melchisedek, David, Salomo wirkten mit, das königliche Amt auch als priesterliches zu denken. Moralisch galten die Könige an die kirchlichen Satzungen gebunden, rechtlich waren sie unumschränkt.

Unter dem Sohne Chlodovechs führte das freilich zu unerhörten Eingriffen. Bischöfe wurden ein- und abgesetzt, ja Bistümer für Geld verkauft und an Laien vergeben. Nun konnte der Widerspruch der Kirche nicht ausbleiben: eine Ausgleichung ward dahin gefunden, daß die Gemeinde zu wählen, aber der König zu bestätigen habe. Doch konnte die Ordnung nicht aufrecht erhalten, der Simonie nicht dauernd gewehrt werden. Die Willkürherrschaft eines Charibert und Chilperich, besonders aber der kirchenfeindlichen Brunichilde trieben zum Bruch. In Arnulf von Metz fanden die geistlichen und weltlichen Großen einen Führer, Brunichilde ward besiegt und nahm ein schreckliches Ende, unter Chlotachar II. wurde das ganze Frankenreich wieder vereinigt. Unter ihm wird das Wahlrecht der Gemeinde, aber auch das Bestätigungsrecht des Königs vor der Ordination des Gewählten geltendes Recht. Darin lag die Anerkennung einer gewissen Selbständigkeit der Kirche bei weitgehendem Einfluß des Staates. Für die Synode blieb das Berufungsrecht des Königs, die Kirche ward dadurch zur fränkischen Landeskirche. Eine Gewalt des Papstes gab es in ihr nicht.

Wie stand es in dieser Kirche mit dem innern Leben? Ohne jede tiefere Bewegung ist das Christentum unter den Franken die herrschende Religion geworden. Es war nur möglich, weil ihr alter Glaube längst ins Wanken geraten. Aber auch das Gefühl für sittliche Schranken war sehr schwach. Die Aufgabe der Kirche war, unter diesem Volk Religion und Sittlichkeit neu aufzubauen. Der erste Eindruck ist der eines vollständigen Chaos. Die endlosen Kriege haben eine Leidenschaft zur Gewaltthat in diesem kraftstrotzenden Geschlecht erzeugt, die sich keinem Recht, keiner Schranke fügen will. Bei der raschen Verschmelzung der romanischen und germanischen Bevölkerung ist bald kein Unterschied mehr bemerkbar, alles wird von der Neigung zur Selbsthilfe sowie von schrankenloser Genuß- und Gewinnsucht ergriffen. Ehre und Eide scheinen nichts mehr zu gelten. Allmählich lichtet sich das Chaos. Bestimmte Züge treten zunächst auf dem religiösen Gebiet hervor. Die Franken freuen sich, Christen zu sein. Sie sind überzeugt, Christus liebt sie und sie wollen ihm Treue halten. Bereitwillig nehmen sie christliche Sitten und Gebräuche an. Das Volk drängt sich zu den Gottesdiensten. Früh schon folgt es dem Ruf der Glocke in die Frühmesse. In dem Hauptgottesdienst feiert die ganze Gemeinde das heilige Abendmahl. Überall werden — nun auch auf dem Lande — Kirchen gebaut. Knechte und Mägde sind an den Feiertagen von aller Arbeit frei. Niemand versäumt das Tischgebet. Kein Becher Wasser wird getrunken ohne das Kreuzeszeichen. Verlöbnis und Eheschließung werden heilige Handlungen, bei Leichenbegängnissen das Gebet der Kirche begehrt. Überhaupt drängt sich den Franken bei jeder Gelegenheit ein Gebet auf die Lippen. Die alte germanische Grundanschauung von dem engen Zusammenhang des Jenseits und Diesseits ist wieder lebendig geworden. Diese Männer, die auf ihre Kraft zu trotzen gewohnt sind, sind doch zugleich von einem tiefen Gefühl ihrer Machtlosigkeit den Kräften der unsichtbaren Welt gegenüber erfüllt. Die Unsicherheit der irdischen Verhältnisse lähmt bei den Romanen die Thatkraft, bei den Franken stärkt sie das Bewußtsein, Gott, dem

Herrn des Lebens, verpflichtet zu sein. Selbst die Merowinger, so oft die Leidenschaft sie fortreißt, erkennen doch in jedem Unglück die gerechte Strafe des göttlichen Zornes. Gott ist diesem Geschlecht kein toter Begriff, sondern eine überall mithandelnde, unausgesetzt wirksam in die irdischen Dinge eingreifende Person. Alles ist Wunder, einen Zufall giebt es nicht, jedes Ereignis ist unmittelbar von Gott gewollt und gewirkt. Unbedingt glaubt man an Gebetserhörung, besonders der Heiligen. Die Verheißungen der Schrift werden buchstäblich verstanden und geglaubt. Ein kräftiger, frischer Gottes- und Vorsehungsglaube erfüllt alle Gemüter, Ungläubige gibt es kaum. Es giebt wieder, was der römischen Zeit gefehlt hatte, eine alle beselende gleichmäßige religiöse Anschauung. Die außerordentliche Lebhaftigkeit, mit der die Franken die religiöse Unterweisung auffassen, hebt auch die Romanen aus ihrer Phrasenhaftigkeit und Zweifelsucht heraus. So unvollkommen die religiöse Anschauung war, aber das Unvollkommne besaß eine unmittelbare und allgemein gefühlte Kraft. Unendlicher Aberglaube hängt sich freilich an. Reliquien galten als Träger übernatürlicher Kräfte. Die verstorbenen Heiligen wirken noch fortwährend in das Diesseits hinein. Der selige Nicetius von Lyon erscheint einem Freund im Traume, einen ungehorsamen Diakon züchtigt er mit Faustschlägen. Nirgends war für die Franken zwischen Diesseits und Jenseits eine absolut trennende Schranke.

Im Mittelpunkt der religiösen Anschauung steht dabei jedoch immer die Person Christi. Der Franke hegt einen ungeheuchelten Abscheu gegen den Arianismus, denn Christus ist ihm voller Gott, ja sein Nationalgott. Er ist der himmlische König, der Herr über die ewigen Güter, dem man anhangen muß, um von seiner reichen Milde das ewige Leben zu erlangen. Überall in der heiligen Schrift findet Gregor von Tours in Christo das Ideal eines Königs, mächtig und herrlich, mild und freundlich, er erhört die Gebete und vergiebt die Sünden. All sein Wirken gilt seinen Dienstmannen und Hausgenossen, er sorgt für sie und hilft ihnen in allen Gefahren, darum hoffen sie auf ihn an allen Enden der Erde! Von diesem Standpunkt ist freilich Christi Menschwerdung und Tod noch unverstanden, dieser ist nur ein Verbrechen seiner Feinde, selbst ein Venantius Fortunatus, der Dichter herrlicher Hymnen zum Preis des Kreuzes, sieht im Kreuz nur das Banner des Königs, das Christus herrlich entfaltet in seiner Auferstehung, um allem Volk, das ihm folgt, Heil zu gewähren. —

Die Franken, dieser große freie Völkerbund deutscher Stämme, haben gefunden, was sie suchten: den wahren Himmelskönig, dem sie mit Freuden anhangen, mit Treue dienen wollen, dem sie vertrauen, daß er sich seiner Getreuen annimmt im Leben und Sterben, wie es eines Königs Pflicht ist. In der Unmittelbarkeit und Lebendigkeit des Verhältnisses zu Gott und Christus lag der entwicklungsfähige Keim zur Wiedergeburt ihrer Frömmigkeit, aber auch ihrer Sittlichkeit, der nicht wieder ersterben konnte. Christus auch unser König! Aus der Niedrigkeit in der Krippe leuchtet die himmlische Milde, die ein- für allemal in jenen Tagen das deutsche Herz gewonnen, um es nie wieder loszulassen. Amen.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1890.

Die Kaschmir-Mission.[1])

1. Jahresbericht der ärztlichen Mission in Kaschmir für 1888.

Reif für die Cholera.

Das Venedig des Ostens ist diese Stadt Srinaggar genannt worden. Siehe, da liegt sie schmachtend unter den glühenden Strahlen der Tropensonne, welche aus dem aufgehäuften Kote die faulenden Ausdünstungen herauszieht. Trotz des edlen Stromes, welcher in weitem Bogen das Herz der Stadt durchfließt; trotz der vom Schnee genährten Bergströme, welche ihr Wasser in den nahen See gießen und die zahlreichen Kanäle füllen, die sich in die Vorstädte verteilen; trotz der alten Wasserleitungen, welche angelegt sind, um die Stadt mit reinem Trinkwasser zu versorgen; trotz allem: bleibt sie eine der schmutzigsten Städte der Welt.

Sie besitzt einen Gesundheits-Aufseher — doch machtlos sie zu reinigen. Im letzten Jahre hatte sie sogar einen Gesundheits-Ausschuß! Doch seine gesamte Weisheit ist sorgsam verpackt und gut verschnürt in den Aktenrepositorien begraben worden.

Es ist kein Wunder, daß die Cholera kam, und daß sie 10 000 Opfer forderte; aber das ist eins, daß sie wieder ging, und daß so viele ihrer Wut entrannen.

Entferne dich nur einige Meter von der Hauptstraße, und dann achte auf die unaussprechlichen Verunreinigungen und giftigen Gerüche; Gerüche, welche in diesen engen, krummen Gassen bis zu den oberſten Stockwerken der gedrängt stehenden Häuser aufsteigen. Gehe vorsichtig durch den schwarzen Schlamm der nur zum Teil gepflasterten Straßen und siehe, wie dieser in das fast stagnierende Wasser der Kanäle abfließt; beachte weiter, wie die Weiber ihre Trinkwassergefäße mit dem fauligen, grünlichen Schlamme füllen! Genug: die Cholera kam und wird wieder kommen, ja, immer wieder, solange ihr so der Weg bereitet, solange sie so eingeladen und festlich bewirtet wird von einer Stadt, auf Kot gebaut, von einem Volke, in Kot geboren, in Kot lebend und Kot trinkend.

Ein unheimlicher Gast.

Ich werde noch lange an den 5. April gedenken, an den Tag, wo wir[2]) zum ersten Male dem gefürchteten Gaste, der Cholera, begegneten.

[1]) Church Miss. Intellig. 1889, 555.

[2]) Es sind 2 Missionsärzte der englischen Kirchenmissions-G. in Srinaggar stationiert, die auch eingeborene Gehilfen erziehen.

Wir fuhren den Fluß hinunter, dem Maharadscha entgegen, welcher aus Indien ankam. Vier Männer gingen am Ufer entlang, eine ausgemergelte leichenhafte Gestalt zur Stadt tragend; es war ein Mensch im letzten Stadium der Cholera.

Zwei Tage darauf wurde in der Stadt ein Kaschmire von der Krankheit ergriffen. Wieder nach einigen Tagen und „wie ein Blitz aus heiterm Himmel“ überfiel sie zwei Kranke in unserm Hospital und nach wenigen Stunden waren sie eine Beute des Todes.

In jener Zeit waren unsere Sprechzimmer meist von fünfzig bis sechzig Patienten besucht, so daß mit den die Kranken begleitenden Freunden sich oft hundert Personen darin befanden. Grade während der dem Ausbruche der Cholera vorangehenden Woche hatte unsere Arbeit wohl die größte Ausdehnung erreicht. Denn zu einem großen religiösen Feste waren tausende in die Hauptstadt gekommen, und viele von diesen füllten unsere Sprechzimmer. An einem einzigen Tage mußten wir dreißig Kranke im Hospital aufnehmen und dreiundfünfzig Operationen ausführen, von denen wohl fünfzehn bis zwanzig ernster Art waren. Aber mit dem plötzlichen Auftreten der Cholera in unserer Mitte ergriff panischer Schrecken unsere Kranken, und in wenigen Tagen waren unsere Krankensäle fast leer.

Einige kalte, regnerische Tage erregten die Hoffnung, daß die Krankheit wieder erlöschen würde. Aber bald wurde es uns klar, daß sie schon zu festen Fuß gefaßt hatte; Berichte aus der Umgegend zeigten, daß dort ebensowohl wie in der Stadt zahlreiche Todesfälle vorkamen. Wir hofften, man könnte irgend etwas thun, um die weitere Ausbreitung der Seuche zu verhindern; wenigstens hatten wir reichlich Gelegenheit unsere Teilnahme durch die That zu beweisen. In einer der kleineren Städte fingen wir sogleich unsere Arbeit an; von dort besuchten wir die Dörfer in der oberen Hälfte des Thales; dann übernahmen wir auch mit Zustimmung des obersten Medizinalbeamten, dem wir für sein Entgegenkommen zu großem Danke verpflichtet sind, die ärztliche Versorgung eines Teiles der Hauptstadt und einiger Dörfer in der Nähe.

Nun hatten wir mit einem Male eine Fülle von Arbeit — allerdings keine solche, die man sonst für Missionsarbeit hält. Zum Beispiel: In X., einer Stadt von einigen tausend Einwohnern, angekommen, suchen wir zuerst zu erfahren, wie weit sich die Cholera ausgebreitet hat und finden, daß sie erst einen kleinen Bezirk in Besitz genommen. Die Untersuchung des Trinkwassers gab uns einfach den Schlüssel für die Ausbreitung der Seuche. So gaben wir, ohne irgend welche Autorität zu besitzen, ruhig den Befehl, gewisse Wasserbehälter und Wasserläufe zu reinigen, verboten dann jegliche Wiederverunreinigung durch Waschen von Kleidern u. s. w. Dann begannen wir Haus für Haus zu untersuchen. Dies erregte zuerst eine kleine halbamtliche Opposition; jedoch Befehle aus Srinaggar untersagten diese und gaben uns das Recht, ein höchst notwendiges System des Straßenfegens und -reinigens ins Werk zu setzen.

Nun wurde schnell ein Gang durch den ganzen Bezirk gemacht, einige Hauptursachen der Beschmutzung des Wassers abgestellt und einige Arzneimittel verteilt. Viele Fälle fanden wir schon in einem fast hoffnungs-

losen Stadium; hätten wir diese Fälle mit europäischen Medikamenten behandelt, so würde man uns des Mordes angeklagt haben, was dennoch einige Male geschah. Selten war man so glücklich, einen Fall in der ersten oder zweiten Stunde der Erkrankung zu bekommen, wo unsere Heilmittel ja fast immer Erfolg haben.

Es lag auf der Hand, daß viele von unsern Verbesserungen nicht von dauerndem Nutzen sein würden. Wie eine Art von Gesundheits-Cyklon rührten wir die stehenden Gewässer auf und reinigten sie für eine kurze Zeit, aber bald kamen sie wieder zur Ruhe; denn die jahrhundertelange Gewohnheit war viel zu tief eingewurzelt, um so leicht geändert zu werden. Die Cholera zog ihren ganz bestimmten Weg und als wir dem aufgefundenen Faden nachgingen, waren wir erstaunt, mit welcher überraschenden Entschiedenheit sie auf den Hauptverkehrsstraßen fortschritt, ebenso aber auch, über die Unschlüssigkeit und das Hin- und Herschwanken der Epidemie in den einzeln liegenden Dörfern, welche mit gutem Wasser versehen waren.

Wir besuchten fast jeden Teil des Thales, wo Todesfälle vorkamen, während einer von uns dasselbe that in einem großen Distrikte der Stadt und in den östlichen Vorstädten. Als die Seuche ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, starben täglich im Durchschnitt hundert Menschen.

Als der erste panische Schreck vorüber war, wurden die Menschen fast apathisch. Viele waren aber auch von Gram niedergebeugt, und unter ihnen hatten wir reichlich Gelegenheit von der Liebe Gottes zu den Sündern zu reden, ihnen konnten wir unser Mitleid beweisen und uns bemühen, die Traurigen zu trösten. Gegen Ende des Ramedan, dem Fastenmonat der Mohammedaner, fing die Epidemie an, nachzulassen. Allerdings hatte sie länger als zwei Monate gedauert, sich bis in die fernsten Teile des Landes verbreitet und wohl 10 000 Opfer hingerafft.

Gesandt.

Eines Tages, ziemlich am Anfange des Jahres, saß ich wie gewöhnlich im Sprechzimmer des Krankenhauses, beschäftigt die auswärtigen Kranken zu sehen und zu beraten, als eine seltsame kleine Person hereintrat. Es war ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen, mit ungekämmten Haaren, einem zerlumpten, verwachsenen Kleidchen und einem feinen, klugen Gesichtchen. Niemand brachte sie zu uns, und trotz des sorgfältigsten Ausfragens gelang es mir nicht, etwas über ihre Eltern oder ihre Heimat zu erfahren. Als ich sie fragte: „Woher kommst du?“ zeigte sie nach Westen. Auf weiteres Fragen sagte sie, daß sie die letzte Nacht auf der Straße geschlafen hätte. Über ihre Herkunft konnten wir durchaus nichts erfahren. Sie war eben da, man wußte nicht, woher sie kam.

Daß das Missionshospital aber der beste Ort war, wohin sie kommen konnte, war ganz klar. Sie litt an einer entsetzlichen Verunstaltung, welche ihre Schönheit aufs ärgste beeinträchtigte. Ihr Kopf war durch eine ungeheuer große Narbe, von einer Brandwunde herrührend, nach der linken Seite herabgezogen, so daß ihre Wange die Schulter nicht nur berührte, sondern fest damit verwachsen war.

Wie dieses verlassene kleine Mädchen in unser Sprechzimmer geraten ist, ob es ihr eigner Einfall war, oder ob man sie zu uns gewiesen hatte, haben wir nie heraus bekommen.

Wir nahmen sie sogleich bei uns auf und nach ein oder zwei Tagen wurde eine gründliche Operation an ihr vollzogen. Infolge davon besserte sich ihr Zustand sehr; nach zwei bis drei Monaten sorgfältiger Behandlung und Pflege war die frühere Verunstaltung wesentlich gehoben, wenn auch der Kopf sich immer noch etwas nach der einen Seite neigte. Aber was sollte nun weiter mit ihr geschehen? Durften wir das arme kleine Gefäß hinausstoßen, daß es selber zusähe, wie es unter all den ehernen, eisernen und irdenen Gefäßen, welche auf dem Strom des Lebens hinfluten, seinen Weg fände? Und wenn wir es thaten, wie sollte es durch die Untiefen, Stromschnellen und Wasserfälle kommen? Nein, wir wußten, daß das Kind uns gesandt war, damit wir für dasselbe sorgen sollten. So schickten wir die kleine X., von guten Freunden mit Geldmitteln dazu unterstützt, in das christliche Erziehungshaus in Z., wo wir sie in guten Händen wissen. Wir hoffen und bitten, daß sie aufwachsen möge und eine Christin werden, nicht nur dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit.

„Nolens Volens."

Selten wird ein Arzt es wagen, einem Patienten gegen seine und seiner Angehörigen Wünsche ein Glied zu amputieren. Ich muß mich zu einem solchen Wagnis bekennen. Nicht anders konnte ihm das Leben erhalten werden. Er selbst war noch zu jung, um ein Urteil darüber zu haben, und sein Vater liebte ihn viel zu kindisch, um ihm solchen Schmerz zu verursachen. Armer Bursch! Der Schnitt war geschehen, ehe er auch nur eine Ahnung von der Absicht hatte. Die Aufregung, das Geschrei und die Schmähungen von Mahandhu's Vater und Mutter waren entsetzlich, als sie entdeckten, daß das Bein abgenommen worden war. Ihre Flüche ließen auch die handfestesten unserer Krankenpfleger den Mut verlieren. So etwas war nie in einem Hospital geschehen.

Drei Wochen vergingen, deren erste Tage für mich, den Frevler, Angsttage waren; aber nach Ablauf dieser Zeit konnte der Kranke aufsitzen und kräftigte sich auch nach und nach. Wenn wir nun in den Krankensaal kamen, begrüßten uns Segenswünsche; der alte Vater nahm feierlich seinen Turban ab und betete für uns zu Gott und Jesu Christo. Zwar trieben des armen alten Mannes Schwachheit und Armut, des jungen Burschen Unfähigkeit zur Arbeit, ihnen oft Thränen in die Augen, aber ihr Loben und Danken drängten sie wieder zurück.

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Wir besuchten sie öfter in ihrer armen, von hier nur wenige Meilen entfernten Hütte; und wo wäre uns je ein wärmerer Willkommen geworden? „Der heilige Jesus gebe dir Ehre!" lautete ihr Gruß. Bald umdrängten uns die Nachbarn, welche uns gern sehen wollten. Die Leute sind sehr arm. Der Bursche ist aus Mangel an Nahrung ganz elend geworden. Wir hoffen, daß wir ihn wieder eine Zeit lang bei uns aufnehmen können, um ihm wieder zu Kräften zu verhelfen; in dieser Zeit wird er auch wieder mehr lernen können vom Worte des Lebens.

Ein Sonntag Nachmittag.

Ich hatte mein Zelt nahe bei einem Dorfe in den Bergen aufgeschlagen. Es war ein heller, schöner Sonntag. Die Tagesarbeit war vollbracht; der letzte Kranke war besorgt. Jetzt sammelte sich eine kleine Gruppe von Männern im Schatten des Wallnußbaumes, die Angelegenheiten des Dorfes besprechend. Von Fliegen gepeinigt, verließ auch ich mein Zelt und legte mich an das Ufer des plätschernden Bächleins, die Tageslektionen lesend und leise für mich Psalmen singend. Die liebliche Umgebung ließ mich den dreiundzwanzigsten Psalm aufschlagen. So mußten die Thäler des Libanon ausgesehen haben; die niedrigen Gebirgsausläufer mit Cedern gekrönt; die Herden, auf den üppigen zum Kieselbette des seichten Flüßchens abfallenden Weiden grasend; Gewinde von Weinreben von Baum zu Baum sich schwingend; dazwischen einige Weizen- und Maisfelder; die Giebel einiger Hütten, fast hinter Obstbäumen versteckt; dahinten ein Streifen Wald und ganz in der Ferne, gleichsam zitternd in dem heißen Nebel, die zarten Linien einer Bergkette, ihre Gipfel in die Wolken tauchend. Es ist ein Paradies! Während ich so, halb sinnend, halb träumend da lag, näherte sich die Gruppe. Unter ihnen ein früherer Pflegling des Krankenhauses; ein dankbarer Jüngling, der nach mehrmonatlicher Pflege von einer Rückenmarkskrankheit genesen war; dieser brachte mir jetzt Obst und ein Huhn als Zeichen seiner Dankbarkeit.

Nach einer kurzen Unterhaltung mit den Männern, brachte ich dieselbe durch einige Fragen auf ihre Religion; einer von ihnen ging darauf ein und kam mit meinem Begleiter, einem Sikh, welcher die christliche Religion verteidigte, in eine Diskussion. Unser mohammedanischer Freund wollte das Heil durch gute Werke erlangen, bestritt die Gottessohnschaft Jesu und behauptete die Gleichheit und Sündlosigkeit aller Propheten.

Da er kein Gelehrter war, so verteidigte er seine Meinung mit mehr Mut und Eifer, als Weisheit. In diesem Augenblick kamen ein Mullah und ein Pirsada d. i. ein Abkömmling eines Heiligen, heran und ließen sich bei uns nieder. Ich berief mich bei diesen auf das Zeugnis des Koran, und da es zu meinen Gunsten ausfiel, wendete sich der vorgebliche Glaubensverteidiger nun gegen den Mullah, und diese beiden hatten nun eine Privatdiskussion. Die Männer, welche um uns herstanden, hörten inzwischen ruhig zu, als ich ihnen aus dem alten Testamente bewies, daß die Propheten Sünder gewesen waren und dann auch von dem Einen Sündlosen zu ihnen sprach. Der Pirsada durchblätterte mit großem Interesse Pfanders „Wage der Wahrheit"; dann las er neben meinem Zelte sitzend, solange darin, als das Tageslicht es gestattete. Einen oder einige von den übrigen Zuhörern nahmen sich Teile des Neuen Testamentes mit nach Hause. Solche Diskussionen werden meist weder bitter noch aufgeregt geführt. Die Orientalen sind ruhige, gesammelte, spruchreiche Wortkämpfer. Darum ist es unweise und unnütz, die Bigotterie eines Haufens von Muselmännern dadurch wach zu rufen, daß man sie hitzig angreift.

Die Erinnerung an diese angenehme und Nutzen schaffende Diskussion stört mir den Frieden jenes Sonntages nicht.

Ist die Arbeit erfolgreich?

Eine uns oft gestellte Frage lautet: „Sind Sie mit den Erfolgen Ihrer Arbeit zufrieden?“ Es ist das eine Frage, deren Beantwortung zum Teil vom Standpunkt des Fragenden abhängt. Es wird ja wohl Niemandem einfallen, den Nutzen einer ärztlichen Mission so berechnen zu wollen, daß man einfach mit der Zahl der Bekehrten in die Summe der Totalkosten dividiert. Unsere Arbeit ist vorzugsweise wegbereitend.

Sie strebt zunächst danach, aus den Herzen der Leute die Vorurteile auszurotten, die sie gegen die Europäer und gegen die haben, welche sie als Ungläubige betrachten. In dieser Beziehung sind unsere Erfolge größer, als man erwarten konnte.

Aber unsere Arbeit strebt auch nach Höherem — sie will das Evangelium Jesu Christi bezeugen und das Fragen danach hervorlocken; sie will die Menschen zu der Frage drängen: „Was ist Wahrheit?“ Vieles von dem, was wir ihnen verkündigen, nehmen sie an, Manches sogar viel zu bereitwillig; denn nichts ist entmutigender als die apathische Zustimmung von vielen. Bigott mögen sie sein, aber selten gelingt es, ihre Bigotterie wach zu rufen. Voller Aberglauben sind sie auch, aber er zeigt sich nicht als Widerspruch. Diese entsetzliche Erstorbenheit der Seelen treibt uns zum Flehen um eine Ausgießung des heiligen Geistes, auf daß nur erst mal ein Sündengefühl in ihnen lebendig werde.

Gottes Wort wird ihnen täglich gepredigt, und es wird ja nicht leer wieder zurückkommen. Überall im Thale, vor allen Volksklassen, ist das Evangelium verkündigt worden und, wenn auch in Schwachheit, so doch im Glauben. Wir hoffen auch, daß wir von Jahr zu Jahr unsere Evangelisten-Arbeit weiter über die Dörfer werden ausdehnen können.

Aber wir wollen die ärztliche Mission nicht benutzen, um andere Zweige der Missionsthätigkeit auszuschließen. Vor allem brauchen wir in den Dörfern Schulen, wo in der Landessprache unterrichtet wird, um die dicke Unwissenheit zu bekämpfen, welche die Armen zur Beute ihrer Heiligen und Priester macht. Wir begehren passende Schriften zur Verteilung an die wenigen, welche lesen können; aber diese Schriften müssen erst noch geschrieben werden. Es ist Raum hier zu Evangelisten-Arbeit jeglicher Art: in den Bazaren sollte gepredigt, den Gelehrten sollten Vorträge gehalten, Missionsstationen sollten angelegt werden u. s. w., nicht zu erwähnen die vielen Zweige, welche weibliche Arbeiter erfordern. Aber wir haben keine Arbeiter. Wir haben nicht einen Arbeiter in der Mission, der nicht täglich tüchtig zu thun hat, um seine Pflichten als Arzt oder Lehrer zu erfüllen.

Wir müssen mehr Arbeiter haben; und dennoch ist unsere Mission besser mit Arbeitern versehen, als viele Missionen, die unter den Millionen in den Ebenen Indiens thätig sind. Warum kommen nicht mehr? Es giebt Kirchspiele in England, welche hundert Arbeiter haben. Wenn die Hälfte von ihnen herauskäme, in einem Monat würden ihre Stellen in der Heimat wieder ausgefüllt sein.

„Seid Ihr mit dem Fortgang des Werkes zufrieden?“ Nein! weil

so viel ungethan und weil noch mehr unangefangen bleibt. In keinem Jahre vorher ist so viel gethan worden, als in diesem; und doch haben wir noch nicht dem zwanzigsten Teile der Bevölkerung predigen, noch nicht den fünfzigsten Teil der Dörfer besuchen können.

Wenn es in Kaschmir so steht: wie ists erst in ganz Central-Asien? Überblicken wir nach Westen hin das ganze Land bis zu den Ufern des Kaspischen Meeres und nach Osten bis zu den Mauern Chinas! Wo sind die Sendboten Christi? Afghanistan hat noch kein Evangelium; chinesisch Turkestan auch noch nicht; russisch Centralasien und Badakschan ebenso wenig.[1]) Haben die Lamaïsten und Mongolen, die Jarkanden, Afghanen, Tajiken und das Bergvolk der Kaffiren keine Seelen, daß kein Zweig der Kirche Christi sie aufsucht? Aber Gott sei Dank! Fern kann der Tag nicht mehr sein, wo auch für sie etwas geschehen wird. Das Feldgeschrei lautet: „Vorwärts!" Wenn der jetzt mächtig wachsende Trieb des Missionsgeistes nur noch einige Jahre so weiter wächst, dann werden unsere großen Missionsgesellschaften, so vorsichtig sie auch sein mögen, doch auch dieses Werk in Angriff nehmen müssen. Dann werden ihnen auch weder Männer noch Mittel fehlen, um die Aufgabe zu erfüllen, so riesenhaft sie auch ist.

Ohne Unterbrechung.

Wir haben gute Aussicht künftig in unserer Arbeit keine Unterbrechung wieder zu haben, was bis jetzt so häufig der Fall war.

Kaschmir ist leider in der Lage gewesen, daß die Missionsarbeiter oft wechselten und daß, infolge davon, die Missionsarbeit manche Unterbrechung erlitt. Elmslie, Storrs, Wade, Maxwell, Downes und Doxey haben in früherer Zeit hier gearbeitet, aber aus verschiedenen Gründen haben sie das Arbeitsfeld wieder verlassen müssen, und so haben häufig Unterbrechungen den Fortgang des Werkes gehindert. Besonders war dies der Fall nach Elmslie's Tode, wo wichtige durch seine erfolgreichen Anstrengungen gewonnene Vorteile dem Feinde eine Zeitlang wieder überlassen werden mußten.

Aber nun, zum ersten Male, sind unsere Aussichten heller. Menschlich gesprochen, sieht es jetzt nicht mehr aus, als könnte unsere Arbeit eine Unterbrechung erleiden, weder durch Todesfälle, noch durch von Krankheit gefordertes Zurückgehen, noch durch die Ansprüche, die vielleicht andere Zweige der Missionsthätigkeit an die Kirchliche Missionsgesellschaft machen könnten.

Obgleich vieles in vergangenen Zeiten hat wieder aufgegeben werden müssen, obgleich die Lage unserer Mission lange nicht so hoffnungsvoll ist, als sie sein würde, wenn die früheren Arbeiter hier ununterbrochen hätten an der Arbeit bleiben können, so dürfen wir doch nicht vergessen, welch ein Stück guter Arbeit dennoch in früheren Tagen hier geschafft worden ist. Und wenn auch viele gute Anfänge jener Arbeit, wegen mancher

[1]) Die Brüdermission arbeitet im tibetanischen Grenzlande von Kaschmir und eine Missionsgesellschaft unter den Afghanen von Peschawer; aber keine im eigentlichen Tibet oder im eigentlichen Afghanistan.

ungünstigen Verhältnisse nicht fortgesetzt und zu augenfälligen Erfolgen geführt worden sind, so war doch ein Grundstein gelegt, auf welchem wir, wir mögen uns dessen bewußt sein oder nicht, unzweifelhaft ruhen. Erfahrungen sind gemacht und überliefert worden. Unsere ganze Stellung im Lande ist uns großenteils durch die Arbeit unserer Vorgänger bereitet worden. Was nun auch das Endresultat unserer Arbeit hier sein mag, und wenn es auch einigen der jetzt hier arbeitenden Missionare beschieden sein sollte, es zu erleben, daß in Kaschmir eine große blühende christliche Kirche entstände: so wissen wir gewiß, daß diejenigen, welche in früheren Zeiten gesäet haben, das volle Recht besitzen, sich als Mithelfer mit denen zu freuen, welche ernten dürfen; mögen die Ernter unserer Kirchengemeinschaft angehören oder einer anderen. Denn auf dem Missionsfelde ist es durchaus nichts ungewöhnliches, daß Glieder anderer Kirchengemeinschaften in die Arbeit eintreten und die Früchte der vieljährigen Aussaat anderer einsammeln.

Wir brauchen mehr Arbeiter!

Was wir jetzt ganz besonders bedürfen, ist ein tüchtiger Schulmann, der durch Bildung und Neigung durchaus befähigt ist, die ganze Schularbeit zu übernehmen und dadurch Rev. J. H. Knowles für die ihm viel mehr zusagende Evangelisten-Arbeit frei zu machen. Für das Schulwesen ist in diesem Lande sehr viel zu thun. Praktisch ist für die Dörfer bis jetzt noch nichts geschehen, obgleich die jetzt in Verbindung mit der Missionsschule stehende schätzenswerte Arbeit für die Zukunft zu großen Hoffnungen berechtigt.

Zenana-Arbeit.

Mit lobenswerter Gründlichkeit hat die Zenana-Missionsgesellschaft der Kirche Englands diese Arbeit mit vier Damen begonnen. Die eine ist eine geprüfte Ärztin, die andere hat die Erfahrung einer mehrjährigen Thätigkeit in Indien. Über ihre Arbeit wird selbständig berichtet. In ärztlicher Beziehung hat sie schon Wurzel gefaßt und blüht auf, und wir erwarten bald zu sehen, daß auch ihre geistliche Arbeit sich schnell ausdehnen wird.

Ein vornehmer Besuch.

Radschah Amar Singh, der Bruder des Maharadschah und Premierministers des Staats, beehrte im Sommer unser Hospital mit seinem Besuch und beschenkte es sehr großmütig. Wir denken, daß dies eine gute Vorbedeutung für unsere künftigen Beziehungen zu den Regierenden sein wird. Persönlich haben wir von ihnen nur Zuvorkommenheit und Freundlichkeit empfangen. Aber wir freuen uns besonders dieser öffentlichen Anerkennung, daß unsere ärztliche Mission dem Staate nicht feindlich gegenüber steht, sondern daß sie, indem sie zum Besten des Volkes wirkt, dadurch auch die Interessen seiner Hoheit und seiner Vertreter fördert. In dieser Hinsicht macht es uns auch Freude, den Besuch des Sirdar Rup Singh, jetzigen Gouverneurs von Kaschmir, zu erwähnen, welcher wenige Tage nach Antritt seines Amtes stattfand.

Liste unserer ärztlichen Thätigkeit.

Operationen	2 063
Kranke im Krankenhause verpflegt . . .	515
Auswärtige Kranke	12 941
Zahl der Besuche bei solchen Kranken . .	31 322
Todesfälle infolge von Operationen . .	0
" aus anderen Ursachen (Cholera)	2

Besuch des Rev. R. Clark.

Srinaggar, Mai 1889.

Es ist nun 37 Jahre her, seit ich zum ersten Male in Gesellschaft
n Kolonel Martin im Jahre 1852 Kaschmir besuchte. Maharadscha
islab Singh war damals dort und bewies uns Freundlichkeit. Eine
ission für Kaschmir wurde zuerst 1862 ins Auge gefaßt und 1863 von
ev. Mr. Smith von Benares begonnen. Meine Frau und ich setzten
s Werk während des Jahres 1864, wo wir in der Stadt lebten, fort;
den Bazaren wurde regelmäßig gepredigt; es wurden Anstrengungen
macht, eine Knabenschule zu beginnen, leider erfolglos. Der erste An-
ng einer ärztlichen Mission wurde von Mrs. Clark gemacht, welche oft
t einem Tage in der Stadt hundert Kranke behandelte. Dr. Elmslie
urde 1865 für die Kaschmir-Mission bestimmt und durch seine medi-
nische Geschicklichkeit klopfte er gleichsam an die Thür, daß die Wahrheit
ntreten könne. Er starb in Gugrat am 17. November 1872. Seine
Bitwe ging nach Amritsar. Dr. Maxwell kam im Frühlinge 1874 in
aschmir an und kehrte krankheitshalber 1875 nach England zurück. Dann
m Rev. T. R. Wade nach Kaschmir und Dr. Downes folgte ihm 1876.
ie waren während der Hungersnot des Jahres 1878 in Kaschmir;
ährend dieser Zeit wurden 400 Waisen von der Mission erhalten; doch
le wurden, als die Hungersnot vorüber war, von ihren Verwandten
rückgefordert. Während der Hungersnot hatten Christen über 50 000 Ru-
es für Kaschmir gezeichnet. Dr. und Mrs. Downes kehrten 1881 nach Eng-
nd zurück und er wurde durch Dr. Neve ersetzt. Im Jahre 1882
urden Rev. J. Hinton Knowles und Mrs. Knowles nach Kaschmir ge-
ndt. Ihnen folgte 1886 Dr. Ernst Neve. Die Mission der Zenana-
esellschaft der Kirche von England wurde in Kaschmir im Jahre 1887
rch die Ankunft der Miß Hull und Miß Buttler gegründet; diesen
iden folgten im Herbst 1888 Miß Rainsford und Miß Newmann.
tzt arbeiten also in Kaschmir drei Missionare der Kirchlichen Missions-
sellschaft und vier Missionarinnen der Zenana-Missionsgesellschaft der
irche von England. Die Hindernisse der Missionsarbeit sind eins nach
m andern überwunden und die Schwierigkeiten gehoben worden. Jetzt
irfen die Missionare das ganze Jahr über ihr Werk treiben; sie brauchen
cht mehr auf Befehl der Regierung während der Wintermonate ins
andschab zurückzukehren. Man hat dem Dr. Neve ein gutes Haus über-
ben, und ein zweites bequemes und sehr passendes Haus ist für Mr.

und Mrs. Knowles gebaut worden. Die Missionarinnen wohnen jetzt in einem Hause und in einem Teil einer Baracke an beiden Seiten des Missionshauses der ärztlichen Mission. Die Lage ist für sie aber eine sehr unbequeme, da sie eine Stunde brauchen, um ihre Arbeit in der Stadt zu erreichen und wieder eine Stunde zur Heimkehr. Die größte Zahl der Landhäuser liegen zwischen ihnen und der Stadt. Durch den Residenten, Kolonel Nisbet, haben wir uns an die Oberbehörden gewandt und gebeten, daß man den Missionarinnen in der Nähe ihrer Arbeitsstätte eine passende Lokalität für immer überweisen möchte. Wir haben um den Diláwar Khán Ká Bagh und zugleich um die Erlaubnis gebeten, die jetzigen Gebäude ausbessern und instand setzen, nach Bedürfnis neu errichten zu dürfen, natürlich auf unsere Kosten, aber mit der Bedingung, daß man nie von den Missionarinnen verlangen dürfe, diese Gebäude zu verlassen, noch dieselben für andere Zwecke zu veräußern und zu benutzen, als für die Frauenarbeit, welche die Zenana-Gesellschaft treibt. Sollte uns der Diláwar-Khán-Garten nicht gewährt werden können, so hoffen wir, daß wir den Sheikh Bagh oder ein anderes passendes Gehöft erhalten werden.

Einer meiner ersten Besuche galt dem Hospital der K. M. G. nahe dem Dal Darwáza, in herrlicher Gegend, welches H. H. M. R. Ranbhir Singh sehr freundlich dem Dr. Maxwell gab. Dieses Krankenhaus ist so wohl bekannt, daß es fast unnütz ist, noch zu bezeugen, daß seine Thätigkeit eine vortreffliche ist, ja, daß es in allen seinen Einrichtungen fast vollkommen ist, d. h. unter den Verhältnissen in Kaschmir. Die Lage der Krankenzimmer über der Ebene sichert frische Luft und gute Ventilation. Das System, nach welchem es geleitet wird, bietet den Kranken die möglichst größten Vorteile bei den geringsten Kosten an Zeit und Geld. Dieses Hospital soll das billigste in der Welt sein, wo doch tausende von Kranken alle Jahre behandelt werden. Fünf- bis sechshundert Kranke werden im Hause jährlich aufgenommen und verpflegt und fast 2000 Operationen ausgeführt. Ein Haus für Aussätzige ist mit dem Hospital verbunden, von welchem Dr. Neve hofft, daß es bald an eine andre Stelle verlegt werden wird. Jeden Morgen wird mit den Kranken eine Andacht gehalten und sie werden von den Ärzten und von Mr. Knowles in den Krankensälen besucht. Dr Thomas, der Hausarzt, wohnt im Hospital und arbeitet sowohl als Arzt, wie als Missionar. Am Montag lud Dr. Thomas alle Missionsarbeiter und alle eingebornen Christen zum Mittagessen ein; er hielt uns eine sehr freundliche Ansprache, deren Erwiederung mir große Freude machte. Die Gemeinde wird in der kleinen zum Hospital gehörigen Kirche bedient, was für die jetzigen Verhältnisse der Mission sehr passend ist. Wir haben Grund, Gott zu danken, daß doch schon mehrere Kaschmiren in die christliche Kirche aufgenommen worden sind, und daß sie Christo treulich dienen in ihrem Beruf. Mein alter Freund, Qádir Bakhsh, jetzt neunzig- bis hundertjährig, war einer der ersten in Kaschmir Bekehrten und Getauften; er kann noch gut hören und gehen und spricht zu denen, die um ihn sind, fort und fort von dem Evangelium Christi. Die Missionsschule ist eine Einrichtung, begonnen

von Mr. Knowles, von welcher man kaum zu hoffnungsvoll sprechen kann. Sie wird von ungefähr achtzig Schülern besucht, meistens Jünglingen aus der Pundit-Kaste, diese zeigen eine Verstandesschärfe und Intelligenz, wie man sie selten in Indien findet. Daß die Kaschmiren auch sonst geschickt sind, bezeugen ihre Shawls und Teppiche, ihre Geräte von Papiermaché, Gold, Silber und Kupfer, wovon sie jährlich eine große Menge verfertigen und verkaufen. Der Geist dieser Jünglinge scheint mir ganz besonders empfänglich zu sein. Gott gebe, daß ihre Herzen es auch sind! Ihre Antworten aus der heiligen Schrift und die Art, wie sie ihre Antworten gaben, waren vorzüglich, so daß sie jeder Schule in England Ehre gemacht hätten. Einige von ihnen scheinen von der Wahrheit des Christentums und von der Macht Gottes, sie von der Sünde zu erlösen, überzeugt zu sein. Möge Gott ihnen Mut geben, vor ihrem eigenen Volke von der Wahrheit zu zeugen, die in Christo Jesu ist. Diese Jünglinge werden von Mrs. und Mr. Knowles, sowie auch von Miß Hull unterrichtet, welche ihnen viele Vormittage der Woche opfern. Für diese Schule ist ein besonderer christlicher Lehrer dringendes Bedürfnis. Die allgemeine Ansicht ist, daß das heimatliche Komitee einen gelehrten geistlichen Missionar nach Kaschmir senden müßte, um von der weit geöffneten Thür, welche uns diese Schule aufthut, einen guten Gebrauch zu machen; dadurch würde auch Mr. Knowles frei zum Umherziehen und könnte Evangelistenarbeit treiben, was neben mancher andern Pflicht, seine Zeit vollständig ausfüllen würde. Auch die Schule wird in dem Gehöft des Hospitals gehalten. Mr. Knowles wünscht sehr ein besseres Schulhaus in günstigerer Lage.

Die Missionarinnen der Zenana M. G. treiben ihr Werk in einem kleinen Hause in der Stadt, in der Nähe der dritten Brücke. Oft sind dort an einem Tage 160—180 weibliche Kranke behandelt worden. Ich besuchte es in voriger Woche mit Dr. Neve. Die ganze Luft schien verdorben zu sein von der Masse kranker Menschen, welche in einen so engen Raum zusammengedrängt waren. Augenscheinlich sind die Frauen der Stadt und Umgegend schon von der Geschicklichkeit, geduldigen Freundlichkeit und Güte der Miß Buttler, Miß Rainsford und Miß Newman angezogen und gewonnen. Mit allen ihren Kräften, ja über ihre Kräfte, haben diese ihre anstrengende und schwierige Arbeit in Angriff genommen; es ist mehr, als sie leisten können, mehr, als sie bei jetzigen Verhältnissen hätten unternehmen sollen. Miß Rainsford ist davon schon krank, doch, hoffe ich, nicht ernstlich. Das jetzige Haus ist für die Zwecke eines Krankenhauses zu klein und zu schlecht ventiliert.

Von dem Werk der Ausbreitung des Evangeliums in den Dörfern kann ich nicht berichten, da ich es bei meinem jetzigen Besuche noch nicht näher kennen gelernt habe. Mr. Knowles hat mir von der Schule in Islamabad gesagt, welche kürzlich von Sr. Excellenz dem Oberbefehlshaber besucht worden ist; und er und Dr. Neve haben mir viel von offnen Thüren erzählt, die sich in den Dörfern für die Mission aufthun.

Mein jetziger Besuch in Kaschmir ist weitaus ermutigender gewesen, als meine acht früheren Besuche in diesem Lande. Das ganze Thal scheint

jetzt für die Mission offen zu sein. Keine Soldaten sind mehr um das Hospital postiert, welche die Leute abhalten sollen, hineinzugehen oder die Missionare zu besuchen. Der Pöbel wird nicht mehr aufgefordert, die Gehöfte der Mission anzugreifen; Bekehrte werden nicht mehr geschlagen und ins Gefängnis gelegt; Eltern werden nicht mehr mit Verbannung und Tod bedroht, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken. Die Engländer brauchen auch nicht mehr während des Winters das Thal zu verlassen. Die vollen Krankenhäuser und Schulen reden von bessern Zeiten und Verhältnissen. Aber mehr Missionshäuser und Schulen müssen wir haben und ein Frauenhospital. Auch gute Mädchenschulen sind ganz besonders nötig. Krankenhäuser für die Eingebornen und Missionshelfer thun hier so not, wie irgendwo. Doch die Gegenwart ist eine Zeit der Hoffnung. Es kann wohl sein, daß die Zeit nahe ist, wo Gott sich dieses Landes erbarmen will; ja vielleicht ist die Zeit schon erfüllt. Warum? „Deine Diener wollten gern, daß ihre Steine und ihr Kalk zugerichtet würden. So werden die Heiden den Namen des Herrn fürchten."

Bericht des Oberbefehlshabers über seinen Besuch der Missionsschule in Kaschmir.

„Es gewährte Frau Roberts und mir heute morgen großes Vergnügen, die hiesige Missionsschule zu besuchen. Wir waren über die Intelligenz der Schüler der beiden ersten Klassen erstaunt, hatten überhaupt von der ganzen Art und Weise aller Schüler einen günstigen Eindruck. Mr. Knowles und die Damen, welche ihn unterstützen in seiner Arbeit, verdienen alle Anerkennung für die zufriedenstellende Weise, in welcher sie das Werk der Erziehung und des Unterrichts unter so erschwerenden Verhältnissen fördern. Wir können ihm zu dem Erfolg, welcher seine Arbeit begleitet hat, nur Glück wünschen und die Hoffnung aussprechen, daß er seine Arbeit bald über ganz Kaschmir ausdehnen könne.

Srinaggar, 13. Mai 1889. Ferd. Roberts. G. G.,
Oberbefehlshaber in Indien."

Brief einer jungen Jüdin aus russisch Polen.

In einem Weihnachtsflugblatte, welches bittet für die Kinder des weihnachtslosen Volkes, teilt der Judenmissionar W. Faber einen aus dem Hebräischen übersetzten ergreifenden Brief einer jungen Jüdin aus Wilna mit, welche im Begriff war, Volk und Familie um Jesu willen zu verlassen. Bald darauf ist die Schreiberin verschollen, vermutlich von ihren fanatischen Verwandten fortgeschleppt oder eingeschlossen. Niemand wird diesen Brief lesen ohne tief bewegt zu werden und ohne einen neuen Blick für die Größe der Opfer zu erhalten, die ein gläubig werdender Jude und in sehr vielen Fällen auch ein gläubig werdender Heide um Jesu willen zu bringen hat. Der Brief lautet:

Ich will verlassen mein Volk, zu dem meine Liebe stark ist wie der

Tod; ich will verlassen meine Familie und meines Vaters Haus, mit dessen Seelen meine Seele verbunden ist, und ich will wandern eine schwere Wanderschaft, zu suchen das Reich Gottes. Obgleich ich weiß, daß ich viel Mühe und Plage haben werde, daß ich fremd sein werde meiner Familie, fremd den Kindern meines Volkes, daß meine Eltern die Totenklage über mich anstimmen und den Tag meiner Geburt verfluchen werden; obgleich ich weiß, daß alle meine Freunde sich in Feinde verwandeln werden, die nach meinem Blute dürsten, ist doch mein Vorsatz gefaßt.

Mein Herz wendet sich um in meinem Innern, wenn ich daran denke, daß eine eiserne Wand auf immer scheiden wird zwischen mir und meinen Eltern, den Geliebten meiner Seele. Wehe, meine Thränen rinnen ohne Aufhören. Diese heißen Thränen sind mein Herzblut, welches ich hingieße auf den Altar der Liebe zu meinen geliebten Eltern, den Teuren meines Herzens, bevor sie sich gegen mich wenden. Ich gieße aus meine Seele in den Busen meiner Mutter, bevor erlöschen wird in ihrem Herzen der Funken einer barmherzigen und mitleidsvollen Mutterliebe. Wie ein Bach strömen meine Thränen auf den Fels, daraus ich gehauen bin, bevor eine weite Trennung uns von einander scheidet. Wehe, wie furchtbar ist dieser Gedanke, Schrecken erfaßt mich oft, mein ganzer Körper wird erschüttert und Tropfen kalten Schweißes treten mir auf die Stirn.

Aber ich habe es einmal gesagt und will nicht zurücktreten; ich will tragen den Schimpf der Schmähenden, mit ganzem Herzen und voller Bereitwilligkeit will ich auf mich nehmen die Menge der Trübsale um des heiligen Namens willen Jesus des Messias, der mir von diesem Augenblick an teurer ist als alles!

Auf den Herrn Jesum will ich meine Sorgen werfen und will meine Augen aufheben zu ihm, der seine Augen ruhen läßt auf dem um seines Namens willen Verfolgten, wie eine Mutter ruhen läßt ihr Auge auf ihrem Kind. Er wird mich bergen in dem Schatten seiner Flügel vor dem Zorn des Drängers.

Mein Herr, ich weiß, daß meine Worte Ihnen ein Rätsel sein werden. Sie werden fragen, was es sei, das mich so weit gebracht habe. Giebt es denn in unserer Stadt Christen, die mit mir über diesen Glauben geredet und deren Worte Eingang in mein Herz gefunden hätten? Oder vielleicht hätte mich schlechte Lage dazu getrieben, diesen Schritt zu thun? — Nein, mein Herr, nicht eins von diesen hat mein Herz bewogen. Über diese Sache habe ich mit keinem Christen gesprochen, und als ich versuchte, das Neue Testament zu geben einigen der Söhne meines Volkes, erwarb ich mir dadurch Todfeinde. Hätte ich gewagt, nur einen Gedanken auszusprechen von denen, die ich in meinem Herzen berge, so hätten sie mich sicher gesteinigt; denn ich wohne unter Leuten, die eisern widerspenstig sind dem Licht und bereit, scharfes Gericht zu halten über den, der nicht nach ihrem Munde urteilt.

Meine äußeren Verhältnisse sind auch sehr gut, ich wohne sicher im Schatten reicher Eltern, welche wie gute und rechtschaffene Eltern mit mir wandeln. Mir fehlt nichts, den ganzen Tag bin ich frei und kann lesen

und studieren nach Herzenslust, was brauche ich mehr! Und wenn ich auch, was Gott verhüten wolle, in Mangel und Elend käme, würde ich doch diesen Schritt nicht thun, um meine äußere Lage zu verbessern, weil daran gebunden ist das ganze ewige Leben, — um wieviel weniger hätte ich Grund dazu jetzt, wo mir gar nichts mangelt in meines Vaters Hause.

Aber Sie werden fragen, wer mir Gottes Geist eingehaucht habe. Siehe, ich will Ihnen erzählen, wie es alles ergangen.

Siehe, viele Tage, seit ich ein wenig größer wurde und meine Augen geöffnet wurden, daß ich aufmerkte auf die Welt, ging meine Ruhe verloren und Kampf nahm ihre Stelle ein. Endlose Fragen fingen an mir mein Leben zu verbittern, und je mehr ich mich bemühte sie zu unterdrücken, um so mehr richteten sie Kampf in mir an, bis der Wurm des Zweifels wie eine Fäulnis in mein Gebein kam und ich auch fragte wie die Menge der Gottlosen: Wer kann uns beweisen, daß es einen Gott giebt?

Aber darnach gürtete ich mich wie ein Held und begann zu streiten mit dem Feind meiner Seele, das ist dem Zweifel, der mir die Ruhe geraubt hatte. Eingewendet habe ich mit meiner Vernunft: Hat denn nicht jedes Werk seinen Werkmeister, und also auch jedes Geschöpf seinen Schöpfer? Wer hat denn hergestellt die Schöpfung so herrlich und schön, welche ausruft in allen ihren Kreaturen: Ehre! Wer ist der wunderbare Baumeister, der den Himmel gebaut hat gleich einem blauen Dom und hineingesetzt die Sterne gleich glänzenden Steinen? Wer führt heraus die Gestirne zu ihrer Zeit? Ist das nicht der Hohe der Höchsten, den zu erreichen des Menschen Auge zu kurz, den zu verstehen zu gering sein Verstand? Wahrlich es giebt einen Gott, der alles regiert, rief ich aus, und soweit hat mich geführt meine eigne Vernunft. Und wenn ich keine Antwort hatte auf manche Fragen, so sagte ich: Das kommt daher, weil ich unmenschlich dumm bin und die Kraft meines Verstandes zu gering ist. So ließ ich mein Herz ein Grab sein für alle meine Fragen bis das Neue Testament in meine Hände kam — da ging auf vor mir eine neue Welt, aber weil ich fürchtete, ich möchte eine Schuld auf mich laden, wenn ich Dinge dächte, welche betrüben den Geist meines Volkes und meiner Familie, wehrte ich mich mit aller Kraft dagegen, daß die Worte Christi nicht Wurzel schlagen möchten in meinem Herzen; und lange Zeit gingen an mir in Erfüllung die Worte des Propheten: Höret und verstehet nicht. So habe ich Riegel und Banden gemacht für die Gedanken meines Herzens lange Zeit. Ich habe auch durch Beschäftigung mit äußeren Dingen diese Gedanken zurückzudrängen gesucht, als ich in der großen Stadt Wilna war, aber nachher, da ich wieder im Hause meiner Eltern war und meine Zeit in meiner Hand war, konnte ich meinen Geist nicht mehr beherrschen. Ich fing an, über alles ernstlich nachzudenken und wandelte umher mit betrübter Seele ohne zu wissen, auf welchem Weg ich gehen soll.

Als der große Versöhnungstag herankam, verlangten meine Eltern von mir, daß ich zur Synagoge ging, nach der in unserer Stadt üblichen Sitte. Und ich, die alle Worte meiner Eltern für heilig hielt, war ge-

horsam ihrem Munde, ich ging nach dem heiligen Hause, welches voll war von einem Ende bis zum anderen vom Hause Israel, welches zusammengekommen war, anzubeten vor dem, der wohnt in der Höhe.

Unmöglich ist es meinem schwachen Schreibgriffel zu schildern das Getöse und Gewirre, welches dort herrschte. Alle erhoben Klagegeschrei wie tödlich Getroffene. Die Stimmung der Trauer, welche das ganze Haus beherrschte und die Stimmen der Klagen, welche zum Himmel gellten, zerschmolzen mir mein Herz, wie Feuer das Wachs zerschmilzt. Wehe du elendes Volk, verlassen und verstoßen, noch viel mehr solltest du klagen über dein Elend, dachte ich, und auch meine Augen ließen herabrinnen Thränen gleich einem Bach. Aber plötzlich stieg die Frage in meinem Herzen auf: Wenn in Wahrheit der lebendige Gott in unserer Mitte ist, warum nimmt er nicht zu Herzen diese Thränen ohne Zahl, vor denen auch ein Menschenherz hinschmilzt? Warum achtet er nicht auf das Klagen seines Volkes, daß er uns gebe die Vergebung der Sünden? Dieser Gedanke erschreckte mich und je mehr ich mich bemühte den Sturm zu beruhigen, der in meinem Herzen toste, umsomehr richtete er Kampf in mir an. Hunderte von Fragen traten auf den Kampfplatz, mit mir zu streiten. Ich eilte nach Hause, aber auch dort fand ich keine Ruhe für meine Seele. Da nahm ich das Neue Testament und suchte, ob ich dort eine Lösung finden könnte für die Frage, welche meinen Geist quälte. Da fand ich geschrieben, daß nur der Mensch, welcher in Jesu Namen sucht den Herrn, daß nur dieser selig werde, und daß nur die, welche Jesum lieben, geliebt sind von unserem Vater im Himmel — da rief ich aus: O, nun habe ich gefunden die Lösung für die Frage, welche meinen Geist quälte, denn wie soll uns Juden das ewige Heil zu teil werden, wenn bei uns gelästert wird der Name des Heilandes an jedem Tag. — Und wenn es so ist, so erzürnen wir ja den Herrn, den heiligen Gott, wie sollte nicht brennen über uns sein Zorn wie Feuer? Wenn wir in Jesu Namen den Herrn suchen würden und zu ihm rufen, so würde er uns gewiß annehmen und uns geben die Vergebung unserer Sünden.

Von dieser Zeit an wurde in mir das Bewußtsein erzeugt, daß ich nichts suchen dürfe auf dieser Welt außer dem Reich Gottes und dem Weg Jesu des Messias, zu dem ich mich hingezogen fühlte mit Banden der Liebe. Denn als ich las, was er seine Jünger gelehrt, da fand ich, daß es sei eine Lehre des Lebens und voll von gnädiger Liebe.

Diese Einsicht habe ich nicht von Menschen gelernt, sondern ich habe von mir selbst, durch Gottes Gnade, die Wahrheit erkannt. Nun habe ich beschlossen zu wandeln auf Jesu Wegen. Aber ich dachte bei alledem, ich will noch einige Monate warten, weil solche Sache Überlegung braucht. Aber nun nachdem viele Monate vergangen sind, und ich in meiner Erkenntnis feststehe wie ein Palmbaum, dachte ich, ich soll alles an Sie schreiben. Und nun, wenn wahrhaftig mein Herr in meinem Glauben lebt, ist es nicht seine Pflicht mich aufzunehmen? Sie mögen mir schreiben nach Wilna zu kommen, daß ich dort ein wenig Deutsch lerne und die Wege des Messias. Und dann will ich verlassen meine Brüder und meines Vaters Haus und will nur leben im Schatten des Glaubens.

Ich gestehe dabei, daß es mir graut vor der irdischen Zukunft. Hat doch auch Jesus der Messias gesagt, da er tiefbetrübt vor seinem Vater betete, von seinen Jüngern: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Und dies ist Ihnen bekannt, daß wenn ich zum Glauben an Jesum den Messias komme, daß ich dann wie ein verworfener Zweig abgerissen werde von meiner Familie und ein stechender Dorn sein werde meinem Volk. Was soll ich dann thun, wenn ich allein bin, umherirrend wie ein verlorenes Schaf, allenthalben verfolgt? Und wenn Sie mir schreiben werden, daß, wenn ich um Jesu willen leide, daß ich dann ein Segen sein werde, darauf antworte ich Ihnen mit den Worten Christi: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Sie mögen wissen, mein Herr, daß ich nur ein schwaches Mädchen bin und schwer imstande sein werde, zu tragen beides, den Schimpf der Schmähenden und die Schmach des Hungers. Es ist genug für mich zu tragen den Zorn meiner Familie, die mich verfolgen wird mit glühendem Grimm, auch das ist eine bittere Sache, schwer wie ein Lastjoch, ich werde seufzen darunter mein Leben lang.

Darum bitte ich, mein Herr, zu reden in dieser Sache mit Ihren Brüdern, den Kindern Ihres Glaubens, um einen Rat für mich zu finden, mich zu bringen auf den Lebensweg. Sie mögen so gütig und freundlich sein, mir zu schreiben, daß ich nach Wilna komme und den Weg des Messias noch besser lerne und die deutsche Sprache, und dann können Sie mich senden, wohin Sie wollen.

Und nun siehe, ich habe meinem Herrn mein ganzes Herz ausgeschüttet und ich bitte, daß Sie sich in Güte und Freundlichkeit bereiten, die steinige Bahn vor mir zu ebnen. Ich bitte auch, Sie wollen es mir nicht übel nehmen, daß ich so viele Worte gemacht habe, denn wie ein Wasserquell durchbrachen meine Worte die Grenze meines Herzens, ich vermute, daß dieses nur darum geschehen ist, weil ich hier niemand habe, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Darum hoffe ich auf die Güte Ihres Herzens, daß Sie mir verzeihen mögen, daß ich so viele Worte machte. Ebenso bitte ich dringend, diesen Brief sorgfältig aufzuheben, daß er nicht, was Gott verhüte, in die Hände eines falle, der mich kennt, denn es giebt unter denen, die das Haus meines Herrn besuchen, Leute, die mich kennen, und wenn sie nur meine Handschrift sähen, wenn sie auch nicht wissen, was ich geschrieben habe, ist es sehr schlimm; darum bitte ich, diesen Brief sorgfältig aufzuheben oder in Stücke zu zerreißen, denn in dieser Sache handelt es sich um das Leben.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

3. Mai. 1890.

us der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höh.“

Missionspredigt

von General-Superintendent D. Schultze.

xt: Jes. 49, V. 3—7. Und Er spricht zu mir: Du bist mein Knecht, Israel, durch welchen ich will gepriesen werden. Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu; wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist. Und nun spricht der Herr, der mich von Mutterleibe an zu seinem Knechte bereitet hat, daß ich soll Jakob zu ihm bekehren, auf daß Israel nicht weggeraffet werde; darum bin ich vor dem Herrn herrlich, und mein Gott ist meine Stärke, und spricht: Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten, und das Verwahrlosete in Israel wieder zu bringen; sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende. So spricht der Herr, der Erlöser Israels, sein Heiliger, zu der verachteten Seele, zu dem Volk, deß man Greuel hat, zu dem Knechte, der unter den Tyrannen ist: Könige sollen sehen und aufstehen, und Fürsten sollen anbeten um des Herrn willen, der treu ist, um des Heiligen in Israel willen, der dich erwählet hat.

Ist es der nüchternen, der keuschen Schriftauslegung erlaubt, Ihr eben, dies herrliche Prophetenwort auf uns zu deuten? Den Missions-ief, der vor uns liegt, schlankweg zu öffnen, als wäre er an *uns* schrieben, und nicht an Israel?

Israel! schon an des Volkes Wiege war der Missionsberuf ihm mit-geben. „Siehe die Sterne“, spricht Gott zu Abraham, „kannst du sie hlen? also soll dein Same sein!“ Ein Same, nicht bloß zahllos wie and am Meer, sondern ein Israel wie die Sterne funkelnd in der Nacht r Völker, ein Licht, zu erleuchten die Heiden: „Du bist mein Knecht“, r Missionar und Mittler meiner Heilsgedanken für eine sterbende, rlorne Welt!

Und Gottes Gaben und Berufung mögen Ihn nicht gereuen. Am immel Israels die Sterne leuchten fort und fort, noch heut: in *Abra-ms* Glaubensspuren wandeln wir; ein *Moses* schärft uns noch immer s Gewissen; im süßen Tone *Davids* und *Assaphs* singen wir, beten ir; der Propheten Seherblick stärkt uns noch heut das Herz, — wann rd *Jesajas* Evangelium von dem Lamm Gottes je verklingen? und enn die Weihnachtsglocken „das Leben, das erschienen ist“ verkündigen, enn uns Karfreitagstrost die Seele löst, und Osterhoffnung über den räbern den Himmel offen sieht: sinds nicht die Sterne aus Israel, ein *etrus*, ein *Paulus*, ein *Johannes*, in deren Licht wir das cht sehen?

Aber schon dort die Gottesstimme: „Du bist mein Knecht“, sie meint doch nur noch den Kern des Volks, den vor der Welt verborgenen; in dieser nationalen Hülle nur das Herz: den echten, idealen Samen Abrahams. Israel selbst, als Volk, schon damals nicht Träger, sondern Gegenstand der Mission: wie soll es ein Licht der Heiden sein, seit es das Licht der Welt verworfen? Und als in jener letzten, düsteren Jerusalemsstunde, unter den rauchenden Trümmern des Tempels, Gott Selbst mit hoher Hand das Feuer des Altars auslöscht, erlischt auch Israels Missionsberuf, — „hinfort esse niemand eine Frucht von Dir ewiglich!“

Doch die Sonne, die blutig rot im Dunkel der Nacht hinabsinkt, taucht strahlend in goldigem Licht am Morgen wieder auf; und aus Abend und Morgen der neue Tag, der in dem ewigen Knecht angebrochen, ist auch ein neues Israel geboren und gesammelt: „Ihr seid das Salz der Welt“, spricht Jesus zu den Seelen, die ihm nachgefolgt und die er selig pries, „Ihr seid das Licht der Welt!“ die ihr geistlich arm und elend, und doch im Himmelreich bekannt; sanftmütig und barmherzig, und doch hungernd nach Gerechtigkeit; friedfertig und reines Herzens, und doch geschmäht um Meines Namens willen, — ihr meine Jünger seid das Licht der Welt; und mit dem Wort ist es versiegelt: sie, die Gemeinde, die nach Seinem Namen genannt ist, nun in die Rechtsnachfolge Israels eingesetzt, die Erbin seiner Gnaden und seines Berufs, seiner Aufgaben und seiner Verheißungen, — auch der Verheißung: „es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israel wiederzubringen; sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du mein Heil seist bis an der Welt Ende!“

Gemeinde Jesu! und so darfst du getrost ihn öffnen, den Missionsbrief, denn er ist an dich geschrieben: dein heilig Erbe mit seinen Rechten und mit seinen Pflichten; dein mit der großen Doppellosung, in die ich seinen Inhalt fasse und die er unsrer Arbeit zum Ziel setzt:

aus der Enge in die Weite!
aus der Tiefe in die Höhe!

I.

„Aus der Enge in die Weite!“ — aber hat Deutschland Kraft und Zeit, hat es jetzt Zeit, um der Mission zu leben?

Ihr Brüder, ich werde die selige Sache der Mission nicht erst verteidigen, — die Mission schützt uns, nicht wir sie —; werde nicht Grund legen, daß „Gott auch der Heiden Gott“, und wie ihm sein Herz brennt, sein Auge weint nach ihrem Heil; und daß doch in keinem Anderen Heil, als in dem Namen: Jesus Immanuel. Sollt ich das euch erst predigen? Aber die Frage will doch erwogen sein: ob jetzt nicht nähere Pflichten und brennendere Aufgaben uns gestellt sind? Und er, der uns gedinget, giebt die Antwort: wieviel auch in der Heimat zu thun, zu heilen und zu stillen, — „es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israel wiederzubringen.“

Zwei nationale Aufgaben seh ich in diesem Wort gezeichnet; Aufgaben,

ch groß und gewaltig, die unsrer nächsten Arbeit befohlen sind und
en Blick „in die Weite" uns so leicht einengen wollen: dort die
ische, hier die soziale.
Wie damals in Israel, so galt es heut und gilt es noch, „die
mme Jakobs aufzurichten", — sag ich: das Reich zu bauen.
an der Arbeit das Schwerste hat schon das Schwert gethan: soweit
utsche Zunge klingt, sind die Stämme geeint und aufgerichtet, Ein
von Brüdern. „Mit meinem Gott will ich über die Mauern
gen!" so dachte Deutschlands Held; und wie die stolzen Burgen, die
n Festungsmauern draußen vor ihm fielen, zerbrachen auch die armen
e, die Stamm von Stamm einst trennten und uns unsern Nachbarn zum
tt gemacht. Aber wieviel fehlt noch und wieviel wirds kosten, daß
s Erbe des Unvergeßlichen gegen Neid und Eifersucht von außen,
n Zwietracht und Hader von innen gesichert sei! Und kann ein Volk,
in gewaltigem Ringen um die Bewahrung seiner Güter, mit seiner
ft so angespannt, so ruhelos auf Stärkung seiner Macht gewiesen, —
es sein Brod noch übers Wasser fahren lassen, noch Raum und
t behalten für der Heiden Rettung?
Schwerere Arbeit noch, die uns gebunden hält: „das Verwahrloste
Israel wiederzubringen", den Bann der Bitterkeit zu lösen, den
n der Gottentfremdung und der Menschenentzweiung, der auf den
ssen liegt! Wir tagen unter dem frischen Eindruck jenes großen
erworts, ja das mehr als ein Wort: das eine That. Da gilt es,
teskräfte zu beweisen, wenn dieser kühne Wurf mit Gott gelingen, und
ein letzter Anlauf vor dem Unglück bleiben soll. Eine Riesen-
abe, an die das edle junge Hohenzollernblut sich gewagt, und doch
Ziel, daran auch der geringste Mann, auch die kleinste Kraft arbeiten
und soll. Noch einmal: kann ein Geschlecht, so mit sich selbst be-
tigt, vor so harte Rätsel gestellt, in Angst und Warten der Dinge
Schrecken, die da drohen, — kann es noch „aus der Enge in die
te" schweifen? den Kindern das Brot enthalten und es den Fremden
n, zur inneren Mission auch noch die äußere aufs Herz und aufs
issen nehmen?
O! nicht den Kindern, nur unsrer Selbstsucht und Engherzigkeit ist
geraubt, was wir den Heiden opfern! und wie gewaltig auch vor
nschenaugen der Kampf um Haus und Herd, das Ringen um Volk
Vaterland, — du deutsche Christenheit, dem Herrn ists ein Geringes,
du sein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Ver-
rloste in Israel wiederzubringen; sondern „ich habe dich auch zum
t der Heiden gemacht, daß du mein Heil seist — du — bis
der Welt Ende," aus der Enge in die Weite!
„Das ist Jerusalem: in die Mitte der Völker habe ich es gesetzt,"
ht Gott. Wir reißen das Wort nicht an uns, wie einen Raub;
tschland ist kein Zion, und die deutsche Eiche langt nicht an die Cedern
Libanon. Aber wenn unter den wilden Zweigen, die in den edlen
aum eingepfropft sind, wenn unter den Nationen, die der Herr aus
Heiden Zahl zum Samen Abrahams gezählt hat, — wenn Eine

wäre, die an die centrale Stellung Israels heranreichte, so gilt es: „Das ist Deutschland, in die Mitte der Völker habe ich es gesetzt!“ Deutschland: das Herz Europas, und damit das Herz der Welt; nicht bloß, wie es äußerlich begrenzt und in die Mitte gestellt ist; das Herz vielmehr: mit den Brunnen seines Gemüts, mit dem Lebensherd seiner Gedanken, mit dem tiefen Ernst seines Gewissens. Und nun auch mit dem Scepter seiner Macht, — warum? warum vom Herrn so hoch erhöht, zum Hort des Friedens? O warum sonst, *als daß es auch die ewigen Friedensgedanken über Land und Meere trage?* In Gottes Schule und Erziehung die Aufgaben steigen höher und höher. Christophorus, dem das Kind Jesus auf seinen Schultern erst eine leichte Last gedünkt, muß schwerer, immer schwerer daran tragen. Christophore! hol' über, hol' über! „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Verwahrlosten deines Volkes zurechtzubringen“, — hier Größeres! muß sein: die *weiße Sklaverei* in deiner Mitte schreit nach Erlösung, — aber was ist sie gegen die *schwarze* und ihren blutigen Jammer? Massenelend vor Deiner Thür, ja; und oft nicht einmal ein getröstetes, — o hilf und bete, daß es ein „*getröstet Elend*“ werde! — aber was ist es gegen die Millionen und Millionen, die in der Wüste, nein! nicht in der Wüste, sondern inmitten einer paradiesischen Heimat hinwelken ohne Trost und ohne Hoffnung! Vier Worte nur, die jener Forscher seinem Buch zum Titel gab: „*Das Aussterben der Naturvölker*“, — die Worte lesen so kalt sich hin, aber sie schließen einen Abgrund voll Blut und Thränen in sich ein. Eine Heidenwelt, sich selbst in Krieg und Kindermord, in Wollust und Grausamkeit zerfleischend; und ihre Sterbenden, sie rufen aus der Tiefe:

> „Habt ihr mit uns denn kein Erbarmen? im Schoße einer üppigen Natur sind wir doch arm und hungern; wir *haben*, und wissen nicht, wie es verwenden, — ihr habt und könntet uns geben, was glücklich macht, *und thut es nicht!* man sagt uns, daß eure Sterbenden mit einem Lächeln auf den Lippen dem Tod ins Auge sehn; man sagt uns auch, daß Männer bei euch sind, die berufen und bereit, solch himmlischen Trost dem Volke auszuteilen: o warum *sendet ihr sie nicht?*“

So dolmetschte Stanley, der große Stanley von ehemals, den Angstschrei seiner Schwarzen, das Seufzen der verlornen Kreatur. Der Wettkampf der Nationen um die Teilung der Erde ist entbrannt, — wie? und kein Wettkampf um die Beute des Himmelreichs? Unter allen Fragen ist brennender doch keine, denn die: soll dieser dunkle Weltteil, den Gottes Hand uns öffnete, soll dieses Bollwerk Satans von alters her, ein Spielball der verfeinerten Dämonen werden, ein Zankapfel der Habgier, z. B. ein Markt des Branntweins? oder ein Brunnen des frischen Wassers? soll Indien dem Geiste, der verneint, ob auch im Lügenkleide „der Reform“, zum Raube fallen, oder dem Heiland zum Lohn seiner Schmerzen, — dem Jesus, der wie ein Bräutigam diesem Hinduvolk so tief ins Auge geblickt? soll China am Opium sterben, Japan am Kulturfieber zu Grunde gehn, oder am Lebensbrot genesen? soll Battaland

t doch noch des Islams Beute werden, oder soll über dem Halbmond
Sonne der Gnade siegreich aufgehn? Und so fort! fragt weiter, —
an der Welt Ende"! es ist doch Eine große Frage: Hast du den
gelesen und verstanden, den Missionsbrief deines Gottes, der dich
Licht der Heiden gemacht?
Deutschland das Herz der Welt: ach! mit dem Herzen glaubt man,
mit dem Herzen zweifelt man auch; im Herzen die Kräfte der
keit, aber aus den Herzen auch die argen Gedanken: „ich aber
e, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst
unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein
meines Gottes ist." So der Knecht Gottes dort; so heute noch
Zweifel, der wie ein Nachtfrost tausend Blüten der Mission zerstört.
schon der Widerspruch verstummte und das Werk als „eine Sache
Herrn" erkannt war; wenn die „Kleinstädterei" in der Stadt Gottes
roßen, weltumfassenden Zielen seines Reiches Raum gegeben, hinkt
der Kleinmut mit der Frage nach: aber was ist das unter so viele?
arme wenig Jordanwasser, wirds nicht im toten Meer der Heidenwelt
s, nutzlos verschwinden? Und Gottes Stimme muß das verzagte
aufrichten: „Du bist mein Knecht, durch welchen ich will gepriesen
n!" fahr' auf die Höhe, —

II.

der Tiefe in die Höhe der Verheißung!
Wohl, aus der Tiefe. „So spricht der Herr zu der verachteten
e, zu dem Volke, des man Greuel hat"; — woher die Ver-
g? der Greuel woher? daß diese Heidenwelt, die dürstende nach
e und Wahrheit, sich gegen den Liebespfeil des Evangeliums dennoch
nzert? Laßt sie von jenseits des Wassers kommen und sagen, was
sehn: in allen Zonen der Erde, wo jemals Christen ihren Fuß
ten, das Land voll von den Leichen erschlagener Heiden; von Morgen
Abend, von Mitternacht und Mittag ein Schrei der Rache wider dies
echt! Geschichte voll Flammen, Blut und Thränen: seit jenen Tagen,
Mexiko statt seiner goldenen Ketten die eisernen empfing; der rote
für seine Prairien das Feuer des Branntweins eingetauscht; der
statt seiner Ochsenherden die Jagd auf Menschen, der Neger für
tsschweiß und Abschiedsthränen die Peitsche, — Tod und abermals
in tausend Gestalten den Tod! Heißt das, die Furchen ziehen für
vangeliums goldne Saat? oder kann eine geleckte Kultur die stummen
l bedecken, die den weißen Mann verklagen? Brüder! ehe noch der
Missionsgedanke mich erfüllte, ehe die größere „Blutschuld" mich
nt, daß wir den Heiden das Blut schuldig sind, das am Kreuz
e geworben, erfaßte der Gedanke meine Seele: die ungeheure Sühne,
eses Nachtstück fordert, als wärs auf jeder Heidenstirn zu lesen, —
le mir, was du mir schuldig bist!"
De profundis, „aus der Tiefe" rufe ich, Herr, zu dir. Oder steht
n deutschen Konto nichts davon gebucht? Zwar wir hatten keine
n, keine Kolonien, und diese Ohnmacht kam uns in Einem doch zu

gut: nicht Todessaaten, wie von andern ausgestreut, zeugen wider uns; keine Nationalschuld mit blutgen Lettern angeschrieben, wie in Spaniens, in Englands, in Hollands Büchern. Aber der wäre blind, der darum unter uns den Pharisäer spielte: „ich danke Dir, Gott!“ Der deutsche Name jenseits der Meere hat keinen besseren Klang. Verschießt doch der Regen nicht also bald, wie unser Volk in der Fremde seines Gottes vergißt, die Zucht der Heimat — die etwa noch vorhandene — abschüttelt, und die Seile des Glaubens und der Sitte von sich wirft. Zöllnerbeichte, ihr Brüder, wo immer ein Missionstag uns versammelt, — Zöllnerbeichte, nicht Pharisäerruhm! „Zion hebt am Elend an“; aus der Tiefe geht der Weg zur Höhe, der Weg der Überwinder; wenn aber Petrus erst auf seinen Knieen lag: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch“, so ist das große, selige „Von nun an“ ihm verheißen: *„von nun an wirst du Menschen fangen!“*

In die Höhe! denn auch das Bußwort des Propheten wird zu einem königlichen Siegel: zuletzt ist *sie* es, „die verachtete Seele“, und die im Schmuck der Thränen doch schön; „das Volk, des man Greuel hat“, und das doch in Gnaden; „der Knecht, der unter den Tyrannen lebt“, und der doch frei geworden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, — die arme, schwache, tausendfach gebundene, im großen Strom der Welt verschwindende Missionsgemeinde, *sie* ists, der die Verheißung gilt: *„Könige sollen es sehen und aufstehn, und Fürsten sollen anbeten um des Herrn willen, der da treu ist, um des Heiligen willen in Israel, der dich erwählt hat“.* Freunde, nur nicht der Schmach verdrossen, der seligen Schmach Christi, die unsre Ehre und unsre Stärke ist! — Vor unsern Augen vollzieht sich heut ein wunderbares Nachspiel von dem, was Paulus, der Schiffbrüchige um Jesu willen, auf Malta einst erfahren: sie sahen aus dem Reisig die Otter an seine Hand sich heften, und riefen: „siehe, ein *Mörder*, den die Rache nicht leben läßt, ob er gleich dem Meer entgangen ist!“ als aber der große Heidenbote das Tier ins Feuer schleudert und ihm nichts Übles widerfährt, noch seine Hand vom Gift anschwellen will, da huldigen sie und beten an: *„es ist ein Gott.“* In Einer Stunde ein Missethäter, und nun ein Gott: wie schnell der Spruch der Welt gewechselt! Wenn auch *so* schnell nicht und nicht so grell, etwas davon will heut sich wiederholen. Die Mission, die eben noch ihr Werk von Schlangen des Spotts und Hohns begeifern sah; sie, die dem Unglauben, wenn nicht „ein Greuel“, so doch ein Ärgernis und eine Thorheit war, wie das Kreuz selbst, — nun plötzlich ernst genommen; „die Verachtete“ zu Ehren gekommen, und wärs auch nur um des lebendigen Schlüssels willen, der in ihren Händen: des Schlüssels der Sprachen; „Fürsten“ im Reich des Geistes „erheben sich und stehen auf vor ihr“; Politiker beginnen mit ihr zu rechnen; Staatsmänner, Rats bei ihr zu holen; Zeitungen sogar bekümmern sich um sie, — vielleicht, daß es noch einmal zum guten Ton gehört, auch *etwas für sie zu thun*: soll darauf ihre Hoffnung stehen? auf dem Rohrstab Ägypten? Schon droht etwas von der Gefahr, daß sie gesellschaftsfähig wird. Und lieber doch die Verachtete, als daß sie Fleisch hielte für ihren Arm! besser:

still und klein, als daß ihr Salz dumm würde. Ists doch zuletzt nur Einer, der sie trägt; aber der Eine ist stark und treu. Seine Treue ihr Trost, sein Gnadenwille ihre Kraft; der Anker ihrer Hoffnung: Seine ewige Verheißung, — da, da ist festes Land, alles andere ist Meer. Aus der Tiefe in die Höhe!

„Könige sollens sehen und aufstehn", — ja! und die Missionsgemeinde sieht noch Größeres im Glauben: sieht nicht bloß ihre Seile sich dehnen und ihre Teppiche sich weiten; nicht bloß die Beuten nach tausenden gezählt, statt einst nach hunderten; und Nationalkirchen organisiert, wo sonst nur kleine Herden sich gesammelt; sondern sie weiß, daß auch ihr Unterliegen Siegen heißt. Wir werden morgen an jenen Wunderweg gedenken, wie aus dem Blut Borneos und seiner Märtyrer einst Sumatra das Leben nahm, — ein kleines Einzelbild nur, und doch, um drüber anzubeten! Auch meine Predigt klinge darin aus. Der Anfang der Boten war schwer, auch dort wie überall. Die Heiden sagten: „wir werden euch den Hals abschneiden, wenn ihr nicht geht"; und die Antwort: „das könnt ihr thun, — wenn Gott es zuläßt, denn er hat auch die Haare auf unserm Haupt gezählt." Abermal eine Drohung, nun schon im Gleichnis verhüllt: „wenn jemand ein Reiskorn auf die Straße wirft, werden nicht die Hühner kommen und es aufpicken?" „Ja", sagt der Bote, „das werden sie thun; aber wenn der Mann, der das Reiskorn hinwarf, die Hühner wegjagt, so werden sie es lassen." Zuletzt zog man mildere Saiten auf: „im Ernst, wann werdet ihr wieder nach Hause gehen?" und darauf kurz und bündig: „wir sind hier zu Hause und werden niemals wieder von euch gehn, — niemals!" Endlich, als auch Gift und Dolch vergebens; als man des Nachts die Pfähle durchgesägt, auf denen ihre Hütte stand, und der Engel des Herrn den Schlummernden das Kissen unterlegte; als schon das Messer gewetzt war, und Gottes Hände noch immer winkten: „tastet mir meine Gesalbten nicht an, thut meinen Propheten kein Leid!" — endlich ging unter den Battas die Rede: „die weißen Boten sind Götter, sie sterben nicht!" (merkt ihr etwas von Malta?) und die andre Rede, nicht minder charakteristisch: „wenn wir Musik machen, kommen die bösen Geister; aber wenn Ihr singt, so fliehen sie!" Nach den Gedanken des Leides ein Staunen erst, und dann ein Fragen; ein Fragen, und dann ein Anklopfen; zuletzt gebeugte Kniee und gefaltete Hände; Kinder wie Tau aus der Morgenröte ihm geboren; auch ihre Fürsten sehen es und stehen auf: Obadja, Cornelius, Jona dem Glauben gehorsam, — wer nennt ihre Namen, die neuen! Die Tochter Batta, vor andern einst ein Greuel, nun eine Braut des Herrn, wie arm auch und wie schwach und strauchelnd, dennoch in seinen Augen schön, — o wärs nur diese eine Beute, unter den hunderten die eine nur: Ihr edlen Knechte da draußen, ihr brachtet eure Kraft nicht unnütz zu! gesegnet eure Thränen, eure Opfer, die Treue bis in den Tod: aus der Tiefe in die Höhe!

Und wir? und wir? ob unsre Liebe sie begleitete und für sie flehte? ob wir geopfert, wie Maria: gethan, was wir konnten? ob auch nur unser Interesse dem großen Werk gehörte: ob eine Missionsgemeinde,

die in den Missionsblättern, und dadurch in der Heidenwelt „zu Hause ist"? ob vielleicht hier ein Jüngling, dem's über dem Missionsbrief durchs Herz gegangen: „ich möchte ein Licht der Heiden sein, ihr Heil bis an der Welt Ende"? Herr Jesu, frage Du! frag jeden unter uns im Kämmerlein! so will ich gerne schweigen, — schweigen und glauben, daß diese Stunde nicht vergeblich war in dir. Amen.

Ein Land ohne das Evangelium.[1])

Zu Anfang des vorigen Sommers erschien eine Gesandtschaft von Marokko mit reichen Geschenken vor dem Kaiser in Berlin und wurde mit kaiserlicher Pracht empfangen. Die Geschenke wurden glänzend erwiedert; die Fremden betrachteten sich die Kaiserstadt und zogen dann wieder in ihre Heimat. Vorübergehend hat das Ereignis wohl manche Neugierde erregt, bald aber war es in dem Strudel viel bedeutsamerer politischer Ereignisse vergessen. Es ist uns ja so fremd, dieses Land und Volk von Marokko, wir haben so wenig, um nicht zu sagen gar keine Beziehungen zu demselben und unsere Missionare müssen daran vorüberziehen; wir haben weder Leute noch Geld dafür. Bis vor kurzem geschah auch von England und Frankreich, die den Handel des Landes in Händen haben, nichts für dasselbe. Erst vor wenigen Jahren hat England, rühmlich vor anderen europäischen Ländern durch seinen Missionseifer ausgezeichnet, auch dieses Land in Angriff genommen. Sollten wir nicht auch für diese Mission ein teilnehmendes Interesse haben? Ist es doch dasselbe Volk der Mauren in Marokko, das einstmals in Spanien eine so herrliche

---

[1]) Dieser Artikel ist im wesentlichen Übersetzung aus einer in ihm angegebenen Schrift der Frau Guinneß, der Gattin des rührigen und in englischen und amerikanischen Kreisen sehr bekannten Herrn Guinneß, des Begründers des East London Institute for home and foreign missions, der später an die amerik. Baptisten übergegangenen Livingstone Inland M. und neuerlichst der Balolomission am oberen Kongo. Die Guinneßschen Eheleute sind eifrige Förderer der sog. Glaubensmissionen bzw. des nichtgesellschaftlichen individuellen Missionsbetriebs, in dem wir, wie unsere Leser wissen, nicht gerade ein Zeichen der Gesundheit des englischen und amerikanischen Missionslebens zu erblicken vermögen. Wir können nur sagen: leider ist diese individualistische Missionsrichtung im Wachsen, aber unter der geduldigen Oberleitung des weisen Gottes wird sie ja nach allerlei schmerzlichen Erfahrungen auch ihre Frucht wirken. Unterdes muß man sich jedenfalls ein wenig mit ihr bekannt machen und der vorstehende Artikel soll dazu einige Gelegenheit bieten. Frau Guinneß ist eine fruchtbare Schriftstellerin, nur bietet ihre Schriftstellerei auch manche leichte Ware.

Der hier mitgeteilte Artikel führt die Leser jedenfalls auf ein ihnen wenig bekanntes Gebiet. Nur ist weder vollständig noch recht übersichtlich, was die Verfasserin mitteilt. Unter den Kabylen arbeiten auch französische Protestanten und amerikanische (südliche) Baptisten. Im südlichen Marokko (Magador) ist der baptistische „Glaubensmissionar" Baldwin thätig, der mit einigen englischen und eingebornen Gehilfen wöchentlich 24 Versammlungen in arabischer und englischer (!) Sprache hält, von verschiedenen Bekehrungen berichtet und rühmt, daß sie alle nie Mangel gehabt, obgleich sie kein Gehalt beziehen, sondern genau nach Matth. 10 missionieren (Miss. Rev. 1889, 525; vergl. A.-M. Z. 1890, 27). D. H.

Kulturblüte getrieben hat, daß unsere Reisenden noch jetzt die Reste derselben anstaunen. Wie klar aber zeigt auch der Bericht über Marokko, wie ohne das Salz des lebenspendenden Christentums die Kultur eines Volkes bald stille steht, ja, rückwärts schreitend, der größten Barbarei neben sich Raum verstattet. Möchten doch, die den Islam als Geistesmacht neben dem Christentum gelten lassen wollen, aufmerksam derartige Berichte lesen.

Wir entnehmen das Folgende aus Mrs. Guinness „The wide world and our work in it."

Marokko liegt so nahe bei Europa und ist trotzdem eines der wenigst bekannten Reiche der Welt. Wenige Meilen von Gibraltar entfernt, zu Schiff in vier Tagen von London aus erreichbar, ist es doch verhältnismäßig wenig besucht und blieb bis vor kurzem von der Mission vollständig unberücksichtigt.

Wir wollen in Kürze berichten, wie nunmehr versucht wird, diesem dunklen Lande das Licht der Wahrheit nahe zu bringen, zuerst aber uns einiges über die natürliche Beschaffenheit, Regierungsform und Geschichte des Landes ins Gedächtnis rufen.

Das Kaiserreich Marokko ist beträchtlich größer als Frankreich aber bei weitem nicht so bevölkert als dieses. Man schätzt die Zahl seiner Einwohner auf 6—8 Millionen, welche weit zerstreut wohnen und deshalb schwerer zu erreichen sind. Das große Atlas-Gebirge durchschneidet Marokko in verschiedenen Parallelketten in nordöstlicher Richtung. Dieser hohe Wall schützt das Land vor den Glutwinden der südlich davon gelegenen Sahara, dagegen streichen die kühlen Winde vom atlantischen Ocean ungehindert über dasselbe, so daß es sich eines herrlichen Klimas erfreut.

Die Thäler und Ebenen, soweit letztere nicht schon in das Gebiet der Sahara gehören, sind außerordentlich fruchtbar und bringen Weizen, Gerste- Reis, Mais, Zuckerrohr, Datteln, Orangen, Feigen, Baumwolle, Tabak rc. in Fülle hervor, oft sogar ohne eigentlich angebaut zu werden.

Die Bevölkerung des Landes ist aus Europäern, Mauren, Berbern, Arabern, Negern, Juden und Mischlingen dieser Völker bunt zusammengewürfelt. Die Mauren bilden die herrschende Rasse und zählen etwa drei Millionen, ungefähr eben so zahlreich mögen die ursprünglichen Herren des Landes, die Berber, sein. Neger werden aus dem Sudan herbeigeschleppt und öffentlich in den Städten verkauft.

Mit Ausnahme von Europäern und Juden ist die ganze Bevölkerung mohammedanisch. Die wenigen vorhandenen Christen sind Spanier. Die Regierungsform ist vollständig despotisch. Geschriebene Gesetze sind nicht vorhanden, der Wille des Sultans und seiner Beamten entscheidet in allen Fällen. Wie es in den mohammedanischen Ländern meistens zu gehen pflegt, so geht es auch hier, die Beamten suchen durch Erpressungen zu dem Ihren zu kommen und werden hinwiederum von ihren Vorgesetzten geplündert. Man begreift, daß ein solches Volk auf einer niedrigen Kulturstufe steht. Wer gebildet sein will, lernt lesen und prägt sich Stücke aus dem Koran ein; aber die Buchdruckerkunst ist so gut wie unbekannt und von sonstigen Künsten und Wissenschaften weiß man nicht viel im

Lande. Die Mauren verstehen jedoch Seidengewebe und noch einige Artikel vortrefflich herzustellen. In Lederverarbeiten und Färben übertreffen sie sogar alle europäischen Länder, was sie wohl der Anwendung einer Pflanze, die in ihrem Lande wächst, verdanken. Marokko treibt Karawanenhandel nach dem Sudan und nach Mekka; einen eigenen überseeischen Handel besitzt es nicht.

Die Hauptstadt Marokko liegt im Südwesten des Landes am nördlichen Ende einer weiten, fruchtbaren Ebene. Sie ist von einer feinen dreißig Fuß hohen Mauer umgeben, aber schlecht gebaut und hat ungepflasterte, unregelmäßige Straßen. Der Palast des Sultans befindet sich außerhalb der Mauer.

Der interessanteste Teil der Bevölkerung Marokkos sind unstreitig die ursprünglichen Einwohner, nämlich die Berber. Sie bewohnten das Land, ehe es von den Römern erobert wurde, sie überdauerten den Einfall der Vandalen im 5. Jahrhundert, blieben im Lande, als die Araber es im 7. Jahrhundert einnahmen und bewohnen es noch. Die Berber sind semitischer Abkunft und über ganz Nord-Afrika verbreitet, von der Küste des atlantischen Oceans bis nach Tunis und Tripolis. Ihre Wohnsitze haben sie zumeist in den Thälern und an den Abhängen des Atlasgebirges, doch finden sie sich auch in den Ebenen und an den Ufern des mittelländischen Meeres. Im Kaiserreich Marokko übertreffen sie die Araber und Neger um das Dreifache, manche vermuten, sie seien sogar zahlreicher als die Mauren.

Die verschiedenen Stämme der Berber sprechen alle irgend einen Dialekt der Schelluh- (spr. Schlu) Sprache. Diejenigen in Marokko meist den Souze- und den rifianischen Dialekt, die in Algier den kabylischen. Die verschiedenen Dialekte sind natürlich sehr verschieden, da die Stämme über ein so ausgedehntes Gebirgsland verstreut sind, lassen sich aber deutlich als aus einer Wurzel hervorgewachsen erkennen.

Die Berber in Marokko sind ihren arabischen und maurischen Nachbarn durchaus unähnlich, noch mehr aber unterscheiden sie sich von den Negern. Ihre Gesichter sind lang und bleich, die Backenknochen stehen vor und ihre Augen sind nicht so dunkel als diejenigen der Mauren. Vor den anderen Bewohnern des Landes zeichnen sie sich aus durch Intelligenz, Fleiß und Beweglichkeit. Nicht träg und träumerisch narkotischen Genüssen hingegeben wie die Araber sind sie vielmehr geschickte, arbeitsame Ackerbauer, dabei voll neugierigen Interesses und verstehen viel besser dem Reisenden verständige Auskunft zu geben als ihre Nachbarn. Sie bauen sich in den Thälern des Gebirges feste, steinerne Häuser meist mit zwei Stockwerken und flachen Dächern und sind sehr gastfreundlich gegen Fremde. Sie sind ein freiheitsliebendes Volk und haben je und je den Eroberern zu schaffen gemacht.

Wieder und wieder wurde ihr Land von arabischen und türkischen Horden überschwemmt und die Berber mußten vor ihnen in die Berge zurückweichen; aber immer aufs neue stiegen sie herab von ihren Bergfesten und schüttelten das Joch ab, um dann in kurzer Zeit wieder unterworfen zu werden. Endlich befestigte sich die türkische Herrschaft in Tripolis, Fez

Tunis. Algier und Marokko dagegen wurden von unabhängigen [Dy]nastien beherrscht und gingen, obgleich dem Islam ergeben, den Kalifen [ver]loren. Sämtliche Stämme der Berber wurden gezwungen, sich zum [Is]lam zu bekennen, doch kann man nicht behaupten, daß ihnen der Glaube [de]r Eroberer wirklich lieb geworden wäre.

Im 15. und 16. Jahrhundert setzten sich die aus Spanien vertriebenen Mauren in Marokko und Algier fest und fingen an sich durch Seeräuberei an ihren Verfolgern zu rächen. Allmählich wurden sie in Gemeinschaft mit den noch kühneren Piraten von Tunis die Geißel des europäischen Handels, da sie den Schiffen aller Nationen auflauerten und alle gefangenen Christen zu Sklaven machten. Bis zu 20 000 solcher Sklaven sollen auf einmal in ihren Landen gewesen sein. Dieselben wurden mit der größten Grausamkeit behandelt und konnten nur gegen hohes Lösegeld wieder die Freiheit erlangen. In den sieben Jahren von 1674 bis 1681 erbeuteten diese Piraten nicht weniger als 350 europäische Schiffe und schleppten 5—6000 englische Sklaven nach Algier. Sie waren so gefürchtet, daß verschiedene Nationen ihnen Tribut zahlten, um verschont zu bleiben, bis sie zuletzt so reich und übermütig wurden, daß Europa es nicht länger ertragen konnte. Im Jahre 1816 bombardierte Lord Exmouth Algier, befreite über 3000 christliche Sklaven und zwang den Sultan zu einem Vertrag, kraft dessen christliche Sklaven für immer abgeschafft sein sollten. Im Jahre 1830 eroberten die Franzosen Algier und nahmen es in Besitz.

Bis vor wenigen Jahren war nicht ein einziger protestantischer Missionar unter den Berbern und Mauren zu finden vom atlantischen Ocean bis nach Alexandrien in Ägypten.

Erst vor kurzem begann die Kabylenmission in Algier, der Anfang der Mission unter den Berbern.

Von den Verhältnissen in jenen mohammedanischen Ländern mag die folgende Erzählung des Rev. Newman Hall von dem, was er in Tanger sah, eine Vorstellung geben. Derselbe hatte viel von dem elenden Zustand der Gefangenen im Kerker gehört, daß sie nur ein kleines Stück schwarzes Brot ungenügend zum Sattwerden bekämen, und kein Wasser; daß viele im Gefängnis vor Hunger, Durst und Schmutz hinsiechten; daß Beschuldigungen erfunden würden, um Geld zu erpressen; daß diejenigen, welche zahlen könnten, freigegeben würden und die Armen und Freundlosen stürben; daß der Sultan soviel als möglich von seinen Beamten erpresse, diese hinwiederum von ihren Untergebenen und jene von dem Volke, und daß die Gefangenen als Einnahmsquelle, aber nicht als Ausgabe von dem Statthalter betrachtet würden.

Ich beschloß (so berichtet er) selbst zu sehen und ging am Nachmittag hinauf begleitet von einem Mauren und einem anderen Manne mit soviel Brot, als er tragen konnte. Ohne Mühe gelangten wir in die Vorhalle, wo der Kerkermeister wohnt. In der Mauer befindet sich dort ein rundes Loch etwa einen Fuß im Durchmesser: durch dieses blickte ich in eine Art Höhle mit zwei vergitterten Öffnungen im Dach. Hier waren etwa 30 Mann eingesperrt. Durch ein ähnliches Loch sah ich dann in einen Raum, der vielleicht

das Erdgeschoß eines Hauses gewesen sein mag; ein kleiner offener Hof befand sich in der Mitte. Hier waren etwa 60 Mann zusammengepfercht. Einige lagen oder saßen auf dem Steinboden, andere lehnten umher, mehrere hatten die Füße aneinandergekettet. Wenn man bedenkt, daß sie Kleider und Wäsche nicht wechseln, weder sich selbst noch diese waschen können, und daß eine Einrichtung, die man nicht näher zu bezeichnen braucht, nicht vorhanden ist, so wird man begreifen, daß der entsetzliche Geruch nur schwer ermöglichte, solange durch die Öffnung zu blicken, bis das Auge sich an das Dunkel gewöhnt hatte und genau unterscheiden konnte.

Aber wir sahen mehr als genug! Wie abgezehrt und heißhungrig sahen diejenigen nahe der Öffnung aus! wie gierig streckten sich die Hände nach dem Brot! Sie hatten wirklich kein Wasser. Die Gefangenen können es von dem Kerkermeister kaufen oder von ihren Freunden erhalten; wer weder Geld noch Freunde hat, muß sehen, daß er von den anderen ein paar Tropfen abkriegt. Manchmal bekommen sie auch überhaupt keines. Vielleicht war das an diesem Tag der Fall gewesen. In dem oberen Teil der Stadt, wo der Kerker sich befindet, giebt es weder eine Quelle noch eine Cisterne. Wir gingen deshalb auf den Marktplatz hinab, aber die Wasserträger waren schon fort mit ihren Schläuchen. Nach Verlauf einer Stunde fanden wir endlich drei Männer mit Wasserfässern, die für wenige Pfennige bereit waren, den steilen Weg heraufzukommen. Der Gefängniswärter schloß ein kleines Thürchen auf, durch welches die Fässer hineingebracht wurden. Das Glucken des ausströmenden Wassers vermischte sich mit dem dankbaren Murmeln der Gefangenen und dem traurigen Klirren ihrer Ketten. Am nächsten Morgen wurde eine zweite Lieferung Brot hinaufgeschafft und acht Männer trugen ihre Wasserschläuche in den Kerker. Diese Männer begnügten sich mit wenig mehr als einem Penny à Person. Und um eine so kleine Ausgabe zu sparen begeht man eine solche Grausamkeit! Wie freute ich mich, zu sehen, daß einige Männer von dem Wasser sich den seltenen Luxus des Waschens gestatteten! Die Dankbarkeit der armen Geschöpfe für solch eine kleine Gabe schnitt mir ins Herz. Einer sagte zu meinem Führer: „Die Leute bringen uns schon zu essen aber an Wasser denken sie selten.“ Mein Führer erzählte mir, manchmal seien noch zweimal so viel Leute hier und im Sommer sei der Gestank unerträglich. Wenn Kranke unter ihnen sind, werden sie von keinem Doktor besucht, auch erhalten sie keine Medizin oder besondere Nahrung. Sogar wenn Blatternfälle oder Cholera unter ihnen vorkommen, bleiben die Kranken unter den übrigen. Kein Wunder daß viele sterben.

Einer meiner Reisegefährten sah einen Leichnam auf der Straße vorübertragen und fragte, wer es sei. „Aus dem Gefängnis.“ „Was für eine Krankheit?“ „Wahrscheinlich verhungert.“

Mr. Macintosh, der jetzt im Auftrag der Bibelgesellschaft in Marokko arbeitet, schreibt:

„Wer heidnische Versunkenheit sehen will, braucht nicht bis Central-Afrika zu gehen. Er möge nur in eine maurische Stadt kommen oder noch besser auf einen der Landmärkte, die der Reihe nach an verschiedenen Orten an jedem Tag der Woche gehalten werden, z. B. auf den Markt, der vor den Mauern von Tanger alle Donnerstage und Sonntage stattfindet. Hieher strömt die

ländliche Bevölkerung und wie viel leibliches und geistliches Elend und Verkommenheit tritt hier zu Tage! genug um die Nachfolger dessen, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, mit Erbarmen zu erfüllen und zu eifriger Thätigkeit anzuspornen.

Der Mohammedanismus verlangt nicht eine vollständige Verneuerung des Herzens und Lebens durch den heiligen, allmächtig wirkenden Gottesgeist, er begnügt sich mit einer Änderung des Namens und der äußeren Religionsgebräuche, sonst kann alles so ziemlich beim alten bleiben. Wohl behauptet der Islam, die Heiden zu bekehren, doch ersetzte er lediglich den Glauben an viele Götter durch den Glauben an einen Gott, ließ aber heidnische Laster und Aberglauben fast ungehindert und unverändert fortbestehen neben dem Stückchen Wahrheit, das er gebracht hatte. „Also fürchteten sie den Herrn und dieneten auch den Göttern nach eines jeglichen Volkes Weise, von denen sie hergebracht waren.“ (2 Kön. 17, 33.)

Was giebt es nun auf den ebengenannten Märkten zu sehen? Da sind zuerst die „Schlangenbeschwörer“, welche die Haufen armer mit Schmutz und Lumpen bedeckten Mauren, die sie umgeben, mit ihren gemeinen, widrigen Künsten entzücken; dort die dämonisch aussehenden Zauberer; fast ebenso zahlreiche Haufen sind in Bewunderung versunken beim Anblick ihrer Betrügereien. Hier wieder die Geschichten-Erzähler inmitten ihrer Zuhörer, die nicht müde werden, ihren verworfenen Lügengeschichten Beifall zu spenden. Die Religion des Landes läßt diese gemeinen Volksbetrüger ruhig gewähren. Ja du kannst noch Verabscheuungswürdigeres sehen als diese Marktscenen, nicht an den Markttagen sondern an besonderen Festtagen und dieses wird sogar als religiöse Übung betrachtet. Ich meine die Prozessionen zu Ehren des Geburts- und Todestages oder der Thaten irgend eines ihrer famosen, sogenannten Heiligen, deren Anspruch auf Heiligkeit oft allein in ihrer Verworfenheit und Grausamkeit begründet ist.

Zu diesen Prozessionen sammeln sich Teilnehmer aus verschiedenen Gegenden des Landes. Viele stellen sich toll für den Tag, während andere seit Jahren wirklich rasende Wahnsinnige gewesen sind. Oft hält die Prozession still und es bildet sich mitten auf dem Wege ein Kreis von 30—40 Mann, der die halbnackten Tollen in sich schließt und nun werfen sie die Köpfe vor- und rückwärts mit unglaublicher Schnelle und Heftigkeit, daß man sich nur wundert, daß sie nicht die Hälse brechen. Dabei hängen ihnen die langen Haare aufgelöst herab, der Mund schäumt und stößt grunzende Laute aus. Diese widerliche, sinnlose Bewegung setzen sie fort, bis die Menge des Zuschauens müde ist; dann gehen sie vielleicht 100 Meter weiter und thun genau dasselbe aufs neue und so geht es fort den größten Teil des Tages.

Fast möchte es scheinen, als hätten die langen Jahre, da die Mauren oder das Volk von Marokko als Seeräuber und Sklavenjäger die Plage Europas waren, bis soweit herauf in die Neuzeit den Europäern ein solches Gefühl des Abscheus gegen jenes Land und Volk eingeflößt, daß sie sich, als das Land aufhörte der Schrecken Europas zu sein, auch vollständig von demselben zurückzogen und lange Zeit nichts mehr von ihm hören und sehen wollten. So waren die Einwohner von Marokko buchstäblich als Gefangene in ihrem eigenen Lande eingeschlossen und in Vergessenheit begraben; niemand wünschte,

sie zu befreien oder den unbarmherzigen Seeräuber und Sklavenreich wieder hervorzuholen.

Auf der See durfte er sich nicht mehr blicken lassen, denn alle ihre Schiffe wurden zerstört, und noch heute ist es ihm nicht gestattet, Schiffe zu haben außer einigen Barken, die in den Häfen liegen um gelegentlich Waren von englischen oder französischen Dampfern ans Ufer zu bringen.

In den Dörfern, die ich besuchte, sammelten sich ziemliche Menschenhaufen um mich und hörten aufmerksam zu, während ich von der Bibel zu ihnen redete und Stellen daraus vorlas. In einem Dorfe lieh ich einem intelligenten jungen Mann ein Evangelium, bis ich wiederkommen würde, da lief er schnell und brachte mir eine Schüssel voll frischer Milch."

Neuerdings hat der Verein für die Mission unter den Kabylen und anderen Berberstämmen Nord-Afrikas, zu dem wir auch gehören, im Vertrauen auf Gott auch in diesem verlassenen Lande die Arbeit begonnen. Seit einigen Jahren arbeitete er unter den Kabylen und besitzt je eine Station in Kabylien, Konstantine und Oran. Jetzt hat er auch einen Evangelisten und eine ärztliche Mission in Tanger.

Bei jeder Mission ist es eine erste Notwendigkeit, ein passendes Haus oder Gehöft zu beschaffen, von wo aus die Arbeit beginnen kann. In Kabylien z. B. mußte gebaut werden und das war ein mühsames, kostspieliges Vornehmen.

Glücklicher waren wir in Tanger, wo gerade, als wir ein solches brauchten, ein europäisch gebautes, festes Steinhaus zu verkaufen war. Dasselbe ist nicht weit von Tanger entfernt und doch außerhalb der Mauern, so daß es sich einer gesunden Lage erfreut. Vor etwa sechs Jahren erbaute es ein englischer Beamter in Gibraltar für seine Familie. Verschiedene Umstände veranlaßten den Herrn heimzukehren, er bedurfte des Hauses nicht länger und war bereit, es für die Hälfte der Summe, die es ihn gekostet hatte, abzugeben.

Das Haus steht abgesondert auf eigenem Grunde und liegt südwestlich von Tanger 200 Fuß über dem Meeresspiegel und etwa 15 Minuten vom dem Hafendamm der Bucht. Die Aussicht von demselben ist prachtvoll. Nördlich die Meerenge von Gibraltar, jenseits welcher man die spanische Küste und die Berge bis hinauf zu Kap Trafalgar deutlich sehen kann. Alle Schiffe, die nach dem Mittelmeer gehen oder von dort kommen, passieren unter den Fenstern des Hauses. Westwärts dehnt sich der weite, atlantische Ocean, von welchem die große Hitze stets durch frische Winde gemildert wird. Östlich liegt die Stadt Tanger und weiter die Apis-Berge, eine der Säulen des Herkules; nach Süden und Südosten aber erstreckt sich das große Kaiserreich Marokko.

In geringer Entfernung vom Hause befindet sich ein anderes solides Gebäude, dasselbe enthält auch vier Zimmer, dazu Stallungen für vier Pferde, ein gutes Waschhaus, Backofen und drgl. Außerdem gehört noch ein Geflügelhof zu dem Gehöft und eingefriedigte Höfe nebst einer großen Cisterne, die 100000 Gallonen Regenwasser enthält, welche in dürren Zeiten unschätzbar sein würden. Auch eine Gärtnerwohnung und ein Sommerhaus fehlen nicht. Die Gebäude eignen sich sehr gut zu Missionszwecken. In den Nebengebäuden wurde eine Armenapotheke und eine ärztliche Mission eingerichtet, im Hause selbst können eine oder zwei Missionarsfamilien wohnen, sowie eine Schule und andere Zweige der Missionsarbeit Platz finden.

Dies ist der Sitz der ersten christlichen Mission in Marokko und wir hoffen, daß von hier einmal mancher eingeborne Berbermitarbeiter ausgehen wird, die frohe Botschaft unter den afrikanischen Stämmen in den Thälern des Atlasgebirges zu verkünden. Neun unserer früheren Studenten[1]) arbeiten jetzt unter den Berbern in Nordafrika, fünf in Oran, einer in Kabylia, einer in Constantine und einer nunmehr auch in Marokko nämlich in Tanger.

M. Mercadier, der in der Provinz Oran in Algier arbeitet, ist nunmehr so weit gekommen, daß er sich auf Arabisch verständlich machen kann. Er hat schon länger diese schwere Sprache studiert und freut sich sehr über seinen Erfolg. Er liest den Leuten aus den Evangelien vor; sie hören dies immer gerne und disputieren darüber, aber leider sind ihre Köpfe voll einer Menge thörichter, arabischer Legenden über den Herrn Jesum, welche sich als ein großes Hindernis für die Wahrheit zeigen. Nach solchen Zusammenkünften mit freier Besprechung pflegt M. Mercadier denen, die lesen können, arabische Evangelien zu geben. Er brachte auch vor drei Monaten eine Bibel in den Tolber, d. i. eine arabische Schule, wo der Lehrer und die Schüler sie mit Interesse lesen. Ein großes Ärgernis ist dem dortigen Volke die Lehre von der Vergebung, ihre natürliche Selbstgerechtigkeit weist dieselbe mit Entrüstung zurück.

M. Mercadier hat auch eine Sonntagsschule unter den Europäern in Oran und hält Gottesdienste für dieselben in verschiedenen Teilen dieser Provinz. Er verteilt viele Traktate und findet überall eifrige Abnehmer für die heiligen Schriften.

Unser Bruder Mr. Liley wird allmählich heimisch unter den Berbern in Tlemcen. Er besucht die Cafés, Moscheen, Märkte, benachbarte Dörfer rc. und wird selbst von den verschiedensten Leuten aufgesucht. Einige wollen Arznei von ihm, anderen soll er Briefe schreiben, wieder andere wünschen Bücher und Traktate oder bieten Gegenstände zum Kauf an. Er wird immer bekannter in der Stadt und ihrer Umgebung und wird oft mit der Bezeichnung marabout d. h. Priester begrüßt, aber so nennen die Araber jeden religiösen Arbeiter. Mr. Liley selbst schreibt: „Man scheint mich zu kennen, wo ich hinkomme, und die Araber wissen, warum ich hier bin. Ich verteile Evangelien und Traktate und weiß, daß sie gelesen werden nicht nur von denen, die sie erhalten, sondern diese lesen sie auch anderen vor. Möchten sie dazu beitragen, daß einige dieser Leute gläubig werden!"

Auf welche Weise Mr. Liley Gelegenheit findet, an die verschiedenen Nationalitäten zu kommen, mag der folgende Auszug aus seinem Tagebuche zeigen.

„Ich besuchte ein Haus und fand zwei marabouts, mit denen ich eine Unterredung hatte und jedem ein arabisches Evangelium gab. Dann ging ich in eine maurische Badeanstalt und verteilte im Kühlzimmer Traktate. Hierauf besuchte ich einige Araber in ihren Läden und hielt mich noch ein wenig bei ein paar Juden auf. Am Nachmittag kam ein Jude zu mir und bat mich, ihm eine hebräische Bibel zu geben. Wir redeten eine Zeitlang miteinander, aber er verstand nur wenig Französisch. Ich bezeichnete ihm das 53. Kapitel Jesaia und empfahl ihm, dasselbe sorgfältig zu studieren und mit dem Leben des Herrn zu vergleichen.

[1]) Zöglinge des East London Institute for Home and Foreign Missions.

Beiblatt

…einen Missions-Zeitschrift.

Juli. 1890.

Nach dem fernen Westen Chinas.[1])

Auf dem Yang-tze-Fluß. 18. April 1888.

Da die Kirchliche Missionsgesellschaft es mir freundlich gestattet hat, eine Reise in das Innere von China zu unternehmen, und mich umzusehen, ob sich dort ein Arbeitsfeld für sie finde, so ist es vielleicht interessant, etwas von meiner Reise zu hören.

Am Sonnabend den 24. März (1888) begann in Shanghai kaum der Morgen zu tagen, als der Kapitän des Schiffes, auf welchem meine Frau und Kinder nach England fahren sollten, mir Nachricht gab, daß die Anker gelichtet seien. So wahr es Zeit, Lebewohl zu sagen. Als ich das Schiff, welches meine Geliebten so weit weg entführen sollte, verlassen hatte, schiffte ich mich in der Nacht zum Montag auf einem Dampfer ein, welcher auch mich weit weg entführen sollte, freilich in entgegengesetzter Richtung, den großen Yang-tze-Strom hinauf, in das Herz von China hinein. Jetzt wurde ich es zum erstenmale inne, was es heißt, in diesem weiten Reiche allein sein. Doch wie viele sind von Anfang an allein hier gewesen, ohne die lieben Freunde, wie sie der Herr mir gegeben hatte! Allein? —, „Nein, nimmer; nein, nimmer allein! Denn er hat versprochen, mich nimmer zu lassen; Nein, nimmer allein!"

Ich war sehr froh, Arthur Polhill-Turner und Albert Phelps von der China-Inland-Mission zu Begleitern zu haben, welche gerade, um von dem Bischof Moule ordiniert zu werden, in Ningpo gewesen waren und nun zu ihrer Arbeit im fernen Westen zurückkehrten. Durch ihre freundliche Hilfe und die des Mr. Stevenson und anderer Glieder ihrer Mission ist mir meine Reise zu einer sehr behaglichen und angenehmen gemacht worden. Später erfuhr ich, daß es meinen Freunden ein wenig bange gewesen war, wie sie ihren civilisierten Bruder von der Küste ernähren sollten, aber als sie sahen, daß ich stets drei Schüsseln Reis verzehrte, wenn sie zwei aßen, wich ihre Angst einem Gefühl von Neid.

Bevor ich mich einschiffte, hatte ich meine europäische Kleidung und Bart gegen einheimische Kleidung und Zopf vertauscht. Die erste kleine Erfahrung, welche ich infolge dieses Anzuges machte, darf ich wohl der Erwähnung wert halten. Auf meinem Wege zum Dampfer nahm der „jinrick-scha" (Sänftenträger) statt in voller Eile davonzulaufen, wie es gewöhnlich ist, wenn ein Fremder die Sänfte besteigt, einen behaglichen

[1]) Übersetzung des Reiseberichts von Missionar Horsburgh im Church Miss. Int. 1889, 81: To the Far West of China. In England ist dieser Reisebericht mit wahrem Enthusiasmus gelesen worden; und auch der deutsche Leser wird ihn nicht bloß interessant sondern auch instruktiv finden.

Heute besuchte ich Ousidan, das ganz von Arabern bewohnt ist, einer der schönsten Orte, die ich je gesehen. Die Hecken und Blumen sahen so frisch aus nach dem Regen, und Veilchenduft füllte die Lüfte. Pomeranzen und Citronen hingen in schweren Trauben an den Bäumen und die Mandeln standen in voller Blüte. Die Schönheit der Natur bildete einen auffallenden Kontrast zu dem Volke. Ich kam an Gruppen von Männern vorüber, sie kauerten achtlos in der Sonne und schlürften ihren Kaffee. An einer sehr kleinen Moschee hielt ich an und fragte nach dem Priester. Ich fand ihn unter 18 Knaben sitzend, welche, so laut sie konnten, Stücke aus dem Koran brüllten. Er kam mit all seinen Schülern heraus und las laut aus dem Evangelium St. Johannis, das ich ihm gab. Die Knaben hörten entzückt zu und verschiedene Araber, die vorübergingen, blieben stehen und horchten. Als ich von meinem Pferd niederblickte auf diese Männer und Knaben, die dem Gotteswort zuhörten, erhob ich mein Herz in stillem Gebet zu Gott und bat, daß er sein Wort an ihren Seelen segnen möge."

Die Wochenmärkte werden von vielen Arabern besucht, die mit ihren Kamelen und Eseln oft weit her kommen. Auf Reisen kann man häufig die Zeltlager dieser Leute sehen. Diese sogenannten Araber sind aber eigentlich Berber. Sie sind erstaunlich unwissend, nur wenige unter ihnen können lesen, aber sie sind sehr willig zu hören. Vor den Thoren der Stadt finden sich oft viele Zelte und dürftige Hütten von Rifian-Berbern. Viele von diesen sind sehr arm und kommen, um in der Stadt Beschäftigung zu finden, sind aber oft bei ihrer Ankunft schon ganz erschöpft und ausgemergelt. Mr. Liley schreibt: „Von diesen Quartieren habe ich oft Tote wegtragen sehen, Hunger und Entbehrungen hatten ihr Werk gethan, tot an Leib und Seele aus Mangel an leiblichem und geistlichem Brote."

M. Cuendet schreibt, daß sie am Neujahrstag die Bewohner des Dorfes Djemma Saridge, wo seine Station liegt, einluden, 150 kamen. Sie wurden mit Brot und Kaffee bewirtet und ihnen von dem Heiland erzählt. Mrs. Lamb spielte Choräle auf dem Harmonium und einige von den Leuten wurden im Hause umhergeführt. Die Frauen bezeugten ihr Erstaunen, indem sie die Hände zu den Köpfen erhoben, da sie in Gegenwart ihrer Männer nicht viel zu sprechen wagten. Zuletzt zeigte man ihnen noch eine Laterna magica und sie schieden sehr vergnügt. Möchte doch bald in ihnen das Bedürfnis nach einem Heiland erwachen! Mr. Cuendet berichtet weiter:

Bis heute haben Mr. Lamb und ich zusammen Kabylisch studiert und mit Hilfe eines jungen Kabylen, für den man Erblindung fürchtet, Teile der heiligen Schrift übersetzt. Er kam jeden zweiten Tag für zwei Stunden oder länger zu uns. Diesen Morgen mußten wir ihn mit schwerem Herzen für eine Zeit lang fortschicken, weil unsere Mittel nicht gestatten, für diesen Zweck etwas auszugeben. Das war sehr schade, denn das Wort Gottes machte ihm einen großen Eindruck und er war mit ganzer Aufmerksamkeit bei der Arbeit.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1890.

Nach dem fernen Westen Chinas.[1])

Auf dem Yang-tze-Fluß. 18. April 1888.

Da die Kirchliche Missionsgesellschaft es mir freundlich gestattet hat, eine Reise in das Innere von China zu unternehmen, und mich umzusehen, ob sich dort ein Arbeitsfeld für sie finde, so ist es vielleicht interessant, etwas von meiner Reise zu hören.

Am Sonnabend den 24. März (1888) begann in Shanghai kaum der Morgen zu tagen, als der Kapitän des Schiffes, auf welchem meine Frau und Kinder nach England fahren sollten, mir Nachricht gab, daß die Anker gelichtet seien. So wahr es Zeit, Lebewohl zu sagen. Als ich das Schiff, welches meine Geliebten so weit weg entführen sollte, verlassen hatte, schiffte ich mich in der Nacht zum Montag auf einem Dampfer ein, welcher auch mich weit weg entführen sollte, freilich in entgegengesetzter Richtung, den großen Yang-tze-Strom hinauf, in das Herz von China hinein. Jetzt wurde ich es zum erstenmale inne, was es heißt, in diesem weiten Reiche allein sein. Doch wie viele sind von Anfang an allein hier gewesen, ohne die lieben Freunde, wie sie der Herr mir gegeben hatte! Allein? —, „Nein, nimmer; nein, nimmer allein! Denn er hat versprochen, mich nimmer zu lassen; Nein, nimmer allein!"

Ich war sehr froh, Arthur Polhill-Turner und Albert Phelps von der China-Inland-Mission zu Begleitern zu haben, welche gerade, um von dem Bischof Moule ordiniert zu werden, in Ningpo gewesen waren und nun zu ihrer Arbeit im fernen Westen zurückkehrten. Durch ihre freundliche Hilfe und die des Mr. Stevenson und anderer Glieder ihrer Mission ist mir meine Reise zu einer sehr behaglichen und angenehmen gemacht worden. Später erfuhr ich, daß es meinen Freunden ein wenig bange gewesen war, wie sie ihren civilisierten Bruder von der Küste ernähren sollten, aber als sie sahen, daß ich stets drei Schüsseln Reis verzehrte, wenn sie zwei aßen, wich ihre Angst einem Gefühl von Neid.

Bevor ich mich einschiffte, hatte ich meine europäische Kleidung und Bart gegen einheimische Kleidung und Zopf vertauscht. Die erste kleine Erfahrung, welche ich infolge dieses Anzuges machte, darf ich wohl der Erwähnung wert halten. Auf meinem Wege zum Dampfer nahm der „jinrick-scha" (Sänftenträger) statt in voller Eile davonzulaufen, wie es gewöhnlich ist, wenn ein Fremder die Sänfte besteigt, einen behaglichen

[1]) Übersetzung des Reiseberichts von Missionar Horsburgh im Church Miss. Int. 1889, 81: To the Far West of China. In England ist dieser Reisebericht mit wahrem Enthusiasmus gelesen worden; und auch der deutsche Leser wird ihn nicht bloß interessant sondern auch instruktiv finden.

langsamen Schritt an, auch unterhielt er sich ganz gemütlich mit einem Manne, der denselben Weg ging. Ich war ganz erstaunt; aber plötzlich ging mir ein Licht auf: „Ja, ich bin in chinesischer Kleidung, darum behandelt mich der Mann wie einen Chinesen!“ Es war etwas demütigend, besonders, wenn ich daran dachte, wie schnell mein Mann vor einigen Stunden, als ich fremdländische Kleidung trug, gelaufen war. Aber war denn nicht dies grade das, was ich wollte: den Eingebornen so ähnlich sein, wie möglich? So, anstatt den Mann entrüstet anzutreiben, lehnte ich mich still zurück, um über meine neuen Erfahrungen nachzudenken.

Am Bord des Dampfers war ich von Herzen froh, daß ich nun gewissermaßen ein Chinese unter den Chinesen war, kein Fremder, der getrennt von den Chinesen in den Kabinen der Fremden hauste.

Die Kostenersparnis war auch bedeutend; denn wir hatten von Shanghai bis I-chang (1000 engl. Meilen) jeder nur 68 M. zu zahlen, während das Fahrgeld für Fremde, sogar bei dem ermäßigten Preise für Missionare, 280 M. beträgt. Wir hatten behagliche eigene Kabinen und erhielten täglich zwei Mahlzeiten, welche wir mit unseren Privatvorräten ergänzten. Der erste Offizier, ein gutherziger, kürzlich bekehrter Schwede, erzeigte uns viele Gastlichkeit. Die Gelegenheit zum Reden war uneingeschränkt; Hindernisse waren nur die vielen Dialekte und mein Zurücksein in der Sprache.

Wir kamen in Hankow Karfreitag Morgen an (600 Meilen); hier mußten wir bis Montag Abend auf einen kleineren Dampfer warten, der uns nach I-chang bringen sollte.

Ich erwartete wohl, daß die Missionare in Hankow uns ein wenig Freundlichkeit erzeigen würden; aber der warme brüderliche Willkommen, mit dem sie uns empfingen, überraschte mich und gab mir eine Lehre. Ich sehe es als ein Privilegium an, daß es mir gestattet war, etwas von den Erfahrungen der Herren Griffith John, Arnold Foster (Missionare der Londoner Missionsgesellschaft) und anderer einzuheimsen und etwas von dem Werk zu sehen, welches Gott durch sie wirkt. Mein großer Wunsch, Mr. David Hill, von der Wesleyanischen Mission zu sehen, sollte nicht erfüllt werden. Er war abwesend auf einer Außenstation.

Obwohl I-chang nur 400 Meilen von Hankow entfernt ist, so erreichten wir es doch erst Freitag Abend, denn die Strömung ist stark und das Wasser an manchen Stellen seicht. Hier in I-chang empfing uns Mr. Gregory, der Konsul, sehr freundlich. Wir blieben über Sonntag bei ihm und hatten die Freude die Missionare der Established Church von Schottland, welche hier allein arbeiten, zu sehen. Am Montag den 9. April fuhren wir weiter, wieder auf dem Yang-tze, doch jetzt mußten wir uns mit einem Native-Boot begnügen, da es Mr. Archibald Little noch nicht gelungen ist, seinen Dampfer weiter als bis I-chang zu bringen.

Wir wollen nach Wun Hsien, einer bedeutenden Stadt im östlichen Sz-chuen, ungefähr 200 Meilen entfernt. Wenn alles gut geht, wird die Fahrt zehn bis zwanzig Tage dauern. Wir sind mit dem Diener unserer vier und, da wir es zur Bedingung machten, die einzigen Passagiere zu

bleiben, war das Fahrgeld hoch, 12½ M. für jeden; doch ist unser Reis, zwei Mahlzeiten täglich, was die orthodoxe Zahl auf diesem Flusse zu sein scheint, mit einbegriffen. Wir sind unorthodox und fügen aus unsern Privatvorräten, die wir von Zeit zu Zeit zu ergänzen trachten, eine dritte, ja zuweilen eine vierte hinzu. Das Boot ist sehr behaglich. Unser Bettzeug breiten wir auf Bänke, welche sich an den Längsseiten des Bootes befinden; darauf schlafen wir nachts und sitzen am Tage; der Diener, Phelps und ich auf der einen Seite, Arthur Turner und der Kapitän oder Hauptbootsmann auf der andern, zwischen ihnen ein leerer Raum für unsere Vorratskörbe u. s. w. Ein schmaler Weg nimmt die Mitte ein. Eine Kiste voll Traktate dient uns als Tisch. Die Bootsleute, ungefähr ein Dutzend, schlafen an den Enden des Boots unter einem Dach von Matten. Bei Tage werden diese Matten über das Hauptdach zurückgeschlagen, so daß das Licht Zugang hat. Fenster sind nicht vorhanden. Wenn es regnet, werden die Matten vorgezogen, um den Bootsleuten und der Ladung Schutz zu gewähren. Dann sitzen wir im Finstern. Um so froher sind wir alle, wenn das Wetter schön ist.

Ich sagte, wir wären die einzigen Passagiere. Das dachten wir. Aber bald fanden wir, daß es nicht so war. Eine bunte Mannigfaltigkeit von Passagieren haben ihre Wohnung bei uns im Boote aufgeschlagen; und obgleich wir sie nicht brauchen und obgleich sie kein Fahrgeld bezahlen, so wollen sie sich doch nicht verjagen lassen. Ratten, Spinnen, Kellerasseln, Grillen — gegen diese haben wir natürlich nichts. Moskitos haben zum Glück ihren Sommerfeldzug kaum begonnen und andere unwillkommene Gäste ruhen noch. Aber andere sind fortwährend thätig und kräftig; zu ihnen gehört leider ein Insekt, dessen Name sich im Englischen sehr unpassenderweise auf das Wörtchen „nice“ reimt. Diese Geschöpfe, verabscheut und unbekannt in den anständigen Kreisen der Heimat, sind in China, wie das Gold zur Zeit Salomos — für nichts geachtet. Wir haben kein Mittel uns von ihnen zu befreien, obgleich (zu ihrer Ehre muß man das anerkennen), wenn in dem Augenblick, wo sie stechen wollen, gefangen, sie so anständig sind, still zu stehen, den Kopf niederzubeugen, als seien sie ihrer Schuld bewußt, und so ihre Hinrichtung zu erwarten.

Auf dem ganzen Wege von Shanghai bis kurz vor I-chang ist die Gegend uninteressant, flach und langweilig; am Flusse selbst ist nur seine Größe und sein Schlamm bemerkenswert. Da der Dampfer dicht am Ufer hinfuhr, und das Wasser niedrig stand, konnte man sich einbilden (ich bitte den Fluß um Verzeihung), man wäre in einer breiten schlammigen Gosse; doch wenn man sich im Boote aufrichtete und die breite Wasserfläche zwischen sich und dem andern Ufer sah, verschwand ein solcher Gedanke alsbald. Aber jetzt hat sich Alles geändert. Wir sind bei den Durchbrüchen und Stromschnellen, wundervoll in ihrer Herrlichkeit; das Plätschern der Ruder und der geheimnisvoll melodische Klang der Stimmen der Bootsleute, welche wider die Strömung ankämpfen, erhöht die zauberhafte Wildheit der Scenerie.

Der Schönheitsbegriff der Chinesen ist etwas prosaisch. Hier ein Beispiel. Einst waren, bei einer Reise auf dem Han River Arthur Pol-

hill-Turner und seine Freunde in Bewunderung versunken über di
artigkeit der Scenerie, welche sie umgab. Ein dabei stehender
war darüber augenscheinlich verblüfft. Was konnten sie denn
wundernd ansehen? Da erblickte sein Auge ein elendes Kohlfe
Rätsel war gelöst. Eben so erregt wie sie alle, rief er jetzt begei
„Ja, was für Kohlköpfe! was für schöne Kohlköpfe!"[1]) Gesan
und Bibellesen nehmen einen Teil jedes Tages ein. Sonntag
wir Morgen- und Abendgottesdienst. Mr. Handley Moule pr
durch ein kleines Buch: „Über das geistliche Leben." So w
nicht vernachlässigt. Die traurige, traurige Sache ist dies ver
Volk — das Volk in den Ortschaften, welche wir berühren, in d
Booten und in unserm eigenen Boote. Sie haben keinen Teil
Sie hören uns singen, sie sehen uns beten, sie sehen sich das m
etwas, was sie gar nichts angeht. Und Jesus starb doch auch fü
Mahl ist für sie so gut bereitet, als für uns; und obwohl si
nicht wissen, so haben sie es ebenso nötig als wir. Wir gehe
und wir lassen sie allein in ihrer langen Nacht. Spricht das zu k
noch zu Hause ist?

Die Stromschnellen liegen vor uns; einige haben wir scho
Wills Gott, so will ich in meinem nächsten Briefe von unsere
Erlebnissen erzählen.

Kwei-Chow, Sz-chuen, 20. April 1

Die Stromschnellen hinaufzufahren ist nicht sehr angene
Hinunterfahren muß viel lustiger sein. Zwanzig bis hundert
mehr Männer, der Größe des Bootes entsprechend, stehen
Viertelmeile vor uns und ziehen das Boot durch bloße Menschenk
die Strömung aufwärts. Die Taue, welche sie dazu benutzen,
Bambusfasern gemacht. Bei jeder Stromschnelle befinden sich
welche man dingt. Sie wohnen am Ufer des Flusses in H
Schlamm und Stroh. Da man in China gern jedes Ding so
möglich ausführt, mietet man nicht mehr Leute, als absolut n
deshalb kommt es oft vor, daß man zehn Minuten und noch
dem rauschenden Wasser schwebt, ohne scheinbar auch nur einen
wärts zu kommen. Inzwischen hat man das glückliche Bewu
das Knarren und Krachen der Taue unter furchtbarer Ansp
nicht geeignet, beruhigend zu wirken, daß in jedem Augenbli
zerreißen kann und das Boot die Beute des Stromes und
wird, wenn es nicht den zwei oder drei Leuten an Bord (die a
mit am Ufer) gelingt, das Boot zu rechter Zeit in ihre Ge
kommen. Einmal zerriß unser Tau; aber es ging ohne Schad
trieben abwärts, gelangten in das ruhige Wasser und mußten
aufwärts von neuem beginnen. Man sieht zahlreiche Wracks;

---

[1]) Das ist im lieben deutschen Vaterland manchmal ähnlich. Als
Jahren über den herrlichen Königssee fuhr und der größte Teil der
von der majestätischen Schönheit des uns rings umgebenden Bildes
sagte im guten Münchener Dialekt plötzlich einer der Mitfahrenden zu
genossen auf die große Fläche des Sees zeigend: „Du, wenn das Bier

bitte, stellt euch kein englisches Rettungsboot vor) liegen in der Nähe
ährlichen Stellen. Die Stromschnellen waren, wie wir sie sahen,
ht so furchtbar, aber die Hilfsmittel sind so gar erbärmlich; mit
zerbrechlichen Prahms braucht man ja nur einen Felsen zu berühren,
vermeidlich ein Leck zu bekommen. Trotz der vielen Wracks gehen
enleben selten verloren. Eines Nachmittags streiften wir in seichtem
einen Stein; das Wasser strömte herein. Da that es einem
ich gut, die Kaltblütigkeit der Männer zu beobachten. Ohne die
te Verwirrung steuerten sie ans Land, trugen die Ladung an das
schöpften das Wasser aus, und, mit Hilfe von einigen baumwollnen
die sie aus dem Futter ihrer Röcke zogen, etwas braunem Papier,
rohem Reis und einem Brett vom Boden des Bootes machten sie
ran, den Bruch auszubessern. Nach einigen Stunden waren wir
auf dem Wege. Die Bootsleute, des Yang-tze sind eine wild
nde Gesellschaft. Sie sind fast ganz unbekleidet; ja, manche sind
r Arbeit ganz nackt, nicht nur an einsamen Stellen, sondern auch
bten Orten. China ist ein seltsames Land! — so civilisiert und
in mancher Beziehung so ganz ohne Civilisation. Die Bootsleute,
Burschen! obwohl sie wie Wilde aussehen, sind sie doch sehr harmlos.
rbeiten sehr schwer und sind dabei wunderbar geduldig. Es scheint
ganz in der Ordnung zu sein, daß der Oberbootsmann am Steuer-
über ihnen steht, ein gespaltenes Bambusrohr in der Hand, und
mselben, wenn irgend was am Boot oder an seiner Laune nicht in
ng ist, ihre Rücken unbarmherzig bearbeitet. Der Anblick erinnert
an die Fronvögte in Ägypten. Wir hatten Gelegenheit mit einigen
nen zu sprechen, aber es schien mir nicht, als ob sie oder die Be-
r der kleinen Ortschaften am Ufer des Flusses große Lust zum Zu-
hätten. Hier aber, in Kwei-chow, einer bedeutenden Stadt, hatten
te Gelegenheit. Die Leute hörten bereitwilligst auf die wenigen
, welche wir sprachen und kauften gern von den Büchlein. Sie
elten uns auch sehr höflich. Den ganzen Nachmittag hörte ich auch
ein Mal den so bekannten und gebräuchlichen „fremden Teufel".
t meine Erfahrung reicht, ist dies ein Unikum.
Hier genoß ich auch mein erstes Rasieren „auf offner Straße."
nähere Schilderung wird vielleicht einmal eine angenehme Unter-
g sein.
Heute morgen erklomm ich einen Hügel und blickte nieder auf die
— eine heidnische Stadt! Ja, hier liegt, am Schluß des neun-
Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, eine Stadt, — eine
geschäftige Stadt, — voll von gebildeten, gescheiten Menschen,
aber heutigestags genau soviel von dem Einen wahren Gotte
als die Britten zur Zeit Boadiceas; so voll der Erkenntnis Jesu
, ihres Heilandes, als das Papier, auf welchem ich schreibe — genau
Und so müssen wir sie verlassen. Und so, glaube ich, werden
verlassen bleiben: es sei denn, daß ihr in der Heimat etwas
zu sagen habt! Aber warum schreibe ich dies, als ob Kwei-chow
ne Ausnahme bildete? Sie ist doch nur eine von den tausenden

von Städten in der Welt, von denen man mit Wahrheit dasselbe sagen kann. England kann natürlich nicht mehr thun. Es erhält schon buchstäblich) viele Missionare in China (ich denke, es müssen ihrer jetzt zweihundert sein, wenn man auch die Missionarinnen nicht mitzählt, und sie haben ein gutes Recht mitgezählt zu werden). Es ist wahr, England hat tausende von Geistlichen (wie viele tausende sind es wohl? Zwanzigtausend ungefähr in der Staatskirche und dann die vielen in all den andern Denominationen?), und dazu hunderttausende von andern Arbeitern. Es ist ja wahr, daß es in jeder seiner großen Städte hunderte von Geistlichen hat und, wer kann zählen, wie viele hunderte von Arbeitern; dazu Kirche, Kapelle, Missionssaal oder ähnliches in jeder Straße; in jeder kleinen Stadt hat es auch eine hübsche Anzahl von Geistlichen und Arbeitern.

Und, wenn es auch wahr ist, daß, wenn in Chinas großen, dicht bevölkerten Städten nur in jeder ein Geistlicher, ein Jünger Jesu Christi wäre, so würden unsere armen Brüder und Schwestern dort, deren Seelen doch ebenso kostbar sind als unsere, wenigstens Gelegenheit haben zu erfahren, daß es einen Gott giebt, der sie lieb hat. Doch wir müssen die Dinge nüchtern ansehen. Wir müssen bedenken, daß es bei uns in der Heimat auch Heiden giebt und „Charity begins at home". Nein, wenn England doch sieht, daß es unter seinen zwanzig Millionen Christen wirklich noch einige Heiden giebt, so wäre es ja unverantwortlich zu verlangen, daß es für die drei- bis vierhundert Millionen reich begabter Heiden Chinas mehr als einen oder zwei zufällig überflüssige Arbeiter abgeben könnte! Aber ein Jammer ists doch!

Es ist ganz recht, wenn die Diener Gottes die zu gewinnen suchen, welche das Evangelium gehört haben, vielleicht wieder und wieder gehört haben, auf daß sie nicht das Heil Gottes für nichts achten; aber es ist nicht recht, wenn man dies als Entschuldigung benutzt, um deswegen die noch wichtigere Pflicht, allen wenigstens Gelegenheit zum Hören zu bitten, ungethan zu lassen. Mit andern Worten, wenn es dicht bei uns, denn der Dampf hat alle Entfernungen aufgehoben, Massen von Menschen giebt, welche nie ein einziges Wort der Wahrheit vernommen haben, weil sie nie Gelegenheit zum Hören hatten, so mag es doch wohl unrecht und nicht recht für uns sein, unser Geld, unsere Zeit und Kraft damit zu verbrauchen, daß wir denen das Evangelium predigen, welche es schon hundert mal gehört haben. Sollte nicht Gott über die Arbeit manches erfolgreichen und geschäftigen Predigers, der vielleicht zu geschäftig ist, um noch Gottes Leitung zu suchen und ihr dann zu folgen, sprechen: „Was soll mir die Menge eurer Opfer?" „Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich!" „Der Neumonden und Sabbathe, da ihr zusammenkommt und Mühe und Angst habt, deren mag ich nicht." „Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen von euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes." Jes. 1, 11. 13. 15. vgl. Apostelg. 20, 26.

Gott spricht: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur." Mark. 16, 15. Aber seine Diener stehen da, auf einem kleinen Winkel der Erdoberfläche zusammengedrängt, und predigen das

angelium einigen Auserwählten; oft treten sie einander auf die Zehen, beiten manchmal nicht sowohl gegen Satan, als vielmehr gegen einander; rd die eine Kirche voll, so wird dafür eine andere leer; der Erfolg des en Arbeiters ist der Mißerfolg eines andern.

Und währenddem verehren hunderte, tausende, millionen, nein, nderte von Millionen unserer Mitgeschöpfe, aus Mangel an etwas sserem, in Unwissenheit Stöcke und Steine und — fast Niemand regt um zu ihnen zu gehen.

Gottes Befehl: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium er Kreatur!“ — und dazu war es doch unseres Herrn letzter Befehl — chten wir einfach nicht. Und doch erwarten wir von ihm, daß er uns ts dem freundlich ansieht! Wer will diese Dinge bedenken?

Auf unserm Wege von Hankow nach I-chang, 400 Meilen, kamen r an *einer* Missionsstation vorbei, die einzige am Flusse und in seiner ähe. Südlich liegt eine Provinz, welche vier mal so viel Einwohner hlt, als Schottland, und in ihr hat sich noch nicht *ein* Missionar niederlassen. Von I-chang bis Wun Hsien, 200 Meilen, finden wir nicht nen einzigen Missionar; in Wun Hsien selbst auch keinen einzigen Missionar; nirgend findet sich einer, in keiner Richtung, erst in Chung-king, wieder 200 oder mehr Meilen entfernt. So giebt es zwischen Hankow und Chung-king, eine Entfernung, die auf einem Native-Boot eine zweimonatliche Reise erfordert, nur zwei kleine Missionsstationen, nämlich: in Sha-shi und I-chang. Und doch, verglichen mit anderen Teilen Chinas, ist der Yang-tze noch gut besetzt! Was denken unsere Freunde in England davon? Ist euch der Gedanke daran lieb? Regt er euch überhaupt auf? Ich für mein Teil, ich bewundere des Satans wundervolle Diplomatie. Wenn ich einerseits an die große Zahl Christen denke, welche sich, nachdem es ihnen lebendig geworden ist, daß sie nicht ihre eigenen Herren, sondern die Sklaven Christi sind, mit Leib und Seele und entschieden dem Dienste unseres Herrn weihten und, wie wir sagen, bereit sind, Heimat und Vaterland zu verlassen und zu gehen, wohin er sie ruft — und wenn ich dann andrerseits an die Heiden denke, wie sie thatsächlich jetzt sind und an den „Marschbefehl“ unseres Herrn, so ist es mir ein tiefes, betrübendes Mysterium, daß der Satan dessen ungeachtet so weite Landstrecken mit überreicher Bevölkerung noch ganz als sein Eigentum behält, daß nicht ein einziger Zeuge Jesu Christi hineindringt.

Das Evangelium den Heiden predigen — ist das das *Vergnügen* der Kirche Christi oder ist es ihre *Aufgabe und Pflicht*? Ist es wahr, daß der Teufel sich selber über unsere Untreue wundert? Ist der Satan über seinen Erfolg erstaunt? Wie lange soll es ihm gestattet sein zu triumphieren? Wie lange wollen wir es leiden, daß er diese Millionen in seinem Besitz behält? Wie lange soll es ihm erlaubt sein, sich an seinem stolzen Prahlen zu erfreuen? Sollen wir sehen, wie er über unsere Konferenzen, Gebetsversammlungen und unsere „Vertiefung des geistlichen Lebens“ hohnlacht? Sollen wir still stehen und den Teufel lächeln lassen, wenn wir uns dem Herrn weihen und sagen, daß wir auch noch mal zu den Heiden gehen wollen? O Brüder, laßt uns wahr sein!

Schwestern, seid wahr! Um des Satans Hohn willen, um des Heilands Bitte willen, um des Elends der Heiden willen, seid wahr! „Bezahle, was du gelobet hast!" Ist es denn noch nicht Zeit, daß jede Gemeinde ihre Vertreter auf dem Missionsfelde habe? Ist eine christliche Gemeinde ihres Namens wert, wenn sie keine hat? Und kann eine solche Gemeinde wirklich gesund sein? Ist auf die Million ein Missionar und wie vielleicht nur ein zartes junges Mädchen alles, was die Kirche Christi in England für das weite chinesische Reich thun kann?[1]) Ist es recht, in dem kleinen England zu bleiben, wo tausende von Arbeitern sind, während eine Handvoll überanstrengter Mitarbeiter ganzen Kontinenten gegenüber stehen, deren dicht gedrängte Heidenbevölkerung noch unter Satans Herrschaft geknechtet ist? Ist es nicht Zeit allen Ernstes aufzustehen und dem großen Usurpator das Feld streitig zu machen? Wo sind des Herrn Veteranen? Wollen nicht einige von ihnen — Männer voll geistlicher Kraft und Macht — herauskommen und das Kriegsheer anführen? O, was für einen gesegneten Anstoß würde das geben! Laßt andere folgen! Und, Gott Lob, in den nächsten zehn Jahren werden unsere Augen sehen das „Neue", welches der Herr machen will, in Vergleich mit welchem das „Alte" wie nichts sein soll; ja sogar „einen Weg in der Wüste und Wasserströme in der Einöde." Jes. 43, 19. Noch einmal frage ich in heiligem Ernst: „Wer will diese Dinge bedenken?" „So spricht der Herr Zebaoth, Ich will euren Segen verfluchen!" „Wieder spricht der Herr der Heerscharen, ich will Segen über dich kommen lassen; ..... und alle Völker werden dich gesegnet nennen." Welches wollt ihr haben?

Ohne Datum.

In einem früheren Briefe sprach ich von meinem ersten öffentlichen Rasieren in Kwei-chow. Der gute Barbier treibt sein Geschäft in einem Theeladen am Ufer des Flusses. Diese Läden sind so roh wie möglich gebaut. Ungefähr ein halbes Dutzend Pfähle stützen ein leichtes Dach. Das Dach ist von Stroh oder Matten und ebenfalls die Wände an drei Seiten. Die Vorderseite nach der Straße hin ist offen und wird bei Nacht mit Brettern geschlossen. Diese Häuschen lassen sich schnell wegnehmen und höher am Ufer wieder aufrichten, wenn das Wasser steigt. Die Stelle, wo wir morgens landeten, stand, als wir am Nachmittage fortfuhren, unter Wasser, und inzwischen war das ganze kleine Dorf, welches dort stand, als wir ankamen, niedergelegt und an einer höheren Stelle wieder aufgerichtet worden. Selbst so kleine Häuser wie diese, auch die ärmlichsten, müssen doch ihre Vorzüge haben. Der Barbier, mit einem baumwollenen Hemde und kurzen baumwollenen Hosen bekleidet — sehr schmutzig — steht am Eingange. Man setzt sich auf eine Bank, ein kleiner Tisch wird vor uns gestellt, auf welchen man sich stützt, während der Barbier das Haar aufflicht und auskämmt. Er bedient sich eines hölzernen chinesischen Kammes mit starken Zähnen; ein kleines Handtuch ist über unsere Schultern

[1]) Die Bevölkerung von ganz China wird auf vierhundert Millionen geschätzt (cf. Four Hundred Millions, by the Ven. Archdeacon Moule, B. D.). Die Zahl der englischen Missionare auf diesem Felde, welche die Sprache einigermaßen können, beträgt, mit Einschluß der Frauen, weniger als vierhundert.

Für die, welche sich eines langen Zopfes rühmen können, dauert
men und Flechten ziemlich lange, aber mein Haar ist zu kurz,
Mühe zu machen. Ich habe es durch einen falschen Zopf, der
Mütze angenäht ist, ergänzt, wie es die Chinesen in ähnlichem
thun. Dies ist demütigend; aber die Zeit wird mir zu Hilfe
Dann wird eine hölzerne Schüssel mit heißem Wasser gebracht;
rnehmeren Läden findet man auch schon kupferne Schüsseln. Der
badet nun mit einem kleinen Tuche deinen Kopf, schärft sein ein-
nes Rasiermesser auf einem schmierigen Streifen Kattun und geht
k. Rasierseife? Rasierseife oder überhaupt irgend eine Art
u — er würde dich auslachen. Das ist eine unserer umständlichen
gen. Was soll er mit Seife anfangen, wenn er heißes Wasser
ährend der Zeit mußt du ein kleines hölzernes Präsentierbrett
estimmt die Rasierabfälle aufzunehmen. So weit ist alles ganz
jetzt beginnt der Mann mit einem Dinge, welches wie eine alte
Zahnbürste aussieht, und welches er vorher ins heiße Wasser
at, dein Gesicht und Kinn zu bürsten. Hiermit noch nicht zu-
ibt er das Wasser mit zwei Fingern tüchtig ein, dann, nachdem
Messer einige Mal an dem Kattunstreifen geschärft hat, macht er
ir auf wirklich berufsmäßige Weise an die Arbeit. Jetzt mit
nen Streich ist deine halbe Backe rasiert, dann die andere. In
en Minute faßt er dich an dem kleinen Bärtchen an der Unter-
s, was dir von deinem einst vielleicht üppigen Barte geblieben
fährt mit dem Messer schnell und sicher einige Male über dein
Dann erfaßt er dein Ohr und kratzt vorsichtig den äußeren
. In seinem Besitz hat er merkwürdige Instrumente, um in
re deiner Ohren zu gelangen und darin geheimnisvolle Opera-
szuführen; aber daran habe ich mich nicht gewagt. Jetzt streift
rmesser leicht über deine Augenbrauen, dann über deine Nase;
paar feine Striche in der Nähe deiner Kehle und dann, dich an
chnauzbart festhaltend, fährt er sorgfältig über deine Lippen hin.
ucht jetzt hier, jetzt da der geschäftige kleine Mann sein allgegen-
Rasiermesser, bis nirgend auch nicht die Spur eines Haares
sgenommen dein Schnauzbart — der aber vor dem vierzigsten
h nicht da sein darf — und der Haarbüschel oben auf deinem
elcher den Zopf liefert, und einige bevorzugte Stellen, wie
en und Augenwimpern. Nun noch ein paar gewohnheitsmäßige
gerade wie es die Haarkünstler bei uns machen, und dieser Teil
t ist fertig.

bleibt noch das Massieren und Kneten, mehr oder minder kräftig,
Geschmack und Belieben. Der Massierer beginnt mit leichten
längs des Rückgrats und zwischen den Schultern, und geht dann
en Maßnahmen über. Er ergreift deinen Arm, pufft ihn, zieht
preßt ihn zusammen. Dann dein Bein. Er macht deine Ge-
ken, zwickt deinen Hals und nimmt mit dir eine ganze Reihe
Kunstgriffe vor, alle mehr oder weniger entzückend. Endlich
rst du mit einer in heißes Wasser getauchten Decke tüchtig ab-

gerieben und fühlst dich danach kühl und behaglich. Der Lohn des Barbiers beträgt 8 Pfennige oder, wenn du die ganze Prozedur hast vornehmen lassen 15 Pf. (Ich war von der Geschicklichkeit meines Barbiers so überwältigt und so dankbar, daß er mir meinen Kopf nicht abgeschnitten hatte, daß ich ihm 12 Pfennige extra gab, was ihn sehr in Erstaunen setzte.)

Während der Zeit hast du Gelegenheit gehabt, mit dem Barbier und Leuten, die zufällig in der Nähe standen, denn, wie ich schon sagte, geht alles öffentlich vor sich, ein kleines Gespräch zu führen. Thatsächlich steht hier in Kwei-chow der Barbier halb auf der Straße. Da die Straße kaum einen Meter breit ist und voller Menschen, die vorübergehen, so ist es mir wirklich ein Rätsel, daß meine Kehle nicht durchgeschnitten wurde. (Ich bin überzeugt, er verdiente sein Trinkgeld!)

Es ist merkwürdig, wie bald man sich mit völligem Vertrauen in die Hände eines chinesischen Barbiers übergiebt — eines Menschen, von dem man nichts weiß und dessen Aussehen in der Regel gar nicht vertrauenerweckend ist. Mit den Sänftenträgern und Schauspielern bilden die Barbiere die verachtetste niedrigste Klasse. Dies ist der einzige Punkt, wo wir etwas von „Kastenwesen“ in China finden.

Alles in allem ist dieses Verfahren entschieden genußreich, fast wollüstig. Das einzige Unangenehme dabei ist der Schmutz des Mannes und seine Manieren. Noch mehr; ich habe die Bemerkung gemacht, daß Barbiere fast immer den Schnupfen haben. Mein Freund in Kwei-chow machte keine Ausnahme, und chinesische Barbiere, selbst wenn sie mit dem Schnupfen behaftet sind, gebrauchen nie ein Taschentuch. Manchmal habe ich zu mir selbst gesagt: „Würde ich nach China gegangen sein, wenn ich das gewußt hätte?“ und doch nach meiner jetzigen Erfahrung ist es mir wie nichts. Man wird verständiger oder sonst was und merkt es kaum noch. Hierin und in hundert andern kleinen Dingen zeigt sich Gottes Güte gegen uns ebensowohl wie in den großen Dingen seiner Vorsehung.

Gasthaus: „Zur himmlischen Glückseligkeit.“
Wun-Hsien, Sz-chuen. 30. April 1888.

Vier Tage nachdem wir Kwei-chow verlassen hatten, erreichten wir Wun-Hsien. Zum letzten Male ging ich an dem langen Ruder entlang. Sich weit über den Bug hinstreckend dient es in erster Linie dazu, das Schiff im Gleichgewicht zu erhalten, wenn es die Stromschnellen hinaufgeht, aber wenn es vor Anker liegt, verbindet es das Boot mit der Küste. Obgleich gewöhnlich ein Bambusstamm so gehalten wurde, daß er eine Art Geländer bildete, atmete ich doch immer erst wieder frei, wenn diese Übungen am gespannten Seil vorüber waren. Mr. Phelps blieb noch auf dem Boote, um das Ausschiffen des Gepäcks zu überwachen. Arthur Polhill-Turner und ich begaben uns, nachdem wir unterwegs eine Schüssel dampfender Nudeln verzehrt hatten, in das Gasthaus „Zur himmlischen Glückseligkeit“ oder Tien-foh-dzan. Leider kennt man hier nichts von himmlischer Glückseligkeit, überhaupt nur wenig von anderer Glückseligkeit, denn Laster und Opium haben den Stempel der Verkommenheit auf nur zu viele Gesichter geprägt. Gasthaus „Zur himmlischen Glückseligkeit“!

Wenn ich etwas gesucht hätte, um das Wesen der himmlischen Glückseligkeit abzubilden, so wäre ein chinesisches Wirtshaus wohl das letzte gewesen, worauf ich verfallen wäre. Jedoch, ich denke an unsere „Paradiesgärten" zu Hause, und diese sind in ihrem Unflat noch unendlich viel schlimmer. Ein großes chinesisches Wirtshaus ist wie ein Stück chinesische Straße, rechtwinklig zur Hauptstraße stehend und bedacht. Im Vordergrunde stehen kleine Tische und Bänke; hier trinken die Leute Thee und besprechen öffentliche Angelegenheiten; das chinesische Wirtshaus ist in der That nur ein Theeladen. (Aber zerbrochene Köpfe und Weiberthränen giebt es hier nicht.) Das Kochen geschieht an der Seite. Riesenhafte Kessel hängen über hellem Feuer; in dem Cheh-Kiang Distrikt brennt man Holz, aber hier ist Kohle gebräuchlich. Sie haben keine Kohlenbergwerke, sondern gewinnen sie an den Abhängen der Berge. In der andern Ecke ist meist ein kleiner Laden, ein Medizin-Laden oder ein Geldwechsler-Laden. Weiter hinten findet sich ein Schutzdach für Sänften und schweres Gepäck; längs der Seiten sind Zimmer geordnet. Die besten oder „Staats"-Zimmer liegen noch weiter hinten am Ende und hier findet sich meist ein kleiner gepflasterter unbedeckter Hof mit steinerner Balustrade. So gelangen Licht und Luft in diese inneren Räume. Im ganzen Gebäude giebt es keinen andern Fußboden als die Mutter Erde; es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, daß es auch kein oberes Stockwerk und keine Decke giebt, nur das einfache Ziegeldach zeigt sich uns mit seinen Balken und Querbalken. Die „Staatszimmer" können sich meist eines Tisches und einiger schwerfälligen hölzernen Stühle rühmen. Wenn ein Fenster darin ist, so besteht es aus einem hölzernen Rahmen mit Querstäben, über welche dünnes weißes Papier geklebt ist. Es ist ganz genügend, bis jemand seinen Daumen hindurch steckt. Von dem Augenblick an ist man verurteilt, die „Russische Tortur" auszuhalten. Man weiß, daß man beobachtet wird und, so oft man aufsieht, sieht man ein Auge, von dem man durch das Loch angestarrt wird. Jedoch haben die meisten Zimmer keine Fenster; das Licht dringt durch die offene Thür herein oder durch Spalten, manchmal zufällig, manchmal absichtlich, zwischen den Wänden und dem Dache. Die Wände sind einfache, getünchte Latten, und sehr schmutzig; manchmal bildet eine einige Fuß hohe hölzerne Wand die einzige Scheide zwischen zwei Zimmern. Das würde man sich nicht gerade aussuchen, besonders wenn, wie es mir ging, das nächste Zimmer von einer sehr gesprächigen Dame bewohnt wird und zwischen den Brettern Zwischenräume, an einer Stelle zollbreit, sind. Die meisten Zimmer haben buchstäblich nicht ein Stückchen Möbel, das Bett ausgenommen; nicht etwa, weil die Leute arm sind, sondern weil es nur im Wege stehen würde. Unserer Ansicht nach wäre doch wenigstens ein Stuhl, ein Waschtisch u. s. w. notwendig. Aber die Chinesen besitzen eine besondere Fertigkeit, die Dinge zu vereinfachen. Eine kleine hölzerne Schüssel und ein Tuch, an einem passenden Orte aufgestellt (denn man wäscht sich öffentlich), genügen für den ganzen Haushalt; das Wasser wird für jeden gewechselt. Was den Stuhl betrifft? Nun, man setzt sich eben aufs Bett!

In diesem Teil von China — und ich schreibe nur über diesen

Teil —, denn im Norden und im Süden mag es sehr viel anders sein; daß es im Norden anders ist, weiß ich, denn erstens haben sie dort keine Theeläden und zweitens schlafen sie auf Lagern von Ziegelstein, unter denen im Winter ein Feuer angezündet wird, um sie zu erwärmen; während in diesem Teil von China rauhe hölzerne Bettstellen mit fünf bis sechs kräftigen Querhölzern in Gebrauch sind. Auf diese wird eine Sprungfeder-Matratze, mit andern Worten, eine Menge am oberen Ende bis zum Stroh zusammengebundener Bambusruten gelegt; das einfachste Bett in der Welt und auch sehr behaglich, wenn man die Begegnung mit den harten Querhölzern und den Insekten vermeiden kann. Der Leuchter in unserm Schlafzimmer besteht aus einer schweren eisernen Untertasse, welche ein dickliches vegetabilisches Öl und einen über den Rand vorgeschobenen Binsendocht enthält. Da er auf einem kleinen Bambusuntersetzer ruht, kann man ihn an der Wand befestigen oder auf den Tisch stellen — wenn man einen hat. Zuweilen schmückt ein mit Öl gefüllter Glasbecher, in welchem ein Docht hängt, den „Saal“.

Jedes Wirtshaus, ja jeder Schuppen hat seine Götzen; sie stehen auf einem an der Wand befestigten Brette, und vor ihnen wirft sich an bestimmten Tagen der Hausherr oder sein Stellvertreter nieder und verbrennt Kerzen. Wie viele „Christen“ in England thun dasselbe? Denn kommen sie nicht auch und verbeugen sich Sonntags vor ihrem Gott und stellen ihn die ganze Woche über auf das Brett? Der Chinese weiß es nicht besser; aber was sollen wir von dem „Christen“ sagen? Was wird Gott einst über ihn sagen müssen? Das papierne Abbild eines scheußlichen, grimmig aussehenden Gottes, von dem man erwartet, daß er die bösen Geister vertreibt, ist außen an jede Stubenthür geklebt. Es kann vorkommen, daß man in ein Haus tritt und nichts von diesen Dingen findet: die Götzen sind abgeschafft worden; denn hier wohnt ein Diener des allerhöchsten Gottes, eine Erstlingsfrucht im Innern Chinas geerntet. Lobet den Herrn! Verlohnt es sich nicht etwas dazu zu thun, daß diese Lichtcentren sich vermehren? Verlohnt es sich, **wer** will es thun? Und **wann**? Darf ich dir die kleinen Worte ans Herz legen, **Du** und jetzt. Und **was** willst du thun? „Was er dir sagt.“ Nicht weniger und nicht mehr wird ihn befriedigen. „Was er dir sagt.“

Wie es mit dem Waschen ist, so ist es auch mit dem Essen; es geschieht öffentlich. Aber dies ist ein kleines Gasthaus; wir tragen chinesische Kleidung und essen auf chinesische Art; so beachtet uns niemand sehr. Du mußt dir vorstellen: wir sitzen auf Bänken an einem viereckigen Tische. In der Mitte des Tisches stehen eine oder zwei große Schüsseln, sie enthalten kleingeschnittenes Fleisch oder Eier in einer Sauce und Gemüse (dieses haben wir selbst besorgt). Du steckst deine Eßstäbchen hinein und, wenn du noch ungeübt bist, ziehst du heraus, was du gerade kriegen kannst. Glücklich der Mann, der einen guten Bissen erwischt! Erbsen in der Schale gekocht erweisen sich als vorzüglich. Natürlich sind Tischtuch, Servietten, Gläser, Näpfe, Teller, Messer und Gabeln unbekannte Dinge. Ein großes Gefäß mit gekochtem Reis, vom Gasthaus geliefert, wird hereingebracht und auf einen kleinen Seitentisch gestellt; aus ihm füllen wir

unsere Eßschüsselchen von Zeit zu Zeit wieder. Eine Theekanne, in einen mit Baumwollfasern ausgefütterten Korb gesetzt und auf einem zweiten Seitentischchen stehend, versorgt die ganze Gesellschaft zu jeder Tagesstunde mit heißem, ein wenig gewürztem Wasser (ein harmloses Getränk). Für all diesen Luxus inkl. unsere beiden eigenen Zimmer bezahlen wir jeder die mächtige Summe von nicht ganz 30 Pf. täglich; keine Nebenausgaben! Nun, möchtest du nicht auch in unserm Gasthaus „Zur himmlischen Glückseligkeit“ wohnen?

Arthur Polhill-Turner mußte weiter eilen. Ich bin mit Phelps über Sonntag hier geblieben; dieser will bleiben und eine Station anzulegen versuchen. Ich bin so dankbar, daß endlich ein Diener Gottes in diese vernachlässigte, geschäftige Heidenstadt gekommen ist.

Die Leute suchen uns in dem Gasthause auf und nachmittags gehen wir hinaus auf die Straßen. O was für eine Überfülle von Arbeit liegt hier vor uns! Und nur ein Mann, um sie zu thun! Wundert ihr euch, wenn er darunter zusammenbricht? Wie viele von euch fühlen sich getrieben zu kommen und ihm zu helfen? Vielleicht antwortet ihr, wenn wir so dringend um Männer bitten, „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen.“ Wahr, doch als unser Herr die Ernte groß sah und der Arbeiter wenige, sagte er: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte.“ Ihr mahnt uns an Gideons dreihundert? Gott befahl dem Gideon nicht, allein zu gehen. Sendet dem Gideon seine Dreihundert nach Wun-Hsien und er wird nicht mehr verlangen. Bis dahin aber, meine lieben Freunde in England, darf ich euch an Gideon und seine Dreihundert mahnen. Alles recht angesehen, wird nicht der Herr vielleicht zu euch sagen: „Des Volks ist zu viel, das mit dir ist?“ Wie wäre es, wenn ihr teiltet und euch ausbreitetet und eine Anzahl Gideons aussendetet, jeden mit seinen Dreihundert, hierher in einige der starken Festungen des Teufels? Könnte es nicht sein, ist es nicht wahrscheinlich, nein, ist es nicht gewiß, daß der Herr durch die, welche noch dort blieben, eine mächtige Errettung schaffen würde, wie sie noch immer in England geschehen ist? Ich glaube es.

Morgen, wills Gott, beginne ich den letzten Abschnitt meiner Reise — einen Zehntagemarsch quer durchs Land nach Par-ning, wo Mr. Cassels und Mr. Beauchamp ihre Station haben. Ich denke täglich teils zu Fuß, teils zu Pferd, teils in einer Sänfte eine Strecke von 25 bis 30 Meilen zurückzulegen; mit Tagesanbruch wollte ich aufbrechen und gegen Abend das Wirtshaus erreichen. Solche Reise erfordert viele Vorbereitungen. Kulis müssen gemietet, die Preise festgesetzt und der Vertrag schriftlich gemacht werden. Die Koffer und Päckereien müssen gewogen und je nachdem erleichtert oder beschwert werden, sodaß es lauter Gepäckstücke von 40 Pfund sind. Wenn ein Kuli weite Wege zu machen hat, trägt er 80 Pfund, an jedem Ende seiner Stange 40 Pfund. Schwere Sachen müssen von zwei bis drei Kulis wie eine Sänfte zwischen zwei Stangen getragen werden. Weiter die Besorgung des giltigen Geldes, und das übertrifft alles an Umständlichkeit! In Hang-chow pflegen wir über die schwere Münze und Dollars zu brummen und uns nach dem civilisierten Papiergelde und den



gebunden, um in sitzender Stellung in das Grab gebra
Leichnam auf seinen Knien, lebendig begraben zu werden.
der That einen traurigen Anblick, ein paar gesunde, junge
Angesichtern bei der Aussicht solches grausamen Todes bitte
ihre stummen Bitten um Hilfe zu sehen. Ich nahm sog
am Grabe neben dem Henker und versuchte mit aller mir zu
Macht, den Vorgang zu verhindern. Der Ehemann sah b
aus und ehe ich geendet hatte, nahm er seinen Rückzug dur
Menge. Als mein Vorrat von Kibangi erschöpft war, sp
Dolmetscher mit ihnen und hielt ihnen sehr nachdrücklich
des ganzen Vorganges vor und daß Gott, welcher allein
kann, alle diejenigen zur Rechenschaft ziehen wird, welche sei
Hierauf antwortete mir einer von Mungulu's Freunden
diese Leute, welche getötet werden sollen, seine Freunde? (
serm Lande? Sind sie nicht vielmehr gekauft und ist ni
worden?" Wir hielten ihnen Gottes Gebot wieder vor 1
für Fremde wie für Freunde, für Schwarze wie für Weiße
gewiß als sie das Gebot überträten, sie dafür leiden mu
versuchte Mungulu sich wieder vorzuwagen, aber ich hie
Worte zurück, mein Herz empörte sich, als ich die Angst de
beim Anblick ihres grausamen Grabes sah. Wir sprachen
Leuten und abermals kam Mungulu zurück, und da ich n
sprach ich ein paar Worte zu ihm und machte ihn für di
antwortlich und sagte ihm, daß er sich zweifellos vor dem
angesichts der von ihm Getöteten und des großen Richters
übertreten, zu verantworten habe. Der arme alte Mann,
sehr niedergeschlagen bei dem Gedanken, seine armen Op
wieder zu treffen. Aber was sollte er thun? Sollte er

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1890.

Nach dem fernen Westen Chinas.

(Schluß.)

Pao-ning Fu, Sz-chuen, den 23. Juni 1888.

Ich verließ das Gasthaus „Zur himmlischen Glückseligkeit“ in Wun-sien Dienstag den 1. Mai und begann meinen Marsch von ungefähr 500 Meilen durch einen kleinen Zipfel dieser Provinz nach Pao-ning Fu. Mr. Phelps begleitete mich zur Stadt hinaus. Mit gemischten Gefühlen sah ich ihn umkehren — ein einsamer Mann, weit getrennt von jedem europäischen Bruder oder eingebornen Christen, allein gelassen dieser großen Heidenstadt gegenüber! Zuerst ging unsere Reise langsam vorwärts. Der Regen fiel gleichmäßig nieder und die Pfade (denn genau genommen sind es keine Wege) waren schnell in Sümpfe verwandelt. Die meiste Zeit brachten wir am ersten Tage damit zu, in den dumpfigen, unbehaglichen Theeläden, welche am Wege lagen, zu sitzen. Wie sie nun eben sind, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt, war es nur um einen Grad besser, als wenn wir auf der Straße saßen. Ich gestehe, daß ich mich etwas vereinsamt fühlte, besonders da ich bald entdeckte, daß die Kulis, welche doch für mehrere Tage meine einzige Gesellschaft sein sollten, eine brummige, bedenklich aussehende Bande waren. Dessen ungeachtet war der Tag für mich voll barmherziger Belehrung. Ich dachte an unsere großen Jahresversammlungen, welche an dem Tage zu Hause stattfanden und fühlte tief, wie wesentlich (real) das Missionswerk ist. Allmählich kam die Nacht heran. Wir kehrten in einem Theeladen ein. Sie hatten ein dunkles Hinterzimmer. In dieses packten wir uns ein: Kulis, Gepäck, ich und alles. Während ich im Vorderzimmer meinen Reis aß, sammelte sich eine Gruppe um mich, und wir hatten eine hübsche Zeit. Es wurde mir schwer, sie zu verlassen, sie waren so freundlich und, glaube ich, interessiert. Einige folgten mir in meine Höhle, aber da sie sahen, daß ich sehr müde war, verließen sie mich bald. O wie lieb war mir jene Höhle, obwohl mir, unter andern Umständen, davor geschaudert hätte! Die armen Burschen, meine Kulis, lagen im tiefen Opiumrausch, obgleich man uns vor der Abreise fest versichert hatte, daß sie keine Opiumraucher seien! O dies Opium! Und ich durfte stolz sein, daß ich ein Engländer bin? Dies angesehen und andere Missethaten in Indien, schäme ich mich als ein Engländer vor den Heiden mein Haupt aufzuheben und ich muß mich schämen! Aber als ein Diener Gottes kann ich kühn sein.

Der nächste Tag war ganz anders: schönes Wetter, gute Pfade, frohes Gemüt und herrliche Gegend. Wir mußten über einen niedrigen

wegen unsers Nachbars Frau getötet wurden. An ihrem Sterbetage w[illegible] ein Mann und eine Frau geopfert, damit sie nicht allein in die Ge[illegible] zu gehen habe. Ihr Leichnam wurde dann in ein Stück Zeug und [illegible] noch Stück für Stück von den Opfern darum gewickelt, so daß er j[illegible] eine Länge von zwei Ellen und einen Durchmesser von einer Elle ergab. [illegible] ich hörte, daß an ihrem Begräbnistage noch zwei Menschen geopfert w[illegible] sollten, beschloß ich, dagegen aufzutreten und erreichte den Ort mit [illegible] Silvey gerade zu der Zeit, als der Henker die Frau zu Grabe trug. [illegible] Ende desselben lag der junge Mann, welcher nun ihr Begleiter sein [illegible] gebunden, um in sitzender Stellung in das Grab gebracht und mit [illegible] Leichnam auf seinen Knien, lebendig begraben zu werden. Es gewähr[illegible] der That einen traurigen Anblick, ein paar gesunde, junge Leute mit [illegible] Angesichtern bei der Aussicht solches grausamen Todes bitterlich weinen, [illegible] ihre stummen Bitten um Hilfe zu sehen. Ich nahm sogleich meinen [illegible] am Grabe neben dem Henker und versuchte mit aller mir zu Gebote st[illegible] Macht, den Vorgang zu verhindern. Der Ehemann sah bald sehr un[illegible] aus und ehe ich geendet hatte, nahm er seinen Rückzug durch die verw[illegible] Menge. Als mein Vorrat von Kibangi erschöpft war, sprach ich durch [illegible] Dolmetscher mit ihnen und hielt ihnen sehr nachdrücklich die Schle[illegible] des ganzen Vorganges vor und daß Gott, welcher allein das Leben [illegible] kann, alle diejenigen zur Rechenschaft ziehen wird, welche sein Gesetz über[illegible] Hierauf antwortete mir einer von Mungulu's Freunden und sagte: „[illegible] diese Leute, welche getötet werden sollen, seine Freunde? Gehören sie zu [illegible] serm Lande? Sind sie nicht vielmehr gekauft und ist nicht für sie bez[illegible] worden?“ Wir hielten ihnen Gottes Gebot wieder vor und daß es [illegible] für Fremde wie für Freunde, für Schwarze wie für Weiße gälte, und [illegible] gewiß als sie das Gebot überträten, sie dafür leiden müßten. Unterd[illegible] versuchte Mungulu sich wieder vorzuwagen, aber ich hielt ihn durch [illegible] Worte zurück, mein Herz empörte sich, als ich die Angst der armen We[illegible] beim Anblick ihres grausamen Grabes sah. Wir sprachen nochmals mit [illegible] Leuten und abermals kam Mungulu zurück, und da ich mich ruhiger f[illegible] sprach ich ein paar Worte zu ihm und machte ihn für die ganze Sache ve[illegible] antwortlich und sagte ihm, daß er sich zweifellos vor dem Richterstuhl Gottes, angesichts der von ihm Getöteten und des großen Richters, dessen Gebot e[illegible] übertreten, zu verantworten habe. Der arme alte Mann, er war o[illegible] sehr niedergeschlagen bei dem Gedanken, seine armen Opfer in jener [illegible] wieder zu treffen. Aber was sollte er thun? Sollte er sich den W[illegible] unterwerfen? Sollte er sich bezwingen lassen von den Gedanken einer [illegible] Fernen liegenden Möglichkeit? Nein! Kaum hatten wir uns entfernt, als [illegible] unterbrochnen Feierlichkeiten wieder aufgenommen wurden. In einigen Min[illegible] war alles vorüber und das Schlagen des tom-tom verkündigte diese Th[illegible] meilenweit. Seitdem sind noch sieben Menschenleben an demselben Grabe [illegible] opfert worden, unter denen sich einer unsrer Arbeitsleute und eine Mutter [illegible] einem sehr lieben Kinde befand. Wir haben mehrere dieser armen, armen Le[illegible] welche sich zu uns geflüchtet hatten, gerettet, aber das ändert die Sache [illegible] wenig, denn an ihrer Statt kauft man andre Sklaven, welche geopfert werd[illegible] Dies ist ein dunkles, dunkles Land und nur Gott allein kann es erleuchten.

…n Jahren gewohnt, und mir ist es in diesem Jahre … worden, ihnen die erste Kunde, welche sie je …n, zu bringen, denn viele von ihnen haben …otte gehört. Was für ein Gedanke ist das!
…genden Ereignisse mitteilen, obgleich sie an sich sehr … aber ich möchte so gern Zeugnis ablegen, wie Gottes … mich sich auf dem ganzen Wege auch in kleinen Dingen …igte. Das kann andere doch vielleicht ermutigen. Wenigstens … ein Lob Gottes hervorrufen.

…a ich mich am ersten Donnerstag gegen Mittag nicht wohl fühlte, …te ich mich recht nach einem ruhigen Nachmittag; aber die Kulis …rden außer sich gewesen sein, wenn sie meinetwegen hätten warten …ssen, da sie für die Reise im ganzen und nicht tageweise bezahlt …rden. Da ich an der Spitze war, setzte ich mich an einem hübschen …ckchen nieder, um einige Minuten zu ruhen. Mehrere Minuten, eine …unde, zwei Stunden vergingen, und die Kulis kamen nicht. Als sie …lich ankamen, meinten sie, es sei zu spät, um an dem Tage weiter zu …rschieren. Der Grund war: wir befanden uns bei den ersten Häusern …er Stadt, in welcher sie gern nächtigen wollten. Natürlich schalt ich … tüchtig aus, während ich innerlich meinem Gott dankte, daß er es so …undlich für mich geordnet hatte.

Diese Leute waren in sehr halsstarriger Laune. Sie setzten sich am …ege nieder und verlangten von mir, ihnen Geld voraus zu zahlen. … verweigerte es, da es ganz fest abgemacht war, daß ich ihnen kein …ld unterwegs zahlen sollte. Sie hatten, wie es gebräuchlich ist, schon …e bedeutende Summe in Wun-Hsien erhalten. Sie blieben sitzen; ich …ch. Endlich gaben sie nach, nahmen ihre Lasten auf und führten mich … Weg zum Wirtshaus. Dort ließ ich mir einen Barbier holen, wusch …ch tüchtig und ließ mich barbieren und fühlte mich dann viel wohler.

In diesem Gasthause traf ich zwei vornehme Chinesen, welche für … beiden nächsten Tage meine Reisegefährten waren; natürlich reisten … in Sänften. Vornehme Chinesen gehen nie zu Fuß. Sie waren …gezwungen und freundlich und, als sie inne wurden, daß ich Silber …chseln wollte, begleiteten sie mich freundlich, um mir zu helfen und zu …gen, daß ich nicht betrogen wurde. Mir war darum etwas bange …wesen, denn von meinen Kulis konnte ich mir nicht helfen lassen, da … ihnen nicht trauen konnte, und so hatte ich es dem Herrn besonders befohlen. Ich bot ihnen Bücher an, welche sie auch bereitwillig an…hmen; ich sah auch, wie einer von ihnen unterwegs in der Sänfte darin …s. Ehe wir uns trennten, gab er mir seine Karte und bat mich, ihn … seinem Hause in Y-chang zu besuchen. Eines Abends brannten sie …erlich hinter dem Gasthause Schwärmer ab, um die bösen Geister zu …rjagen. Obgleich man mitten darin lebt, ist man doch überrascht, …nn man intelligente Männer, welche man kennt, solche Thorheiten treiben …ht; denn, Kleidung und Sprache ausgenommen, sind sie uns in allem …ich, so daß es einem schwer wird, sie, wie sie es in düsterer Wirklichkeit …ch sind, für „arme Heiden“ zu halten. Und wir haben Gott schon

Gebirgszug. Die Aussicht war des Behaltens wert. Ein ununterbrochenes Panorama von Hügeln, in Purpur und Grün, mannigfach schattiert, gekleidet dehnte sie sich ringsum, so weit das Auge reichen konnte; dazwischen füllten üppige grüne Reisbeete die Thäler und streckten sich noch weit die Hügel hinauf. Unwillkürlich suchte man das Meer! Wir brachten die Nacht in einem stillen Dörflein auf einem Bergpasse zu. Hier hatte ich ein behagliches Zimmer für mich allein. So wie man in einem Wirtshause ankommt, ist das erste, daß die Kulis alles Gepäck in dein Zimmer bringen, welches, da es an den Traghölzern befestigt ist, viel Platz einnimmt. Dann packst du dein Bettzeug und einige Kleidungsstücke aus. Der „Bursche" bringt eine Schale mit heißem Wasser und ein Tuch zum Waschen und einen Zuber mit heißem Wasser in den Hof, worin du dir die Füße wäschst. Er hat dir schon, gleich bei der Ankunft eine Schale Thee d. h. heißes, gewürztes Wasser mit einem leichten Geschmack von einer groben Sorte Thee gebracht. Wäre er stärker, so könntest du ihn nicht trinken; unter diesen Verhältnissen findest du ihn ganz erfrischend. Dann folgt die Abendmahlzeit: eine Fülle von Reis, dazu Fleisch und frisches Gemüse, wenn der Ort solche Leckereien liefern kann, und es dir recht ist, so lange zu warten, bis sie gekocht sind. Ich begnügte mich meist mit Eiern und statt des Puddings Reis mit Fruchtmarmelade, die ich bei mir hatte. Aber, daß ich dies als Nachtisch aß, war sehr unchinesisch. Wenn die Chinesen Süßigkeiten haben, so lassen sie diese in der Mitte, zwischen zwei Scheiben wohlschmeckenden Fleisches gestrichen oder sie essen sie auch zum Fleisch, wie wir zum Hammelbraten Gelee essen. Ich übertrat die chinesische Sitte auch dadurch, daß ich statt des Thees Kakao trank. Als das Mahl vorüber war, war es Zeit ans Bett zu denken. Wie spät war es? Frage mich nicht. In China wissen wir nichts über die Zeit. Wenn du eine Uhr hast, kannst du sie stellen, wie du willst. Tagesanbruch war das Zeichen, unser Bettzeug zusammen zu binden und zu der neuen Tagestour aufzubrechen. Doch deine Gasthausrechnung darf nicht vergessen werden. Bitte, 16 Pfg., wenn du ein eigenes Zimmer gehabt hast. Dafür hast du außer dem Zimmer Überfluß von heißem Wasser, Licht, Thee, die Benutzung des Bettzeugs (worauf du, wenn du klug bist, ehrfurchtsvoll verzichten wirst), und eine Mahlzeit Reis, soviel du essen kannst. Ein Trinkgeld von 4 Pfg. dem „Burschen" (Kellner), wenn er aufmerksam gewesen ist, umfaßt alle Items. Diese verschwenderische Ausgabe kannst du natürlich noch ermäßigen, wenn du das Zimmer mit andern teilst.

Gewöhnlich hatte ich in den Wirtshäusern Gelegenheit zu kleinen Gesprächen mit den Leuten; zuweilen konnte ich noch ausgehen und auf den Straßen Bücher u. s. w. verkaufen. Ähnliche Gelegenheiten boten sich in den Orten dar, durch welche uns unser Weg führte; obgleich meine Rede noch nicht sehr verständlich war, so empfand ich es doch als ein Vorrecht und mit Befriedigung, daß ich Gottes gute Botschaft in gedruckter Gestalt Tag für Tag in vielleicht zwanzig kleinen Verkehrsmittelpunkten hinterlassen konnte. Diese Menschen und ihre Vorfahren

haben hier hunderte von Jahren gewohnt, und mir ist es in diesem Jahre des Herrn 1888 gestattet worden, ihnen die erste Kunde, welche sie je von Gott empfangen haben, zu bringen, denn viele von ihnen haben nie von dem wahren Gotte gehört. Was für ein Gedanke ist das!

Ich will die folgenden Ereignisse mitteilen, obgleich sie an sich sehr geringfügig sind, aber ich möchte so gern Zeugnis ablegen, wie Gottes Liebessorge für mich sich auf dem ganzen Wege auch in kleinen Dingen so lieblich zeigte. Das kann andere doch vielleicht ermutigen. Wenigstens möge es ein Lob Gottes hervorrufen.

Da ich mich am ersten Donnerstag gegen Mittag nicht wohl fühlte, sehnte ich mich recht nach einem ruhigen Nachmittag; aber die Kulis würden außer sich gewesen sein, wenn sie meinetwegen hätten warten müssen, da sie für die Reise im ganzen und nicht tageweise bezahlt wurden. Da ich an der Spitze war, setzte ich mich an einem hübschen Fleckchen nieder, um einige Minuten zu ruhen. Mehrere Minuten, eine Stunde, zwei Stunden vergingen, und die Kulis kamen nicht. Als sie endlich ankamen, meinten sie, es sei zu spät, um an dem Tage weiter zu marschieren. Der Grund war: wir befanden uns bei den ersten Häusern einer Stadt, in welcher sie gern nächtigen wollten. Natürlich schalt ich sie tüchtig aus, während ich innerlich meinem Gott dankte, daß er es so freundlich für mich geordnet hatte.

Diese Leute waren in sehr halsstarriger Laune. Sie setzten sich am Wege nieder und verlangten von mir, ihnen Geld voraus zu zahlen. Ich verweigerte es, da es ganz fest abgemacht war, daß ich ihnen kein Geld unterwegs zahlen sollte. Sie hatten, wie es gebräuchlich ist, schon eine bedeutende Summe in Wun-Hsien erhalten. Sie blieben sitzen; ich auch. Endlich gaben sie nach, nahmen ihre Lasten auf und führten mich den Weg zum Wirtshaus. Dort ließ ich mir einen Barbier holen, wusch mich tüchtig und ließ mich barbieren und fühlte mich dann viel wohler.

In diesem Gasthause traf ich zwei vornehme Chinesen, welche für die beiden nächsten Tage meine Reisegefährten waren; natürlich reisten sie in Sänften. Vornehme Chinesen gehen nie zu Fuß. Sie waren ungezwungen und freundlich und, als sie inne wurden, daß ich Silber wechseln wollte, begleiteten sie mich freundlich, um mir zu helfen und zu sorgen, daß ich nicht betrogen wurde. Mir war darum etwas bange gewesen, denn von meinen Kulis konnte ich mir nicht helfen lassen, da ich ihnen nicht trauen konnte, und so hatte ich es dem Herrn besonders anbefohlen. Ich bot ihnen Bücher an, welche sie auch bereitwillig annahmen; ich sah auch, wie einer von ihnen unterwegs in der Sänfte darin las. Ehe wir uns trennten, gab er mir seine Karte und bat mich, ihn in seinem Hause in Y-chang zu besuchen. Eines Abends brannten sie feierlich hinter dem Gasthause Schwärmer ab, um die bösen Geister zu verjagen. Obgleich man mitten darin lebt, ist man doch überrascht, wenn man intelligente Männer, welche man kennt, solche Thorheiten treiben sieht; denn, Kleidung und Sprache ausgenommen, sind sie uns in allem gleich, so daß es einem schwer wird, sie, wie sie es in düsterer Wirklichkeit doch sind, für „arme Heiden" zu halten. Und wir haben Gott schon

seit Jahrhunderten gekannt! Was für eine himmelschreiende Schande ist es!

Ich beabsichtigte mir für Freitag eine Sänfte zu mieten; aber die Männer forderten mehr Geld, als, wie man mir gesagt hatte, der Tagespreis war. Was ich ihnen bot, wollten sie zu meiner Überraschung nicht annehmen. Dies sah ich als ein Zeichen an, daß ich gehen sollte. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich schon deutlich Gottes Hand darin erkannte. Wir mußten über eine Bergreihe mehrere hundert steinerne Stufen steil hinauf und an der andern Seite wieder hinunter. Dann eine zweite Reihe wieder eine Kletterei, so ähnlich wie die erste. Hätte ich eine Sänfte gemietet gehabt, würde mich die Rücksicht auf meine eigenen Gefühle und auf die Schultern der Männer verhindert haben, mich hinein zu setzen; nun verstand ich auch, warum die armen Burschen auf das Geschäft nicht hatten eingehen wollen. Es ist zu bewundern, wie sie Sänften und Lasten diese schrecklichen Treppen hinauf und hinunter tragen können; aber sie thun es und sogar ganz heiter. Und was würdet ihr dazu sagen, wenn ihr sie auf einem Maultier oder Pony hinauf und hinunter reiten sehen solltet? Diese Tiere sind sehr sicher auf den Füßen. Sie klettern Stufen hinauf, durchwaten Ströme, gehen über schmale Brücken und schreiten in eine Fähre und wieder heraus, als verstünde sich das von selbst. Ich bin überrascht, daß sie in diesem Teil Chinas mit Hufeisen versehen sind. Ochsen sowohl als Maultiere und Ponys tragen Lasten, und Büffel und Ochsen ziehen den Pflug. In Sz-chuen tragen die Männer schwere Lasten auf dem Rücken. Sie gehen nicht so schnell, aber sie tragen fast noch ein halb mal so viel, wie ein Mann mit dem Trageholz.

Ich genoß meine Kletterei und kam sehr frisch ins Nachtquartier. Am nächsten Tage (Sonnabend) verhalfen mir meine Kulis zu einer neuen Erfahrung; und wieder zeigte sich Gottes Sorge für mich in kleinen Dingen auf eine herrliche Weise. Als wir am Abend in einer großen Stadt ankamen, brachten sie mich in ein Wirtshaus, wo die ärgste Unreinlichkeit und Jämmerlichkeit des besten Zimmers, welches man mir bieten konnte, aller Beschreibung spottete. Hier sollte ich meinen Sonntag verleben! Das war wirklich zuviel verlangt, da ich doch wußte, daß es in einer Stadt, wie diese, gute Gasthäuser geben mußte. Ich befahl den Kulis, mich an einen bessern Ort zu bringen. Sie rauchten ihre Pfeifen und achteten gar nicht darauf. Ich bestand darauf; sie rauchten ruhig weiter. Endlich ging ich, mir selber ein Gasthaus zu suchen. Die Einwohner schienen nicht geneigt, mir zu helfen, und ich kehrte verdrießlich zurück. Aber im letzten Augenblicke fühlte ich mich getrieben, umzukehren und an die nächste Thür zu gehen, obgleich ich schon zweimal daran vorbeigegangen war, und dort zu fragen, ob ich vielleicht ein Unterkommen finden könnte. Ein munterer, netter, junger Bursche antwortete: ja. und anstatt eines bloßen Theeladens, wie ich erwartet hatte, fand ich eins der besten Gasthäuser, die ich je gesehen habe. Ein trauliches Zimmer wurde mir angewiesen, und ich fand meine beiden chinesischen Freunde dort schon eingerichtet. Wenn ihr weiter lest, werdet ihr sehen, daß schon

die Bereitwilligkeit des Wirtes, mich aufzunehmen, ein Beweis göttlicher Vorsehung war. Mein unerwartetes Auffinden des Gasthauses, wo meine Freunde waren, war wieder eine besondere Vorsehung, denn hier war es, wo ich das Silber wechseln mußte. Die Kulis, ganz unbeschämt, mußten mir meine Sachen bringen und mir in das neue Quartier folgen.

Nun kam die nächste Schwierigkeit. Die Chinesen haben natürlich keinen Sonntag. Wir Christen haben den Sonntag — Gottes Gabe an die Menschen — immer für uns gefeiert. Die Chinesen wissen nichts von einer Feier. Tag für Tag gleichmäßig, eine mühselige Plackerei. Wir hatten vor der Abreise vereinbart, was die Männer dafür erhalten sollten, daß wir den Sonntag nicht reisten. Jetzt behaupteten sie, es sei nicht genug; und wollten das doppelte haben. Da dieser Punkt nicht schriftlich abgemacht worden war, hatte ich keine Macht über sie. Ich bot ihnen an, ihnen etwas mehr unter der Bedingung zu geben, daß wir am nächsten Sonnabend Pao-ning erreichten. Ohne diese Bedingung, fürchtete ich, würden sie es darauf anlegen, noch einen Sonntag unterwegs zu sein. Sie thaten, als wenn sie mein Anerbieten verachteten. Es lag mir so viel daran, am Tage des Herrn nicht zu reisen; außerdem war mein Fuß, der etwas schlimm gewesen war, jetzt ganz wund. Wie sollte ich es anfangen zu gehen? Aber ich fühlte, daß es unrecht sei, noch weiter nachzugeben. Wenn sie denn einmal am Sonntag arbeiten wollten, dann sollten sie es auch, und in bezug auf meinen Fuß galt es vertrauen. Ich sagte ihnen, daß ich ihnen nicht mehr Geld geben könnte, und es wurde festgesetzt, wie gewöhnlich weiter zu reisen. Sehr widerstrebend packte ich meine Sachen zusammen, bezahlte meine Rechnung und besorgte mir etwas Speise für den morgenden Tag, weil ich unterwegs nicht gern welche kaufen wollte. Am späten Abend kam der Hauptkuli noch einmal zu mir und fragte, ob ich am nächsten Tage reisen würde oder nicht. Ich wiederholte mein Anerbieten und hoffte, er würde zu Verstand kommen. Aber nein, er war noch ganz ebenso gesinnt. Meine Hoffnung sank. Am nächsten Morgen erwachte ich früh. Wie müde fühlte ich mich, und wie wund war mein Fuß! Ich konnte nicht anders, ich mußte es dem Herrn nochmal sagen und ihn noch einmal bitten, die Sache für mich hinauszuführen. Jetzt kam ein Kuli an die Thür und sagte, es wäre Zeit zum Aufbruch. „Gut!“ sagte ich. Ein Weilchen später kamen sie herein und begannen ihre Lasten wie gewöhnlich zu ordnen. Sie waren augenscheinlich entschieden zu gehen. Ich konnte es gar nicht begreifen, denn ich dachte bestimmt, der Herr wollte mir einen Ruhetag gewähren.

Ein Stück nach dem andern wurde fertig gemacht, und wir wollten eben aufbrechen, als der Vormann mich noch einmal fragte, ob ich reisen wollte oder nicht! „Ich will nicht reisen; aber ihr wollt, und darum wollen wir!“ „Nun, geben Sie doch nur ein wenig mehr Geld!“ „Nein, das kann ich nicht; ich habe euch eine gute Summe geboten, und mehr kann ich nicht geben.“ Mit einem verdächtig aussehenden Lächeln, welches über sein Gesicht spielte, wandte er sich zu seinen Gefährten und murmelte: „Nun, dann können wir ja auch ebenso gut hier bleiben.“ So

überließen sie die Sachen sich selbst und mich der dankbaren Bewunderung dieses neuen Beweises der liebevollen Fürsorge meines Gottes, gingen hinaus und störten mich an dem Tage nicht mehr! Schlaue Burschen! natürlich hatten sie nie die geringste Absicht zu reisen; in der That waren sie selbst augenscheinlich so müde, da sie Opiumraucher waren, daß ich glaube, sie hätten die Erlaubnis, einen Tag zu ruhen, dankbar bewillkommt ohne die geringste Bezahlung. Ich hatte einen ruhigen Sonntag, und am nächsten Tage war ich wieder ganz bereit. Gott sei Lob!

Der einzige Morgen, wo ich mich meiner Aufgabe nicht gewachsen fühlte, war nach einem langen, mühsamen Marsch von fünfunddreißig Meilen auf schlechten Wegen am vorhergehenden Tage. Chinesische Schuhe eignen sich nicht für nasses Wetter. Ich mußte in Strümpfen und schlecht passenden Strohsandalen, wie sie hier allgemein auf Reisen getragen werden, gehen. Dabei verstauchte ich mir den Fuß, und am nächsten Morgen schien es ganz unmöglich, daß ich die Tagereise aushalten könnte. Ich wußte nicht, ob man eine Sänfte bekommen konnte und, wenn ich eine Sänfte mieten wollte, so mußte ich ein Stück Silber wechseln und man denke, was das sagen will. Meine chinesischen Freunde waren fort. Im Glauben machte ich mich auf den Weg und zu meiner großen Überraschung fand ich, daß wir am Ufer eines Flusses waren und den ganzen Tag auf einem Boote fahren mußten. Wieder eine Illustration zu dem „er sorget für euch!"

Ich wollte, ihr hättet das Boot gesehen, voll Gepäck von einem Ende bis zum andern, die Höhlungen dazwischen mit Menschen ausgefüllt. Meine Schuhe, die ich zum Gehen nicht brauchte, gewährten mir einen recht bequemen Sitz. Die Passagiere lasen meine Büchlein und rauchten Opium, sich abwechselnd auf das Stückchen Boden legend, das nicht mit Gepäck verbaut war. Beim Ausschiffen am Abend warfen sich der Kapitän und seine Mannschaft wie Wölfe auf uns, um so viel Geld als möglich zu erpressen. Der Fahrpreis für eine Tagesreise scheint 16 Pfg. gewesen zu sein, aber die meisten Leute versuchten mit der Hälfte davon zu kommen. Die Balgerei war nicht erbaulich. Es war eine neue Erfahrung für mich; aber an diesem Orte erwarteten mich noch mehr neue Erfahrungen; denn, eine Weile nachher, befand ich mich, bei hereinbrechender Nacht als ein Verbannter auf der Straße, ohne Wohnung und ohne Abendessen, bei dem schwachen Lichte einer Laterne, umgeben von einem Haufen fremden Volkes, meine gefährdeten Sachen ängstlich bewachend. Niemand wollte mich aufnehmen.

Endlich hatte einer von den Gastwirten Mitleid mit mir. Er führte mich in eine Art von Vorhaus, worin ein oder zwei Bettstellen mit Stroh waren. Obgleich roh und schmutzig genug, schien der Raum doch bequem und luftig zu sein, fast wie eine Scheune, aber ein übler Geruch machte sich sehr bemerkbar. Es war dunkel, aber der Schein der Laterne genügte, um eine höchst empörende Grube zu zeigen, welche den größten Teil der einen Seite des Gemaches einnahm. Doch dafür gab es keine Hilfe; so versuchte ich die häßliche Schlammgrube in der einen Ecke zu vergessen und machte mich

an meinen kalten Reis und meine kalten Eier. Die guten Leute schienen unfähig zu sein irgend etwas Warmes zu bereiten, doch bekam ich später eine Tasse Kakao. Die Kulis trösteten sich mit Opium. Ich hatte viel Besucher und sprach bis in die Nacht mit ihnen. Ich hatte trotz der entsetzlich übelriechenden Umgebung eine gute Nacht und fühlte mich ganz wohl danach. Und das war auch eine merkwürdige Erfahrung, daß ich, nachdem ich für diese luxuriöse Aufnahme die gebräuchlichen Wirtshauspreise vollständig bezahlt hatte, auf der Landstraße festgehalten wurde und nicht weiter gehn durfte und von wem? von dem Diener des Wirtes, einem kleinen Burschen! Er war von derselben Sorte wie die gestrige Schiffsmannschaft — ein richtiger junger Bluthund; er hielt mich ganz fest am Ärmel und verlangte mehr Geld. Ich konnte nicht umhin, seinen Mut zu bewundern, denn viele erwachsene, unerschrockene Chinesen würden sich gescheut haben, einen Fremden so anzufassen. Es war entschieden eine tollkühne That. Aber ein christlicher Missionar darf nie, wenn er persönlich gekränkt wird, seine Hand aufheben, um einen armen heidnischen Bruder zu schlagen; da er doch gekommen ist, um ihn in Christi Namen zu segnen. Natürlich weigerte ich mich, ihm Geld zu geben, aber, da ich einmal des Burschen Gefangener war, setzte ich mich nieder und predigte dem Volke, bis mein junger Freund, da er sich völlig unbeachtet sah, sich eines Bessern besann und davon lief.

Nach meiner Befreiung ging ich zum ersten Ruhepunkt unserer Reise, um Frühstück zu bekommen. Hier erging es mir nicht besser als am Abend vorher; aber am Mittag erreichte ich eine geschäftige kleine Stadt, wo es Überfluß an Nahrungsmitteln gab: schöne Klöße von Schweinefleisch, das Stück 2 Pfg., heiße Brötchen zu demselben Preise; in Öl gebackene Kuchen zu 1 Pfg., köstlich anzusehen, wenn auch nicht zu essen; Nudeln, Reis, Suppen und gedämpftes Fleisch, alles im Preise von 8 Pfg. abwärts. Wenn die Sachen nur so schön wären, wie sie billig sind! Auf dem ganzen Wege sind die Preise meist die gleichen. Eine große Schüssel Reis kostet etwas weniger als 4 Pfg. Weizenkuchen 1 Pfg., Reiskuchen (sehr groß) noch nicht 1 Pfg.; eine Tasse Thee, auf Bestellung gemacht, desgl. Eier schwanken von 1 zu 2 Pfg. das Stück; eine Schüssel Reisbrei, mit Bohnen gewürzt, desgl. u. s. w. Viele von diesen Delikatessen findet man aber nicht oft. Jeder Ort hat seine Spezialitäten. Es mag Reis mit etwas gesalzenem Kohl sein, oder ein kaltes Gemisch, was wie Pökelfleisch aussieht, aber schmeckt — ich mag nicht sagen wie! Die Spezialität eines Ortes waren Mehlklöße, angerichtet mit einem Sirup von heißem Wasser, welches mit etwas braunem Zucker versüßt war. Nachdem die gute Frau mir so viel Klöße aufgetragen hatte, daß viele Hungrige sich daran hätten sättigen können, forderte sie dafür 3 Pfg. und entschuldigte die Höhe des Preises damit, daß die Klöße heiß seien. Wenn sie kalt gewesen wären, sagte sie, würde sie nicht so viel gefordert haben. In vielen dieser ländlichen Theeläden und Speisehäusern besorgen Frauen die Bedienung; es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie dabei ein Kind im Alter von einem Monat bis zu zwei Jahren auf den Rücken gebunden haben. Das Baby hat augenscheinlich

Verständnis für die Verhältnisse und ist ruhig, während seine Mutter seine Arbeit thut, als wüßte sie nichts von der Last, die sie trägt. Man sieht so belastete Frauen sogar auf dem Felde arbeiten.

Am Abend erreichte ich Lan-pu-Hsien, eine große Stadt 25 Meilen südlich von Pao-ning und ein bedeutender Salzdistrikt.

Es war nun Freitag den 11. Mai, und meine Reise bald zu Ende. Doch eine letzte und alles bis hierher Erlebte krönende Reiseerfahrung wartete noch auf mich. Aus einer großen Zahl von Gasthäusern, guten, schlechten und mittelmäßigen, unter welchen wir wählen konnten, suchten meine Kulis gerade das allerschlechteste, was sie finden konnten, aus, wenigstens schien es mir so: ein elendes kleines Nest voll Opiumraucher. Und dabei hatte ich mich unter den Schrecken der vorigen Nacht mit dem Gedanken getröstet, daß ich heut an dem letzten Reisetage in einem guten Gasthofe ein recht behagliches Quartier haben würde! Die Kulis weigerten sich natürlich weiter zu gehen. So sonderte ich mein Bettzeug und Korb aus dem übrigen Gepäck, umstanden von einer Schar Zuschauer, und rief nach einem andern Kuli, um sie mir zu tragen. Niemand wollte es thun. Meine Kulis waren darüber sehr glücklich. So ließ ich meine Sachen da und ging allein aus, um einen andern Gasthof zu suchen. Aber an jedem wurde ich abgewiesen. Niemand wollte auch nur mit mir sprechen; sie waren alle gegen einen allein kommenden Fremden argwöhnisch. So mußte ich es in Verzweiflung aufgeben, einen Gasthof zu finden und meine Gedanken auf den Tempel richten, dessen äußere Vorhöfe Gemeineigentum sind. Der Tempel sah ganz zufriedenstellend aus. Ich kehrte in die Opiumhöhle zurück und befahl den Kulis mein Bettzeug zu bringen, da ich an einen andern Ort gehen wollte. Sie folgten mir. Da sie sahen, daß es der Tempel sei, wollten sie meine Sachen wieder zurücktragen und brachten den Priester so weit, daß er den Versuch machte, mich zum Weggehen zu überreden. Ich wußte, daß ich das völlige Recht hatte hier zu bleiben, aber, um dem Priester gefällig zu sein, trug ich mein Bündel und meinen Korb in den offnen Hof, wo ich weder ihm noch sonst jemand im Wege sein konnte. Auf meinem Bündel sitzend, fing ich ganz vergnüglich an Eier und Landbrot, was ich bei mir hatte, zu essen. Als der Priester eine Eierschale auf der Erde liegen sah, that er ganz entrüstet, obgleich der Platz eigentlich ein Theeladen und mehr oder weniger mit Schmutz und Unrat bestreut war. Ich konnte ihn dadurch trösten, daß ich die Schale aufnahm und in meinen Korb legte. Die Dunkelheit kam heran und mit ihr für die Kulis Verzweiflung; denn, wenn ich nicht mit ihnen in ihr Gasthaus ging, mußten sie für sich mehr bezahlen. Sie versuchten, mich mit Gewalt fortzubringen und der freundliche Priester stand ihnen aus allen Kräften bei. Ein kleiner Haufe Menschen stand neugierig aber gleichgiltig dabei. Ich blieb ruhig und unbeweglich. Zuletzt, als ich mich eben für die Nacht einrichten wollte, kam ein munterer, gutmütiger, rüstiger alter Herr heran. Er verstand es sehr gut, daß ich keine Lust hätte, in das Wirtshaus zu gehen, wo Opium geraucht wurde; aber er hätte dicht dabei ein Zimmer, wo kein Opium wäre, und es würde ihn so sehr freuen, wenn ich ihm die Ehre

erzeigen würde und mich herablassen, dieses zu bewohnen. Der alte Herr sprach so freundlich und war dem Anschein nach von so guter Art, daß ich nicht anders konnte, als sein Anerbieten mit Dankbarkeit annehmen. Er befahl den Kulis, meine Sachen zu nehmen und diese schienen entzückt, es thun zu dürfen: so wanderten wir hinaus in die Dunkelheit. Eine Minute später, und die Kulis, welche thaten, als wollten sie wegen des Hauses eine Erkundigung einziehen, brachten mich, ehe ich, armes, überlistetes Opfer, auch nur eine Ahnung hatte, mitten in — das elende Wirtshaus! Mein vermeintlicher Wirt war inzwischen verschwunden, und der freundliche Priester hatte lächelnd hinter mir die Tempelthore geschlossen und verriegelt. So war ich in die Falle gegangen; obgleich ich mit Wahrheit sagen kann, daß ich schon etwas Argwohn hatte, ehe ich den Tempel verließ. Aber wie konnte ich gegen meinen gütigen und edelherzigen Freund Zweifel zeigen! Ich befahl den Kulis, meine Sachen herauszubringen — sie weigerten sich. Ich faßte die Sachen, um sie selbst herauszutragen. Sie hinderten mich mit Gewalt daran. Doch geschlagen war ich noch nicht. Ich ging, um mich zu erfrischen, in einen Theeladen; dort wollte ich mir überlegen, was des Herrn Wille sei, daß ich thun sollte. Es war eine schöne Nacht. Ich beschloß, wenn sich nichts Besseres finden sollte, an einer ruhigen Stelle der Straße zu schlafen, wenn es mir gelang, mein Bettzeug zu bekommen; wenn nicht, so wollte ich versuchen nach Pao-ning zu gehen. Ich kehrte in das Wirtshaus zurück. Die Kulis waren über meine Rückkehr voller Freude, denn sie hatten alles in allem auch eine geplagte Zeit gehabt. Ihre Freude war aber bald vorbei. Ich war nicht in dem unterwürfigen Geiste zurückgekommen, wie sie wünschten. Ich fragte sie ruhig, warum sie nicht in ein anständiges Gasthaus gehen wollten. Da ich als Antwort nur lautes Durcheinanderschreien erhielt, erklärte ich ihnen, daß mein Bettzeug u. s. w. mir gehöre, nicht ihnen und daß ich es draußen haben wollte. Da sie sahen, daß es mir ernst war, gaben sie nach; nach einer kurzen Weile wurde es gebracht — auf die Straße (auf einen zurückgezogenen Teil). Einige Minuten verwandte ich noch darauf zu den wenigen Leuten, welche noch umherstanden, zu sprechen; dann, als nichts Besseres sich zeigte, fing ich an zu überlegen, wie ich schlafen sollte. Aber in dem Augenblick kamen zu meiner Überraschung einige sehr höfliche Beamte vom Mandarin. Sie verstanden, daß ich nicht gern in jenem Wirtshause schlafen wollte; aber da wäre doch der Tempel! wo ich alle Bequemlichkeiten haben könnte: ob das nicht genügen würde? Ja, sagte ich, vortrefflich. So mußten die drei Kulis sich noch einmal auf den Weg machen und alle meine Sachen bringen; der arme Priester mußte seine Tempelthore aufriegeln; der freundliche alte Herr erhielt einen wirksamen Dämpfer auf seine Freude; ich, jetzt der sieghafte Held, wurde direckt in die inneren Vorhöfe geführt, wo mir ein herrliches Zimmer angewiesen wurde. Meine Kulis hätten nun gern an meinem guten Glück teil genommen, aber sie wurden in ihr geliebtes Wirtshaus geschickt, wo sie gewiß tüchtig haben zahlen müssen. Die Leute des Mandarin weigerten sich entschieden ein Trinkgeld anzunehmen und waren sehr erfreut, als sie mich so wohl versorgt sahen.

Der gute Priester wurde auch ganz hilfsbegeistert. Er brachte mir eine neue Bambusmatratze, damit mein Bett bequem wurde; er gab mir köstliches Wasser zu trinken; er versorgte mich mit Waschwasser und andern Bequemlichkeiten. Ich gab mir Mühe, ihn für seine Dienste gut zu belohnen (50 Pfg.), so daß er zweifellos froh sein wird, mich wieder einmal willkommen heißen zu können! Was die Kulis betrifft, so wagten sie ihre Häupter nicht mehr aufzuheben, und am nächsten Tage, als wir in Pao-ning angekommen waren, trennten wir uns. Arme Burschen! es jammerte mich um sie, als sie fortgingen.

In bezug auf den Mandarin muß ich noch einen andern Umstand erwähnen, der deutlich zeigt, wie des Herrn Hand mit mir war. Wenn man in Sz-chuen reist, so wird ein Paß für höchst notwendig gehalten. Durch irgend ein Versehen war der meinige nicht zur rechten Zeit da. Phelps wünschte dringend, daß ich in Wun-Hsien bliebe, bis er käme, da er ernstlich fürchtete, daß die Mandarins mich aufhalten, ja mich vielleicht nach Y-chang zum Konsul zurückschicken würden. Ich hatte aber das Gefühl, daß dies ein Fall war, wo ich trauen und vorwärts gehen mußte. Bis zu meiner Ankunft in Lan-pu — das heißt, fast bis zum Ende meiner Reise, war ich nicht einmal nach meinem Passe gefragt worden und hier in Lan-pu, statt mir deswegen Ungelegenheiten zu machen, sorgte der Mandarin aufs freundlichste für meine Behaglichkeit und erlaubte mir ungehindert meine Reise fortzusetzen.

Seit ich hier angekommen bin, bin ich leichten Fieberanfällen ausgesetzt gewesen; auch hierin zeigt sich des Herrn Güte gegen mich auf das deutlichste, in anbetracht, daß er mich auf der weiten Reise von Hangchow gesund erhielt und mir nicht erlaubte, krank zu werden bis zu dem Tage, wo er mich an das Ende derselben gebracht hatte, wo ich Pflege und Vorsorge fand.

Ich möchte diese Briefe nicht gern schließen, ohne noch einmal anzuerkennen, wie sehr ich der China Inland Mission und Mr. und Mrs. Cassels und Mr. Beauchamp für die warme und gastliche Aufnahme, welche sie mir gewährten, verpflichtet bin. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit."

Der Kampf der Mission.

Von Stadtpfarrer Bossert in Heimsheim (Württemberg).

2 Kor. 10, 3. 4. Ob wir wohl im Fleische wandeln, streiten wir doch nicht fleischlicherweise; denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zu verstören die Befestigungen.

Auf Christenmensch, auf, auf zum Streit, auf, auf zum Überwinden! ruft uns einer unserer geistlichen Liederdichter zu. Jeder Christ ist ein Streiter, wie wir wissen; hat ja doch schon der Apostel Paulus seinem Timotheus ermahnt: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi. Wer

sich einmal dazu entschlossen hat, der Fahne zu folgen, welche der Herzog unserer Seligkeit uns voranträgt, bekommt es bald genug zu spüren, daß das Christenleben ein Kampfesleben ist; er würde es merken, auch wenn er auf kein anderes Feld gestellt würde als auf den engen Raum seines eigenen Herzens. Hier ist ein Kampfplatz, auf welchem ein Christenmensch, der seine Aufgabe kennt, schonungslos mit dem Schwerte dreinschlagen muß gegen die widerstrebenden Mächte, welche immer aufs neue das Haupt erheben, ja gegen das ganze natürliche Ich. Auf den Ernst dieses Kampfes macht uns schon der Herr aufmerksam in dem Worte: „Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde," und anderswo erklärt er, daß nur derjenige das Leben finde oder den Siegespreis des ewigen Lebens davon trage, der sein eigenes Leben verliere um Jesu willen. Doch, so vieles sich auch sagen ließe über diesen großen Kampf, der im kleinsten Raume sich abspielt: heute sind wir zu einem anderen Zwecke zusammengekommen. Wir richten in diesen Stunden unsere Blicke hinaus in die weite Ferne zu den Völkern, welche noch nicht gesammelt sind unter dem Banner des Kreuzes, aber dennoch als Erbe und Eigentum demjenigen angehören, der Herr und König ist bis an der Welt Ende. Dieses unermeßliche Gebiet, dieses unübersehbare Feld ist auch ein Kampfplatz. Die Gemeinde des Herrn ist berufen, hier die heiligen Kriege ihres himmlischen Hauptes zu führen. Der erste unter der Streiterschar, welcher dieses Gebiet betreten, der angethan mit der Kraft aus der Höhe, sich mächtig vor Gott gewußt hat, zu verstören die Befestigungen, die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes; der Mann, welcher für alle Zeiten der Kirche das Vorbild eines evangelischen Missionars ist hinsichtlich der Art und Weise, wie der Krieg des Herrn zu führen ist, ist der Apostel Paulus gewesen. Von ihm wollen wir uns an der Hand unserer Texteswort belehren lassen, daß uns die Heidenmission auf einen Kampfplatz stellt. Wir betrachten

1. was wir für einen harten Stand in diesem Kampfe haben,
2. was für Waffen wir handhaben sollen,
3. was für eine Kraft sich bei dieser Waffenführung mächtig erweist.

1. Die Heidenmission stellt uns auf einen Kampfplatz, auf welchem diejenigen einen harten Stand haben, welche berufen sind, die Kriege des Herrn zu führen. Diesen harten Stand weist uns der Apostel auch damit, daß er sagt: „Ob wir wohl im Fleische wandeln, streiten wir doch." — Daß wir im Fleische wandeln, daß auch die Missionare, welche wir aussenden, um für den Herrn zu streiten gegen das Reich der Finsternis, welches uns die Heidenwelt als eine entsetzliche Macht darstellt, Menschen sind von Fleisch und Blut, behaftet mit Unvollkommenheiten, menschlichen Schwächen und Thorheiten, bisweilen wohl auch mit verborgenen Tücken im Herzen: das ist ein Übelstand, welcher sich oft und viel auf den Missionsgebieten fühlbar macht. Ein Missionar sollte ein Tugendmuster sein, voll Sanftmut und Demut, voll Glaube, Liebe

und Hoffnung, voll Eifer und Begeisterung für die Sache des Herrn auf der einen Seite, voll kluger Zurückhaltung und weiser Besonnenheit auf der andern Seite; er sollte, wie der Herr von seinen Jüngern gefordert hat, welche er aussandte, um das Reich Gottes zu predigen, klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, und was man sonst noch alles aufzählen mag an löblichen Eigenschaften und Früchten des Geistes. Gott sei Dank, die weit überwiegende Mehrzahl unserer Streiter, welche sich entschließen, Vaterland, Freundschaft und Vaterhaus zu verlassen, um draußen in der Heidenwelt für den Herrn zu kämpfen, lassen sich zum Einschlagen dieser Laufbahn bewegen durch das redliche Verlangen, als gute Streiter des Herrn unter seiner Fahne zu kämpfen; sie bemühen sich, den Panzer der Gerechtigkeit Christi anzulegen, um ganz gewappnet zu sein zum Streit; unsere Missionsgesellschaften aber werden in einem solchen Geiste geleitet, daß wir alle Ursache haben, das Vertrauen zu ihnen zu hegen, daß sie sich bestreben, so weit dies durch treue menschliche Arbeit erzielt werden kann, den künftigen Streitern auf dem heidnischen Kampfesfelde während ihrer langen Vorbereitungsjahre jene Waffenrüstung anzulegen, welche uns im sechsten Kapitel des Epheserbriefes beschrieben wird. Aber wie ist doch das Fleisch so schwach! wie leicht wird ein Mensch, auch wenn er Missionar ist und es gut meint, von einem Fehler übereilt! Die Heiden, denen die Sendboten des Herrn den Weg der Gerechtigkeit zu zeigen haben, sind, so große Balken im eigenen Auge sie auch übersehen und entschuldigen, scharfsichtig genug, um auch den Splitter in des Missionars Auge wahrzunehmen, wie schon unsere kleinen Kinder in einem Alter, da wir es ihnen noch gar nicht zutrauen, ein erstaunlich scharfes Auge haben für die Schwächen und Blößen ihrer Eltern und Lehrer. Dazu kommt, daß die Sendboten, wenn sie einsam stehen mitten unter einem unschlachtigen Geschlecht, wenn sie die Anregungen entbehren müssen, welche der Umgang und Verkehr mit Christenmenschen ihnen darbietet, wenn ihnen der Halt fehlt, welchen der Mensch im Anschluß und im Meinungsaustausch mit gleichstrebenden und gleichdenkenden Menschen findet, großen Versuchungen ausgesetzt sind zu Befleckungen aller Art, Versuchungen, gegen welche nur ein fester Glaube den nötigen Schutz zu gewähren vermag. Sind sie aber nicht fest und stark im Geiste, so werden sie auch bald matt und lässig zum Kampf.

Doch nicht bloß in sich selbst haben unsere Missionare das Fleisch oder das selbstsüchtig-widergöttliche Wesen, wie solches der Apostel nach seinem Sprachgebrauch unter dem Ausdruck Fleisch zusammenfaßt, sondern, wenn sie unter den Heiden ihr Leben führen, sind sie auch rings umgeben von einem ins Fleisch versunkenen Geschlechte, von einer Welt, welche in noch viel höherem Grade Fleischesart an sich trägt als unsere doch fürwahr auch fleischlich genug gesinnte Welt. Auf diejenigen Kreise, unter welchen wir unser Leben zubringen, wirken ja doch schon seit Jahrhunderten die Gotteskräfte des Evangeliums ein, die gröbsten Ausbrüche der Fleischlichkeit unterdrückend. Es hat sich in unserer Mitte unter dem Einflusse des Christentums eine öffentliche Meinung gebildet, welche das

Laster nötigt, sich ins Dunkel der Nacht zurückzuziehen. Auch die Gesetze und Ordnungen unseres staatlichen, kirchlichen, geselligen und häuslichen Lebens umgeben unsere Gesellschaft allerorten mit heilsamen Schranken, über welche man nicht ungestraft sich hinwegsetzen kann. Anders ist es bei den Heiden; solche Schranken, wenn sie auch nicht ganz fehlen, sind doch nur in dürftigen und unvollkommenen Anfängen vorhanden: ungescheut und wenig eingedämmt kann hier das Fleisch herrschen; die gottentfremdete, von finstern Kräften durchdrungene Menschennatur darf sich erlauben, ihre Zügel nach Belieben schießen zu lassen, so daß unsere Missionare, wie sie uns so ziemlich einstimmig berichten, den Eindruck haben, es sei ein eigentliches Reich der Finsternis, in welchem sie die Aufgabe haben, mit dem Lichte des Evangeliums die Schatten der Nacht und des Todes zu verscheuchen.

Das schlimmste aber, was unsere Missionare erfahren müssen, ist das, daß zu der Roheit und Zügellosigkeit, welche unter den Naturvölkern entfesselt sind, auch noch die verderblichen Einflüsse einer europäischen Kultur oder vielmehr Unkultur hinzutreten. Der Missionar ist nicht der alleinige Vertreter, welchen Europa hinaussendet, es kommen auch solche unserer weißen Stammesgenossen in jene Gebiete, auf welche man nur das Wort anwenden kann: „Eurethalben wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden." Nicht selten ist es der Abschaum und die Hefe der europäischen Gesellschaft, welche ihr zügelloses Wesen treibt in fernen Ländern, wohin der Arm des Strafrichters nicht reicht; entmenschte Gesellen, Abenteurer der schlimmsten Sorte, welche schändlichen Lüsten frönen und durch ekelhafte Krankheiten schon ganze Stämme angesteckt und ihnen ein Gift in die Adern gebracht haben, an welchem sie dahinsiechen. Oder es sind auch hartherzige Mammonsdiener, welche, um gewinnreiche Geschäfte zu machen, ganze Schiffsladungen voll Schnaps zu den Heiden bringen, und zwar Schnaps von der gesundheitsschädlichsten Sorte, wodurch die armen, widerstandslosen Menschen nach Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden. Durch solche Menschen wird ein Mißtrauen, ein oft genug wohl begründeter Haß gegen die ganze weiße Rasse in die Herzen der Heiden gepflanzt, ein Haß, unter welchem gerade auch die Missionare hundertfältig zu leiden haben. Hier könnte man ein endloses Sündenregister aufzählen; doch möge das Gesagte genügen, um uns zu überzeugen, daß es in jeder Hinsicht ein harter Stand ist, den die Streiter Christi auf dem heidnischen Kampfgebiete haben.

Um so nötiger ist es darum, daß wir

2. in dem uns verordneten Kampfe die richtigen Waffen handhaben. „Ob wir wohl im Fleische wandeln, streiten wir doch nicht fleischlicherweise; denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich." Geistliche Waffen, nicht fleischliche soll der Christ, wie überall, so besonders auf dem heidnischen Kampffelde handhaben. Was für ein vernichtendes Urteil hat doch der Apostel mit diesem Ausspruche über die Waffen gefällt, welche der Papst braucht! Wie dieser überhaupt das Wort des Herrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" in sein gerades Gegenteil verkehrt hat, so hat er auch jederzeit Waffen angewendet, welche der Apostel

als fleischlich und darum eines Christen unwürdig bezeichnet hat. Dem Weltcharakter des Papstreiches entspricht genau der Weltcharakter der Waffen, mit welchen der Papst streitet. Oft genug sind es dieselben Waffen gewesen, welche der Türke braucht, um das Reich seines Lügenpropheten Mohammed auszubreiten: Feuer und Schwert. Wie manches Volk Europas ist in Begleitung von Heeren der Eroberer zur Taufe gezwungen worden! Was für eine Verirrung waren die Kreuzzüge, in denen hunderttausende mit dem Schwert in der Hand ins heilige Land zogen, um dasselbe auf dem Wege blutiger Eroberung den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Die Blüte der abendländischen Christenheit verschmachtete damals in den Sandwüsten des Ostens oder fiel unter den Pfeilen der Sarazenen, und der Zweck wurde doch nicht erreicht. Scheiterhaufen, ewige Kerkernacht, unmenschliche Foltern waren die grausamen Waffen, mit welchen die Päpste gewütet haben gegen alle, die in ihren Augen Ketzer waren, gegen die Waldenser, Albigenser, Brüder des freien Geistes, Lollharden, Hussiten und wie sie alle hießen, wenn sie dem Machtgebot des römischen Bischofs sich nicht fügte, in die alleinseligmachende Kirche, in seinen Schafstall, wie er sagt, nicht zurückkehren wollten; ganze Heere hat der Zwingherr am Tiberstrande aufgeboten, welche unbeschreibliches Elend in viele Länder gebracht und blühende Provinzen in Wüsteneien verwandelt haben. Dieselben Waffen haben im Zeitalter der Reformation die Päpste und ihre Leibgardisten, die Jesuiten, gebraucht, und in Strömen von Blut, im Rauchdampf vieler hunderte von Scheiterhaufen wurden alle evangelischen Regungen erstickt in Italien, in Spanien, in Österreich und überall da, wo die Fürsten sich dazu hergaben, den nach Ketzerblut dürstenden Päpsten Schergendienste zu leisten. Hat auch jemals ein Papst der neueren Zeit ein Wort der Mißbilligung oder nur auch des Bedauerns laut werden lassen über solche Blutmission? Niemals ist das geschehen; nur darüber wird das Bedauern laut, daß die Ungunst der Zeitverhältnisse heute den Päpsten verbietet, die Ketzerei zu unterdrücken. Der Papst ist noch derselbe, wie er zu Luthers Zeit gewesen ist; so wenig ein Mohr seine Haut wandeln kann oder ein Pardel seine Flecken, ebenso wenig kann der Papst seine Natur ändern, und noch heute wird von Rom Luthers Satz als Ketzerei verdammt, daß es gegen den Willen des heiligen Geistes sei, die Ketzer zu verbrennen. Was für ein Wohlgefallen der gegenwärtige Papst Leo XIII, der sogen. Friedenspapst, an der evangelischen Mission hat und an den geistlichen Waffen, mit welchen sie kämpft, zeigt auch dem blödesten Auge jenes Rundschreiben, welches er vor 9 Jahren an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche gerichtet hat, worin die evangelischen Missionare als trügerische Männer, Verbreiter von Irrtümern bezeichnet werden, welche sich nicht nur den Anschein geben, als seien sie Apostel Christi, sondern geradezu die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten suchen. Daß des Papstes Waffen noch im Jahre 1889 die mittelalterlichen sind, hat vor kurzem einer der ersten Kirchenfürsten des Papstes, der Kardinal Lavigerie bewiesen, der uns Deutsche im Namen seines Gebieters zu einem Kreuzzuge nach Ostafrika einlud. Nein, das sind nicht die Waffen, welche uns der Apostel empfiehlt.

Aber auch diejenigen Waffen sind es nicht, welche neuerdings uns angepriesen werden seitens derer, welche auf das Evangelium nicht viel halten. Namentlich seit wir deutsche Kolonien haben, giebt es allerhand Ratgeber, nicht immer berufene, welche dem Missionar die Aufgabe stellen, die Wilden an Arbeit zu gewöhnen, gute Landwirte, geschickte Handwerker aus ihnen zu machen. Wenn sie fleißig arbeiten und möglichst viel erwerben, dann werden die Kolonien ein wertvoller Besitz, es läßt sich ein vorteilhafter Handel treiben, und die Missionare können dann Lohn und Befriedigung in dem Bewußtsein finden, für unser deutsches Reich und Vaterland gewirkt zu haben. Man tadelt nicht selten, daß unsere Missionare zu viel Religion lehren; weil unsern Kulturhelden die evangelischen Glaubenswahrheiten unbekannt sind, so meinen sie, die Heiden können noch viel weniger das begreifen, was sie selber nicht kennen und aus Unkenntnis verachten. Sie halten dafür, man solle die Heiden zuerst äußerlich kultivieren und aus der ärgsten Roheit herausreißen; später könne man ja versuchen, ihnen auch etwas von der Religion beizubringen. Weil es aber nicht möglich ist, einen Neger zu freiwilliger Arbeitsleistung zu bewegen, die über sein augenblickliches Bedürfnis hinausgeht, so redet mancher dieser modernen Ratgeber auch noch der Anwendung von Zwang, dem Gebrauche der Peitsche das Wort, so daß diese Methode schließlich auf eine Art von Sklavenhaltung hinauskäme, und der Missionar, wenn er etwas ausrichten wollte, sich darauf angewiesen sehen müßte, mit der Geißel in der Hand hinter dem faulen Neger zu stehen, um ihn anzutreiben wie der Landmann seine störrigen Ochsen.

Da wird eine Grundvoraussetzung aller evangelischen Erziehung verkannt, daß nämlich nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen zu wirken ist, oder mit andern Worten, daß zuerst das Herz gewonnen werden muß für die gute Sache des Herrn, worauf dann das Leben ganz von selber ein geordnetes und nützlicher Thätigkeit gewidmetes wird. Auch sind unsere Missionare doch nicht dazu da, daß sie den Kaufleuten die Kastanien aus dem Feuer holen, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen um der Handelsinteressen willen. Die Heidenmission hat höhere Aufgaben als dafür zu sorgen, daß die Geldkönige noch weitere Millionen ansammeln. Im übrigen hat die evangelische Mission bereits den Beweis geführt, daß, wo der Baum des Christentums gepflanzt wird, auch von selber die Früchte eines arbeitsamen Lebens wachsen. Man besuche die Industriewerkstätten der Basler Missionsgesellschaft in Ostindien, diese trefflichen Erziehungsanstalten zur Arbeit für die neugewonnenen Hindus, welche die Bewunderung der Engländer hervorgerufen haben, um sich zu überzeugen, daß die evangelische Mission das Sprichwort: „bete und arbeite“ zu seinem vollen Rechte kommen läßt. Oder man richte den Blick auf die westafrikanische Goldküste, wo unsere Missionare oft jahrelang im Schweiß ihres Angesichtes, allen Unbilden des tropischen Fieberklimas ausgesetzt, wie Handwerker und Bauern gearbeitet haben, bis es ihnen gelungen ist, wüste Plätze in Oasen mit den wertvollsten Pflanzungen zu verwandeln und ganze Christendörfer um den Mittelpunkt ihrer Stationen zu sammeln, und die armen und verachteten Leute, welche

ihr Wort angenommen haben, durch des Wortes stille Kraft so zu heben, daß sie, wie an Bildung, so auch an äußerem Wohlstand um eine ganze Stufe über denen stehen, welche im Heidentum zurückgeblieben sind, und durch den blühenden Zustand ihrer Ansiedelungen täglich das beredteste Zeugnis geben von der Wahrheit des Bibelwortes: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Die Waffen, welche der Apostel meint, und welche der evangelische Missionar als ein guter Streiter Jesu Christi allein führen darf, sind die Waffen des göttlichen Wortes. Ein anderes Schwert als dieses Schwert des Geistes hat der Herr nicht in die Hände seiner Apostel gelegt; mit diesem Schwerte haben sie sich gegürtet, wenn sie auf ihre Missionsreisen hinausgezogen sind; mit diesem Schwerte haben sie den Kampf unternommen gegen das alte Heidentum, und ist es ihnen gelungen, die Bollwerke der Finsternis zu zerstören. Eine andere Waffe als diese geistliche besaßen sie nicht und begehrten sie nicht, und wenn die wehrlosen Schafe zerrissen wurden von den Wölfen, wenn hunderte von Märtyrern mit ihrem Blute ihren Glauben besiegelt haben, so haben diejenigen, welche an die Stelle der gefallenen Streiter getreten sind, um den Kampf des Herrn weiter zu führen, auch keine andere Waffe gehabt; von dem Tage an aber, da in der Kirche fleischliche Waffen gebraucht wurden, trat die Verweltlichung der Kirche ein und der Abfall. Luther hat die altbewährte Waffe, das scharf geschliffene Schwert des Wortes den Streitern Christi wieder in die Hand gegeben. Was für einen Glauben an die weltüberwindende Kraft des Wortes hat dieser Gottesmann gehabt, und wie hat sich dieser Glaube so herrlich bewährt! Gottes Wort ist die siegreiche Waffe für den Kampf, allerdings nicht als toter, äußerer Buchstabe, sondern als Gotteskraft. Es ist wirksam, wenn es verkündigt wird von einer Persönlichkeit, die in diesem Worte lebt, durch dieses Wort erneuert worden ist; denn nur wo Leben ist, kann Leben gezeugt werden. Wird Gottes Wort in des Geistes Kraft einem Heiden nahe gebracht, dann ist auch in des Heiden Seele ein Punkt, an welchen es anknüpfen kann, jener unaustilgbare Überrest des göttlichen Ebenbildes; auch der Heide vernimmt die innere Stimme, welches das geisteskräftig gepredigte Wort ihm als Wahrheit von oben versiegelt, und wenn der Heide das Zeugnis annimmt, empfängt er die Kraft, so gut wie wir, ein neuer Mensch zu werden, der nicht mehr nach dem Fleische wandelt, sondern nach dem Geist. Das Evangelium von Jesu Christo, welches zu der Apostel Zeiten sich bewährt hat als eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben, und eine verlorene Welt zu retten, dieses Evangelium, welches durch Dr. Martin Luthers Dienst neu hervorgezogen worden ist aus dem Dunkel und die Kraft gehabt hat, die evangelische Kirche durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurchzuretten und bis auf diese Stunde zu erhalten für ihre große Mission an der Menschheit, dieses selbe Evangelium, verkündigt mit Erweisung des Geistes und der Kraft, ist das Schwert, mit welchem die Streiter Christi auch in diesem und in den folgenden Jahrhunderten siegen werden über die Finsternis des Heidentums.

(Schluß folgt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1890.

Der Kampf der Mission.

Von Stadtpfarrer Bossert in Heimsheim (Württemberg).

(Schluß.)

So wollen wir denn endlich vom Apostel aus auch noch sagen lassen,
3. was für eine Kraft bei dieser Waffenführung sich mächtig erweist.
„Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zu verstören die Befestigungen." Befestigungen nennt hier der Apostel die dem Evangelium feindlichen Mächte. In der That als Burgen des Satans stehen diese Mächte vor dem Auge des Missionars da, wenn er hinauskommt ins Heidenland, als Bollwerke, deren Erstürmung die Aufgabe der Streiter Christi ist. Wer die tausendjährige Stärke dieser Festungen kennt, für den liegt die Versuchung nahe, daß Furcht und Kleinmut sein Gemüt beschleicht, wie ja auch wirklich schon manchem redlichen Menschen, der sich für die Fahne des Herrn anwerben ließ, der Mut gesunken ist, so daß er, wenn er den Ratschlägen der Vernunft Gehör schenken wollte, am liebsten die Waffen weggeworfen hätte. Dennoch hat der Apostel recht: die Waffen, welche Gott uns darreicht in seinem Worte, sind mächtig, ein Bollwerk um das andere, eine Festung um die andere zu erstürmen und zu zerstören, daß wir das Panier des Kreuzes da aufpflanzen können, wo vorher der Götzendienst mit seinen Greueln, der Mord und das Elend ihre schauerliche Tyrannei ausgeübt haben. Freilich es geht nicht so rasch, wie mancher für den Dienst und die Ehre seines Gottes begeisterte Jüngling beim Hinausziehen in die Ferne sichs mit seiner jugendlichen Phantasie vormalt. Es sind heuer 61 Jahre verflossen, seit die ersten vier Sendboten der Basler Missionsgesellschaft auf der Goldküste landeten. Schon nach Jahresfrist waren drei dem Fieber erlegen, und als die drei weiter ausgesandten am Bestimmungsort eintrafen, lag auch der Leib des vierten schon im Grabe. Nur einer von der zweiten Schar, mit Namen Riis, blieb am Leben, mußte aber bis zum Jahre 1846 warten, ehe das Werk so weit gediehen war, daß der Erstling aus den Heiden getauft werden konnte; 18 Jahre waren verflossen seit der ersten Landung. Was haben die Väter der Missionsgesellschaft damals für Proben des Glaubens und der Geduld bestanden! Der Hohn der Welt war leichter zu tragen, aber die Missionsfreunde in der Heimat fingen an, zu murren und zu klagen; die Leitung in Basel wurde beschuldigt, sie gehe gewissenlos um mit dem kostbaren Leben der Missionare, sie opfere fruchtlos die edelsten Kräfte; nie werde man es erleben, daß in dem Todeslande Afrika die Botschaft des Lebens Wurzel

schlage. Wie steht es heutzutage? die aus den Heiden gesammelte [illegible] unserer Basler Gesellschaft auf der Goldküste zählt über 8000 [illegible] auf 10 Hauptstationen. Ist das nicht eine Siegesbeute, welcher wir [illegible] freuen dürfen, und für welche dem Vater der Barmherzigkeit zu [illegible] wir alle Ursache haben? Gewiß noch heute sinkt mancher Kämpfer [illegible] frühe Grab, bevor er nur die Sprache erlernt hat und die Waffe [illegible] Wortes führen kann; mancher kehrt heim, ehe er nur einen Sieg [illegible] fochten hat, und nimmt als Andenken an den gefährlichen Kampfplatz kein Siegesbewußtsein mit heim, sondern nur lebenslängliches Siechtum; auch mancher Streiter draußen muß seufzen, daß er erfolglos kämpfe und seine Kraft unnützlich verzehren müsse. Aber wir wissen, daß es in keinem Kriege abgeht ohne Verluste, und daß die Verluste auf dem Kampfesfelde der Heidenmission, ob noch so schmerzlich und unbegreiflich, dennoch für klein zu achten sind gegenüber den Siegen, die errungen werden. Wenn wir unsere Blicke auf das Ganze richten, auf die gesamte evangelische Streiterschar, welche unter dem Regimente unseres erhöhten Herrn und Königs in allen fünf Weltteilen kämpft, und wenn wir überschauen, was im Laufe eines Jahrhunderts der evangelischen Kirche an Siegen gegeben worden ist von dem Herrn der Heerscharen: so erhebt sich unser Geist zu freudiger Hoffnung, unser Glaube an den Sieg der Wahrheit, an das allmächtige Walten des Herrn der Gemeinde wird gestärkt. Trotz der Gebrechlichkeit der Werkzeuge, trotz der Sünden, welche, wie jedem von Menschen betriebenen Werke, so auch dem großen Werke der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden unvermeidlich sich anhängen, geht es vorwärts von Sieg zu Sieg. Der Herr selber schreitet durch die Geschichte mit der Siegesfahne und der Tag wird anbrechen, wo die Welt überwunden liegt zu den Füßen Jesu Christi, wo alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt, welche dem Reiche und seinem Könige widerstreben, aufgehoben wird, wo in dem Namen Jesu Christi alle Knie sich beugen und alle Zungen bekennen müssen, daß er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Wir aber harren dieses großen Tages, nicht in unthätiger Gleichgiltigkeit, sondern schärfend und schwingend das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und flehen: Ach brich hervor zu unsrer Zeit, o Sonne der Gerechtigkeit! Amen.

Eine Predigtreise in Usagara 1888.

Missionsstunde nach dem Ch. M. Intellig.

Von P. Strümpfel.

Von Deutsch-Ostafrika hört jeder gern erzählen. Die Zeitungen schreiben soviel davon, aber gerade von der dortigen evangelischen Mission erfährt der Zeitungsleser wenig. Sind es doch vornehmlich englische Missionare, welche in unserem Schutzgebiete den Heiden das Evangelium predigen und gegen die Engländer herrscht allgemein eine aufgeregte feindliche Stimmung.

Um so besser ists, wenn wir als Missionsfreunde die Arbeit unserer englischen Brüder dort kennen und schätzen lernen und einsehen, daß in den Sachen des Reiches Gottes die politische Eifersucht aufhören muß. Wir wollen einen der englischen Brüder auf einer Predigtreise unter den Heiden begleiten.

Von Mamboia geht die Reise aus. Das ist eine Station der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, 1880 von Missionar Last angelegt, 30 Meilen von der Küste entfernt, in der schönen fruchtbaren Landschaft Usagara. Es war am 20. August 1888 nach dem Morgengottesdienst, als Missionar Wood mit sechs Trägern, seinem Burschen und einem Uganda-Christen, Namens Tofiki, von dieser Station aufbrach, um südostwärts reisend in einer Reihe von Dörfern Heidenpredigt zu üben. Am Tage war es entsetzlich heiß, die Nächte empfindlich kühl; von ihrem Lager aus hörten die Reisenden des Nachts die Hyänen heulen. Die erste Rast wurde in Berega gemacht, einer von Wasagara, Waseguha und Wakamba dicht bevölkerten Landschaft. Die Ankunft eines weißen Mannes war ein Schauspiel für die Leute, als der Missionar nach kurzer Pause der Erholung zwei nahe Dörfer aufgesucht und alles Volk eingeladen hatte an sein Zelt zu kommen, um die Worte Gottes zu hören, fand sich eine zahlreiche Versammlung ein. Wood setzte den Leuten auseinander, weshalb er gekommen sei, nämlich um ihnen die Worte Gottes zu sagen, zeigte ihnen sodann den Unterschied zwischen Mensch und Vieh; der Mensch sei bestimmt, in ewiger Glückseligkeit oder ewigem Wehe zu leben; dann erzählte er ihnen von dem Sohne Gottes, der vom Himmel gekommen und gestorben ist, um uns vom Fluch der Sünde zu erlösen und zu ewiger Glückseligkeit in den Himmel zu nehmen; darum müßten sie nun von ihren alten schlechten Werken ablassen, sie bereuen, zu Gott, ihrem himmlischen Vater sich bekehren, an ihn glauben und zu ihm beten. Er lehrte sie einiges vom Vaterunser und erklärte ihnen Gottes Vaterliebe, indem er fragte: wer schickt denn Sonnenschein und Regen, damit das Korn reif werde? Als sie sagten, sie wüßten es nicht, zeigte er ihnen, wie es Gott im Himmel ist, der für uns, seine Kinder, sorgt und wie er uns lieb hat, weiße und schwarze Leute; denn wir sind alle von einem Blut. Den Schluß machte der Missionar mit einem erneuten Hinweis auf die besondere göttliche Liebesthat der Erlösung, indem er zur Erläuterung die Thatsache benutzte, daß einer der Häuptlinge gerade abwesend war, um seinen Bruder loszukaufen. Am andern Morgen wurde die Predigt fortgesetzt. Der Missionar erzählte die Geschichte von dem verlornen Sohne und suchte 16 Kinder das Vaterunser in Kimegi zu lehren. Diese armen Heiden wissen ja kaum, was beten heißt. Sie meinen zu beten, wenn sie zum Dröhnen einer Trommel um eine kleine Fetischhütte herumhüpfen. Was will es also heißen, wenn diese Heiden zum Himmel hinaufsehen und „Unser Vater“ im Geist und in der Wahrheit sprechen lernen! In ähnlicher Weise ging die Arbeit weiter am folgenden Tage. Wir wollen die genaue Angabe aller einzelnen Gottesdienste und Ansprachen fortan unterlassen. Des Nachmittags ging Wood in die umherliegenden Ortschaften, wo einmal die Frauen fast sämtlich vor dem ungewohnten Anblick eines weißen Mannes erschreckt davon liefen und die Hausthüren verrammelten.

Sie sowie die Männer suchte der Missionar auf alle Weise zu versichern, daß er ihr Freund sei und nur ihr Gutes im Sinne habe. Eine große Freude war es ihm, als vor seiner Abreise der Häuptling alles Gehörte dahin zusammenfaßte: „Wir sollen von allem Lügen und Verleumden untereinander ablassen, wir sollen von allen unseren falschen Zaubereien ablassen, alles Stehlen und Betrügen ist unrecht, es ist mwiko (Sünde), Gott will es nicht, Gott verlangt, daß wir in Frieden leben, alle bösen Dinge wegwerfen und an allem Guten festhalten. Er ist unser Vater und wir seine Kinder; wir sind nicht gleich den Ochsen und Hunden, sondern werden nach dem Tode leben!“ Solche Worte aus dem Munde eines heidnischen Häuptlings sind eine rechte Ermutigung für den Missionar, das giebt ihm frische Kraft und läßt ihn die Beschwerden des afrikanischen Wanderlebens, grünes Wasser, Moskitos, weiße Ameisen und andere kriechende und hüpfende Kreaturen, welche sich mit ihm, seinem Zelte und seinen Vorräten zu schaffen machen, gern vergessen.

1½ Wegstunden führen zum nächsten Halteplatz Mwandi, wo 5–6 Wasagaradörfer liegen. Die Träger schlagen das Zelt auf, der Missionar wäscht sich und ruht eine Weile aus. Währenddessen kommen Wakamba im Kriegsschmucke vorbei, sie ziehen ihren Freunden in der Nähe von Mamboia zur Hilfe. Ein kleines Stück Zeug haben sie wie eine Schürze vorgebunden, einen Streifen gewöhnlichen roten Tuches tragen sie über der Schulter, bewaffnet sind sie mit den unvermeidlichen Bogen und Pfeilen, geschmückt mit Straußenfedern. Federn gehören zum Kriegsschmuck; der Missionar hatte erst tags vorher auf Bitten seiner Träger zu demselben Zwecke einen großen Adler schießen müssen. Aber nun begleiten wir den Missionar vom Lagerplatz wieder in die Dörfer. Wieder nehmen die Weiber reißaus und gucken durch kleine Löcher hinter den verriegelten Thüren hervor nach dem Fremdling; ist er weit genug fort, dann kommen sie hervor und machen unter einander ihre nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen über das Tier mit der weißen Haut. Der Missionar kümmert sich nicht darum, denn er hört es nicht. Er trifft die Alten auf dem Versammlungsplatze und spricht zu ihnen. Sie erzählen ihm, solche Worte, wie von ihm hätten sie noch nie gehört. Vor einiger Zeit sei ein weißer Mann in ihrer Nähe gewesen, der habe die Berge und Wälder erforscht. Das suche ich nicht, erwiedert Wood, ich suche Menschen und erzähle ihnen die guten Neuigkeiten (nsachilo nswamu), welche alles Volk erfahren soll. Die Leute versprechen abends zum Gottesdienst an das Zelt zu kommen. Viele lockt die Harmonika des Missionars an, die Träger singen die Lieder dazu. Auch an diesem Orte gab es kleine afrikanische Nöte; kaum war es möglich von der Speise der Eingebornen etwas zu genießen des schrecklichen Schmutzes wegen, und als der Missionar am andern Morgen an dem Überrest kalter Speise sich erquicken wollte, wimmelte es darin von Tausenden von Ameisen; er mußte sich begnügen, aus der Mitte ein Bißchen herauszuschneiden und das Übrige mitsamt den lebendigen Bewohnern seinen Leuten zu überlassen. Er schreibt, jedem, der einmal nach Mwandi kommt, würde er sagen: Nimm dich in acht vor Hunden, Schmutz, Flöhen und Ameisen!

Durch welliges Hügelland ging die Reise weiter. Der Zug ruhte unterwegs an einem Felsen mit großen Höhlen, welche drei Fuß tief gutes Wasser enthielten, in dem Wasserlilien wuchsen. Nach 4½ Stunden weiteren Marsches wurde in dem Dorfe Mahedu das Lager aufgeschlagen. Die Leute freuten sich sehr den Masungu (Europäer) zu sehen; die Weiber, die erst auch fortgerannt, kamen schließlich doch wieder und brachten Wasser. Zwei Männer spielten zusammen harmonisch ein heimisches Musikinstrument nach Art eines Hackbrettes. Am Abend fanden sich Männer, Weiber und Kinder zahlreich zum Gottesdienste ein und bewunderten wieder die Harmonika des Missionars, welcher ihnen erst zureden mußte näher zu treten, weil keine Zauberei darin sei und die Berührung weder bösen Geist noch Fieber oder sonst welches Kranksein verursachen werde. Die einfachen, freundlichen Leutchen stecken tief in Zaubereiaberglauben. Als die Träger Woods Brennholz aus dem Walde brachten, bezeichnete es einer der Häuptlinge als verbotene Sorte (mwiko). Das Zelt stieß an eine kleine Fetischhütte, die einen Stein bedeckte, welcher eine Art Schutzgeist des Dorfes sein soll. Steine aus der Nähe des Grashüttchens zum Zelt zu verwenden war wiederum verboten; die Träger mußten sich erst sagen lassen, was „gute" oder „schlechte" Steine seien. Der Missionar empfand von neuem die große Verantwortlichkeit seines Amtes solchen armen Heiden zum erstenmale die guten Neuigkeiten vom Himmel an die Menschenkinder zu verkündigen.

Nach einem schönen Morgengottesdienste ging die Reise durch verlassene Dorfstätten und unwegsamen Wald bergauf bergab nach Chogoali, einem sehr bevölkerten Platz an einem kleinen See mit schönen Wasser- und Schwertlilien, welcher den Uganda-Christen Tofiki an seine Heimat am Viktoria Nyanza erinnerte, sodaß er meinte, hier müsse der Missionar wohnen. Nach einer guten Nacht brach ein schöner Sonntagmorgen an. Immer neue Besucher kamen und hörten dem Gesang sowie der Predigt zu; eine Ansprache folgte auf die andere, auch die zehn Gebote wurden verlesen. Am Nachmittag genoß der Missionar einige Zeit die langersehnte Sonntagsruhe und gab sich stillem Lesen hin, während die Heiden auf dem Nachbardorfe ein großes Trinkgelage in ihrem heimischen Bier (ugimbi) veranstalteten. Noch ein Gottesdienst, bei welchem über die Versuchungsgeschichte Christi gepredigt und von Tofiki in längerer Ansprache der Zweck der Reise erläutert wurde, dann noch ein Gang durchs Dorf, wo sie ein Weib in ihrer heidnischen Weise beten sahen, indem dieselbe zwei Kalabassen mit Mehl und Wasser links und rechts von der Thür ausgoß, — danach wurde die Nachtruhe aufgesucht. Frühmorgens nach dem Frühstück sprach Wood zu den Versammelten über die Sünde und über die Sühne durch Christum. Die Schwarzen, sagt er, verstehen unter Sünde eine Sache, welche sich zwischen Mensch und Mensch, aber nicht eine, welche sich zwischen dem Menschen und Gott abspielt. Mit Tofiki zusammen suchte Wood später die Dörfer auf und kehrte u. a. bei einem Manne, Namens Limascha ein, welcher vom Trinkgelage der letzten Nacht Kopfschmerzen hatte; nachdem ihm die Uhr und andere Sachen gezeigt und so Bekanntschaft gemacht worden war, konnte auch ihm „die alte, alte Geschichte" mitgeteilt werden,

„welche man nie müde wird zu erzählen, selbst in einer fremden und schwierigen Sprache.“

Um Mittag brach der Reisende auf und gelangte in das Thal Magunga, wo vorwiegend Wahumba wohnen, welche zu den Wamassai gehören. Wieder erregte die Harmonika Aufsehen. „Engai“ (Gott) nannten es die Leute, und es gab Gelegenheit von dem wahren Gott im Himmel zu reden. Wood sprach in Kimegi, einfach und in kurzen Sätzen, und freute sich sehr verstanden zu werden. Anderen Tages, Dienstag 28. Aug., gab es eine sehr interessante Verhandlung mit dem Oberhäuptling Semmakanda, welcher in Begleitung seiner Frauen, Unterhäuptlinge und Hauptleute erschien. Es war ein imponierender Greis, in gutes buntes Tuch und einen langen weißen Überwurf gekleidet, auf dem Kopfe die Häuptlingsmütze mit zwei riesigen weißen Straußenfedern. Seine Rede war nicht ganz leicht zu verstehen, da er in sein Kimegi auch Kiseguha und gelegentlich Kihumba oder wenn es anging, Küstenworte mischte, um dem Europäer zu zeigen, daß er alle diese Sprachen verstehe. Sein Hauptmann bat ihm alle die Dinge zu zeigen, welche sie gesehen hätten: Harmonika, Kompaß, Uhr, Feldglas, Schuhe, Lampe, Flinte, Schwefelhölzer u. s. w. In sein Gespräch schaltete der Missionar dabei die Bemerkung ein, wie sehr er die Sitte Menschen zu kaufen und zu verkaufen verabscheue. Er hatte gehört, daß sein Erscheinen hie und da Furcht und Besorgnis wachgerufen hatte; zudem hatte die Sonne ihn so hübsch gebräunt, daß an einem Orte ein Magogo ihn wiederholt einen Araber nannte. Wie hinderlich das Mißtrauen der Schwarzen werden kann, sollte der Missionar am folgenden Tage erfahren, als er das Gebiet des im nordöstlichen Ende des Thales herrschenden Oberhäuptlings Kiungumi betrat. Unter allerlei Vorwänden wurde ihm die Zusammenkunft mit demselben verweigert. Zuletzt hieß es, der Häuptling sei krank und lebe im Walde. Da aber nur Pockenkranke in den Wald gebracht werden und diese Krankheit nicht vorlag, so ergab sich die Täuschung und der Missionar kehrte mit ernsten Worten um. Als er dabei die Andeutung fallen ließ, daß nächstens wohl ein Fremder den Häupling besuchen werde, um ihm einen Stuhl zum Geschenk zu bringen, wonach alle afrikanischen Häuptlinge trachten, gab es ein Bitten und Betteln und man sah schließlich den Missionar ungern wieder fortgehen.

Übrigens gefiel es Wood außerordentlich im Thale Magunga und er empfiehlt den Platz zur Anlegung einer neuen Station, hauptsächlich weil er eine offene Thür ins Massailand und gute Gelegenheit zur Erlernung der Sprache biete. Das Kimassai, welches die Wahumba sprechen, erschien ihm als eine schöne Sprache und die Leute mehr als anderswo zugänglich und friedlich. Wenn er zu den Männern gesprochen hatte, kamen öfters die Frauen mit der Bitte, ihnen dasselbe auch zu sagen. Denn Männer und Frauen zugleich zu einer Versammlung zu vereinigen, gelang selten, bei den Gottesdiensten mußte wenigstens den Frauen ein besonderer Platz angewiesen werden. Die Frauen der Wahumba beschreibt Wood als hervorragend vor allen, die er in Afrika gesehen. Da sei nichts von dem Negergesichte, abgesehen von der schwarzen Farbe. Dieselben

tragen keine Baumwolle, auch wo sie dieselben reichlich erhalten können, sondern nur Felle, welche sie mit schönen perlenbesetzten Gürteln zusammenhalten. Ihre Zieraten sind eigentümlich und interessant, besonders an den Ohren. Das Magungathal ist auch von der Natur begünstigt. Ein Strom mit schönem Wasser fließt von den nordöstlich gelegenen Bergen herab durch das Thal; an Schafen und Ziegen ist großer Reichtum; die Rinder läßt man in den Bergen weiden, wo sie vor den Wamassai sicher sind. Von ihrem Reichtum brachten die Leute auch gern dem Missionar Geschenke; schon eine Stunde nach der Ankunft sandte der Oberhäuptling ein Schaf für ihn und seine Leute, ein anderer brachte jeden Morgen frische süße Milch, andere brachten Kartoffeln, Vögel und dgl. Am letzten Abend kam der Oberhäuptling und verehrte Wood zwei Straußenfedern. Der vortreffliche Greis, dessen zahnloser Mund die Worte mehr in einer Art Grunzen hervorbrachte, wurde je länger desto freundlicher und versäumte keinen Gottesdienst. Wood sprach am letzten Abend über die Fürsorge unseres himmlischen Vaters für unseren Leib und unsere Seele; Tofiki hielt eine Abschiedsansprache. Donnerstag den 30. ging es in anstrengendem Marsche rückwärts, denn die Träger waren nur für 14 Tage gemietet. Die Reisenden litten unterwegs sehr an Durst; mit Mühe hielt Wood seine Leute zurück, als sie Wasser fanden, welches schwarz wie Tinte war. Ihm selbst klebten die Lippen zusammen und er konnte kaum ein Wort mehr sprechen, bis er endlich in Mahedu mit unsäglicher Freude wieder eine Tasse Thee genießen konnte. Er schreibt: „Man kann den Wert des Trinkens verstehen, wenn einem die Lippen aufgesprungen sind vor Durst, wenn man seine Worte nicht recht hervorbringen kann und im Dorfe steht mit dem Rufe: Wasser! mit dem Finger auf den Mund zeigend, um seinen Wunsch auszudrücken. Die Frauen, welche selten reisen, wissen nicht recht, was heftiger Durst ist."

Trotz solcher Mühsale war doch Woods Herz von Freude bewegt, als er am Sonnabend 1. Sept. in Mamboia ankam, nachdem er auch auf dem Rückwege überall in derselben Weise der Heidenpredigt sich gewidmet hatte. Einmal, da er in Magunga sehr vom Ungeziefer geplagt worden war und selbst seine Leute einmal des Nachts vor braunen bissigen Ameisen aufgesprungen waren, um Feuer zu machen und die Angreifer zu verbrennen, schaltet er die Bemerkung ein: „Man denkt überhaupt nicht daran, wenn man die unaussprechliche Freude hat, zu armen Seelen das erste Mal von der großen Liebe Gottes zu sprechen. Ob wohl einige unserer daheim bleibenden Geistlichen wissen, welche Freude sie verscherzen, indem sie nicht nach Afrika kommen? Sicherlich nicht; sonst würden sie williger sein herzukommen. Brüder, hunderte und tausende warten auf euch! Kommet!" So spricht ein rechtes Missionarsherz aus der seligen Lust seiner Arbeit und aus dem Gefühl der dringenden Not Afrikas heraus. Wir werden den Mann verstehen, wenn wir zum Schlusse mit ihm auf eine Unterhaltung lauschen, welche eines Abends seine schwarzen Begleiter führten. Wood saß im Zelt; draußen hockten die sechs Träger mit Tofiki ums Lagerfeuer und sprachen von der Schöpfung. Einer meinte, Adam habe doch seine Schwester Eva geheiratet, da es nur zwei Menschen gab.

„welche man nie müde wird zu erzählen, sel .s Hereinbr
schwierigen Sprache." er Jesus Christ
Um Mittag brach der Reisende auf erwiederte Tofiki
Magunga, wo vorwiegend Wahumba w Gott sandte, die
gehören. Wieder erregte die Harmonika amen Noah; die
es die Leute, und es gab Gelegenheit nach der Träger,
zu reden. Wood sprach in Kimegi seinen weggelaufenen Sohn
freute sich sehr verstanden zu werde darüber und über das Kalb.
gab es eine sehr interessante Ver ein gemästetes? fiel da einer ein
kanda, welcher in Begleitung nicht sein Vater ein neues schönes
leute erschien. Es war ein ichtig, sagte Tofiki; nun sollten wir eben
und einen langen weißen g that. Laßt uns Buße thun und uns zu
lingsmütze mit zwei ri nsere schlechten Dinge aufgeben. Aber thun denn
nicht ganz leicht zu v wandte da einer ein. Nein, sagte Tofiki; Bwana
gelegentlich Kihumba von Gott, aber einige lieben die Sünde und den
Europäer zu zeigen und erwählen den Satan und folgen der Sünde.
hat ihm alle di che am Lagerfeuer geführt werden, so ists uns doch
Kompaß, Uhr Geiste über der Nacht des Heidentums in Deutsch-
In sein Ge strahlen der Morgenröte aufleuchten, und wir beten von
sehr er die digen Schutz für unsere lieben englischen Brüder und um
hatte geh für ihr Werk. Sie arbeiten nicht für England und nicht
gerufen sondern für das Reich, welches nicht von dieser Welt ist.
einem möchte ich noch mehr von Missionar Wood in Mamboia er-
hinder sein Haus ist im Aufstande zerstört worden und er selbst,
am f gerade damals an heftigen Zahnschmerzen litt und mit seinem
des messer sich zwei Zahnstümpfe herausholte, hat mit Tofiki und zwei
Bo Christen in strömendem Regen eine beschwerliche Flucht nach
Zr durchmachen müssen, wohin die Brüder Price und Cole von
nr sich geflüchtet hatten. Es war eine ängstliche Reise durch den
v Wald; bald waren es Elefanten oder Leoparden, bald die Furcht
f den räuberischen Massai, bald Ermüdung und Hunger, was die
Reisenden aufhielt, bis sie endlich Kisokwe erreichten und in brünstigem
Gebete mit den Brüdern sich vereinigten. Inzwischen ist Wood auf seinen
Posten in Mamboia zurückgekehrt und setzt seine gesegnete Arbeit fort.
Dazu gehört auch die Übersetzung von Liedern, Gebeten und Schrift-
abschnitten in Kimegi, die Sprache des Landes. Ein andermal, wills
Gott, mehr davon. Gott erhalte seinen treuen Knecht noch lange gesund
und öffne ihm die Herzen des schwarzen Volkes!



Tofiki widersprach und schilderte den Fall beider und das Hereinbringen der Sünde. Und dann, sprach ein anderer, kam unser Herr Jesus Christus, uns von unserer Gottlosigkeit zu erlösen. Ja, uns alle, erwiederte Tofiki und erzählte dann die Geschichte von der großen Flut, welche Gott sandte, die Menschen zu verderben, weil sie so gottlos waren, ausgenommen Noah; die nächste Zerstörung werde eine durch Feuer sein. Aber, sprach der Träger, Bwana sagt, Gott wird uns aufnehmen wie der Alte seinen weggelaufenen Sohn. Ja, gerade so, antwortete Tofiki und sprach darüber und über das Kalb, welches geschlachtet ward. Wars nicht ein gemästetes? fiel da einer ein und ein anderer fragte: Gab ihm nicht sein Vater ein neues schönes Stück Zeug zu tragen? Ganz richtig, sagte Tofiki; nun sollten wir eben das thun, was der Jüngling that. Laßt uns Buße thun und uns zu Gott bekehren und alle unsere schlechten Dinge aufgeben. Aber thun denn das alle weißen Leute? wandte da einer ein. Nein, sagte Tofiki; Bwana sagt, sie wissen alle von Gott, aber einige lieben die Sünde und den Satan mehr als Gott und erwählen den Satan und folgen der Sünde. Wenn solche Gespräche am Lagerfeuer geführt werden, so ists uns doch, als sähen wir im Geiste über der Nacht des Heidentums in Deutsch-Ostafrika die Strahlen der Morgenröte aufleuchten, und wir beten von Herzen um gnädigen Schutz für unsere lieben englischen Brüder und um reichen Segen für ihr Werk. Sie arbeiten nicht für England und nicht für Deutschland, sondern für das Reich, welches nicht von dieser Welt ist.

Gern möchte ich noch mehr von Missionar Wood in Mamboia erzählen. Auch sein Haus ist im Aufstande zerstört worden und er selbst, welcher gerade damals an heftigen Zahnschmerzen litt und mit seinem Taschenmesser sich zwei Zahnstümpfe herausholte, hat mit Tofiki und zwei anderen Christen in strömendem Regen eine beschwerliche Flucht nach Kisokwe durchmachen müssen, wohin die Brüder Price und Cole von Mpwapwa sich geflüchtet hatten. Es war eine ängstliche Reise durch den dunklen Wald; bald waren es Elefanten oder Leoparden, bald die Furcht vor den räuberischen Massai, bald Ermüdung und Hunger, was die Reisenden aufhielt, bis sie endlich Kisokwe erreichten und in brünstigem Gebete mit den Brüdern sich vereinigten. Inzwischen ist Wood auf seinen Posten in Mamboia zurückgekehrt und setzt seine gesegnete Arbeit fort. Dazu gehört auch die Übersetzung von Liedern, Gebeten und Schriftabschnitten in Kimegi, die Sprache des Landes. Ein andermal, wills Gott, mehr davon. Gott erhalte seinen treuen Knecht noch lange gesund und öffne ihm die Herzen des schwarzen Volkes!





